

Alexandre Dumas



Ü
b
e
r
s
e
t
z
u
n
g

A
u
g
u
s
t

Z
o
l
l
e
r

Frauenkrieg

Der Frauenkrieg.

Von
Alexandre Dumas

Aus dem französischen
von
August Zoller



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1845

Inhaltsverzeichnis

Der Frauenkrieg.

Erstes bis drittes Bändchen

I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII. Chantilly. • IX. • X. • XI.

Viertes bis sechstes Bändchen.

I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • VIII. • IX. • X. • XI. • XII. • XIII. • XIV. • XV. • XVI. • XVII.

Siebentes bis achttes Bändchen

I. • II. • III. • IV. • V. • IV. • VII. • VIII. • IX. • X. • XI. • XII. • XIII. • XIV. • XV. • XVI. • XVII. • XVIII.

Erstes bis drittes Bändchen

I.

In einiger Entfernung den Libourne, der so heiteren Stadt, welche sich in dem raschen Gewässer der Dordogne spiegelt, zwischen Fronsac und Saint-Michel la-Rivire lag einst ein hübsches Dorf mit weißen Mauern und rothen Dächern, halb verborgen unter Linden und Buchen. Die Straße von Libourne nach Saint-André-de-Cubzac ging mitten durch die symmetrisch aneinander gereihten Häuser. Hinter einer den diesen Häuserreihen auf etwa hundert Schritte, schlängelte sich der Fluß, dessen Breite und Macht schon an diesem Orte die Nähe des Meeres zu bezeichnen anfangen.

Aber der Bürgerkrieg ist hier durchgezogen: er hat zuerst die Bäume umgeworfen, sodann die Häuser entvölkert, welche seiner ganzen launenhaften Wuth preisgegeben und nicht im Stande wie die Bewohner zu fliehen, in ihrer Weise gegen die Barbarei innerer Empörungen protestierend, auf den Rasen stürzten. allmählich aber hat die Erde, welche dazu geschaffen zu sein scheint, Allem, was da war, als Grab zu dienen, den Leichnam dieser einst so lustigen Häuser bedeckt. Das Grau ist auf dem trügerischen Grunde gewachsen, und der Reisende, der dieser Straße folgt, vermuthet nicht entfernt, wenn er auf den ungleichen Hügeln eine von den großen Herden trifft, wie man sie bei jedem Schritte im Süden weiden sieht, daß Schäfer und Schafe auf dem Kirchhofe wandeln, wo ein Dorf schläft.

Doch in der Zeit, von der wir sprechen, das heißt gegen die Mitte des Monats Mai 1650, blühte das fragliche Dorf auf den zwei Seiten der Straße, welche dasselbe wie eine große Pulsader nährte, mit dem erfreulichsten Aufschwunge der Vegetation und des Lebens. Der Fremde, der damals dahin gekommen wäre, hätte sie ganz nach seinem Geschmacke gefunden, diese Bauern, welche damit beschäftigt waren, ihre Pferde an den Pflug zu spannen oder von demselben abzuspannen, diese Fischer, welche ihre Netze, in denen der weiß und rosenfarbige Fisch der Dordogne zappelte, an das Ufer zogen, und diese Hufschmiede, wie sie auf den Amboß schlugen, daß unter ihren Armen eine Funkengarbe empor sprang, welche die Schmiede mit jedem Hammerschlage erleuchtete.

Am meisten aber, besonders wenn ihm ein langer Weg den Appetit gegeben hätte, der bei den Straßenläufern sprichwörtlich geworden ist, würde ihn etwa fünfhundert Schritte von dem Dorfe ein niedriges, langes, nur aus einem Erdgeschoße und einem Stockwerke bestehenden Haus erfreut haben, das durch seinen Kamin gewisse Dünste und durch seine Fenster gewisse Gerüche von sich gab, welche, noch mehr als die Figur einen vergoldeten Kalbes, gemalt auf eine Platte von rothem Blech, die an einer eisernen, in dem Gesimse den ersten Stockwerkes befestigten Stange ächzte, dem Fremden andeuteten, daß er endlich zu einem von den gastfreundlichen Häusern gelangt war, deren Bewohner es gegen eine gewisse Entschädigung übernehmen, die Kräfte der Reifenden wiederherzustellen.

Warum lag der Gasthof zum Goldenen Kalb, wird man mir sagen, fünfhundert Schritte vom

Dorfe, statt in seiner natürlichen Reihe unter den auf den beiden Seiten des Weges gruppierten lachenden Häusern zu stehen?

Einmal war der Wirth, wenn auch gleichsam verloren in diesem Winkel der Erde, was die Küche betrifft ein Künstler ersten Ranges. Wohnte er nun am Anfang oder in der Mitte, oder am Ende von einer der langen Häuserzeilen, welche daß Dorf bildeten, so lief er Gefahr, mit einigen von den Sudelköchen vermischt zu werden, die er als seine Genossen zuzulassen genöthigt war, weiche er aber nie als seines Gleichen zu betrachten sich entschließen konnte. Wenn er sich dagegen von denselben trennte und vereinzelt, so zog er die Blicke der Kenner auf sich, welche sobald sie nur einmal seine Küche gekostet hatten, sich einander sagten: Gehst Du von Libourne nach Saint-André-de-Cubzac oder von Saint-André-de-Cubzac nach Libourne so versäume es nicht zum Frühstück, Mittagessen, oder zum Abendbrod in dem Wirthshause zum Goldenen Kalb, fünfhundert Schritte von dem kleinen Dorfe Matifou anzuhalten.

Und die Kenner hielten an, verließen das Haus zufrieden, schickten anderes Kenner dahin, so daß der gescheite Wirth allmählich sein Glück machte, was ihn indessen — eine seltene Erscheinung — nicht abhielt, seine Wirthschaft auf derselben gastronomischen Höhe zu erhalten, woraus sich schließen läßt, daß Meister Biscarros, wie wir bereits gesagt haben, ein wahrer Künstler war.

An einem der schönen Abende des Monat Mai, wo die Natur im Süden bereits erwacht, auch im Norden zu erwachen anfängt, entströmten dichter Rauch und noch lieblichere Gerüche als gewöhnlich den Kaminen und Fenstern des Gasthofes zum Goldenen Kalbe, während auf der Schwelle des Hauses Meister Biscarros in Person, weiß gekleidet nach dem Gebrauche der Opferpriester aller Zeiten und aller Länder, mit seinen erhabenen Händen Feldhühner und Wachteln kaufte, welche zu einem von den seinen Mahlen bestimmt waren, die er so gut zu ordnen verstand und in Folge seiner Vorliebe für die Kunst, welche er trieb, in ihren kleinsten Einzelheiten selbst zu besorgen gewohnt war.

Der Tag neigte sich also. Die Gewässer der Dordogne, welche in einer von den gekrümmten Abschweifungen, die ihren Lauf bezeichnen, sich ungefähr eine Viertelmeile von der Straße entfernt hielten, um an dem Fuße des kleinen Fort Vayres hinzuströmen, fingen an unter dem dunkeln Laubwerk weiß zu werden. Ein ruhiger, schwermüthiger Charakter verbreitete sich mit der Abendluft über der Landschaft: Die Arbeiter verharrten bei ihren ausgespannten Pferden, die Fischer bei ihren tiefenden Netzen; das Geräusch des Dorfes erstarb und nach dem Schalle des letzten Hammerschlages, der den arbeitsamen Tag schloß, ließ sich der erste Gesang der Nachtigall in einem nahen Gesträuche vernehmen.

Bei den ersten Noten, welche der Kehle des gefiederten Musikers entstiegen, fing Meister Biscarros ebenfalls an zu singen, ohne Zweifel um die Nachtigall zu begleiten. Die Folge dieser harmonischen Nebenbuhlerschaft und der Aufmerksamkeit, welche der Wirth seiner Arbeit schenkte, war, daß er eine Truppe bestehend aus sechs Reitern nicht bemerkte, die am Ende des Dorfes Matifou erschien und nach seinem Gasthause vorrückte.

Aber ein Ausruf, der aus einem Fenster des ersten Stockes kam, die schnelle, geräuschvolle Bewegung, mit der diesen Fenster geschlossen wurde, bewirkte, daß der würdige Gastwirth seine Nase in die Höhe streckte. Er sah nun den Reiter, welcher an der Spitze seiner Truppe unmittelbar auf ihn zumarschirte.

Unmittelbar ist nicht ganz das richtige Wort, und wir beeilen uns, es zurückzunehmen; denn dieser Mann hielt von zwanzig zu zwanzig Schritten an, warf nach rechts und links beobachtende

Blicke und erforschte mit dem Auge Fußpfade, Bäume und Gehölze. Dabei hielt er mit der einen Hand eine Muskete auf seinem Knie, um zum, Angriff, wie zur Vertheidigung bereit zu sein, und machte von Zeit zu Zeit seinen Gefährten, die in Allem seine Bewegungen nachahmten, ein Zeichen, sich in Marsch zu setzen. Dann wagte er wieder einige Schritte, und dasselbe Manoeuvre begann abermals.

Biscarros folgte mit den Augen diesem Reiter, dessen Marsch ihn so mächtig in Anspruch nahm, daß er während dieser ganzen Zeit die Federn, welche er zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger hielt, dem Vogel aus dem Leibe zu rupfen vergaß.

»Das ist ein vornehmer Herr, der mein Haus sucht,« sprach Biscarros, »dieser würdige Edelmann scheint kurzsichtig zu sein. Mein goldenen Kalb ist doch frisch gemalt und das Schild springt bedeutend vor. Wir wollen und ein wenig in das Licht stellen.«

Meister Biscarros pflanzte sich mitten auf der Straße auf, wo er das Geflügel mit Geberden voll Erhabenheit und Majestät zu rupfen fortfuhr.

Diese Bewegung brachte die von dem Wirthe erwartete Wirkung hervor. Kaum erblickte ihn der Reiter, als er gerade auf ihn zuritt und mit höflicher Benennung zu ihm sagte:

»Um Vergebung, Meister Biscarros, habt Ihr nicht auf dieser Seite eine Truppe von Kriegsleuten gesehen, welche meine Freunde sind und mich suchen müssen? Kriegsleute will viel sagen, Leute vom Schwerte ist das rechte Wort, bewaffnete Leute, ja, bewaffnete Leute, das drückt meinen Gedanken besser aus. Habt Ihr also eine kleine Truppe bewaffneter Leute gesehen?«

Biscarros fühlte sich im höchsten Maße geschmeichelt, als er seinen Namen nennen hörte, und grüßte ebenfalls auf das Freundlichste. Es war ihm entgangen, daß der Fremde mit einem Blicke, den er auf sein Gasthaus warf, den Namen und die Eigenschaft auf dem Schilde gelesen hatte, wie er jetzt auch die Identität auf dem Gesichte des Eigenthümers las.

»Was bewaffnete Leute betrifft, mein Herr,« antwortete er nach kurzem Nachdenken, »so habe ich nur einen Edelmann und seinen Stallmeister gesehen. Beide hielten vor ungefähr einer Stunde bei mir an.«

»Ah, ah!« sprach der Fremde, das Kinn eines bartlosen und dennoch bereits männlichen Gesichtes streichelnd, »ah, ah! Ein Edelmann und sein Stallmeister befinden sich in Eurem Wirtshause, und Beide bewaffnet, behauptet Ihr?«

»Mein Gott, ja, mein Herr. Soll ich diesem Edelmann sagen lassen, daß Ihr ihn zu sprechen wünscht?«

»Ist dies aber auch schicklich?« versetzte der Fremde. »Einen Unbekannten stören, hieße vielleicht gar sich zu vertraulich benehmen, besonders wenn dieser Unbekannte von Stande ist. Nein, nein, Meister Biscarros, habt nur die Güte, mir denselben zu schildern, oder vielmehr mir ihn zu zeigen, ohne daß er mich sieht.«

»Euch denselben zeigen, ist schwierig, mein Herr, in Betracht, daß er sich selbst zu verbergen scheint; denn er schloß sein Fenster in dem Augenblick, wo Ihr und Eure Gefährten auf der Straße sichtbar wurdet; Euch denselben schildern, ist viel leichter. Es ist ein kleiner, blonder, zarter junger Mensch, kaum sechzehn Jahre alt, und scheint gerade nur die Kraft zu haben, um den Hofdegen zu tragen, der an seinem Wehrgehänge befestigt ist.

Die Stirne den Fremden faltete sich unter dem Schatten einer Erinnerung.

»Sehr gut,« sprach er, »ich weiß, was Ihr sagen wollte ein junger Mensch, blond, von

weibischem Aussehen, auf einem Barber reitend und gefolgt den einem alten Stallmeister; der so steif ist, wie der Piquebube. Das ist es nicht, was ich suche.«

»Ah! den sucht der Herr nicht?« sprach Biscarros.

»Nein.«

»Nun, in Erwartung dessen, welchen der Heer sucht und der unfehlbar hier vorbeikommen muß, weil es nur eine Straße gibt, könnte der Herr bei mir eintreten und sich und seine Gefährten erfrischen.«

»Ich danke, ich kann nicht mehr, als Euch danken und Euch bitten, mir zu sagen, wie viel Uhr es sein mag.«

»Es schlägt so eben sechs Uhr im Dorfe, mein Herr; hört Ihr den schweren Klang der Glocke?«

»Wohl. Nun noch einen letzten Dienst, Herr Biscarros.«

»Mit Vergnügen.«

»Sagt mir wenn es Euch gefällig ist, wie ich mir einen Nachen und einen Schiffer verschaffen könnte.«

»Um über den Fluß zu setzen?«

»Nein, um darauf spazieren zu fahren.«

»Nichts leichter. Der Fischer, welcher mir meine Fische liefert . . . Liebt Ihr Fische, mein Herr?« sagte Biscarros in Form einer Parenthese und zu seinem Gedanken zurückkehrend, den Fremden zu einem Abendbrod in seinem Gasthause zu veranlassen.

»Das ist eine mittelmäßige Speise,« antwortete der Fremde; »wenn der Fisch jedoch gehörig gewürzt ist, sage ich nicht pfui.«

»Ich habe stets vortreffliche Fische, mein Herr.«

»Dann wünsche ich Euch Glück. Kommen wir jedoch auf den zurück, welcher sie Euch liefert.«

»Das ist richtig. Um diese Zeit hat er sein Tagewerk vollbracht und sitzt ohne Zweifel beim Essen. Ihr könnt von hier aus seine Barke an den Weiden, ganz da unten neben der Ulme, angebunden sehen. Sein Haus ist hinter jenem Weidengebüsch verborgen. Ihr findet ihn sicherlich bei Tische.«

»Ich danke, Meister Biscarros, ich danke,« sprach der Fremde, gab seinen Gefährten ein Zeichen, ihm zu folgen, ritt rasch nach den Bäumen zu und klopfte an die bezeichnete Hütte. Die Frau des Fischers öffnete.

Der Fischer saß, wie Meister Biscarros gesagt hatte, bei Tische.

»Nimm Deine Ruder,« sprach der Reiter, »und folge mir. Es ist ein Thaler zu verdienen.«

Der Fischer stand mit einer Hast auf, welche zum Beweise diente, wie wenig freigebig der Wirth zum Goldenen Kalbe seine Händel mit ihm abschloß.

»Wollt Ihr nach Vayres hinab fahren?« fragte er,

»Nein, Ihr sollt mich nur bis mitten in den Fluß führen und einige Minuten mit mir daselbst bleiben.

Der Fischer machte große Augen bei Auseinandersetzung dieser seltsamen Laune. Da aber ein Thaler zu verdienen war und er zwanzig Schritte hinter dem Reiter, welcher an seine Thüre geklopft hatte, die Gesichter seiner Gefährten erblickte, so machte er keine Schwierigkeiten,

wobei er wohl bedachte, daß der Mangel an gutem Willen auf seiner Seite die Anwendung der Gewalt herbeiführen würde, und daß er bei einem solchen Streite die angebotene Belohnung verlieren müßte.

Er erwiderte also schleunig dem Fremden, er stünde mit seiner Barke und seinen Rudern zu Diensten.

Die kleine Truppe rückte nun unmittelbar gegen den Flusse vor, und während der Fremde hielt an den Rand des Wassers ritt, hielt sie aus der Höhe der Böschung stille, und stellte sich, ohne Zweifel aus Furcht vor einem Ueberfalle, so auf, daß sie nach allen Seiten sehen konnte. Von dem Punkte aus, wo die Truppe stand, konnte sie zugleich die Ebene beherrschen, die sich hinter ihr ausdehnte, und die Einschiffung beschützen, die zu ihren Füßen vorging.

Der Fremde, ein großer, blonder, bleicher junger Mann, von gescheitem Gesichte, obgleich ein dunkler Kreis seine blauen Augen umgab und ein Ausdruck cynischen Charakters seine Lippen umschwebte, der Fremde, sagen wir, untersuchte sorgfältig seine Pistolen, steckte seine Muskete in das Bandelier, ließ einen langen Raufdegen in der-Scheide spielen und heftete seine Blicke aufmerksam aus das entgegengesetzte Ufer, einen weiten Wiesengrund, der von einem Fußpfade durchschnitten war, welcher vom steilen Ufer des Flusses ausging und in gerader Linie nach dem Dorfe Ison zuließ dessen gebräunten Glockenthurm und weißlichen Rauch man in dem vergoldeten Dunste des Abends erschaute.

Ebenfalls auf der andern Seite und ungefähr in der Entfernung von einer Viertelmeile erhob sich rechte das kleine Fort Vayres.

»Nun,« sprach der Fremde, welcher ungeduldig zu werden anfang, sich an seine als Wachen aufgestellten Gefährten wendend, kommt er? Seht Ihr ihn rechts oder links, hinten oder vorne erscheinen?«

»Ich glaube,« sprach einer von den Männern, »ich sehe eine schwarze Gruppe auf dem Wege von Ison; aber ich bin meiner Sache noch nicht ganz gewiß, denn die Sonne blendet mich. Halt! ja, ja, so ist es. Einer, zwei, drei, vier, fünf Männer; ein goldbordirter Hut und ein blauer Mantel. Es ist der Bote, den wir erwarten; er hat sich zu größerer Sicherheit ein Geleite mitgenommen.«

»Er hat Recht gehabte,« antwortete phlegmatisch der Fremde. »Nimm mein Pferd, Ferguzon.«

Derjenige, an welchen dieser Befehl in einem halb freundschaftlichem halb gebietenten Tone gerichtet war, beeilte sich zu gehorchen und stieg an der Böschung hinab. Mittlerweile sprang der Fremde vom Pferde, warf in dem Augenblick, wo der Andere sich ihm näherte, demselben den Zügel zu und schickte sich an, in den Nachen zu gehen.

»Höre sprach Ferguzon und legte ihm seine Hand auf den Arm, »keine unnütze Verwegenheit, Cauvignac; bemerkst Du die geringste verdächtige Bewegung von Seiten Deines Mannes, so jage ihm eine Kugel in den Kopf. Du siehst, der listige Gevatter fährt eine ganze Truppe mit sich.«

»Ja, sie ist aber weniger stark, als die unserige. Außer der Ueberlegenheit des Muthes haben wir noch die der Anzahl, und es ist somit nichts zu befürchten. Ah! es erscheinen bereits ihre Köpfe.«

»Wie werden sie es machen?« sprach Ferguzon, »Sie können sich keinen Nachen verschaffen. Doch wohl, dort findet sich einer wie durch ein Zauberwerk.«

»Es ist der meines Veters, des Fährmannes von Ison,« sprach der Fischer, den diese Vorbereitungen ungemein zu interessieren schienen, während er jedoch zitterte, es könnte ein

Seetreffen an Bord seiner Schaluppe und der seines Veters stattfinden.

»Gut, der Blaumantel schiffst sich eine,« sagte Ferguzon; »meiner Treue allein, streng nach den Bedingungen des Vertrages.«

»Wir wollen ihn nicht warten lassen,« versetzte der Fremde, sprang ebenfalls in das Schiff und machte dem Fischer ein Zeichen, sich an seinen Posten zu begeben.

»Wohl aufgepasst, Roland!« rief Ferguzon, zu seinen klugen Ermahnungen zurückkehrend: »der Fluß ist breit. Nahe Dich nicht zu sehr dem entgegengesetzten Ufer, denn Du könntest eine Ladung von ihren Musketen bekommen, die wir nicht zurückzugeben vermöchten. Halte Dich, wenn es möglich ist, diesseits der Abgrenzungslinie.«

Derjenige, welchen Ferguzon bald Roland, bald Cauvignac genannt hatte und der auf diese beiden Namen antwortete, ohne Zweifel, weil der eine sein Taufname, der andere sein Familienname oder sein Kriegsname war, machte ein Zeichen mit dem Kopf.

»Du hast nichts zu befürchten,« sprach er, »ich dachte so eben daran: Unklugheiten zu begehen ist gut für diejenigen, welche nichts einzusetzen haben. Aber die Angelegenheit ist zu vortheilhaft, als daß ich alberner Weise den Verlust der Frucht wagen sollte. Wird eine Unklugheit bei dieser Gelegenheit begangen, so geschieht es nicht von meiner Seite. Vorwärts, Schiffer!«

Der Fischer band sein Seil los, stieß seinen langen Bootshaken in die Erde, und die Barke fing an sich vom Ufer zu entfernen; zu gleicher Zeit ging die Schaluppe des Fährmannes von Ison vom entgegengesetzten Ufer ab.

In der Mitte des Flusses war eine kleine Verpfählung, die sich drei Fuß über das Wasser erhob, und darüber wehte eine weiße Fahne, welche den langen Transportschiffen, die auf der Dordogne herabkamen, eine gefährliche Felsbank andeutete. Bei niedrigem Wasserstande konnte man sogar die Oberfläche dieser Felsen schwarz und glatt über dem Strome sehen; in diesem Augenblicke aber, wo die Dordogne voll war, deuteten nur die kleine Fahne und ein leichtes Strudeln des Wassers die Gegenwart der Klippen an.

Die zwei Ruderer begriffen ohne Zweifel, daß hier die Zusammenkunft der Parlamentäre stattfinden konnte, und lenkten ihre Fahrzeug deshalb in dieser Richtung. Der Fährmann von Ison kam zuerst an Ort und Stelle und band auf Befehl seines Passagiers sein Schiff an einen von den Ringen der Verpfählung.

In diesem Augenblick wandte sich der Fischer, welcher vom entgegengesetzten Ufer abgefahren war, nach seinem Reisenden um in der Absicht, dessen Befehle einzuholen; er war aber nicht wenig erstaunt, als er in seiner Barke nur einen verlarvten und in seinen Mantel eingewickelten Menschen fand.

Die Angst, welche ihn nie verlassen hatte, verdoppelte sich jetzt und er fragte nur stammelnd die fremde Person um ihre Befehle.

»Binde Deinen Kahn an dieses Holz an,« sprach Cauvignac, die Hand nach einem von den Pfählen ausstreckend, »so nahe als möglich zu dem Schiffe jenes Herrn.«

Und seine andeutende Hand ging zu dem Herrn über, den der Fährmann von Ison gebracht hatte.

Der Ruderer gehorchte und durch die Strömung Bord an Bord gelegt, erlaubten die Barken den zwei Bevollmächtigten, folgende Unterredung zu eröffnen.

II.

»Wie? Ihr seid verlarvt, mein Herr?« fragte zugleich erstaunt und trotzig der mit dem Fährmann von Ison angekommene, ein dicker Mann von ungefähr fünfundfünfzig bis achtundfünfzig Jahren, mit finsternen, starren Auge, dem eines Raubvogels ähnlich, mit grauwerdendem Schnurrbarte und Kinnbarte, der, wenn er keine Maske vorgenommen, wenigstens seine Haare und sein Gesicht so gut als möglich unter einem betressten Hute und seine Kleider und seinen Körper unter einem langen blauen Mantel verborgen hatte.

Die Person näher betrachtend, welche ihn angeredet hatte, konnte sich Cauvignac nicht enthalten, sein Erstaunen durch eine unwillkürliche Bewegung zu verrathen.

»Nun, mein Herr?« fragte der alte Edelmann »was habt Ihre?«

»Nichts, mein Herr; ich hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Aber ich glaube, Ihr erweist mir die Ehre, das Wort an mich zu richten; was sagtet ihr?«

»Ich fragte, warum Ihr verlarvt wäret?«

»Die Frage ist freimüthig und ich beantworte sie mit derselben Freimüthigkeit: ich habe mich verlarvt, um mein Gesicht zu verbergen.«

»Ich kenne es also?«

»Ich glaube nicht; aber hättet Ihr es einmal gesehen, so könntet Ihr es später wiedererkennen, was wenigstens meiner Meinung nach, völlig unnütz ist.«

»Ihr seid offen, mein Herr.«

»Ja, wenn mir meine Offenheit keinen Schaden bringen kann.«

»Und diese Offenherzigkeit geht so weit, daß Ihr die Geheimnisse Anderer enthüllt?«

»Ja, wenn mir diese Enthüllung etwas einbringen kann.«

»Ihr treibt ein sonderbares Geschäft.«

»Den Teufel, man thut, was man kann, mein Herr. Ich bin nach und nach Advocat, Arzt, Soldat und Parteigänger gewesen. Ihr seht, daß es mir nicht an Gewerben fehlt.«

»Und was seid Ihr gegenwärtig?«

»Ich bin Euer Diener,« sprach der junge Mann und verbeugte sich mit geheuchelter Ehrfurcht.

»Habt Ihr den fraglichen Brief?«

»Habt Ihr das verlangte Blanquett?«

»Hier ist es.«

»Wollen wir austauschen?«

»Noch einen Augenblick, mein Herr; Eure Rede gefällt mir, und ich wünschte dieses Vergnügen nicht sobald zu verlieren.«

»Meine Rede gehört, wie ich selbst, ganz Euch; plaudern wir also, wenn es Euch angenehm ist.«

»Wollt Ihr, daß ich in Euren Nachen hinüberkomme, oder zieht Ihr es vor, in den meinigen zu steigen, damit wir in dem frei bleibenden Schiffe unsere Ruderer entfernt von uns halten können.«

»Unnöthig, mein Herr, Ihr sprecht ohne Zweifel eine fremde Sprache?«

»Ich spreche Spanisch.«

»Ich auch, plaudern wir also in dieser Sprache, wenn es Euch beliebt.«

»Vortrefflich! Welcher Grund,« fuhr der Edelmann fort, indem er sich von diesem Augenblicke an des verabredeten Idioms bediente, »welcher Grund bewog Euch, den Herzog von Epernon die Untreue der fraglichen Dame zu enthüllen?«

»Ich wollte diesem würdigen Herrn einen Dienst leisten und mich bei ihm in Gunst setzen.«

»Ihr grollt also Fräulein von Lartigues?«

»Ich? ganz im Gegentheil, ich habe sogar, ich muß es gestehen, einige Verbindlichkeiten gegen sie, und es würde mir sehr leid thun, wenn ihr Unglück widerführe.«

»Ihr habt also den Herrn Baron von Canolles zum Feinde?«

»Ich habe ihn nie gesehen, ich kenne ihn nur dem Rufe nach, und es ist nicht zu leugnen, er besitzt den eines galanten Cavaliers und eines braven Edelmannes.«

»Es ist also nicht ein Beweggrund des Hasses, der Euch zu Eurer Handlungsweise antreibt?«

»Pfei doch! wenn ich einen Haß gegen den Herrn Baron von Canolles hätte, so würde ich ihn bitten, sich mit mir die Hirnschale zu zerschmettern oder die Gurgel abzuschneiden, und er ist ein zu galanter Mann, um je eine Partie dieser Art auszuschlagen.«

»Ich muß mich also an das halten, was Ihr mir gesagt habt.«

»Das wird, glaube ich das Beste sein.«

»Wohl, Ihr habt den Brief, der zum Beweis für die Untreue von Fräulein von Lartigues dient.«

»Hier ist er! es ist, ohne Vorwurf, das zweite Mal, daß ich ihn zeige.«

Der alte Edelmann warf von ferne einen traurigen Blick auf das feine Papier, durch welches die Charaktere durchschienen.

Der junge Mann entfaltete langsam den Brief.

»Ihr erkennt wohl die Handschrift, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann gebt mir das Blanquett, und Ihr bekommt den Brief.«

»Sogleich! Erlaubt Ihr mir noch eine Frage?«

»Sprecht, mein Herr.«

Und der junge Mann machte den Brief wieder zu und steckte ihn in seine Tasche.

»Wie habt Ihr Euch dieses Billet verschafft?«

»Das will ich Euch wohl sagen.«

»ich höre.«

»Es ist Euch nicht unbekannt, das die etwas verschwenderische Regierung des Herzogs von Epernon diesem in Guienne große Verlegenheiten zugezogen hat.«

»Weiter.«

»Es ist Euch nicht unbekannt, daß die furchtbar geizige Regierung von Herrn von Mazarin diesem in der Hauptstadt große Verlegenheiten zugezogen hat.«

»Was haben Herr von Mazarin und Herr von Epernon bei dieser Sache zu thun?«

»Wartet: aus diesen zwei entgegengesetzten Regierungen ist ein Zustand der Dinge hervorgegangen, der ganz bedeutend einem allgemeinen Kriege gleicht, wobei Jeder Partei ergreift: Herr von Mazarin führt in diesem Augenblick Krieg für die Königin; Ihr führt Krieg für

den König; der Herr Coadjutor führt Krieg für Herrn von Beaufort; Herr von Beaufort führt Krieg für Frau von Montbazon; Herr von Larochefoucault fährt Krieg für Frau von Longueville; der Herr Herzog von Orleans führt Krieg für Fräulein Soyon; das Parlament führt Krieg für das Volk; endlich hat man Herrn von Condé, der für Frankreich Krieg führte, in das Gefängniß gesteckt. Da ich nun wenig dabei gewinnen würde, wenn ich für die Königin, für den König, für den Herrn Coadjutor, für Herrn von Beaufort, für Frau von Montbazon, für Frau von Longueville, für Fräulein Soyon, für das Volk oder für Frankreich Krieg führte, so kam mir der Gedanke, keine Partei zu erwählen, sondern derjenigen zu folgen, zu welcher ich mich für den Augenblick hingezogen fühle. Alles ist daher bei mir eine Angelegenheit des Augenblicks. Was sagt Ihr zu diesem Gedanken?«

»Er ist sehr geistreich.«

»Ich sammelte dem zufolge eine Armee; Ihr seht sie am Ufer der Dordogne aufgestellt.«

»Fünf Mann, den Teufel!«

»Es ist einer mehr, als Ihr selbst habt, es wäre also sehr Unrecht von Euch, sie zu verachten.«

»Aeußerst schlecht gekleidet,« fuhr der alte Edelmann fort, welcher sehr übler Laune und folglich im Zuge des Herabsetzens war.

»Es ist wahr,« sprach der Andere, »Sie gleichen sehr den Gefährten von Falstaff. Falstaff ist einer von meinen Bekannten, ein englischer Edelmann; aber diesen Abend bekommen sie neue Kleider, und wenn Ihr sie morgen wieder trifft, werdet Ihr sehen, das es wirklich hübsche Bursche sind.«

»Kommen wir auf Euch zurück; ich habe nichts mit Euren Leuten zu thun.«

»Nun wohl, indeß wir Krieg auf meine Rechnung führten, begegneten wir dem Einnehmer des Bezirkes, welcher, den Beutel Seiner Majestät füllend, von Dorf zu Dorf ging. So lange nur noch eine einzige Steuer einzuziehen übrig blieb, gaben wir ihm ein treues Geleite, und als ich seinen Sack so dick werden sah, hatte ich redlich gestanden grobe Lust, mich auf die Partei des Königs zu schlagen. Aber die Ereignisse verwickeln sich teuflermäßig: eine Bewegung übler Laune gegen Herrn von Mazarin, die Klagen, die wir von allen Seiten gegen den Herrn Herzog von Epemon hörten, machten, daß wir in uns gingen. Wir dachten, es wäre Gutes, viel Gutes bei der Sache der Prinzen, und meiner Treue! wir ergriffen sie mit allem Eifer. Der Einnehmer schloß seine Runde mit dem vereinzelt Häuschen, das Ihr da unten halb unter Pappeln und Adamsfeigenbäumen verborgen seht.«

»Das von Nanon!« murmelte der Edelmann, »ja, ich sehe es!«

»Wir lauerten auf ihn, als er heran kam, wir folgten ihm, wie wir es seit fünf Tagen thaten, wir setzten etwas unterhalb Saint-Michel mit ihm über die Dordogne, und wir mitten im Flusse waren, theilte ich ihm unsere politische Bekehrung mit und lud ihn mit aller Höflichkeit, der wir fähig sind, ein, uns das Geld zuzustellen, welches er bei sich hatte. Könnt Ihr wohl glauben, mein Herr, daß er sich weigerte? Meine Gefährten durchwühlten nun seine Taschen, und da er schrie, daß ein Scandal daraus hätte entstehen können, so bedachte mein Lieutenant, ein Junge voll Mittel, derjenige, welchen ihr da unten in einem rothen Mantels und mein Pferd an der Hand haltend erblickt, er bedachte, sage ich, daß das Wasser die Luftströmungen auffange und eben dadurch die Fortsetzung den Schalles unterbreche; es ist dies ein physikalischer Grundsatz, den ich in meiner Eigenschaft als Arzt begriff und beifällig aufnahm. Derjenige also welcher den Vorschlag gemacht hattet zog den Kopf des Widerspenstigen gegen den Fluß und hielt ihn einen

Fuß unter dem Wasser, nicht weiter. Der Einnehmer schrie nicht mehr, oder besser gesagt, man hörte ihn wenigstens nicht mehr schreien. Wir konnten uns also im Namen des Prinzen alles Geldes bemächtigen, das er bei sich führte, und eben so auch der Correspondenz, die man ihm übergeben hatte. Ich gab das Geld meinen Soldaten, welche, wie Ihr sehr richtig bemerkten desselben bedurften, um sich neu zu equipiren, und behielt die Papiere, dieses unter anderen. Es scheint, der brave Einnehmer diene Fräulein von Lartigues als galanter Mercur.«

»In der That,« murmelte der alte Edelmann, »es war, wenn ich mich nicht täusche, eine Creatur von Nanon: und was ist aus diesem Elenden geworden?«

»Ah, Ihr sollt sehen, ob wir wohl gethan haben, diesen Elenden, wie Ihr ihn nennt, in das Wasser zu tauchen; ohne dies hätte er sicherlich die ganze Erde in Aufruhr gebracht; denn denkt Euch, als wir ihn und dem Flusse zogen, war er, obgleich er kaum eine Viertelstunde darin verweilt hatte, vor Wuth gestorben.«

»Und Ihr habt ihn ohne Zweifel abermals hineingetaucht?«

»Wie Ihr sagt.«

»Aber wenn der Bote ertränkt worden ist?«

»Ich habe nicht gesagt, er wäre ertränkt worden.«

»Streiten wir nicht über Worte: wenn der Bote todt ist. . .«

»Ah, was das betrifft, ja wohl.«

»So wird Herr von Canolles nicht in Kenntniß gesetzt worden sein und folglich nicht zu dem Rendezvous kommen?«

»Oh! nur Geduld, ich führe den Krieg gegen die Mächte und nicht mit Privatleuten. Herr von Canolles hat ein Duplikat von dem Briefe bekommen, der ihm Rendezvous gab. Nur glaubte ich, die eigene Handschrift hätte einigen Werth und behielt sie.«

»Was wird er denken, wenn er die Handschrift nicht erkennt?«

»Die Person, welche ihn zu sehen wünscht, habe sich aus größerer Vorsicht der Hilfe einer fremden Hand bedient.«

Der Fremde betrachtete Cauvignac mit einer gewissen Bewunderung, veranlaßt durch, so viel, mit einer solchen Geistesgegenwart vermischte, Unverschämtheit.

Er wollte sehen, ob es kein Mittel gäbe, diesen kühnen Spieler einzuschüchtern.

»Aber die Regierung, aber die Nachforschungen,« sagte er, denkt Ihr nicht zuweilen daran?«

»Die Nachforschungen?« versetzte der junge Mann lachend, »ah, ja wohl! Herr von Epernon hat etwas ganz Anderen zu thun, als Nachforschungen anzustellen; und dann habe ich Euch nicht gesagt, daß das was ich that, geschehen sei, um mich in Gunst bei ihm zu setzen? Er wäre also sehr undankbar, wenn er mir diese nicht bewilligte.«

»Ich verstehe nicht ganz,« erwiderte der alte Edelmann ironisch. »Wie Euch, der Ihr nach Eurem eigenen Geständnisse die Partei den Prinzen ergriffen habt, ist der seltsame Gedanke gekommen, Herrn von Epernon einen Dienst zu leisten?«

»Das ist die einfachste Sache der Welt: die Einsicht der Papiere, welche ich bei dem Einnehmer vorfand, hat mich von der Reinheit der Absichten den Königs überzeugt. Seine Majestät ist völlig gerechtfertigt in meinen Augen, und der Herr Herzog hat tausendmal Recht gegen die unter seiner Verwaltung Stehenden. Hier ist also die gute Sache und deshalb habe ich für die gute Sache Partei ergriffen.

»Das ist ein Räuber, den ich hängen lassen werde, wenn er je in meine Hände fällt,« brummte der alte Edelmann und zog dabei an den krausen Haaren seines Schnurrbarts.

»Ihr sagt?« fragte Cauvignac, unter seiner Maske mit den Augen blinzeln.

»Nichts. Nun eine Frage; was werdet Ihr mit dem Blanquett machen, das Ihr von mir,fordert?«

»Der Teufel soll mich holen, wenn ich einen Entschluß hierüber gefaßt habe. Ich forderte ein Blanquett, weil es die bequemste, die tragbarste, die elastischste Sache der Welt ist. Wahrscheinlich werde ich es für irgend einen außerordentlichen Umstand aufbewahren; möglicher Weise verschleudere ich es auch für die nächste beste Laune, die mir in den Kopf kommt; vielleicht lege ich es Euch schon vor dem Ende dieser Woche vor; vielleicht gelangt es auch erst in drei bis vier Monaten mit einem Dutzend von Interessenten wie ein in den Handel geworfener Wechsel zu Euch. Aber seid unbesorgt, jedenfalls werde ich es nicht zu etwas mißbrauchen, worüber wir, Ihr und ich, zu erröthen haben. Man ist im Ganzen Edelmann.

»Ihr seid Edelmann?

»Ja, mein Herr, und zwar einer von den besten.«

»Dann lasse ich ihn rädern,« murmelte der Unbekannte; »dazu soll ihm sein Blanquett nützen.«

»Seid Ihr entschlossen, mir das Blanquett zu geben?« fragte Cauvignac.

»Ich muß wohl,«- antwortete der alte Edelmann.

»Ich nöthige Euch nicht, wohl verstanden. Es ist ein Tausch, den ich Euch vorschlage. Behaltet Euer Papier und ich behalte das meinige.«

»Den Brief?«

»Das Blanquett?«

»Und er streckte mit einer Hand den Brief aus, während er mit der andern eine Pistole spannte.

»Laßt Eure Pistole in Ruhe,« sprach der Fremde und öffnete seinen Mantel, »denn ich habe auch Pistolen, und zwar ebenfalls gespannte.«

»Hier ist Euer Brief.«

Der Austausch der Papiere wurde nun auf eine redliche Weise vorgenommen, und jede der beiden Parteien prüfte stillschweigend, nach Maße und mit Aufmerksamkeit das, welches man ihr zugestellt hatte.

»Nun, mein Herr,« sprach Cauvignac, »welchen Weg nehmt Ihr?«

»Ich muß auf das rechte Ufer den Flusses.«

»Und ich auf das linke,« antwortete Cauvignac.

»Wie wollen wir das machen? Meine Leute sind auf der Seite, wohin Ihr wollt, die Eurigen auf der wohin ich will.«

»Nichts ist leichter. Schickt meine Leute in Eurem Nachen zurück, ich schicke Euch die Eurigen in meinem.«

»Ihr habt einen raschen, erfindungsreichen Geist.«

»Ich war zum Heerführer geboren.«

»Ihr seid es.«

»Ah! das ist wahr,« sprach der junge Mann, »ich hatte es vergessen.«

Der Fremde machte dem Fährmann ein Zeichen, seine Barke loszubinden und ihn auf das entgegengesetzte Ufer in der Richtung eines Gebüsches zu führen, daß sich bis an die Straße

ausdehnte.

Der junge Mann erwartete vielleicht irgend einen Verrath und erhob sich halb, um ihm mit den Augen zu folgen, die Hand stets an die Krabbe seiner Pistole gelegt und bereit, bei der geringsten verdächtigen Bewegung Feuer auf den Fremden zu geben. Aber dieser ließ sich nicht einmal herbei, das Mißtrauen, dessen Gegenstand er war, zu bemerken, begann, dem jungen Manne mit einer wirklichen oder geheuchelten Sorglosigkeit den Rücken zuwendend, den Brief zu lesen, und war bald völlig in die Lecture versunken.

»Erinnert Euch wohl des Augenblicks,« sprach Cauvignac, »es ist morgen Abend um acht Uhr.«

Der Fremde antwortete nicht, und schien sogar nicht einmal gehört zu haben.

»Ah,« sagte Cauvignac leise und mit sich selbst sprechend, während er beständig den Kolben seiner Pistole streichelte, »bedenkt man, daß ich, wenn es mir gefiele, die Erbfolge des Gouverneur der Guienne öffnen und dem Bürgerkrieg Einhalt thun könnte! Aber ist der Herzog von Epernon todt, wozu soll mir dann sein Blanquett nützen, und ist der Bürgerkrieg geendigt, wovon solle ich leben? In der That, es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß ich ein Narr werde! Es lebe der Herzog von Epernon! Es lebe der Bürgerkrieg! Vorwärts, Schiffer, an Deine Ruder, wir wollen rasch nach dem rechten Ufer steuern und diesen würdigen Herrn nicht lange auf seine Escorte warten lassen.«

Einen Augenblick nachher landete Cauvignac an dem linken Ufer der Dordogne, gerade in der Minute, wo der alte Edelmann ihm Ferguzon und seine fünf Banditen in dem Schiffe des Fährmannes von Ison zurückschickte. Er wollte ihm an Pünktlichkeit nicht nachstehen und wiederholte seinen Schiffer den Befehl, die vier Leute des Unbekannten in seine Barke aufzunehmen und nach dem rechten Ufer zu führen. Mitten im Flusse begegneten sich die zwei Truppen und grüßten einander höflich. Dann landete jede an dem Punkte, wo sie erwartet wurde. Der alte Edelmann drang mit seiner Escorte in das Gehölze, das sich von dem Ufer des Flusses nach der Landstraße ausdehnte, und Cauvignac schlug an der Spitze seines Heeres den Weg nach Ison ein.

III.

Eine halbe Stunde nach der so eben von uns erzählten Scene öffnete sich dasselbe Fenster, das so rasch geschlossen worden war, vorsichtig wieder, und auf das Gesimse dieses Fensters lehnte sich, nachdem er zuvor aufmerksam rechts und links geschaut hatte, mit dem Ellenbogen eins junger Mensch von sechzehn bis achtzehn Jahren, in schwarzer Kleidung mit bauschigen Manschetten an der Handwurzel. Ein Hemd von feinem gesticktem Batist trat stolz aus seinem Leibrocke hervor und fiel wellenförmig auf seine mit Bindern überladenen Beinkleider. Seine kleine, zierliche, fleischige Hand zerknitterte ungeduldig damlederne, auf den Nähten gestickte Handschuhe. Ein perlgrauer Filzhut, der sich an seinem Ende unter der Krümmung einer herrlichen blauen Feder bog, beschattete seine langen Haare mit den goldenen Reflexen, welche auf eine wundervolle Weise ein ovales Gesicht mit weißer Hautfarbe, mit rosigen Lippen und schwarzen Brauen umgaben. Aber dieses anmuthige Gesamtwesen, das aus dem jungen Manne einen der reizendsten Cavaliere machen mußte, war für den Augenblick durch einen Ausdruck übler Laune verdüstert, welche ohne Zweifel von einer vergeblichen Erwartung herrührte, denn der junge Mann befragte mit seinen verweinten Augen die in der Ferne bereits in den Abendnebel getauchte Landstraße.

In seiner Ungeduld schlug er seine linke Hand mit den Handschuhen. Bei dem Lärm den er machte, schaute der Wirth, welcher seine Feldhühner vollends gerupft hatte, empor, nahm seine Mütze ab und fragte:

»Um welche Stunde werdet Ihr zu Nacht speisen, gnädiger Herr, denn man erwartet nur Eure Befehle, um aufzutragen?«

»Ihr wißt wohl, daß ich nicht allein zu Nacht speise, und daß ich einen Gefährten erwarte,« versetzte dieser. »Wenn Ihr ihn kommen seht, könnt Ihr Euer Mahl auftragen lassen.«

»Ah, mein Herr,« antwortete Meister Biscarros, »es ist nicht um Euren Freund zu tadeln, denn es steht ihm sicherlich frei, zu kommen oder nicht zu kommen, aber ich halte es für eine schlechte Gewohnheit, auf sich warten zu lassen.«

»Es ist nicht seine Gewohnheit, und ich staune über dieses Zögern.«

»Ich gehe weiter, ich staune nicht nur, sondern ich bekümmere mich darüber. Der Braten wird verbrannt sein.«

»Nehmt ihn vom Spieße.«

»Dann wird er kalt sein.«

»Setzt einen andern an das Feuer.«

»Er wird nicht gar werden.«

»Dann, mein Freund, macht es, wie Ihr wollt,« sprach der junge Mann, der sich trotz seiner schlimmen Laune eines Lächelns über die Verzweiflung des Wirthes nicht erwehren konnte. »Ich überlasse die Sache ganz Eurer erhabenen Weisheit.«

»Es gibt keine Weisheit, und wäre es die des Könige Salomo,« versetzte der Wirth, »welche ein gewärmtes Mittagsbrod eßbar machen könnte.«

Und auf dieses Axiom, das Boileau vierzig Jahre später in Verse brachte, kehrte Biscarros, schmerzlich den Kopf schüttelnd, in sein Haue zurück.

Der Jüngling, als wollte er seine Ungeduld hintergehen, zog sich in sein Zimmer zurück, ließ einen Augenblick seine Stiefeln auf dem Boden klingen und eilte bei dem entfernten Geräusche von Pferdetritten, daß er gehört zu haben glaubte, abermals an das Fenster.

»Endlich,« rief er, »endlich ist er da, Gott sei gelobt!«

Er sah wirklich jenseits des Gebüsches, wo die Nachtigall sang, deren melodischen Tönen der junge Mann in seiner großen Unruhe ohne Zweifel keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, den Kopf eines Reiters erscheinen. Zu seinem Erstaunen aber erwartete er vergebens, der Reiter wurde auf dem Wege ausmünden. Der Ankömmling zog sich nach rechts drang in das Gehölze, oder vielmehr sein Hut sank in demselben, ein sicherer Beweis, daß er abgestiegen war. Einen Augenblick nachher gewährte der Beobachter durch die vorsichtig auf die Seite geschobenen Zweige eine graue Kasake und den Blitz von einem der letzten Strahlen der untergehenden Sonne, der sich auf dem Laufe einer Muskete spiegelte.

Der junge Mann blieb in Gedanken versunken an seinem Fenster. Der in dem Gehölze verborgene Reiter war offenbar nicht der Gefährte, den er erwartete, und der Ausdruck von Ungeduld, der sein Gesicht zusammenzog, machte einem Ausdruck der Neugierde Platz.

Bald zeigte sich ein zweiter Hut an der Biegung der Straße: der junge Mann zog sich so weit zurück, daß er nicht mehr gesehen werden konnte.

Dieselbe graue Kasake, dasselbe Manoeuvre des Pferdes, dieselbe glänzende Muskete. Der Zweite richtete an den, welcher zuerst gekommen war, einige Worte, welche unser Beobachter der Entfernung wegen nicht hören konnte, und in Folge der Kunde, die ihm sein Gefährte ohne Zweifel gab, drang er in die mit dem Gehölze parallel liegende Baumgruppe, stieg ebenfalls vom Pferde, kauerte sich hinter einen Felsen und wartete.

Von dem erhabenen Punkte, wo sich der junge Mann befand, sah er den Hut über dem Felsen; neben dem Hute funkelte ein leuchtender Punkt, es war das Ende des Musketenlaufes.

Ein Gefühl unbestimmter Bangigkeit regte sich in dem jungen Manne, der, immer mehr zurückweichend, die Scene beobachtete.

»Oh, ah!« fragte er sich, »bin ich es oder sind es die tausend Louisd'or, die ich bei mir trage, woran man sich vergreifen will? Aber nein, vorausgesetzt Richon kommt an, und ich kann mich diesen Abend auf den Weg begeben, so gehe ich nach Libourne und nicht nach Saint-André-de-Cubzac. Folglich komme ich nicht an dem Orte vorüber, wo diese Bursche sich verborgen halten. Wenn nur mein alter Pompée da wäre, ich könnte ihn um Rath fragen. Aber wenn ich mich nicht täusche, ja, meiner Treue! hier erscheinen noch zwei Männer, sie stoßen zu den Andern. Ei, ei, das sieht ganz aus, wie ein Hinterhalt.«

Der junge Mann machte abermals einen Schritt rückwärts.

In diesem Augenblick erschienen wirklich zwei Menschen an demselben Punkte des Weges. Aber diesmal hatte nur einer von ihnen die graue Kasake an. Der Andere ritt auf einem mächtigen Rappen, war in einen großen Mantel gehüllt, trug einen verbrämten Filzhut mit einer weißen Feder, und man sah unter dem Mantel, den der Abendwind emporhob, eine reiche Stickerei glänzen, welche sich über einen nacaratfarbigen Leibrock hinschlängelte.

Man hätte glauben sollen, der Tag verlängere sich, um diese Scene zu beleuchten, denn die letzten Strahlen der Sonne entzündeten, sich aus einem von den schwarzen Wolkenlagern lösend, welche sich zuweilen auf eine so pittoreske Weise am Horizont ausstrecken, plötzlich tausend Rubine an den Fensterscheiben eines hübschen Hauses, das etwa hundert Schritte von dem

Flusse lag, und ohne dieses, verloren zwischen den Zweigen einer dichten Baumgruppe, von dem jungen Menschen nicht bemerkt worden wäre. Diese Lichtverstärkung erlaubte wahrzunehmen, einmal, daß die Blicke der Spione sich abwechselnd dem Eingange des Dorfes und dem kleinen Hause mit den funkelnden Fensterscheiben zuwandten; dann, daß die grauen Kasaken die größte Achtung vor der weißen Feder zu haben schienen, mit der sie nur mit entblößtem Haupte sprachen, und endlich, daß eine Frau, als sich eines von den erleuchteten Fenstern öffnete, auf dem Balcon erschien, sich einen Augenblick vorbeugte, als ob sie ebenfalls Jemand erwartete, und dann, ohne Zweifel aus Furcht gesehen zu werden, wieder zurückkehrte.

Zu gleicher Zeit senkte sich die Sonne hinter den Bergen und je mehr sie sich senkte, desto mehr schien das Erdgeschoß des Hauses in den Schatten zu fallen, und die Fenster allmählich verblassend, stieg das Licht, auf das Schieferdach und verschwand endlich, nachdem es noch einen Augenblick auf einem Bündel vergoldeter Pfeile gespielt hatte, welche die Wetterfahne bildeten.

Für jeden verständigen Geist gab es hier hinreichend Andeutung, und auf diese Andeutung konnte man, wenn nicht Gewißheit, doch wenigstens Wahrscheinlichkeiten gründen.

Es unterlag kaum einem Zweifel, daß diese Menschen das kleine vereinzelte Haus bewachten, auf dessen Balcon sich einen Augenblick eine Frau gezeigt hatte. Es unterlag kaum einem Zweifel, daß diese Frau und diese Männer eines und dieselbe Person, aber in verschiedenen Absichten, erwarteten. Es war ferner wahrscheinlich, daß diese Person durch das Dorf und folglich vor dem Gasthause vorüberkommen mußte, das auf halben Weges zwischen dem Dorfe und dem Gehölze lag, wie das Gehölze halbwegs des Gasthofes und den berührten kleinen Hauses war. Es erschien endlich unzweifelhaft, daß der Reiter mit der weißen Feder der Anführer der Reiter mit den grauen Kasaken war, und den derselbe aus dem Eifer zu schließen, den er, sich in seinen Steigbügeln erhebend, um weiter zu sehen, entwickelte, von Eifersucht getrieben und auf eigene Rechnung lauerte.

In dem Augenblick, wo der junge Mann in seinem Innern diese Reihenfolge von Schlüssen vollendete, die sich aneinander ketteten, wurde die Thüre seines Zimmers geöffnet, und Meister Biscarros trat ein.

»Mein lieber Wirth,« sagte der junge Mann, ohne demjenigen, welcher zu so gelegener Zeit bei ihm eintrat, Zeit zu lassen, den Beweggrund seinen Besuchen zu erklären, einen Beweggrund, den er überdies errieth, »mein lieber Wirth, kommt hierher und sagt mir, wenn meine Frage keine Unbescheidenheit ist, wem jenes kleine Haus gehört, welches man da unten wie einen weißen Punkt mitten unter den Pappeln und, Adamsfeigenbäumen erblickt?«

Der Wirth folgte mit den Augen der Richtung den Zeigefingers und erwiederte, sich an der Stirne kratzend, mit einem Lächeln, das er spöttisch zu machen suchte:

»Mutter Treue, bald dem Einen, bald dein Andern, . . . Euch, wenn Ihr einen Grund habt, die Einsamkeit zu suchen, mag es Euer Wunsch sein, Euch selbst zu verbergen, oder irgend Jemand sonst zu verbergen.«

Der Jüngling erröthete.

»Aber wer bewohnt gegenwärtig dieses Haus?« fragte er.

»Eine junge Dame, die sich für eine Wittwe ausgibt, und die der Schatten ihres ersten und vielleicht auch ihren zweiten Gatten von Zeit zu Zeit besucht. Nur ist Eines zu bemerken: diese zwei Schatten verständigen sich ohne Zweifel unter einander und kommen nie zu gleicher Zeit.«

»Und seit wann,« fragte lächelnd der junge Mann, »bewohnt die schöne Wittve das vereinzelte, wie es scheint, so bequeme Haus?«

»Seit ungefähr zwei Monaten. Sie lebt indessen sehr zurückgezogen, und ich glaube, es kann sich Niemand rühmen, sie seit diesen zwei Monaten gesehen zu haben; denn sie geht äußerst selten ans, und wenn sie ausgeht, nur verschleiert. Eine reizende kleine Kammerfrau kommt jeden Morgen zu mir und bestellt die Speisen für den Tag: man bringt sie zu ihr, sie empfängt die Platten in der Hausflur, bezahlt die Rechnung reichlich und schließt die Thüre unmittelbar vor der Nase des Kellners. Diesen Abend zum Beispiel findet dort ein Mahl statt und für sie bereitete ich die Wachteln und Feldhühner, die Ihr mich habt rupfen sehen.«

»Und wem gibt sie Abendbrod?«

»Ohne Zweifel einem von den zwei Schatten, von denen ich vorhin sprach.«

»Habt Ihr zuweilen diese zwei Schatten gesehen?«

»Ja, aber nur vorüber kommen, wenn die Sonne untergegangen war, oder am Morgen, ehe der Tag graute.«

»Ich bin darum nicht minder überzeugt, daß Ihr, sie wahrnehmen mußtet, mein lieber Herr Biscarros, denn bei dem ersten Worte, das Ihr sprecht, sieht man, daß Ihr ein Beobachter seid. Laßt hören, was habt Ihr Besonderes an dem Wesen dieser zwei Schatten wahrgenommen?«

»Der eine ist der eines Mannes von sechzig bis fünfundsechzig Jahren, und dieser sieht mir aus, als wäre er der des ersten Gatten, denn er kommt wie ein Schatten, welcher des rechtlichen Vorzugs zur Zeit sicher ist. Der andere ist der eines jungen Mannes von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren. Dieser ist, ich muß es gestehen, etwas schüchterner und hat ganz das Aussehen einer gefolterten Seele. Ich wallte auch wetten, es ist der des zweiten Gatten.«

»Um welche Zeit sollt Ihr dem Befehle gemäß das Abendbrod heute liefern?«

»Um acht Uhr.«

»Es ist halb acht,« sprach der junge Mann, eine sehr schöne Uhr, die er bereits wiederholt um Rath gefragt hatte, aus seiner Tasche ziehend. »Ihr habt also keine Zeit zu verlieren.«

»Oh, seid unbesorgt, es wird bereit sein. Ich kam nur herauf, um von dem Eurigen zu sprechen und Euch zu sagen, daß ich es völlig wieder angefangen habe. Da Euer Gefährte so lange zögert, so macht nur, daß er erst in einer Stunde kommt.«

»Hört, mein lieber Wirth,« sprach der junge Cavalier mit der Miene eines Menschen, für den die wichtige Angelegenheit seines pünktlich aufgetragenen Mahles nur eine secundäre Sache ist, quält Euch nicht wegen unseres Abendbrodes, selbst wenn die Person, die ich erwarte, käme, denn wir haben miteinander zu reden. Ist das Essen nicht bereit, so sprechen wir vorher, ist es bereit, so sprechen wir nachher.«

»In der That, mein Herr,« sagte der Wirth, »Ihr seid ein sehr gefälliger Edelmann, und da Ihr Euch auf mich verlassen wollt, so werdet Ihr gewiß auch mit mir zufrieden sein.«

Biscarros machte hiernach eine tiefe Verbeugung, welche der junge Mann mit einem leichten Zeichen des Kopfes erwiderte, und er trat ab.

»Und nun begreife ich Alles,« sagte der junge Mann zu sich selbst und nahm neugierig wieder seinen Posten am Fenster ein. »Die junge Dame erwartet irgend Einen, der von Libourne kommen muß, und die Männer im Gehölze beabsichtigen den Gast anzugehen, ehe dieser Zeit gehabt hat, an die Thüre zu klopfen.«

In derselben-Minute und gleichsam um die Vorhersehung unseres scharfsichtigen Beobachters

zu rechtfertigen, ließ sich der Tritt eines Pferdes auf der Linken vernehmen. Rasch wie der Blitz sondierte das Auge des jungen Mannes das Gehölze, um das benehmen der im Hinterhalte liegenden Leute zu beobachten. Obgleich die Nacht bereits die Gegenstände in einer Halbdunkelheit zu vermengen anfang, kam es ihm doch vor, als schöben die Einen die Zweige auf die Seite, während die Andern sich erhoben, um über die Felsen zu schauen, und Alle sich zu einer Bewegung vorbereiteten, die ganz den Anschein eines Angriffs hatte. Zu gleicher Zeit drang ein hartes Geräusch wie das einer Muskete, welche man spannt, an sein Ohr, und machte sein Herz beben. Da wandte er sich rasch nach den Seite von Libourne, suchte denjenigen zu erschauen, welchen dieses mörderische Geräusch bedrohte, und sah, die Nase im Wind, den Arm auf der Hüfte gerundet; auf einem völlig losgekoppelten Pferde im Trabe einen jungen Menschen erscheinen, dessen mit weißem Atlas ausgefütterter Mantels anmuthig die rechte Schulter enthüllte. Von ferne erschien dieses Gesicht voll Eleganz, voll welcher Poesie und freudigen Stolzes; von Nahem war es ein Antlitz mit feinen Linien, mit belebtem Teint, mit glühendem Auge, mit einem Munde, halb geöffnet durch die Gewohnheit des Lächelns, mit zartem schwarzem Schnurrbart und kleinen weißen Zähnen. Ein triumphierendes Schwingen der Reitpeitsche, ein kurzes Pfeifen, dem ähnlich, welches bei den Petits-maitres jener Zeit, nach dem Beispiele von Herrn Gaston von Orleans, Mode war, machten vollends aus dem Ankömmling den Cavalier nach den bei dem Hofe von Frankreich, welcher bei allen Höfen Europas bereits den Ton anzugeben begann, in Kraft stehenden Gesetzen.

Fünzig Schritte hinter ihm, und ein Pferd reitend, dessen Gang er nach dem des Pferdes seines Herrn regelte, kam ein sehr anmaßender und aufgeblasener Lackei, welcher einen nicht minder ausgezeichneten Rang unter den Bedienten, als sein Herr unter den Edelleuten einzunehmen schien.

Der schöne Jüngling, der an dem Fenster des Gasthofes stand, konnte sich, ohne Zweifel noch zu jung, um kalt einer Scene, wie sie ihm verheißen war, beizuwohnen, eines Bebens bei dem Gedanken nicht erwehren, daß die zwei Unvergleichlichen, welche so sorglos und sicher verrückten, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu dem Hinterhalte gelangend, der ihrer harzte, den Waffen ihre Feinde unterliegen sollten.

Ein rascher Kampf schien sich in ihm zwischen der Schüchternheit seines Alters und seiner Nächstenliebe zu entspinnen. Endlich gewann das edle Gefühl die Oberhand, und als der Reiter vor der Thüre des Gasthauses vorüberzog, ohne auf seine Seite zu schauen, rief der junge Mann, einer raschen Aufwallung, einem unwiderstehlichen Entschlusse nachgebend, dem schönen Reisenden zu:

»Holla! mein Herr, haltet an, wenn es Euch gefällig ist, denn ich habe Euch etwas Wichtiges mitzuteilen.«

Bei dieser Stimme und bei diesen Worten hob der Reiter den Kopf empor und hielt als er den jungen Mann an dem Fenster sah, sein Pferd mit einer Handbewegung an, die dem besten Stallmeister Ehre gemacht hätte.

»Haltet Euer Pferd nicht an, mein Herr,« fuhr der junge Mann fort, »nähert Euch mir im Gegentheil, als ob es ohne besondere Absicht geschähe und wie wenn Ihr mich kennen würdet.«

Der Reisende zögerte einen Augenblick; als er aber an der Miene desjenigen, welcher zu ihm sprach, wahrnahm, daß er es mit einem jungen Edelmann von guter Haltung und schönem Antlitz zu thun hatte, nahm er den Hut in die Hand und ritt lächelnd vor.

»Hier bin ich zu Euren Diensten, mein Herr,« sprach er, »was steht zu Befehl?«

»Kommt immer näher, mein Herr,« fuhr der Unbekannte am Fenster fort, »denn was ich Euch zu sagen habe, läßt sich nicht laut sagen. Setzt Euren Hut auf; man muß glauben, wir kennen uns seit langer Zeit, und Ihr wollt mich in diesem Gasthause besuchen.«

»Mein Herr,« sprach der Reisende, »ich begreife nicht.«

»Ihr werdet sogleich begreifen. Mittlerweile bedeckt Euch; kommt noch näher, immer näher; reicht mir die Hand. So ist es gut. Ich bin entzückt, Euch zu sehen. Nun überschreitet diesen Gasthof nicht, oder Ihr seid verloren.«

»Was gibt es denn? In der That, Ihr erschreckt mich,« sprach lächelnd der Reisende.

»Ihr begeben Euch in jenes kleine Haus, wo das Licht glänzt, nicht wahr?« Der Reiter machte eine Bewegung. »Auf dem Wege nach jenem Hause aber, dort wo sich die Straße biegt, indem düsteren Gebüsche haben sich vier Menschen in Hinterhalt gelegt und warten auf Euch.«

»Ah,« sprach der Reiter und schaute mit allen seinen Augen den kleinen, bleichen jungen Mann an, »ah! Ihr seid Eurer Sache gewiß?«

»Ich habe gesehen, wie sie nach einander ankamen, von ihren Pferden stiegen und sich theils hinter den Bäumen, theils hinter den Felsen verbargen. Als Ihr so eben aus dem Dorfe herausrittet, hörte ich sie ihre Musketen spannen.

»Gut!« versetzte der Reiter, welcher ebenfalls sich zu beunruhigen anfing.

»Ja, mein Herr, es ist, wie ich Euch sage,« fuhr der junge Mann mit dem grauen Hute fort, »und wenn es heller wäre, vermöchtet Ihr sie vielleicht zu sehen und zu erkennen.«

»Oh, ich brauche sie nicht zu erkennen,« sprach der Reisende; »ich weiß sehr wohl, wer diese Menschen sind. Aber, wer hat Euch gesagt, mein Herr, daß ich in jenes Haus gehe und daß man auf mich lauert?«

»Ich habe es errathen.«

»Ihr seid ein reizender Oedipus. Ich danke Euch. Ah! man will mich also todt schießen! Wie viel Mann sind es zu dieser Operation?«

»Vier, von denen der eine der Führer zu sein scheint.«

»Dieser Führer ist älter als die Andern, nicht wahr?«

»Ja, so viel ich von hier aus beurtheilen konnte,«

»Gebückt?«

»Weiße Feder, gestickter Leibrock, brauner Mantel, sonderbare, aber gebieterische Geberden.«

»Ganz richtig, es ist der Herzog von Epernon.«

»Der Herzog von Epernon!« rief der junge Edelmann.

»Ah! gut, ich erzähle Euch da meine Angelegenheiten,« sagte lachend der Reisende; »doch gleichviel, Ihr leistet mir einen so wichtigen Dienst, daß ich es nicht so genau nehme. Und wie sind die Leute von seinem Gefolge gekleidet?«

»Graue Kasaken.«

»Ganz richtig, das sind seine Stockträger.«

»Aus denen aber heute Musketenträger geworden sind.«

»Bei meiner Ehre! sehr verbunden! Wißt Ihr nun, was Ihr jetzt thun solltet, mein edler Mann?«

»Nein, aber sagt mir Eure Meinung, und wenn das, was ich thun soll, Euch dienen kann, so bin ich zum Voraus dazu geneigt.«

»Habt Ihr Waffen?«

»Ja, ich habe meinen Degen.«

»Habt Ihr Euren Bedienten?«

»Allerdings, aber er ist nicht hier, ich habe ihn Einem, den ich erwarte, entgegen geschickt.«

»Nun, Ihr solltet mir hilfreiche Hand leisten.«

»Wozu?«

»Um diese Elenden anzugreifen und sie und ihren Führer um Gnade bitten zu lassen.«

»Seid Ihr verrückt, mein Herr!« rief der junge Mann in einem Tone, welcher bewies, daß er nicht im Mindesten zu einem solchen Unternehmen geneigt war.

»In der That, ich bitte Euch nur Verzeihung,« sprach der Reisende, »ich vergaß, daß Euch die Sache nichts angeht.«

Dann sich gegen seinen Bedienten umwendend, welcher, da er sah, daß sein Herr anhielt, die gehörige Entfernung beobachtend, ebenso angehalten hatte, sagte er:

»Castorin, komm hierher.«

Zu gleicher Zeit legte er die Hand auf die Holfter seines Sattels, als wollte er sich des guten Zustandes seiner Pistolen versichern.

»Ah, Herr!« rief der, junge Edelmann und streckte den Arm gleichsam um ihn zurückzuhalten aus: »Herr, im Namen des Himmels! wagt Euer Leben nicht bei einend solchen Abenteuer. Tretet vielmehr in den Gasthof ein, um bei demjenigen, welcher Eurer harret, keinen Verdacht zu erwecken. Bedenkt, es handelt sich um die Ehre einer Frau.«

»Ihr habt Recht,« sprach der Reiter, »obgleich es sich bei diesem Verhältnis nicht gerade um die Ehre, sondern um das Glück handelt. Castorin, mein Freund,« fuhr er sich an seinen Lackeien wendend, fort, »wir gehen für den Augenblick nicht weiter.«

»Wie« rief Castorin, in seinen Hoffnungen beinahe eben so sehr getäuscht, wie sein Gebieter, »was sagt der gnädige Herr?«

»Ich sage, Mademoiselle Francinette werde diesen Abend des Glückes Dich zu sehen beraubt sein, weil wir die Nacht im Gasthofe zum Goldenen Kalbe zubringen. Gehe also hinein, bestelle nur Abendbrod und laß mir ein Bett bereiten.«

Und der Reiter ohne Zweifel bemerkte, daß Costorin Einwendungen machen wollte, begleitete er die letzten Worte mit einer Bewegung des Kopfes, die keine längere Erörterung zuließ. Castorin verschwand unter der großen Thüre, das Ohr gesenkt und ohne daß er ein einziges Wort mehr wagte.

Der Reisende folgte Costorin einen Augenblick mit den Augen, schien dann, nachdem er nachgedacht hatte, seinen Entschluß zu fassen, stieg ab, ging hinter seinem Lackeien durch das Thor, warf ihm die Zügel seines Pferdes zu und war mit zwei Sprüngen vor dem Zimmer des jungen Edelmannes, der, als er plötzlich seine Thüre aufgehen sah, sich einer Bewegung des Erstaunens vermischt mit Furcht nicht erwehren konnte, welche jedoch der Ankömmling wegen der Dunkelheit nicht wahrnahm.

»Also,« sprach der Reisende, sich heiter dem jungen Manne nähernd und herzlich eine Hand schüttelnd, die man ihm nicht reichte, »also es ist abgemacht, ich verdanke Euch das Leben.«

»Ah, Herr, Ihr übertreibt den Dienst, den ich Euch geleistet habe,« entgegnete der Jüngling und suchte einen Schritt rückwärts.

»Nein, keine Bescheidenheit, es ist, wie ich Euch sage. Ich kenne den Herzog: er ist roh wie der Teufel! Ihr aber seid ein Muster von Scharfsichtigkeit, ein Phönix christlicher Menschenfreundlichkeit. Doch sagt mir, Ihr, der Ihr so liebenswürdig, so mitleidig seid, habt Ihr Eure Güte so weit getrieben, daß Ihr Kunde bis in das Haus gelangen ließt?«

»In welches Haus?«

»In das Haus, wohin ich mich begab, wo man mich erwartet.«

»Nein,« sprach der junge Mann, »ich gestehe, ich dachte nicht daran, und hätte ich auch daran gedacht, so wären mir doch keine Mittel zu Gebot gestanden. Ich bin selbst erst seit zwei Stunden hier und kenne Niemand in jenem Hause.«

»Ah! Teufel!« rief der Reisende mit einer Bewegung der Unruhe. »Arme Nanon, wenn Ihr nur nichts geschieht!«

»Nanon! Nanon von Lartigues!« rief der junge Mann erstaunt.

»Ah! Ihr seid ein Zauberer?« sprach der Reisende. »Ihr seht Menschen sich an der Straße in Hinterhalt legen und errathet, an wen sie sich machen wollen. Ich sage Euch einen Taufnamen und Ihr errathet den Familiennamen. Erklärt mir dies geschwinde, oder ich zeige Euch an und lasse Euch von dem Parlament von Bordeaux zum Scheiterhaufen verurtheilen.«

»Diesmal werdet Ihr zugestehen,« versetzte der junge Mann, daß es nicht viel Witz brauchte, um Euch auf die Fährte zu kommen. Sobald Ihr den Herzog von Epernon als Euren Nebenbuhler genannt hattet, war es offenbar, daß, wenn Ihr eine gewisse Nanon nanntet, dies die Nanon von Lartigues sein mußte, die Schöne, die-Reiche, die durch ihren Geist Glänzende, von der der Herzog bezaubert ist und welche in seinem Gouvernement herrscht, weshalb sie von der ganzen Guienne beinahe eben so sehr verflucht wird, als er selbst. Und Ihr wart auf dem Wege zu dieser Frau?« fuhr der Jüngling mit dem Tone des Vorwurfs fort.

»Meiner Treue! ja, ich gestehe es, und da ich sie einmal genannt habe, so verleugne ich sie nicht. Überdies wird Nanon mißkannt und verleumdet. Nanon ist eine reizende Person, ihren Versprechungen äußerst getreu, so lange sie ein Vergnügen darin findet, dieselben zu halten, und demjenigen ganz ergeben, welchen sie liebt, so lange sie ihn liebt. Ich sollte diesen Abend mit ihr speisen, aber der Herzog hat den Fleischtopf umgeworfen. Wünscht Ihr, daß ich Euch morgen Nanon vorstelle? Was Teufels! der Herzog wird wohl früher oder später nach Agen zurückkehren müssen.

»Ich danke,« erwiderte der junge Edelmann mit trockenem Tone. »Ich kenne Fräulein von Lartigues nur dem Namen nach und wünsche sie nicht anders kennen zu lernen.«

»Ihr habt bei Gott Unrecht. Nanon ist in jeder Beziehung ein gutes Mädchen.«

Der junge Manns faltete die Stirne.

»Ah, um Vergebung,« versetzte der Reisende erstaunt, »aber ich glaubte, in Eurem Alter . . .«

»Mein Alter ist allerdings das, in welchem man dergleichen Vorschläge gewöhnlich annimmt,« versetzte der Jüngling, als er die schlimme Wirkung bemerkte, welche sein strenges Wesen hervorbrachte, »und ich würde ihn ebenfalls gern annehmen, wäre ich nicht hier auf der Durchreise und genöthigt, meinen Weg noch in dieser Nacht fortzusetzen.«

»Oh! bei Gott, Ihr werdet wenigstens nicht gehen, bevor ich weiß, wer der edle Ritter ist, der nur auf eine so zuvorkommende Weise das Leben gerettet hat.«

Der junge Mann schien zu zögern; dann nach einem Augenblick:

»Ich hin der Vicomte von Cambes.«

»Ah, ah,« rief der Andere, »ich hörte von einer reizenden Vicomtesse von Cambes sprechen, welche eine bedeutende Anzahl von Gütern rings um Bordeaux besitzt und die Freundin der Frau Prinzessin ist.«

»Das ist meine Verwandtin,« sprach der Jüngling lebhaft.

»Meiner Treue, ich wache Euch mein Compliment, Vicomte, denn man nennt sie unvergleichlich. Ich hoffe, wenn mich die Gelegenheit in dieser Hinsicht begünstigt, werdet Ihr mich derselben vorstellen. Ich bin der Baron von Canolles, Kapitän in Navailles, und benütze für den Augenblick einen Urlaub, den mir der Herzog von Epernon auf Empfehlung von Fräulein von Lartigues bewilligt hat.«

»Der Baron von Canolles!« rief der Vicomte und schaute diesen mit der ganzen Neugierde an, welche in ihm der in den galanten Abenteuern jener Zeit berühmte Name erweckte.

»Ihr kennt mich,« sprach Canolles.

»Nur dem Rufe nach,« antwortete der Vicomte.

»Dein schlimmen Rufe nach, nicht wahr? Was wollt Ihr? Jeder folgt seiner Natur und ich, ich liebe das bewegte Leben.«

»Es steht Euch vollkommen frei, mein Herr, zu leben, wie es Euch zusagt.« erwiderte der Vicomte. »Erlaubt mir jedoch eine Bemerkung.«

»Welche?«

»Es wird hier eine Frau furchtbar Euret wegen gefährdet, und der Herzog wird sich dafür, daß er durch Euch hindergangen worden ist, rächen.«

»Teufel! Ihr glaubt?«

»Allerdings, wenn auch eine . . . leichtsinnige . . . Frau, ist darum Nanon von Lartigues nicht minder Frau, und durch Euch compromittiert. Es ist folglich Eure Sache, über ihr zu wachen.«

»Ihr habt meiner Treue Recht, junger Nestor, und ich besaß bei dem Zauber Eurer Unterhaltung meine Pflichten als Edelmann. Wir werden verrathen worden sein, und der Herzog weiß ohne Zweifel Alles. Wäre nur Nanon davon in Kenntniß gesetzt: sie ist geschickt, und ich würde mich auf sie verlassen, daß sie es dahin brächte, daß der Herzog um Verzeihung bitten müßte. Laßt hören, versteht Ihr den Krieg, junger Mann?«

»Noch nicht,« antwortete der Vicomte lachend; »aber ich glaube da, wohin ich gehe, werde ich ihn lernen.«

»Wohl, seine erste Lection! Ihr wißt, daß man im guten Kriege, wenn die Kraft unnütz ist, List anwenden muß; helft mir also eine List ausführen.«

»Gern. Aber sprecht, auf welche Art?«

»Das Wirthshaus hat zwei zwei Thüren.«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber ich weiß es; eine geht auf die Landstraße, die andere auf das Feld. Ich entferne mich durch diejenige, welche auf das Feld geht, beschreibe einen Halbkreis und klopfe an das Haue von Nanon, welches ebenfalls eine Hinterthüre hat.«

»Ja, damit man Euch dort ertappt?« rief der Vicomte. »Ihr seid in der That ein guter Taktiker.«

»Damit man mich ertappt?« versetzte Canolles.

»Allerdings. Des Harrens müde, und da er Euch nicht wieder von hier herauskommen sah, wird der Herzog nach dem Hause zurückgekehrt sein.«

»Ja, ich gehe aber nur hinein und sogleich wieder zurück.«

»Seid Ihr einmal innen, so kommt Ihr nicht wieder heraus.«

»Junger Mann,« sprach Canolles, »Ihr seid offenbar ein Zauberer.«

»Ihr werdet ertappt und vielleicht unter ihren Augen getödtet, das ist das Ganze.«

»Bah!« sagte Canolles, »es gibt Schränke.«

»Oh!« rief der Vicomte.

Dieses Oh! Wurde mit einem so beredten Tone ausgesprochen, es enthielt so viele verschiedene Vorwürfe, es lag darin so viel Schamhaftigkeit, so viel Zartgefühl, daß Canolles plötzlich inne hielt und trotz der Dunkelheit seinen durchdringenden Blick auf den jungen Mann heftete, der sich mit dem Ellbogen auf das Fenster lehnte.

Der Vicomte fühlte das ganze Gewicht dieses Blickes und versetzte mit heiterer Miene:

»Ihr habt im Ganzen Recht,- Baron, geht; verbergt Euch nur gut, damit man Euch nicht ertappt.«

»Nein, ich habe Unrecht,« sprach Canolles, »und Ihr habt Recht. Aber wie sie benachrichtigen?«

»So scheint mir, ein Brief . . .«

»Wer wird ihn zu ihr tragen?«

»Ich glaubte einen Lackeien bei Euch gesehen zu haben. Ein Lackei wagt unter solchen Umständen nur einige Stockschläge, während ein Edelmann sein Leben einsetzt.«

»Ich will meinen Kopf verlieren, wenn Castorin den Auftrag nicht vortrefflich vollzieht, umso mehre als ich vermthe, daß der Bursche ein Einverständnis im Hause hat.«

»Ihr seht, daß sich Allen auf diese Art ordnen läßt,« sprach der Vicomte.

»Ja; habt Ihr Dinte, Papier und Feder?«

»Nein,« sagte der Vicomte, »doch es gibt da unten.«

»Um Vergebung,« versetzte Canolles, »aber in der That, ich weiß nicht, wie mir diesen Abend geschieht, und ich mache Dummheit auf Dummheit. Gleichviel, ich danke für Euren guten Rath, Vicomte, und werde ihn sogleich befolgen.«

Und ohne mit den Augen den jungen Mann zu verlassen, den er seit einigen Momenten mit besonderer Beharrlichkeit prüfend anschaute, erreichte Canolles die Thüre und stieg die Treppe hinab, während der Vicomte sehr beunruhigt murmelte:

»Wie er mich anschaute sollte er mich erkannt haben!«

Canolles war indessen hinab gegangen, und nachdem er einen Augenblick als tief bekümmertes Mann die Wachteln, die Feldhühner und die Leckerbissen betrachtet hatte, welche Meister Biscarros selbst in dem Tischkorbe auf dem Kopfe seines Küchengehilfen aufhäufte, und die ein Anderer vielleicht essen sollte, obgleich sie für ihn bestimmt waren, fragte er nach dem Zimmer, das ihm Castorin hatte bereiten müssen, ließ sich Dinte, Feder und Papier bringen und schrieb folgenden Brief an Nanon:

»Liebe Dame,

»Hundert Schritte von Eurer Thüre könnt Ihr, wenn Euch die Natur die Fähigkeit verliehen hat, in der Nacht zu sehen, in einer Baumgruppe den Herzog von Epernon erblicken, der mich erwartet, um mich todtschießen zu lassen und Euch hernach furchtbar zu compromittiren. Aber ich wünsche eben so wenig das Leben zu verlieren, als Euch Eure Ruhe verlieren zu lassen.

Bleibt also im Frieden auf jener Seite. Ich, was mich betrifft, will ein wenig den Urlaub benutzen, den Ihr einst unterzeichnen lieet, damit ich von meiner Freiheit Gebrauch mache, um Euch zu sehen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht, und ich weiß sogar nicht, ob ich überhaupt irgendwohin gehe. Wie dem sein mag, ruft Euren Flüchtling zurück, sobald der Sturm vorüber ist. Man wird Euch im *Goldenen Kalbe* sagen, welchen Weg ich eingeschlagen habe. Hoffentlich werdet Ihr mir für das Opfer Dank wissen, das ich mir auferlege. Eure Interessen sind mir teurer, als mein Vergnügen. Ich sage mein Vergangen, denn es hätte mir Freude gemacht, Herrn von Epernon und seine Sbirren unter ihrer Verkleidung durchzuprgeln. Glaubt also, liebe Seele, daß ich Euer Ergebener und vor Allem sehr Treuer bin.«

Canolles unterzeichnete, das von der gascognischen Prahlerei, deren Wirkung auf die Gascognerin Nanon er kannte, ganz kochende Billet, rief dann seinen Bedienten und sagte zu diesem:

»Hierher, Meister Castorin, und gestehe offenherzig, wie weit Du mit Mademoiselle Francinette gekommen bist?«

»Gnädiger Herr,« antwortete Castorin ganz erstaunt über diese Frage, »ich weiß nicht, ob ich soll . . .«

»Sei unbesorgt, Meister Dummkopf, ich habe keine Absicht auf sie, und Du hast nicht die Ehre, mein Nebenbuhler zu sein. Ich verlange von Dir nur eine einfache Auskunft,«

»Ah! dann ist es etwas Anderes, gnädiger Herr. Mademoiselle Francinette besitzt Verstand genug, um meine Eigenschaften zu würdigen.«

»Du stehst also auf das Beste mit ihr, Taugenichts? Sehr gut. Nimm diesen Billet, umgehe den Wiesengrund . . .«

»Ich weiß den Weg genau,« sprach Castorin mit einer anmaßenden Miene.

»Das ist richtig. Klopfe an der Hinterthüre; ohne Zweifel kennst Du auch die Hinterthüre?«

»Allerdings.«

»Immer besser. Schlage diesen Weg ein, klopfe an die Thüre und bergib diesen Brief Mademoiselle Francinette.«

»Ich kann also in diesem Falle . . .« rief Castorin freudig.

»Du kannst sogleich abgehen und hast zehn Minuten für den Gang hin und zurück. Dieser Brief muß im Augenblick Fräulein Nanon von Lartigues übergeben werden.«

»Aber, gnädiger Herr,« entgegnete Castorin, der ein miliches Abenteuer roch, »wenn man mir die Thüre nicht öffnet?«

»So bist Du ein Dummkopf; Du mußt doch eine besondere Art des Anklopfens haben, bei der man einen artigen Menschen nicht außen läßt; ist es anders, so bin ich ein sehr beklagenswerther Edelmann, daß ich einen solchen Lumpenkerl in meinen Diensten habe.«

»Ich habe meine Weise,« erwiderte Castorin mit seiner siegreichsten Miene. »Ich klopfe zuerst zweimal in gleichen Zwischenräumen, dann zum dritten Male.«

»Ich frage Dich nicht, auf welche Weise Du klopfst, gleichviel, wenn man Dir nur öffnet. Erwischt man Dich, so verschlinge das Papier; thust Du es nicht, so schneide ich Dir bei Deiner Rückkehr die Ohren ab, wenn dies nicht bereite geschehen ist.«

Castorin ging wie der Blitz ab. Aber unten an der Treppe blieb er stille stehen und steckte das Billet, gegen alle Regel, oben in seinen Stiefel; dann entfernte er sich durch die Thüre des Geflgelhofes, machte einen langen Umkreis, wobei er durch das Gebüsch schlich wie ein Fuchs

und über die Gräben setzte wie ein Windhund, klopfte an die geheime Thüre, auf die Weise, welche er seinem Gebieter zu erklären versucht hatte, und dieses Klopfen war auch so wirksam, daß sich sogleich die Thüre öffnete.

Zehn Minuten nachher kam Castorin, ohne daß ihm irgend etwas Mißliches begegnet war, zurück und meldete seinem Herrn, das Billet wäre in die schönen Hände von Fräulein Nonen übergeben worden.

Canolles hatte diese zehn Minuten benutzt, um seinen Mantelsack zu öffnen, seinen Schlafrock herauszunehmen und sich den Tisch decken zu lassen. Er hörte zu seiner großen Befriedigung den Bericht von Castorin, machte einen Gang in die Küche, gab mit lauter Stimme seine Befehle und gähnte unmäßig, wie ein Mensch, der ungeduldig den Augenblick, des Schlafengehens erwartet. Ließ der Herzog von Epernon ihn belauern, so sollte er durch dieses Manoeuvre auf den Glauben kommen, der Baron hätte nie die Absicht gehabt, weiter als zu dem Gasthause zu gehen, wohin er als ein einfacher und harmloser Reisender gekommen wäre, um Abendbrod und ein Nachtlager zu fordern. Dreier Plan hatte wirklich das von dem Baron gewünschte Resultat; ein Mensch, der einem Bauern glich, trank in dem dunkelsten Winkel der Wirthsstube, rief dem Kellner, bezahlte seine Zeche, stand auf und entfernte sich ein Lied trällernd. Canolles folgte ihm an die Thüre und sah, wie er sich nach der Baumgruppe wandte. Zehn Minuten nachher hörte er den Tritt mehrerer Pferde: der Hinterhalt war aufgehoben.

Der Baron kehrte nun zurück, und da sein Geist in Beziehung auf Nanon völlig frei war, so dachte er nur daran, den Abend auf die vergnüglichste Weise zuzubringen. Er befahl demzufolge Castorin, Karten und Würfel bereit zu legen, und als hierfür gesorgt war, zu dem Vicomte von Cambes zu gehen und nachzufragen, ob er ihm wohl die Ehre erweisen würde, ihn zu empfangen.

Castorin gehorchte und fand auf der Schwelle des Zimmers einen alten Stallmeister mit weißen Haaren, welchen die Thüre halb geöffnet hielt und auf sein Compliment mit einer verdrießlichen Miene antwortete:

»Unmöglich, der Herr Vicomte hat in diesem Augenblick Geschäfte.«

»Sehr gut,« sprach Canolles, »ich werde warten.«

Und als er ein gewaltigen Geräusch in der Gegend der Küche vernahm, begab er sich, um die Zeit zu tödten, dahin und sah nach, was sich in diesem wichtigen Theile den Hauses ereignete.

Es war der arme Küchenjunge, welcher mehr todt als lebendig zurückkehrte. An der Biegung des Weges war er von vier Männern angehalten worden, die ihn über den Zweck seines nächtlichen Spazierganges befragten, und als sie hörten, er habe Abendbrod zu der Dame des vereinzeltten Hauses zu tragen, ihn seiner Mütze, seines weißen Wammses und seiner Schürze beraubten. Der Jüngste von den vier Männern zog sodann die Insignien seines Standes an, stellte den Korb im Gleichgewicht auf seinen Kopf und setzte statt des Küchenlehrlings den Weg nach dem kleinen Hause fort. Zehn Minuten nachher kehrte er zurück und besprach sich ganz leise mit demjenigen, welcher der Anführer der Truppe zu sein schien. Dann gab man dem Küchenjungen sein Wamms, seine Mütze und seine Schürze zurück, zurück, setzte ihm seinen Korb wieder auf den Kopf und ertheilte ihm einen Fußtritt, am ihn in die Richtung zu bringen, die er verfolgen sollte. Mehr verlangte der arme Teufel nicht. Er lief aus Leibeskräften und fiel halb todt vor Schrecken auf die Thürschwelle, wo man ihn aufhob.

Diesen Abenteuer war sehr unverständlich für alle Welt, mit Ausnahme den Canolles. Da dieser aber, keinen Grund hatte, eine Erläuterung darüber zu geben, so ließ er Wirth, Kellner,

Mägde und Küchenjungen sich in Vermuthungen verlieren, und während sie nach Kräften schwärmten, ging er zu dem Vicomte hinauf, öffnete in der Voraussetzung, die erste Anfrage, die er durch die Vermittelung von Castorin gestellt hatte, überhebe ihn eines zweiten Schrittes dieser Art, die Thüre ohne weitere Umstände und trat ein.

Eine beleuchtete und mit zwei Gedecken versehene Tafel stand mitten im Zimmer und erwartete, um vollständig zu sein, nur die Platten, mit denen sie geschmückt werden sollte.

Canolles bemerkte diese zwei Gedecke und betrachtete dieselben als ein freudiges Vorzeichen.

Als aber der Vicomte ihn erblickte, stand er mit einer so ungestümen Bewegung auf, daß man leicht sehen konnte, der Besuch habe den jungen Mann überrascht und das zweite Gedecke sei nicht, wie er sich Anfangs geschmeichelt hatte, für ihn bestimmt.

Dieser Zweifel wurde durch die ersten Worte bestätigt, die der Vicomte an ihn richtete.

»Darf ich wohl fragen, Herr Baron,« sagte dieser, stets ceremoniös gegen ihn vorschreite, »welchem neuen Umstände ich die Ehre Eures Besuches zu verdanken habe?«

»Ei,« erwiderte Canolles, etwas verblüfft durch diesen sonderbaren Empfang, »einem ganz natürlichen Umstände. Ich bekam Hunger und dachte, Ihr müßtet auch bekommen haben. Ihr seit allein, ich bin auch allein und wollte die Ehre haben, Euch den Vorschlag zu machen, mit mir zu Nacht zu speisen.

Der Vicomte schaute Canolles mit sichtbarem Mißtrauen an und schien einigermaßen in Verlegenheit zu sein, wie er ihm antworten sollte.

»Bei meiner Ehre, sprach Canolles lachend, »man sollte glauben, ich machte Euch bange. Seid Ihr Malteserritter? Bestimmt man Euch für die Kirche, oder hat Euch Eure Familie im Abscheu vor den Canolles aufgezogen? . . . Bei Gott, ich werde Euch nicht in einer Stunde zu Grunde richten, die wir mit einander bei Tische zubringen.«

»Ich kann unmöglich zu Euch hinab kommen, Baron.«

»Gut, so kommt nicht herab, aber da ich zu Euch herauf gekommen bin . . .«

»Noch viel unmöglicher, mein Herr. Ich erwarte Jemand.«

Diesmal wurde Canolles gleichsam aus dem Sattel gehoben.

»Ah! Ihr erwartet Jemand?« sprach Canolles.

»Ja.«

»Meiner Treue,« sagte Canolles nach kurzem Stillschweigen, »meiner Treue, es wäre mir lieber, Ihr hättet mich meinen Weg fortsetzen lassen, auf die Gefahr, was mir auch begegnet sein dürfte, statt durch den Widerwillen, den Ihr gegen mich an den Tag legt den Dienst zu verderben, den Ihr mir leistet, und wofür ich Euch nicht genug gedankt zu haben scheine.

Der Jüngling erröthete, näherte sich Canolles und sprach mit zitternder Stimme:

»Um Vergebung, mein Herr, ich begreife meine ganze Unhöflichkeit, und wenn es nicht wichtige Angelegenheiten, Familienangelegenheiten wären, die ich mit der Person zu besprechen habe, welche ich erwarte, so würde ich es mir zugleich zur Ehre und zum Vergnügen schätzen, Euch als Dritten zu empfangen, obschon . . .«

»Oh, vollendet,« sprach Canolles, »was Ihr mir auch sagen möget, ich in entschlossen, mich nicht darüber zu ärgern.«

»Obschon,« fuhr der junge Mann fort, »unsere Bekanntschaft eine von den unvorhergesehenen Wirkungen des Zufalls, eines von den ephemeren Verhältnissen ist . . .«

»Und warum dies?« fragte Canolles. »Auf diese Art schließen sich im Gegentheile die langen und aufrichtigen Freundschaften. Man braucht nur der Vorsehung aus dem, was Ihr dem Zufall zuschreibt, ein Verdienst zu machen.«

»Die Vorsehung, mein Herr,« versetzte der Vicomte lachend, »will, daß ich in zwei Stunden abreise, und aller Wahrscheinlichkeit nach einer, der Eurigen entgegengesetzten Straße folge. Empfangt also mein ganzes Bedauern, daß ich nicht wie ich es wünschte, diese Freundschaft annehmen kann, die Ihr mir auf eine so herzliche Weise bietet, und deren vollen Werth ich zu schätzen weiß.«

»Meiner Treue,« sprach Canolles, »Ihr seid ein seltsamer Junge, und Euer edelmüthiges Wesen hatte mir Anfangs einen ganz andern Begriff von Eurem Charakter gegeben. Doch es mag sein, wie Ihr es wünscht. Ich habe allerdings nicht das Recht, Forderungen zu stellen, denn ich bin Euch zu Dank verpflichtet, und Ihr habt viel mehr für mich gethan, als ich von einem Unbekannten zu erwarten befugt war. Ich kehre zurück, um allein zu Nacht zu speisen; aber in der That, Vicomte, es wird mir schwer, denn das Selbstgespräch gehört nicht zu meinen Gewohnheiten.«

Ungeachtet dessen, was Canolles gesagt hatte, und trotz den Entschlusses, sich zu entfernen, den seine Worte ankündigten, zog er sich nicht zurück. Irgend etwas, worüber er sich keine Rechenschaft geben konnte, fesselte ihn an den Boden. Er fühlte sich unwiderstehlich zu dem Vicomte hingezogen; aber dieser nahm eine Kerze, näherte sich Canolles reichte ihm die Hand und sprach mit einem reizenden Lächeln:

»Mein Herr, wie es auch sein mag, und so kurz unser Zusammentreffen auch gewesen ist, so glaubt mir doch, daß es mich entzückt, wenn ich Euch zu irgend Etwas nützlich gewesen bin.«

Canolles sah nur das Compliment: er nahm die Hand, die ihm der Vicomte darreichte und die, statt den männlichen, freundschaftlichen Druck zu erwidern, sich lau und zitternd zurückzog. Er begriff, daß, so umwickelt er auch mit einer höflichen Phrase war, der Abschied, den ihm der junge Mann gab, darum nicht minder als ein Abschied betrachtet werden mußte, und entfernte sich, völlig in seinen Hoffnungen getäuscht und ganz in Gedanken versunken.

An der Thüre begegnete er dem zahnlosen Lächeln des alten Dieners, der die Kerze aus den Händen des Vicomte nahm, Canolles auf eine unterthänige Weise bis an sein Zimmer begleitete und dann sogleich wieder zu seinem Herrn hinaufstieg, welcher ihn oben an der Treppe erwartete.

»Was macht er?« fragte der Vicomte mit leiser Stimme.

»Ich glaube, er entschließt sich, allein zu Nacht zu speisen.« antwortete Pompée

»Dann wird er nicht mehr heraufkommen.«

»Ich hoffe es wenigstens.«

»Bestelle die Pferde, Pompée, es ist immerhin gewonnene Zeit. Aber,« fügte der Vicomte horchend bei, »was für ein Lärm ist das?«

»Man sollte glauben, es wäre die Stimme von Herrn Richon.«

»Und die von Herrn von Canolles.«

»Sie zanken sich, wie es scheint,«

»Im Gegentheile, sie erkennen sich. Hört!«

»Wenn nur Richon nicht schwatzt!«

»Oh, es ist nichts zu befürchten, er ist ein umsichtiger Mann.«

»Stille . . .«

Die zwei Horcher schwiegen, und man vernahm die Stimme von Canolles.

»Zwei Gedecke, Meister Biscarros!« rief der Baron, »zwei Gedecke! Herr Richon speist mit mir.«

»Nein, wenn es Euch gefällig ist,« antwortete Richon. »Unmöglich!«

»Ah! Ihr wollt also allein zu Nacht speisen, wie der junge Edelmann.«

»Welcher Edelmann?«

»Der da oben.«

»Wie heißt er?«

»Vicomte von Cambes.«

»Kennt Ihr den Vicomte?«

»Bei Gott! er hat mir das Leben gerettet.«

»Er?«

»Ja, er.«

»Wie dies?«

»Speist mit mir zu Nacht, und ich erzähle Euch die Geschichte während des Mahles.«

»Ich kann nicht; ich speise mit ihm.«

»In der That, er erwartet Jemand.«

»Das bin ich, und da ich bereits zu spät komme, so erlaubt mir, daß ich Euch verlasse, nicht wahr, Baron?«

»Nein, Donner und Teufel! ich erlaube es nicht!« rief Canolles. »Ich habe mir in den Kopf gesetzt, in Gesellschaft zu speisen, und Ihr eßt mit mir oder ich esse mit Euch. Meister Biscarros, zwei Gedecke!«

Aber während Canolles sich umwandte, um zu sehen, ob dieser Befehl vollzogen werde, hatte Richon die Treppe erreicht und stieg rasch die Stufen hinauf. Als er auf die letzte Stufe gelangte, begegnete seine Hand einer kleinen Hand, die ihn in das Zimmer des Vicomte von Cambes zog, dessen Thüre sich hinter ihm schloß und deren Verschuß zu größerer Sicherheit noch durch zwei Riegel verstärkt wurde.

»In der That,« murmelte Canolles, während er vergeblich mit seinen Augen den verschwundenen Richon suchte und sich an seinen einsamen Tisch setzte, »in der That, ich weiß nicht, was man in diesem verfluchten Lande gegen mich hat. Die Einen laufen mir nach, um mich zu tödten, die Andern fliehen mich, als ob ich die Pest hätte. Beim Teufel, mein Appetit stirbt dahin. Ich fühle, daß ich traurig werde, und bin fähig mich zu betrinken, wie ein Landsknecht. Hollah, Castorin! Hierher, damit ich Dich durchprügle. Sie schließen sich da oben ein, als ob sie sich verschwören wollten! Ah, doppelter Ochs, der ich bin, in der That, sie konspirieren! So ist es: damit erklärt sich Alles. Für wen aber konspirieren sie? für den Coadjutor, für die Prinzen, für das Parlament, für den König, für Herrn von Mazarin? Meiner Treue, sie mögen konspirieren, für oder gegen wen sie wollen, mir gleichviel, mein Appetit hat sich wieder eingestellt. Castorin, laß auftragen und schenke mir ein; ich verzeihe Dir.«

Und Canolles hielt sich philosophisch an das erste Abendbrod, das für den Vicomte von Cambes bereitet worden war und von Meister Biscarros, in Ermanglung neuer Mundvorräthe, ihm aufgewärmt serviert werden mußte.

Während der Baron von Canolles vergeblich einen Menschen suchte, der sein Abendbrod mit ihm theilen sollte, und seiner fruchtlosen Nachforschungen müde allein zu Nacht zu speisen sich entschloß, wollen wir sehen, was bei Nanon vorging.

Nanon, was ihre Feinde auch gesagt und geschrieben haben mögen, und unter die Zahl ihrer Feinde muß man die meisten Schriftsteller rechnen, welche sich mit ihr beschäftigten, war zu jener Zeit ein reizendes Geschöpf von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, klein von Wuchs, mit brauner Haut, aber mit geschmeidigem, anmuthigem Wesen, mit lebhaften, frischen Farben, mit tiefschwarzen Augen, deren durchsichtige Hornhaut in allen Regenbogenfarben, in allen Reflexen und Feuern spielte, wie die der Katzen. Heiteren Angesichts, scheinbar lachend, war Nanon jedoch weit entfernt, ihren Geist allen Launen, allen Nichtswürdigkeiten hinzugeben, welche mit tollen Arabesken den seidenen und goldenen Einschlag sticken, aus dem gewöhnlich das Leben einer Petite-maitre besteht. Reiflich und lange in ihrem eigensinnigen Kopfe abgewogen, nahmen im Gegentheil die ernsthaftesten Erörterungen ein im höchsten Maße verführerisches, leuchtendes Aeußere an, wenn sie sich durch ihre vibrierende Stimme mit dem stark gascognischen Accente verdolmeschten. Niemand hatte unter dieser rosigen Maske mit den feinen, lachenden Zügen, unter diesen glühenden Blicke voll wollüstiger Versprechungen die unermüdliche Beharrlichkeit, die unüberwindliche Standhaftigkeit und Tiefe des Staatsmannes errathen, und dennoch waren dies die Eigenschaften oder die Fehler von Nanon, je nachdem man sie von der Vorderseite oder von der Rückseite der Medaille betrachten will, dennoch war dies der berechnende Geist, das ehrgeizige Gemüth, dem ein Körper voll Eleganz als Hülle diente.

Nonen war von Agen. Der Herr Herzog von Epernon, der Sohn des unzertrennlichen Freundes von Heinrich IV., desjenigen, welcher mit ihm im Wagen saß, in dem Augenblicke, wo ihn das Messer von Ravillac traf, und über welchen der Verdacht schwebte, der bis auf Catharina von Medicis zurückging, der Herzog von Epernon hatte, zum Gouverneur der Guienne ernannt, wo ihn sein hochmüthiges Wesen, seine Anmerkungen und seine Erpressungen allgemein verhaßt machten, dieses kleine Bürgermädchen, die Tochter eines einfachen Advokaten, ausgezeichnet. Er machte ihr den Hof und legte mit großer Mühe und nach einer Vertheidigung, welche mit der Geschicklichkeit eines großen Taktikers ausgehalten wurde, der seinen Sieger den Preis den Sieges fühlen lassen will. Aber als Lösegeld für ihren nun verlorenen Ruf beraubte Nanon den Herzog seiner Macht und seiner Freiheit. Nach Verlauf einer Verbindung von sechs Monaten mit dem Gouverneur von Guienne war es wirklich sie, welche die schöne Provinz regierte, und sie gab mit Wucher allen denen, welche sie einst verletzt oder gedemüthigt hatten, die empfangenen Beleidigungen zurück. Königin aus Zufall, wurde sie Tyrannin aus Berechnung. Bei ihrem feinen Geiste hatte sie das Vorgefühl, daß man die wahrscheinliche Kürze der Herrschaft durch den Mißbrauch ersetzen mußte.

Sie bemächtigte sich demzufolge Alles dessen, was in ihr Bereich kam, riß Schätze, Einfluß, Ehrenstellen an Sich. Sie wurde reich, sie ernannte zu Aemtern, und empfing die Besuche von Mazarin und den ersten Herren des Hofes. Mit wunderbarer Geschicklichkeit die verschiedenen Elemente, über welche sie zu verfügen hatte, zusammenfassend, machte sie sich daraus ein ihrem Ansehen nützlich, ihrem Vermögen vortheilhaftes Amalgam. Jeder Dienst, den Nanon leistete, hatte seinen bestimmten Preis. Ein Grad im Heere, eine Stelle in der bürgerlichen Verwaltung, Alles war in einen Tarif gebracht. Nanon bewilligte einen solchen Grad oder eine solche Stelle, aber man mußte ihr dafür in schönem, gutem Gelde oder durch ein königlichen Geschenk Zahlung leisten. Wenn sie sich so einen Bruchstückes von Gewalt zum Vortheile irgend einen

Menschen entäußerte so nahm sie dieses Bruchstück unter einer andern Form wieder ein. Sie gab die Gewalt, behielt aber das Geld, das der Nerv davon ist.«

Dies erklärt die Dauer ihrer Herrschaft: denn die Menschen zögern in ihren Hasse, einen Feind zu stürzen, dem noch ein Trost bleibt. Die Rache will eine völlige Niederlage, ein gänzlich Zugrunderichten. Die Völker jagen ungerne einen Tyrannen fort, der ihr Gold mit sich nehmen und lachend weggehen würde. Nanon von Lartigues besaß zwei Millionen.

Sie lebte auch mit einer Art von Sicherheit auf dem Vulkan, der beständig um sie herum bebte. Sie hatte gefühlt, wie der Volkshaß der Fluth ähnlich stieg, immer größer wurde und mit seinen Wellen die Gewalt von Herrn von Epernon peitschte, der an einem Tage des Zorns von Bordeaux vertrieben, Nanon mit sich zog, wie die Barke dem Schiffe folgt. Nanon beugte sich unter dem Sturme, bereit sich wieder zu erheben, sobald der Sturm vorübergegangen wäre. Sie nahm Herrn von Mazarin zum Muster und trieb, eine demüthige Schülerin, von ferne die Politik des gewandten, geschmeidigen Italieners. Der Cardinal bemerkte diese Frau, welche durch dieselben Mittel, die aus ihm einen ersten Minister und den Besitzer von fünfzig Millionen gemacht hatten, sich vergrößerte und bereicherte. Er bewunderte die kleine Gascognerin; er that noch mehr, er ließ sie gewähren. Man wird vielleicht später erfahren, warum.

Dessen ungeachtet und obgleich Einige, die sich sehr gut unterrichtet nannten, die Behauptung aussprachen, sie stehe in unmittelbarem Briefwechsel mit Herrn von Mazarin, sprach man doch wenig von den politischen Intriguen der schönen Nanon. Canolles selbst, der übrigens hübsch, jung und reich, nicht begriff, das man Intrigant zu sein nöthig haben könnte, wußte nicht, woran er sich in dieser Beziehung zu halten hatte.

Was ihre Liebesintriguen betrifft, mag es nun sein, daß Nanon, mit ernsteren Sorgen beschäftigt, diese auf spätere Zeiten verschob, mag der Lärm, den die Liebe von Herrn von Epernon für sie machte, den Lärm gleichsam verschlungen haben, den Liebschaften zweiten Ranges hätten machen können, jedenfalls waren selbst ihre Feinde nicht verschwenderisch an Scandal gegen sie gewesen, und in seiner persönlichen und nationalen Eitelkeit, konnte Canolles mit einem gewissen Rechte glauben, Nanon habe sich vor seiner Ankunft unüberwindlich gezeigt. Wurde Canolles wirklich der erste Liebeserguß diesen bis dahin nur dem Ehrgeize zugänglichen Herzens zu Theil, oder hatte die Klugheit seinen Vorgängern eine unbegrenzte Discretion gerathen, Nanon mußte als Geliebte ein reizendes Weib, Nanon mußte beleidigt eine furchtbare Feindin sein.

Die Bekanntschaft von Nanon und Canolles hatte sich auf die natürlichste Weise gebildet; Canolles, Lieutenant im Regimente Navailles, wollte Kapitän werden. Er mußte zu diesen Behufe an Herrn von Epernon, den commandirenden General der Infanterie, schreiben. Nanon las den Brief, sie antwortete wie gewöhnlich, im Glauben, sie behandle eine Geschäftsache, und bewilligte Canolles eine Zusammenkunft in diesem Sinne. Canolles wählte unter seinen Familienjuwelen einen prachtvollen Ring, der wenigstens fünfhundert Pistolen werth war. Es war dies immer noch minder theuer, als sich eine Compagnie zu kaufen, und begab sich sodann zu dem Rendezvous. Aber der Sieger Canolles, dem sein prunkables Geleite von gutem Glück voranging, brachte diesmal die Berechnungen und das Besteuerwesen des Fräulein von Lartigues in Verwirrung. Es war das erste Mal, daß er Nanon sah, es war das erste Mal, daß Nanon ihn sah. Sie waren beide jung, schön und geistreich. Die Zusammenkunft ging in gegenseitigen Artigkeiten hin, von dem Geschäfte war nicht mit einer Sylbe die Rede, und dennoch wurde das Geschäft abgemacht. Am andern Morgen erhielt Canolles sein Kapitänspatent, und als der

kostbare Ring von seinem Finger, an den von Nanon übergang, war es nicht mehr der Preis des befriedigten Ehrgeizes, sondern das Pfand glücklicher Liebe.

Zu Erklärung den Aufenthaltes von Nanon in der Nähe des Dorfes Matifou wird die Geschichte genügen. Der Herzog von Epernon hatte sich, wie wir erwähnten, in Guienne verhaßt gemacht. Nanon, der man die Ehre erwies, sie in einen bösen Genius zu verwandeln, hatte sich verwünscht gemacht. Ein Aufstand verjagte Beide von Bordeaux und trieb sie nach Agen. In Agen aber begann der Aufruhr abermals. Eines Tage warf man auf einer Brücke den vergoldeten Wagen um, in welchem Nonen den Herzog einholen sollte. Nanon befand sich, ohne daß man wußte wie, im Flusse, und Canolles zog sie heraus. In einer Nacht brach in dem Hause von Nanon Feuer aus. Canolles drang bis in ihr Schlafzimmer und rettete sie aus den Flammen. Nanon dachte, ein dritter Versuch könnte den Bewohnern von Agen wohl gelingen. - Obgleich Canolles sich so wenig als möglich von ihr entfernte, so hätte er doch nur durch ein Wunder stets im bestimmten Augenblicke bei ihr sein können, um sie der Gefahr zu entziehen. Sie benutzte einen Abgang den Herzogs, der eine Runde in seinem Gouvernement versuchen wollte, und eine Eskorte von zwölfhundert Mann, von welcher ein Theil zu dem Regiment Navailles gehörte, um sich aus der Stadt zu gleicher Zeit mit Canolles zu entfernen, wobei sie aus dem Schlage, ihrer Carrosse den Pöbel verhöhnnte, der gern den Wagen in Stücke geschlagen hätte, aber nicht den Muth dazu besaß.

Dann wählten der Herzog und Nanon, oder Canolles hatte vielmehr insgeheim das kleine Landhaus gewählt, wo Nanon wohnen sollte, bis man ihr ein Haus in Libourne eingerichtet haben würde. Canolles erhielt einen Urlaub, scheinbar um einige Familienangelegenheiten in der Heimath abzumachen, in Wirklichkeit aber, um das Recht zu haben, sein Regiment zu verlassen, das nach Agen zurückgekehrt war, und um sich nicht zu weit von Matifou zu entfernen, wo seine beschützende Gegenwart nothwendiger wurde, als je. Die Ereignisse begannen wirklich einen beunruhigenden Ernst anzunehmen. Die Prinzen von Condé, von Conti und Longueville boten, am vorhergehenden 17. Januar verhaftet und in Vincennes eingesperrt, den vier oder fünf Parteien, welche Frankreich zu dieser Zeit theilten, ernten vortrefflichen Vorwand zum Bürgerkriege. Der Widerwille des Volkes gegen den Herzog von Epernon, von dem man wußte, daß er ganz und gar dem Hofe angehörte, Wuchs immer mehr, obgleich man vernünftiger Weise hätte hoffen sollen, er könnte nicht mehr zunehmen. Eine von allen Parteien, welche in der seltsamen Lage, in der sich Frankreich befand, nicht mehr wußten, woran sie waren, gewünschte Katastrophe stand nahe bevor. Nanon verschwand wie die Vögel, welche den Sturm kommen sehen, vom Horizont und kehrte in ihr Blätternest zurück, um dunkel und unbekannt das Ereigniß abzuwarten.

Sie gab sich für eine Wittwe aus, welche die Einsamkeit sucht: so hatte sie, wie man sich erinnern wird, Meister Biscarros bezeichnet.

Herr von Epernon war also am Tage vorher zu der reizenden Einsiedlerin gekommen und hatte ihr angekündigt, er würde zu einer Rundreise von acht Tagen abgehen. Sobald er sich entfernt hatte, schickte Nanon durch den Einnehmer, ihren Günstling, ein Wort an Canolles, der sich, seinen Urlaub benützend, in der Gegend aufhielt. Nur verschwand dieses kleine Wort im Original, wie wir erzählt haben, unter den Händen des Boten, und es wurde daraus eine Einladungsabschrift von der Feder von Cauvignac. Der sorglose Baron beeilte sich, dieser Einladung Folge zu leisten, als ihn der Vicomte von Cambes vierhundert Schritte von seinem Ziele zurückhielt.

Das Uebrige wissen wir.

Nanon erwartete also Canolles, wie eine liebende Frau wartet, das heißt, zehnmal in der Minute ihre Uhr aus der Tasche ziehend, jeden Augenblick sich dem Fenster nähernd, aus jedes Geräusche horchend und mit dem Blicke die rothe, glänzende Sonne befragend, welche hinter den Berg hinabsank, um dem ersten Schatten der Nacht Platz zu machen. Zuerst klopfte man an die Vorderthüre, und sie schickte hastig Francinette dahin. Aber es war nichts Anderes, als der vorgebliche Küchenjunge, welcher das Abendbrod brachte, wozu der Gast fehlte. Nanon tauchte ihre Blicke in das Vorzimmer und sah den falschen Boten von Meister Biscarros, welcher seinerseits in das Schlafzimmer schaute, wo ein kleiner Tisch mit zwei Gedecken bereit stand. Nanon empfahl Francinette die Fleischspeisen warm zu halten, schloß traurig die Thüre und kehrte an ihr Fenster zurück, das ihr, so viel man bei der ersten Dunkelheit sehen konnte, eine leere Straße zeigte.

Ein zweiter Schlag, ein Schlag besonderer Art, erscholl an der Hinterthüre und Nanon rief: »Er ist es!« Aber befürchtend, er könnte es abermals nicht sein, blieb sie unbeweglich mitten im Zimmer stehen. Einen Augenblick nachher öffnete sich die Thüre, und Mademoiselle Francinette erschien, mit bestürzter Miene, stumm und das Billet in der Hand haltend, auf der Schwelle. Die junge Frau erblickte das Papier, lief auf die Zofe zu, entriß ihr dasselbe, öffnete es und las mit der größten Angst.

Nanon war wie vom Blitze getroffen, Sie liebte Canolles in hohem Maße, aber bei ihr war der Ehrgeiz ein Gefühl, das der Liebe gleich kam, und wenn sie den Herzog verlor, verlor sie nicht nur ihr zukünftiges Glück sondern vielleicht auch Alles, was ihr das frühere Glück gebracht hatte. Doch es war eine Frau von Kopf; sie fing damit an, daß sie die Kerze auslöschte, welche ihren Schatten hätte zeigen können, und lief an das Fenster. Es war die höchste Zeit. Vier Männer näherten sich dem Hause, von dem sie nur noch etwa zwanzig Schritte entfernt waren. Der Mann mit dem Mantel ging voraus und in dem Mann mit dem Mantel erkannte Nanon ganz genau den Herzog. In diesem Augenblick trat Mademoiselle Francinette ein Licht in der Hand, ein. Nanon warf einen Blick der Verzweiflung auf den Tisch, auf die zwei Gedecke, auf die zwei Fauteuils, auf die zwei gestickten Kopfkissen, welche ihre freche Weiße auf dem carmoisinrothen Grund der Damastvorhänge ausbreiteten, auf das appetitliche Nachtnegligé endlich, das so gut mit allen diesen Vorbereitungen im Einklange stand.

»-Ich bin verloren,« dachte sie.

Aber beinahe in demselben Augenblicke kam diesem feinen Gedanke, und ein Lächeln umschwebte die Lippen von Nanon. Rasch wie der Blitz ergriff sie das für Canolles bestimmte einfache Kristallglas und warf es auf den Zufall in den Garten, zog aus einem Etui den goldenen Becher mit dem Wappen des Herzogs, legte neben den Teller sein Gedeck von Vermail, lief dann, zwar kalt vor Schrecken, aber mit einem in Eile gebildeten Lächeln, die Stufen hinab und gelangte in dem Augenblicke zur Thüre, wo ein ernster, feierlicher Schlag daran ertönte.

Francinette wollte öffnen, aber Nanon ergriff sie beim Arme, stieß sie auf die Seite und sagte mit dem raschen Blicke, welcher bei ertappten Frauen den Gedanken so gut ersetzt:

»Es ist der Herr Herzog, den ich erwarte, und nicht Herr von Canolles.«

Dann zog sie selbst die Riegel zurück und warf sich dem Manne mit der weißen Feder, der eines seiner wildesten Gesichter bereit hielt, um den Hals.

»Ah!« rief Nanon, »mein Traum hat mich also nicht getäuscht. Kommt, mein lieber Herzog, Ihr sollt bedient werden, wir speisen sogleich zu Nacht.«

Epernon war ganz verblüfft; da jedoch die Liebkosung einer hübschen Frau immer gut hinzunehmen ist, so ließ er sich küssen.

Als bald aber erinnerte er sich wieder, welche niederschmetternde Beweise er gegen sie besaß und sagte:

»Einen Augenblick, mein Fräulein, erklären wir uns, wenn es Euch gefällig ist.«

Und er machte mit der Hand den Männern, die ihm folgten, ein Zeichen. Sie wichen ehrfurchtsvoll zurück, jedoch ohne sich gänzlich zu entfernen; er war allein mit ernstem, abgemessenem Schritte in das Haus.

»Was habt Ihr denn, mein lieber Herzog?« sagte Nanon, mit einer so gut geheuchelten Heiterkeit, daß man sie hätte für natürlich halten sollen. »Habt Ihr vielleicht das letzte Mal, da Ihr hierher kamt, etwas vergessen, daß Ihr Euch so ängstlich nach allen Seiten umschaut?«

»Ja,« sprach der Herzog- »ich habe vergessen, Euch zu sagen, ich wäre kein Dummkopf, kein Gêronte, wie Herr Cyano von Bergerac sie in seinen Komödien bringt, und da ich vergessen habe, Euch zu sagen, so komme ich in Person zurück, um es Euch zu beweisen.« .

»Ich begreife Euch nicht Monseigneur,« erwiderte Nanon mit der ruhigsten, offensten Miene. »Ich bitte, erklärt Euch.«

Der Blick des Herzogs heftete sich auf die zwei Fauteuils, ging von den zwei Fauteuils auf die zwei Gedecke und von den zwei Gedecken auf die zwei Kopfkissen über. Auf diesen verharrten seine Augen länger, und die Röthe des Zornes stieg dem Herzog ins das Gesicht.

Nanon hatte Alles dies vorhergesehen und erwartete den Erfolg der Prüfung mit einem Lächeln, das ihre Zähne, so weiß wie Perlen, enthüllte. Nur glich dieses Lächeln erneut Zusammenziehen der Nerven, und diese Zähne würden wohl geklappert haben, hätte sie die Furcht nicht aneinander geschlossen gehalten.

Der Herzog wandte seinen zornigen Blick auf sie.

»Ich warte immer noch auf das Belieben von Monseigneur,« sprach Nanon mit einer anmuthigen Verbeugung.

»Das Belieben von Monseigneur,« antwortete er, »besteht darin, daß Ihr mir erklären sollt, warum dieses Abendbrod?

»Weil ich, wie gesagt, einen Traum hatte, der mir ankündigte, daß Ihr, obgleich Ihr mich gestern verlassen, doch heute zurückkommen würdet. Meine Träume täuschen mich nie. Ich ließ also ein Abendbrod nach Eurem Geschmacke bereiten.«

Der Herzog machte eine Grimasse, welche seiner Absicht nach für ironisches Lächeln gelten sollte.

»Und diese zwei Kopfkissen?« sagte er.

»Sollte Monseigneur im Sinne haben, zum Nachtlager nach Libourne zurückzukehren? Diesmal hätte mein Traum gelogen, denn er kündigte mir an, Monseigneur würde bleiben.«

Der Herzog machte eine zweite Grimasse, welche noch bezeichnender war als die erste.

»Und diesen reizende Negligé, Madame? und diese ausgezeichneten Wohlgerüche?«

»Es ist eines von denjenigen, welche ich anzuziehen pflege, wenn ich Monseigneur erwarte. Diese Wohlgerüche kommen von den Säckchen Peau d'Espagnet, welche ich in meine Schränke lege, und die Monseigneur, wie er mir oft gesagt hat, allen andern Odeurs vorzieht, weil es auch der Lieblingsgeruch der Königin ist.«

»Ihr erwartetet mich also?« fuhr der Herzog mit einem ironischen Lachen fort.

»Ah, Monseigneur,« sprach Nanon, ebenfalls die Stirne faltend, »Gott vergebe mir! ich glaube, Ihr habt Lust in die Schränke zu schauen. Solltet Ihr zufällig eifersüchtig sein?«

Der Herzog nahm eine majestätische Miene an.

»Eifersüchtig, ich? oh, nein! Gott sei Dank! ich habe diese Lächerlichkeit nicht an mir. Alt und reich, weiß ich natürlich wohl, daß ich getäuscht werden muß; aber denjenigen, welche mich täuschen, will ich wenigstens beweisen, daß ich nicht ihr Thor bin.«

»Und wie werdet Ihr ihnen dies beweisen?« sprach Nanon. »Ich bin begierig, es zu erfahren.«

»Oh, das wird nicht schwierig sein; ich brauche ihnen nur diesen Papier zu zeigen.«

Der Herzog sog ein Billet aus seiner Tasche.

»Ich habe keine Träume mehr,« sagte er; »in meinem Alter träumt man nicht mehr, selbst im wachen Zustande, aber ich erhalte Briefe. Lest diesen, er ist interessant.«

Nanon nahm zitternd den Brief, den ihr der Herzog reichte, und bebte, als sie die Schrift sah; aber diesen Beben war unmerklich, und sie las:

»Monseigneur der Herzog von Epernon wird benachrichtigt, daß diesen Abend ein Mann, der sich seit sechs Monaten eines vertraulichen Umgangs mit Fräulein Nanon von Lartigues erfreut, zu dieser kommen und bei ihr Abendbrod nehmen und die Nacht zubringen.

»Da man Monseigneur den Herzog von Epernon nicht in irgend einer Ungewißheit lassen will, so setzt man ihn davon in Kenntniß, daß sich dieser glückliche Nebenbuhler Baron von Canolles nennt.«

Nanon erbleichte, der Streich traf mitten in das Herz.

»Ah, Roland! Roland!« Murmelte sie, »ich glaubte doch von Dir befreit zu sein!«

»Bin ich unterrichtet?« sprach der Herzog triumphierend.

»Ziemlich schlecht,« antwortete Nanon, »und wenn Eure politische Polizei nicht besser ist, als Eure Liebespolizei, so beklage ich Euch.«

»Ihr beklagt mich?«

»Ja; denn dieser Herr von Canolles, dem Ihr die unentgeltliche Ehre erweist, ihn für Euren Nebenbuhler zu halten, ist nicht hier, und Ihr könnt überdies warten und Ihr werdet dann sehen, ob er kommt.«

»Er ist gekommen!«

»Ei!« rief Nanon, »das ist nicht wahr!«

Diesmal lag ein Ausdruck tiefer Wahrheit in dem Tone der Angeschuldigten.

»Ich will sagen: er ist bis auf vierhundert Schritte hierher gekommen und hat zu seinem Glücke in dem Gasthause zum Goldenen Kalb angehalten.«

Nanon begriff, daß der Herzog viel weniger weit vorgerückt war, als sie Anfangs geglaubt hatte. Sie zuckte die Achseln; denn ein anderer Gedanke, den ihr ohne Zweifel der Brief eingegeben hatte, welchen sie in ihren Händen hin und her drehte, keimte in ihrem Innern.

»Ist es möglich,« sagte sie, »daß ein Mann von Geist, einer der gewandtesten Politiker des Königreichs, sich von anonymen Briefen fangen läßt?«

»Anonym so lange Ihr wollt, aber wie erklärt Ihr mir diesen Brief?«

»Oh! die Erklärung ist nicht schwierig, es ist eine Folge des schönen Benehmens unserer Feinde in Agen. Herr von Canolles bat Euch in Familienangelegenheiten um einen Urlaub, den

Ihr ihm bewilliget. Man wußte, daß er hier durchkam und baute auf seine Reise diese lächerliche Anschuldigung.«

Nanon gewahrte, wie daß das Gesicht des Herzogs, statt sich zu entrunzeln, immer düsterer wurde.

»Die Erklärung wäre gut,« sagte er, »wenn diesem Briefe, den Ihr Euren Feinden zuschreibt, nicht eine gewisse Nachschrift beigefügt wäre, die Ihr in Eurer Unruhe zu lesen vergessen habt.«

»Ein tödtlicher Schauer durchlief den ganzen Körper der jungen Frau. Sie fühlte, daß sie den Kampf, wenn ihr der Zufall nicht zu Hilfe käme, nicht länger aushalten könnte.

»Eine Nachschrift?« wiederholte sie.

»Ja, lest,« sagte der Herzog.

Nanon versuchte zu lächeln, aber sie fühlte, daß ihre Züge sich nicht mehr zu diesem Anscheine der Ruhe hergaben. Sie begnügte sich also, mit dem sichersten Tone, den sie anzunehmen vermochte, zu lesen:

»Ich habe in meinen Händen den Brief von Fräulein von Lartigues an Herrn von Canolles, durch welchen das Rendezvous, das ich Euch melde, auf diesen Abend festgesetzt ist. Ich gebe diesen Brief für ein Blanquett, das mir der Herr Herzog durch einen einzigen Menschen in einem Schiffe auf der Dordogne vor dem Dorfe Saint-Michel-la-Rivière um sechs Uhr Abends einhändigen läßt.«

»Und Ihr hattet diese Unklugheit!« rief Nanon.

»Eure Handschrift ist mir so kostbar, liebe Dame, daß ich dachte, ich könnte einen Brief von Euch nicht zu theuer bezahlen.«

»Ein solches Geheimnis der Indiscretion eines Mitwissers aussetzen! Ah, Herr Herzog! . . .«

»Dergleichen vertrauliche Mittheilungen, Madame, nimmt man in Person in Empfang, und so habe ich es auch mit dieser gemacht. Der Mann, der sich auf die Dordogne begab, war ich selbst.«

»Ihr habt also meinen Brief?«

»Hier ist er.

Durch eine rasche Anstrengung des Gedächtnisses suchte Nanon sich dessen zu erinnern, was der Brief enthielt, aber es war ihr unmöglich. Ihr Gehirn fing an sich zu verwirren.

Sie war also genöthigt, ihren eigenen Brief zu, übernehmen und wieder zu lesen. Er enthielt kaum drei Zeilen: Nanon erfaßte sie mit einem gierigen Blicke und erkannte zu ihrer unbeschreiblichen Freude, daß dieser Brief sie nicht völlig compromittirte.

»Lest laut,« sprach der Herzog, »ich bin wie Ihr, ich habe den Inhalt dieses Briefes vergessen.«

Nanon fand das Lächeln wieder, das sie einige Secunden vorher vergeblich gesucht hatte, und las, der Aufforderung des Herzogs gehorchend:

»Ich werde um acht Uhr zu Nacht speisen. Seid Ihr frei? Ich bin es. In diesem Falle seid pünktlich, mein lieber Canolles, und fürchtet nichts für unser Geheimniß.«

»Das ist klar, wie es mir scheint!« rief der Herzog bleich vor Wuth.

»Das spricht mich frei,« dachte Nanon.

»Ah! Ah!« fuhr der Herzog fort, »Ihr habt ein Geheimnis mit Herrn von Canolles?«

Nanon begriff, daß ein Zögern von einer Secunde sie in das Verderben stürzen würde.

Ueberdies hatte sie alle Muße gehabt, den ihr von dem anonymen Briefe eingeflößten Plan in ihrem Gehirn reifen zu lassen.

»Nun ja,« sprach sie, den Herzog fest anschauend, »ich habe ein Geheimnis mit diesem Herrn.«

»Ihr gesteht es zu?« rief der Herzog von Epernon.

»Ich muß wohl, da man Euch nichts verbergen kann.«

»Oh!« schrie der Herzog.

»Ja, ich erwartete Herrn von Canolles,« fuhr »Nanon ruhig fort.

»Ihr erwartetet ihn?«

»Ja, ich erwartete ihn.«

»Ihr wagt es, dies zu gestehen?«

»Laut, Wißt Ihr wohl, was Herr von Canolles ist?«

»Ein Dummkopf, den ich grausam für seine Unklugheit bestrafen werde.«

»Er ist ein hochherziger und braver Edelmann, den Ihr auch fortan wohlwollend behandeln werdet.«

»Oh! ich schwöre, bei Gott, daß dem nicht so sein soll.«

»Keinen Schwur, Herr Herzog, wenigstens nicht, ehe ich gesprochen habe,« antwortete Nanon.

»Sprecht, aber sprecht geschwinde.«

»Ihr habt also nicht wahrgenommen, Ihr, der Ihr die tiefsten Falten des Herzens durchforschte versetzte Nanon, welchen Vorzug ich Herrn von Canolles gönnte? Ihr habt sie nicht wahrgenommen, die Bitten, die ich zu seinen Gunsten an Euch richtete, das Kapitänspatent, welches ich ihm verschaffte, die Bewilligung von Geldern zu einer Reise nach der Bretagne mit Herrn de la Meilleraye, den Urlaub neulich, mit einem Wort, Ihr habt mein beständiges Trachten, mir ihn zu verpflichten, nicht wahrgenommen?«

»Madame, Madame,« sprach der Herzog, »Ihr überschreitet die Grenzen.«

»Um Gotteswillen, Herr Herzog, wartet bis zum Ende.«

»Was brauche ich nach ferner zu warten, und was habt Ihr mir nach zu sagen?«

»Daß ich für Herrn von Canolles die zärtlichste Theilnahme hege.«

»Ich weiß es, bei Gott! ich weiß es wohl!«

»Daß ich ihm mit Leib und Seele ergeben bin.«

»Madame, Ihr mißbraucht . . .«

»Daß ich ihm bis zum Tode dienen werde, und zwar weil . . .«

»Weil er Euer Liebhaber ist; das ist nicht, schwer zu errathen.«

»Weil er,« fuhr Nanon mit einer dramatischen Bewegung, den zitternden Herzog beim Arm ergreifend, fort, »weil er mein Bruder ist.«

Der Arm des Herzogs fiel an seiner Lende herab.

»Eure Bruder!« sprach er.

Nanon machte ein Zeichen mit dem Kopfe, begleitet von einem triumphierenden Lächeln.

Nach einem kurzen Augenblicke rief der Herzog:

»Das erfordert Erläuterung.«

»Ich will sie Euch geben,« versetzte Nanon. »Um welche Zeit ist mein, Vater gestorben?«

»Vor ungefähr acht Monaten.«

»Um welche Zeit habt Ihr das Kapitänspatent für Herrn den Canolles unterzeichnet?«

»Ich denke, um dieselbe Zeit,« fuhr der Herzog fort.

»Vierzehn Tage hernach,« sagte Nanon.

»Vierzehn Tage hernach . . . es ist möglich.«

»Es ist traurig für mich,« fuhr Nanon fort, »die Schande einer andern Frau zu enthüllen, dieses Geheimniß aufzudecken, das unser Geheimnis ist, versteht Ihr wohl? Aber Eure seltsame Eifersucht treibt mich an, Euer grausamen Benehmen zwingt mich dazu. Ich ahme Euer Beispiel nach, Herr Herzog ich begehe eine Sünde gegen die Großmuth.«

»Fahrt fort, fahrt fort!« rief der Herzog, welcher bereits sich an die Phantasieen zu halten anfang, welche die schöne Gascognerin schmiedete.

»Nun wohl, mein Vater war ein Advokat, dem es nicht an einer gewissen Berühmtheit fehlte. Vor achtundzwanzig Jahren war mein Vater noch jung; mein Vater war stets schön gewesen. Er liebte schon vor seiner Verheirathung die Mutter von Herrn von Canolles, deren Hand man ihm verweigert hatte, weil sie adelig und er bürgerlich war. Die Liebe übernahm es, wie dies so oft geschieht, den Fehler der Natur gut zu machen, und während einer Reise von Herrn von Canolles . . . Begreift Ihr nun?«

»Ja, aber wie kommt es, daß diese Freundschaft für Herrn von Canolles Euch so spät erfaßt hat?«

»Weil ich erst bei dem Tode meines Vaters das Band erfuhr, das uns vereinigte; weil dieses Geheimniß in einem Briefe enthalten war, den mir der Baron selbst, mich seine Schwester nennend, überreichte.«

»Und wo ist dieser Brief?« fragte der Herzog.

»Vergeßt Ihr den Brand, der Alles bei mir verzehrt hat, meine kostbarsten Juwelen, meine geheimsten Papiere?«

»Das ist wahr.«

»Zwanzigmal wollte ich Euch diese Geschichte erzählen, überzeugt, Ihr würdet Alles für denjenigen thun, welchen ich ganz leise meinen Bruder nenne; aber er hat mich stets zurückgehalten, stets gebeten den Zins seiner noch lebenden Mutter zu schonen. Ich achtete seine Bedenklichkeiten, weil ich sie verstand.«

»Ah! Wirklich?« sprach der Herzog beinahe gerührt. »Armer Canolles!«

»Und dennoch war es sein Glück, daß er sich weigerte,« fuhr Nanon fort.

»Es zeugt von einem zarten Geheimniß,« versetzte der Herzog, »und sein Skrupel macht ihm Ehre.«

»Ich hatte noch mehr gethan, ich hatte ihm einen Eid geleistet, diesen Geheimniß niemals irgend jemand in der Welt zu enthüllen. Aber Euer Verdacht machte den Becher überströmen. Wehe mir! ich habe meinen Eid vergessen; wehe mir! ich habe das Geheimniß meinen Bruders verrathen.«

Und Nanon zerfloß in Thränen.

Der Herzog fiel vor ihr auf die Kniee und küßte ihre schönen Hände, die sie ganz niedergeschlagen hängen ließ, während ihre Augen, zum Himmel emporgerichtet, Gott um

Vergebung wegen ihren Meineiden zu bitten schienen.

»Ihr sagte Wehe mir!« rief der Herzog, »Sagt doch: Glück für Alle! Die verlorene Zeit soll dem lieben Canolles wieder eingebracht werden. Ich kenne ihn nicht, aber ich will ihn kennen lernen. Ihr stellt Canolles vor, und ich werde ihn lieben, wie einen Sohn.«

»Sagt, wie einen Bruder,« versetzte Nanon lächelnd.

Dann zu einem andern Gedanken übergehend, rief sie den Brief zerknitternd, den sie in das Feuer zu werfen sich stellte, während sie ihn sorgfältig in die Tasche steckte, um später den Urheber damit zu fassen:

»Ungeheuer von Anzeigern!«

»Aber ich bedenke,« sagte der Herzog, »warum kommt denn der Junge nicht? Warum sollte ich warten, um ihn zu sehen? Ich werde ihn sogleich im Goldenen Kalbe holen lassen.«

»Ah! ja, damit er erfährt, daß ich nichts zu verbergen vermag, und daß ich Euch mit Hintansetzung meines Eides Alles gesagt habe.«

»Ich werde diskret sein.«

»Ah! mein Herr Herzog. nun muß *ich* Euch den Krieg ankündigen,« versetzte Nanon mit jenem Lächeln, das die Teufel von den Engeln entlehnt haben.

»Und warum denn, meine teure Schöne?«

»Weil Ihr einst lüsterner nach einem-Zusammensein unter vier Augen waret, als jetzt. Glaubt mir, wir wollen zu Nacht speisen, und morgen früh ist es noch Zeit, Canolles holen zu lassen.« (Von jetzt bis morgen kann ich Canolles benachrichtigen, dachte Nanon.)

»Es sei,« sprach der Herzog, »setzen wir uns zu Tische.«

Und von einem Reste von Zweifel gepeinigt, fügte er ganz leise bei:

»Von jetzt bis morgen werde ich sie nicht verlassen, und wenn sie nicht eine Zauberin ist, wird sie kein Mittel finden, ihn zu unterrichten.«

»Also,« sprach Nanon und legte ihren Arm auf die Schulter den Herzogs, »also ist es mir erlaubt, meinem Freunde eine Bitte für meinen Bruder vorzutragen?«

»Wie!« Versetzte Epernon, »Alles, was Ihr wollt, Geld . . .«

»Oh! Geld,« sagte Nanon, »dessen bedarf er nicht; er hat mir den prächtigen Ring gegeben, den Ihr bemerkt habt, und der von seiner Mutter kommt.«

»Avancement also?«

»Ja, Avancement. Wir machen ihn zum Obersten, nicht wahr?«

»Teufel! zum Obersten; wie rasch Ihr verfährt, meine Geliebte! Er müßte zu diesem Behufe der Sache des Königs einen Dienst geleistet haben.«

»Er ist bereit, alle Dienste zu leisten, die man ihm nennen wird.«

»Oh!« sprach der Herzog, Nanon aus einem Winkel seines Auges betrachtend, »oh! ich hätte wohl einen Vertrauensauftrag für den Hof.«

»Einen Auftrag für den Hof!« rief Nanon.

»Ja,« versetzte der alte Hofmann, »aber das würde Euch trennen.«

Nanon sah, hast sie diesen Ueberrest von Mißtrauen vollends vernichten mußte.

»Oh! fürchtet dieß nicht, mein lieber Herzog. Was liegt in her Trennung, wenn diese von Vortheil für ihn sein kann. Verbannt ihn, schickt ihn aus dem Vaterlande, wenn es zu seinem Besten gereicht, und kümmert Euch nicht mehr um mich. Bleibt mir nur die Liebe meines teuren

Herzogs, ist das nicht mehr, als ich brauche, um glücklich zu sein?«

»Gut, es ist abgemacht,« erwiderte der Herzog, »morgen früh lasse ich ihn holen und gehe ihm seine Instruktionen. Und nun, wie Ihr gesagt habt,« fügte er mit einem sehr besänftigten Blick auf die zwei Fauteuils, auf die zwei Gedecke und die zwei Kopfkissen beim »und nun wollen wir zu Nacht speisen, meine Schönste.«

Und jedes von ihnen setzte sich zu Tisch, das Gesicht so lächelnd, daß selbst Francinette, so genau sie auch als vertraute Kammerfrau hie Art und Weise des Herzogs und den Charakter ihrer Gebieterin kannte, glaubte, ihre Gebieterin wäre vollkommen ruhig und der Herzog völlig beruhigt.

IV.

Der Reiter, welchen Canolles mit dem Namen Richon begrüßt hatte, war in den ersten Stock des Gasthofes zum Goldenen Kalb hinaufgestiegen und speiste in Gesellschaft des Vicomte zu Nacht.

Er war es, den der Vicomte ungeduldig erwartete, als ihn her Zufall zum Zeugen der feindseligen Vorkehrungen des Herrn von Epernon machte und ihn in den Stand setzte, dem Baron von Canolles den von uns bezeichneten Dienst zu leisten.

Er hatte Paris acht Tage vorher und Bordeaux an demselben Tage verlassen, und brachte also die neusten Nachrichten über die Wirren, die von Paris bis Bordeaux entstanden und ein immer mehr beunruhigendes Ansehen gewannen. Während er bald von der Einkerkung der Prinzen, der Angelegenheit den Tages, bald von dem Parlament von Bordeaux, der Macht den Ortes, bald von Mazarin, dem König des Augenblicks, sprach, betrachtete der junge Mann stillschweigend sein männliches, gebräuntes Antlitz, sein sicheres, durchdringendes Auge, seine weißen, scharfen, unter dem langen schwarzen Schnurrbart schimmernden Zähne, und alle die verschiedenen Zeichen, welche aus Richon das Musterbild des wahren Glücksritters machten.

»Also,« sprach der Vicomte nach einem Augenblick, »also ist die Frau Prinzessin zu dieser Stunde in Chantilly?«

Bekanntlich bezeichnete man auf diese Art die zwei Herzoginnen von Condé, nur fügte man bei der Herzogin von Condé Mutter den Titel Wittve bei.

»Ja,« antwortete Richon, »und sie erwartet Euch dort sobald als möglich.«

»Und in welcher Lage ist sie in Chantilly?«

»In einer wahren Verbannung; man bewacht sie wie ihre Schwiegermutter mit der größten Sorgfalt, denn man vermuthet bei Hofe, daß sie sich nicht allein an Klagen beim Parlamente halten werde, sondern etwas Wirksames zu Gunsten der Prinzen machinire. Leider fehlt es wie immer an Geld. . . Doch bei, dieser Gelegenheit: habt Ihr das, was man Euch schuldig war, eingezogen? Es ist dies eine Frage, die man an Euch zu stellen mich ganz besonders beauftragt.«

»Mit großer Mühen,« antwortete der Vicomte, »brachte ich zwanzigtausend Livres zusammen, die ich in Gold bei mir habe; das ist Alles.

»Das ist Alles! Teufel, Vicomte, man sieht wohl, daß Ihr Millionär seid: so verächtlich von einer solchen Summe in einem solchen Augenblick sprechen! Zwanzigtausend Livres; wir sind minder reich als Herr von Mazarin, aber reicher als der König.«

»Ihr glaubt also Richon, die Frau Prinzessin werde die bescheidene Gabe annehmen?«

»Mit Dankt Ihr bringt Ihr genug, um ein Heer damit zu bezahlen.«

»Glaubt Ihr, daß wir dessen bedürfen werden?«

»Wessen? Eines Heeres? Gewiß, und wir beschäftigen uns damit, eines zu sammeln. Herr von Laroche foucault hat vierhundert Edelleute angeworben, unter dem Vorwande, sie dem Leichenbegängnisse seines Vaters beiwohnen zu lassen. Der Herzog von Bouillon geht mit derselben Anzahl, wenn nicht mit einer größeren, nach Guienne ab. Herr von Turenne verspricht einen Gang gegen Paris zu machen, in der Absicht, Vincennes zu überfallen und die Prinzen durch einen Handstreich zu entführen: er wird dreißigtausend Mann, seine ganze Nordarmee, die

er dem königlichen Dienste abspenstig macht, bei sich haben. Oh! seid unbesorgt, die Dinge sind in gutem Zuge,« fuhr Richon fort; »ich weiß nicht, ob wir große Geschäfte machen werden, sicherlich aber machen wir gewaltigen Lärmen. . .«

»Seid Ihr dem Herzog von Epernon nicht begegnet?« unterbrach ihn der junge Mann, dessen Augen funkelten bei dieser Aufzählung von Kräften, welche ihm den Triumph der Partie verhiess, der er angehörte.

»Dem Herzog von Epernon?« fragte der Glücksritter ganz verwundert, »wo soll ich ihm denn begegnet sein? Ich komme nicht von Agen, sondern von, Bordeaux.«

»Ihr könntet ihn einige Schritte von hier getroffen haben,« versetzte der Vicomte lächelnd.

»Ah! Richtig, wohnt nicht die schöne Nanon von Lartigues in der Gegend?«

»Zwei Musketenschüsse von hier.«

»So erklärt mir die Anwesenheit des Baron von Canolles im Gasthofe zum Goldenen Kalb.«

»Kennt Ihr ihn?«

»Wen? den Baron? Ja. Ich könnte mich sogar seinen Freund nennen, wäre Herr von Canolles nicht von vortrefflichem Adel, indeß ich ein armer Bürgersmann bin.

»Bürgersleute wie Ihr, Richon, sind so viel werth als Prinzen, in der Lage in der wir uns befinden. Ihr wißt übrigens, daß ich Euren Freund, den Baron von Canolles, vor Prügelein oder vielleicht vor etwas noch Schlimmerem bewahrt habe.«

»Ja, er hat mir ein paar Worte davon gesagt, aber ich horte ihn nicht sehr aufmerksam an, denn ich hatte Eile zu Euch zu gelangen. Seid Ihr sicher, daß er Euch nicht erkannt hat?«

»Man erkennt diejenigen schlecht, welche man nie gesehen hat.«

»Ich errieth auch nur, was ich ihm erwiedern sollte.«

»In der That,« sagte der Vicomte, »er schaute mich sehr aufmerksam an.«

Richon versetzte lächelnd:

»Ich glaube es wohl, man trifft nicht jeden Tag Edelleute Eurer Art.«

»Er scheint mir ein lustiger Cavalier zu sein,« sprach der Vicomte nach kurzem Stillschweigen.

»Lustig und gut; ein reizender Geist und ein großes Herz. Der Gascogner ist, wie Ihr wißt, nie mittelmäßig: entweder ist er vortrefflich oder er taugt nichts. Dieser ist von gutem Gehalt. In der Liebe wie im Kriege ist er zugleich ein Petit-maitre und ein braver Kapitän; es thut mir leid, daß er gegen uns hält. Ihr hättet in der That, da der Zufall Euch in Verbindung mit ihm brachte, diesen Umstand benutzen sollen, um ihn für unsere Sache zu gewinnen.«

Eine flüchtige Röthe zog wie ein Meteor über die bleichen Wangen des Vicomte hin.

»Euer Freund kam mir unbedeutend vor,« sagte der Vicomte.

»Ei, mein Gott,« erwiederte Richon mit der schwermüthigen Philosophie, die man zuweilen bei Männern von kräftigem Schlage trifft, »sind wir denn so ernsthaft und vernünftig, wir, die wir in unseren unklugen Händen die Fackel des Bürgerkrieges halten, wie wir es mit einer Kirchenkerze thun würden? Ist der Herr Coadjutor, welcher Paris mit einem Worte beschwichtigt oder in Aufruhr bringt — ein sehr ernster Mann? Ist Herr von Beaufort, der einen so großen Einfluß in der Hauptstadt ausübt, das man ihn den König der Hallen nennt, ein sehr ernster Mann? Ist Frau von Chevreuse, welche nach Belieben Minister macht und absetzt, eine sehr ernste Frau? Ist Frau den Longueville, welche drei Monate im Stadthause gethront hat, sehr

ernst? Ist endlich die Frau Prinzessin von Condé, welche sich gestern noch mit Kleidern, Juwelen und Diamanten beschäftigte, eine sehr ernste Frau? Ist der Herr Herzog von Enghien ein sehr ernster Parteiführer, er, der noch unter den Händen von Frauen mit Puppen spielt, und vielleicht seine erste Hose anzieht, um ganz Frankreich umzuwälzen? Ich selbst, wenn man mir erlaubt, meinen Namen nach so vielen erhabenen Namen anzuführen, bin ich eine so ernste Person, ich, der Sohn eines Müllers aus Angoulême, ich, ein ehemaliger Diener des Herrn von Larochefoucault, ich, dem eines Tages mein Herr statt einer Bürste oder eines Mantels ein Schwert gegeben hat, das ich, mich zum Krieger improvisierend, muthig an meine Seite schnallte? Und dennoch ist der Sohn des Müllers von Angoulême, der ehemalige Kammerdiener von Herrn den Larochefoucault, Kapitän geworden. Er bringt eine Compagnie auf die Beine, welche vier bis fünfhundert Mann vereinigt, mit deren Leben er spielt, als hätte ihm Gott das Recht dazu gegeben. Er steht auf der Leiter zur Größe, wird Oberster, Gouverneur, und wer weiß was sonst noch werden. Es geschieht vielleicht, daß er zehn Minuten lang, eine Stunde, sogar einen Tag das Geschick des Königreichs in seinen Händen hält. Ihr seht, das hat große Aehnlichkeit mit einem Traume, und doch werde ich es für eine Wirklichkeit halten, bis zu dem Tage wo irgend eine mächtige Katastrophe mich erweckt . . .«

»Und an diesem Tage,« versetzte der Vicomte, »wehe allen Denen, welche Euch erwecken, Richon, denn Ihr werdet ein Held sein . . .«

»Ein Held oder ein Verräther, je nachdem wir die Stärkeren oder die Schwächeren sind. Unter dem vorigen Cardinal hätte ich die Augen zweimal aufgemacht, denn der Einsatz beim Spiele wäre mein Kopf gewesen.«

»Stille, Richon, sucht mich nicht glauben zu machen, Betrachtungen dieser Art halten einen Mann wie Euch zurück, Euch, den man als einen der bravsten, Soldaten des Heeres anführt.«

»Ei, allerdings,« entgegnete Richon, mit einer unübersetzbaren Bewegung der Schultern, »ich war brav als König Ludwig XIII. mit seinem bleichen Gesichte, seinem blauen Ordensbande und seinem wie ein Karfunkel glänzenden Auge, an seinem Schnurrbarte kauend, mit schriller Stimme uns zurief: »Der König sieht Euch, vorwärts; meine Herren!« Aber wenn ich nicht, mehr hinter mir, sondern mir gegenüber auf der Brust des Sohnes dasselbe blaue Band, das ich noch auf, der Brust des Vaters sehe, wiederfinden und meinen Soldaten zurufen sollt: Feuer auf den König von Frankreich!« an diesem Tag,« fuhr Richon den Kopf schüttelnd fort, »an diesem Tag, Vicomte, fürchte ich bange zu haben und schief zu schießen . . .«

»Was ist Euch denn heute Unangenehmes widerfahren, das Ihr die Dinge in so schlimmem Lichte betrachtet, mein lieber Richon?« fragte der junge Mann. »Der Bürgerkrieg, ich weiß wohl, ist, eine traurige Sache, zuweilen aber sehr nöthig.«

»Ja, wie die Pest, wie das gelbe Fieber, wie das schwarze Fieber, wie das Fieber aller Farben. Glaubt Ihr z.B., Herr Vicomte, es sei sehr nothwendig, das ich, der ich diesen Abend mit so großem Vergnügen dem Baron Canolles die Hand gedrückt habe, ihm morgen den Degen in den Leib renne, weil ich der Frau Prinzessin diene, die meiner spottet, und er Herrn von Mazarin, der seiner spottet, und dennoch wird es so sein.«

Der Vicomte machte eine Bewegung des Abscheus.

»Wenigstens, wenn ich mich nicht täusche,« fuhr Richon fort, »und er mir nicht auf irgend eine Weise die Brust durchbohrt. Ah, Ihr begreift den Krieg nicht, Ihr Andern, Ihr seht nur ein Meer von Intriguen und stürzt Euch darein als in Euer natürliches Element. Ich sagte es einst Seiner Hoheit und man gab mir Recht, Ihr lebt in einer Sphäre, von der aus das Artilleriefeuer,

das uns tödtet; Euch nur wie ein einfaches Feuerwerk erscheint.«

»In der That, Richon,« Ihr macht mir bange,« sagte der Vicomte, »und wenn ich nicht überzeugt wäre, das ich Euch zu meinem Schutze hätte, würde ich es nicht wagen, mich auf den Marsch zu begeben. Aber unter Eurem Geleite,« fügte der junge Mann, dem Parteigänger seine kleine Hand reichend, bei, »fürchte ich nichts.«

»Unter meinem Geleite,« sagte Richon, »ah! ja, Ihr erinnert mich daran. Ihr müßt meines Geleites entbehren, Herr Vicomte, und die Partie ist abgebrochen.«

»Sollt Ihr denn nicht mit mir nach Chantilly zurückkehren?«

»Das heißt, ich sollte in einem Fall zurückkehren, wenn ich hier nicht nothwendig wäre. Aber meine Wichtigkeit hat, wie ich Euch sagte, so sehr zugenommen, daß ich bestimmten Befehl von der Frau Prinzessin erhielt, die Gegend des Fort, auf welches man eine bestimmte Absicht zu haben scheint, nicht zu verlassen.«

Der Vicomte stieß einen Ausruf des Schreckens aus.

»So reisen ohne Euch!« rief er, »reisen mit dem würdigen Pompée der noch tausendmal mehr Hasenfuß ist, als ich, die Hälfte von Frankreich allein oder beinahe allein durchziehen! Oh! nein, ich reise nicht, das schwöre ich Euch, ich würde vor Angst sterben, ehe ich ankäme.«

»Oh, Herr Vicomte,« versetzte Richon in ein schallendes Gelächter ausbrechend, »Ihr denkt also nicht mehr an den Degen, der an Eurer Seite hängt?«

»Lacht immerhin, ich reise nicht. Die Frau Prinzessin hat mir versprochen, Ihr würdet mich geleiten, und nur unter dieser Bedingung machte ich mich anheischig.«

»Wie Ihr wollt, Vicomte,« versetzte Richon mit geheucheltem Ernste. Jedenfalls zählt man auf Euch in Chantilly, und nehmt Euch in Acht, die Prinzen verlieren leicht die Geduld, besonders wenn sie Geld erwarten.«

»Und zu allem Unglück,« sagte der Vicomte, »soll ich noch in der Nacht abreisen.«

»Desto besser,« sprach Richon lachend, »man wird nicht sehen, daß Ihr bange habt, und Ihr findet am Ende noch Feigherzigere, als Ihr seid, und schlägt sie in die Flucht.«

»Ihr glaubt?« sagte der Vicomte, trotz dieser Verheißung nur schlecht beruhigt.

»Ueberdies gibt es ein Mittel, Alles auszugleichen,« sagte Richon. »Ihr habt wegen des Geldes Furcht, nicht wahr? Gut, so laßt es mir, und ich schicke es durch drei bis vier sichere Männer ab. Alles wohl beachtet, ist es übrigens doch das sicherste Mittel, das Geld an Ort und Stelle gelangen zu lassen, wenn Ihr es selbst dahin bringt.«

»Ihr habt Recht, ich reise, Richon, und da man, völlig wacker sein muß, so behalte ich das Geld. Ich glaube, daß Ihre Hoheit nach dem, was Ihr sagt, noch mehr des Geldes bedarf, als meiner. Käme ich ohne Geld, so würde mir vielleicht nicht der beste Empfang zu Theil.

»Ich sagte Euch schon von Anfang, Ihr hättet das Aussehen eines Helden. Auch gibt es überall Soldaten des Königs, und wir sind noch nicht im Kriege begriffen. Traut indessen nicht zu viel und befiehlt Pompée seine Pistolen zu laden.«

»Ihr sagt mir das, um mich zu beruhigen?«

»Allerdings, wer die Gefahr kennt, läßt sich nicht überraschen. Geht also, die Nacht ist schön und Ihr könnt vor Tag in Monlieu sein.«

»Und wird unser Baron unsere Abreise nicht bespähen?«

»Oh, in diesem Augenblick thut er, was wir gethan haben, das heißt, er speist zu Nacht, und

wenn sein Abendbrod dem unserigen gleich kommt, so ist er ein zu guter Gast, um die Tafel ohne einen mächtigen Beweggrund zu verlassen. Ueberdies will ich hinabgehen und ihn zurückhalten.«

»Dann entschuldigt mich wegen meiner Unhöflichkeit gegen ihn. Er so nicht, wenn er mich eines Tags in minder edelmüthiger Stimmung als heute trifft, Streit mit mir anfangen. Euer Baron muß in dieser Beziehung ein raffinierter Mensch sein.«

»Ihr habt das rechte Wort gesagt, und er wäre in der That der Mann, Euch bis an das Ende der Welt zu folgen, nur um den Degen mit Euch zu kreuzen. Doch seid ruhig, ich werde Euch entschuldigen.«

»Ja, wartet aber nur, bis ich abgegangen bin.«

»Ich werde nicht verfehlen, dies zu thun.«

»Und Ihr habt keinen Auftrag an Ihre Hoheit?«

»Ich glaube wohl, Ihr erinnert mich an den allerwichtigsten Auftrag.«

»Habt Ihr geschrieben?«

»Nein, es sind ihr nur zwei Worte zu überbringen.«

»Welche?«

»*Bordeaux* — *ja!*«

»Sie weiß, was dieß bedeutet?«

»Vollkommen. Auf diese zwei Worte kann sie ganz sicher abreisen. Ich stehe für Alles.«

»Vorwärts, Pompée,« sagte der Vicomte zu dem, alten Diener, der in diesem Augenblick den Kopf durch die halb geöffnete Thüre streckte, »vorwärts, mein Freund, wir müssen reisen,«

»Oh, oh! Reisen!« rief Pompée, »der Herr Vicomte denkt nicht daran. Es kommt ein furchtbarer Sturm.«

»Was sagt Ihr da; Pompée?« versetzte Richon, »es ist keine Wolke am Himmel.«

»Aber in der Nacht können wir uns verirren.«

»Das wäre schwierig; Ihr braucht nur der Landstraße zu folgen. Ueberdies ist prächtiger Mondschein.«

»Mondschein! Mondschein!« murmelte Pompée, »Ihr begreift wohl, daß ich dies nicht meinetwegen sage, Herr Richon.«

»Allerdings,« versetzte Richon, »ein alter Soldat!«

»Wenn man den Krieg gegen die Spanier mitgemacht hat, und in der Schlacht von Corbie verwundet worden ist . . .« fuhr Pompée, sich brüstend, fort.«

»So hat man vor nichts mehr Furcht, nicht wahr? Gut, das kommt vortreffliche denn der Herr Vicomte ist nicht in jeder Beziehung beruhigt, das sage ich Euch wohl.«

»Oh, oh,-«rief Pompée erbleichend, »Ihr habt Furcht?«

»Mit Dir nicht, mein braver Pompée,« erwiderte der junge Mann, »ich kenne Dich und weiß, daß Du Dich tödten lassen würdest, ehe man an mich käme.«

»Allerdings, allerdings,« sprach Pompée, »wenn Ihr aber zu sehr Angst hättet, so müßte man warten bis morgen.«

»Unmöglich, mein guter Pompée; packe also dieses Gold auf Dein Pferd. Ich folge Dir sogleich.«

»Das ist eine schwere Summe für einen Nachtritt,« sprach Pompée den Sack abwägend.

»Es ist keine Gefahr dabei, wenigstens behauptet es Richon. Sind die Pistolen in den Holftern, ist der Degen in der Scheide, die Muskete am Haken?«

»Ihr vergeßt,« antwortete der alte Diener, »daß man sich, wenn man sein ganzes Leben Soldat gewesen ist, nicht aus einem Versehen ertappen läßt. Ja, Herr Vicomte, Alles ist an seiner Stelle.«

»Seht,« sagte Richon, »kann man mit einem solchen Gefährten Furcht haben? Glückliche Reise also, Vicomte!«

»Ich danke für den Wunsch, aber der Weg ist lang,« antwortete der Vicomte, mit einem Reste von Angst, den das martialische Gesicht von Pompée nicht zu zerstreuen vermochte.«

»Bah!« sprach Richon, »jeder Weg hat einen Anfang und ein Ende. Meine unterthänigste Empfehlung an die Frau Prinzessin. Sagt ihr, ich gehöre ihr und Herrn von Larochevoucault bis zum Tode, und vergeßt nicht die zwei fraglichen Worte: *Bordeaux — ja!* Ich suche Herrn von Canolles auf.«

»Sagt mir doch, Richon,« sprach der Vicomte, diesen beim Arme in dem Augenblick zurückhaltend, wo er den Fuß auf die erste Stufe der Treppe setzte, »wenn dieser Canolles ein so braver Soldat und ein, so guter Edelmann ist, wie Ihr sagt, warum macht Ihr nicht einen Versuch, ihn für unsere Partei zu gewinnen? Er könnte uns entweder in Chantilly oder schon auf der Reise einholen. Da ich ihn bereits ein wenig kenne, so würde ich ihn vorstellen.«

Richon schaute den Vicomte mit einem so seltsamen Lächeln an, das, dieser, welcher ohne Zweifel an den Zügen des Parteigängers erkannte, was in seinem Geiste vorging, rasch beifügte:

»Uebrigens will ich nichts gesagt haben, macht unten, was Ihr machen zu müssen glaubt. Gott befohlen!«

Und er reichte ihm die Hand und kehrte rasch in sein Zimmer zurück, sei es aus Furcht, Richon könnte die plötzliche Röthe sehen, die sein Gesicht bedeckte sei es, daß er bange hatte, von Canolles gehört zu werden, dessen schallendes Gelächter bis in den ersten Stock drang.

Er ließ also den Parteigänger die Treppe hinabsteigen, gefolgt von Pompée, welcher das Felleisen mit einer scheinbaren Nachlässigkeit trug, um nicht errathen zu lassen, was es enthalten könnte. Nachdem einige Minuten vorübergegangen waren, betastete er sich, um zu sehen, ob er nichts vergessen hatte, löschte seine Kerzen aus, stieg ebenfalls behutsam die Treppe hinab, wagte einen schüchternen Blick durch den erleuchteten Spalt einer Thüre des Erdgeschosses, hüllte sich in einen Mantel, den ihm Pompée reichte, setzte seinen kleinen Fuß auf die Hand des Stallmeisters, schwang sich leicht auf sein Pferd, brummte einen Augenblick über die Langsamkeit des alten Soldaten und verschwand im Schatten.

In der Sekunde Richon in das Zimmer von Canolles trat, den er unterhalten sollte, während der kleine Vicomte Anstalten zu seiner Abreise traf, erscholl ein Freudengeschrei aus dem Munde des halb auf seinem Stuhl zurückgelehnten Barons, was zum Beweise diente, daß dieser nicht grollte.

Auf dem Tische, mitten zwischen zwei durchsichtigen Körpern, welche volle Flaschen gewesen waren, stand untersetzt und stolz auf ihre Rundheit eine Phiole umflochten von Rohren, durch deren Zwischenraum das lebhaftes Licht von vier Kerzen Funken von Topasen und Rubinen hervorspringen ließ. Es war eine Flasche von jenen alten Collioure-Weinen, von denen ein bereits erwärmer Gaumen den honigartigen Saft zu schlürfen liebt; schöne getrocknete Feigen, Mandeln, Biscuite, scharfe Käse, eingemachte Trauben offenbarten die interessierte

Berechnung des Wirthes, eine Berechnung, für deren weise Genauigkeit zwei leere Flaschen und eine dritte halbvolle zum Belege dienten. Es war in der That gewiß, das Jeder, der ein solches herausforderndes Dessert berühren würde, so nüchtern er auch war, eine bedeutende Stimme Flüssigkeit aufbrauchen mußte.

Canolles setzte seinen Stolz nicht in ein Einsiedlerleben. Als Hugenott (Canolles war von einer protestantischen Familie und bekannte sich wohl oder übel zu der Religion seiner Väter), als Hugenott, sagen wir, glaubte Canolles vielleicht auch nicht an die Heiligsprechung der frommen Einsiedler, die den Himmel Wasser trinkend und Wurzeln essend gewonnen hatten. So traurig oder so verliebt er auch sein mochte, so war er doch nie unempfindlich für den Geruch eines guten Mittagsbrodes oder für den Anblick jener Flaschen von besonderer Form mit rothem, gelbem oder grünem Wuchse, welche unter getreuem Korke das Reinste vom Gascogner, Champagner- oder Burgunderblute verschlossen halten. Bei diesem Umstande hatte also Canolles wie gewöhnlich den Reizen des Anblicks, nachgegeben. Von dem Anblick war er auf den Geruch, von dem Geruch auf den Geschmack übergegangen, und da von den fünf Sinnen, womit ihn die gute gemeinschaftliche Mutter, welche man Dame Natur nennt, drei völlig befriedigt waren, so fasten sich die zwei andern in Geduld und warteten, bis die Reihe an sie käme, mit einer Resignation voll Glückseligkeit.

In diesem Augenblick trat Richon ein und fand Canolles sich auf seinem Stuhle wiegend.

»Ah!« rief dieser, »Ihr kommt zur rechten Zeit, mein lieber Richon; ich mußte irgend Jemand finden, um das Lob von Meister Biscarros auszusprechen, und war beinahe darauf angewiesen, ihn gegen diesen Schafskopf von Castorin zu rühmen, der nicht weiß, was trinken heißt, und den ich nie essen lehren konnte.« Schaut diese Etagère an, lieber Freund, und werft einen Blick auf diesen Tisch, an dem ich Euch Platz zu nehmen bitte. Ist er nicht ein wahrer Künstler, ein Mensch, den ich meinem Freunde, dem Herzog von Epernon empfehlen will, dieser Wirth zum Goldenen Kalbe? Hört die Einzelheiten meines Mahles und urtheilt selbst, mein lieber Richon, Ihr, der Ihr ein Kenner seid. Kraftsuppe, Hors-d'oeuvre von marinierten Austern, Sardellen und kleinem Geflügel, Kapaun mit Oliven, nebst einer Flasche Medoc, von der hier der Leichnam steht, ein junges Feldhuhn mit Trüffeln, Erbsen in Caramel, eine Gelée von Vogelkirschen mit der hier liegenden Flasche Chambertin angefeuchtet; sodann dieses Dessert und diese Flasche Collioure, welche sich zu vertheidigen sucht, aber das Schicksal der andern theilen wird, besonders wenn wir zu zwei Krieg gegen dieselbe führen. Ich bin bei Gott! sehr guter Laune, und Biscarros ist ein großer Meister. Seht Euch hierher, Richon, Ihr habt zu Nacht gespeist, ich habe auch gespeist; doch gleichviel, wir fangen wieder von vorne an.«

»Ich danke, Baron,« sprach Richon lachend, »ich habe keinen Hunger mehr.«

»Streng genommen, will ich das zugeben, man kann keinen Hunger mehr haben, hat aber stets Durst. Kostet einmal diesen Collioure.«

Richon reichte ihm sein Glas.«

»Ihr habt also,« fuhr Canolles fort, »mit Eurem kleinen einfältigen Vicomte zu Nacht gespeist? Ah! ich bitte um Vergebung, Richon, Nein, ich täusche mich, es ist im Gegentheil ein reizender Junge, dem ich das Vergnügen schulde, das Leben von seiner schönen Seite zu kosten, statt die Seele durch drei bis vier Löcher hinzugeben, die der brave Herzog von Epernon meiner Haut beizubringen gedachte. Ich bin also diesem jungen Vicomte, diesem bezaubernden Ganymed zu Dank verpflichtet. Ah, Richon, Ihr habt ganz das Aussehen, als wäret Ihr das, was man den Euch sagt, das heißt, der wahre Diener von Herrn von Condé«

»Stille, Baron!« rief Richon; »habt keine solche Gedanken, Ihr macht mich vor Lachen sterben.«

»Von Lachen sterben! Geht doch, nein, mein Lieber.

Igne tantum perituri
Quia estis . . .
Landeriri.

Ihr kennt doch den Klagegesang, nicht wahr? Es ist ein Weihnachtslied von Eurem Patron, verfaßt auf den germanischen Fluß Ryenus als er eines Tags einen seiner Gefährten beruhigte, der durch das Wasser sterben zu müssen bange hatte. Teufel von einem Richon! Ich habe einen Abscheu vor Eurem kleinen Edelmann, der sich auf diese Art um den nächsten besten vorüberziehenden Cavalier bekümmert.«

Und Canolles warf sich in seinem Stuhle lachend und seinen Schnurrbart mit einem solchen Anfälle von Heiterkeit kräuselnd zurück, daß Richon nothwendig daran Theil nehmen mußte.

»Also ernsthaft, mein lieber Richon,« sagte Canolles, »nicht wahr, Ihr conspirirt?«

Richon fuhr zu lachen fort, aber auf eine minder offenerzige Weise.

»Wißt Ihr, daß ich große Lust hatte, Euch und Euren kleinen Edelmann verhaften zu lassen? Bei Gott, das wäre lustig und besondere ganz leicht gewesen. Ich hatte die Stockträger meines Gevatters Epernon bei der Hand. Ah! Richon in der Wachtstube und der kleine Edelmann ebenfalls!«

In diesem Augenblick hörte man den Galopp von zwei sich entfernenden Pferden.

»Oho!« sprach Canolles horchend. »Was ist das, Richon, wißt Ihr es?«

»Ich glaube es zu vermuthen.«

»So sprecht.«

»Der kleine Edelmann reist ab.«

»Ohne von mir Abschied zu nehmen?« rief Canolles. »Das ist offenbar ein armseliger Wicht.«

»Nein, mein lieber Baron, es ist ein Mensch, der Eile hat, und nichts Anderes.«

Canolles faltete die Stirne und erwiderte:

»Was für sonderbare Manieren! Wo ist dieser Junge erzogen worden? Richon, mein Freund, ich sage Euch, daß er Unrecht thut. Unter Edelleuten benimmt man sich nicht so. Bei Gott, ich glaube, wenn ich ihn hier hätte, ich würde ihm die Ohren reiben. Der Teufel hole seinen guten Tropfen von einem Vater, der ihm aus Knickerei ohne Zweifel keinen Lehrer gegeben hat.«

»Ärgert Euch nicht, Baron,« sprach Richon lachend, »der Vicomte ist nicht so schlecht erzogen, als Ihr wohl glauben möget, denn er hat mich bei seinem Abgange beauftragt, Euch sein Bedauern auszudrücken, und mir anempfohlen, Euch tausend schmeichelhafte Dinge zu sagen.«

»Gut, gut,« erwiderte Canolles, »Weihwasser von Hof, das aus einer großen Unverschämtheit eine kleine Unhöflichkeit macht, weiter nichts. Beim Henker, ich bin in einer sehr wilden Laune. Sucht Streit mit mir, Richon! Ihr wollt nicht? Wartet. Gottes Tod, Richon, ich finde Euch sehr häßlich.«

Richon fing an zu lachen und versetzte:

»Mit dieser Laune, Baron, wäret Ihr, wenn Ihr spieltet im Stande, mir hundert Pistolen abzugewinnen. Das Spiel begünstigt, wie Ihr wißt, großen Ärger.«

Richon kannte Canolles und wußte, was er that, wenn er der schlimmen Laune des Barons

einen solchen Abfluß öffnete.

»Ah, bei Gott, das Spiel!« rief er, »ja, das Spiel, Ihr habt Recht! Mein Freund, das ist ein Wort, welches mich mit Euch aussöhnt, Richon, ich finde Euch sehr angenehm. Ihr seid schön, wie Adonis, und ich verzeihe Herrn von Cambes. Castorin, Karten!

Castorin lief von Biscarros begleitet herbei. Beide richteten einen Tisch zu, und die zwei Gefährten fingen an zu spielen. Castorin, dem es seit zehn Jahren von einer Martingale träumte, und Biscarros, der das Geld mit gierigem Auge betrachtete, blieben auf jeder Seite des Tisches stehen, um zuzuschauen. In weniger als einer Stunde gewann Richon, trotz dessen, was er prophezeit hatte, seinem Gegner achtzig Pistolen ab. Canolles, welcher kein Geld mehr bei sich hatte, befahl nun Castorin ans seinem Mantelsacke zu holen.

»Unnöthig,« sprach Richon, dem dieser Befehl nicht entgangen war; »ich habe keine Zeit, um Euch Revanche zu geben.«

»Wie! Ihr habt keine Zeit?« sagte Canolles.

»Nein, es ist elf Uhr, und um Mitternacht muß ich auf meinem Posten sein.«

»Geht doch, Ihr scherzt wohl.«

»Mein Herr Baron,« erwiderte Richon mit ernstem Tone, »Ihr seid Militär und kennt folglich die Strenge des Dienstes.«

»Warum seid Ihr dann nicht abgegangen, ehe Ihr mir das Geld abgewonnen hattet?« sprach Canolles, halb lachend, halb mürrisch.

»Macht Ihr es mir vielleicht zum Vorwurfe, daß ich Euch einen Besuch abstattete?« fragte Richon.

»Gott behüte! Ich habe nur nicht die geringste Lust zu schlafen und werde mich hier furchtbar langweilen. Wenn ich Euch den Vorschlag machte, Euch zu begleiten, Richon?«

»So würde ich diese Ehre zurückweisen, Baron. Angelegenheiten, wie die, mit welcher ich beauftragt bin, werden ohne Zeugen abgemacht.«

»Ganz gut; in welcher Richtung geht Ihr?«

»Ich bitte Euch, mich dies nicht zu fragen.«

»In welcher Richtung ist der Vicomte gereist?«

»Ich muß Euch hierauf antworten, daß ich es nicht weiß.«

Canolles schaute Richon an, um sich zu versichern, ob kein Hohn in dieser unhöflichen Antwort läge; aber das gutmüthige Auge und das offenherzige Lächeln des Gouverneur von Vayres entwaffneten, wenn nicht seine Ungeduld, doch wenigstens seine Neugierde.

»Ihr seid diesen Abend ganz aus Geheimnissen zusammengesetzt, mein lieber Richon; doch Ihr habt vollkommene Freiheit. Ich hätte mich vor drei Stunden, wenn man mir gefolgt wäre, auch bedeutend geärgert, obgleich der Folgende nicht minder enttäuscht worden wäre, als ich. Also noch ein Glas Collioures Wein und glückliche Reise.«

Hiernach füllte Canolles die Gläser, und Richon entfernte sich, nachdem er auf die Gesundheit des Barons getrunken hatte, ohne das es diesem nur in den Kopf kam, er wolle zu erfahren suchen, auf welchem Weg er sich entfernte. Aber allein mitten unter halb abgebrannten-Kerzen, leeren-Flaschen und zerstreuten Karten fühlte sich der Baron in eine von jenen traurigen Stimmungen versetzt, die man nur versteht, wenn man sie selbst erlebt hat; denn seine Heiterkeit von dem ganzen Abend war mit einem Verdrusse gemacht worden, über welchen er sich zu betäuben gesucht hatte, ohne daß es ihm völlig gelungen war.

Er schleppte sich also nach seinem Schlafzimmer und warf dabei durch die Scheiben des Ganges einen Blick voll Sommer und Zorn nach dem vereinzeltten Hause, von dem ein Fenster mit einem röthlichen Reflexe beleuchtet war, und das von Zeit zu Zeit von Schatten durchzogen wurde, woraus deutlich genug hervorging, daß Fräulein von Lartigues eine Nacht minder einsam als die seinige zubrachte.

Auf der ersten Stufe der Treppe stieß Canolles mit seinem Stiefel an etwas. Er blickte sich und hob einen von den kleinen perlgrauen Handschuhen des Vicomte auf, den dieser bei seinem eiligen Abgange aus dem Gasthause von Meister Biscarros hatte fallen lassen und ohne Zweifel nicht für kostbar genug hielt, um seine Zeit mit Suchen zu verlieren.

Was auch Canolles in einem Augenblicke der Menschenfeindlichkeit, der einem getäuschten Liebhaber wohl zu verzeihen war, denken mochte, es herrschte in dem einen einsamen Hause keine größere Freude, als im Gasthose zum Goldenen Kalb.

Unruhig und bewegt wälzte Nanon die ganze Nacht hindurch tausend Pläne in ihrem Gehirne umher, um Canolles in Kenntniß zu setzen; sie suchte Alles, was an Geist und List in dem Kopfe einer wohl organisierten Frau enthalten ist, zu benützen, um sich der precären Lage zu entziehen in der sie sich befand. Es, handelte sich nur darum, dem Herzog eine Minute zu stehlen, um mit Francinette zu sprechen, oder zwei Minuten, um eine Zeile an Canolles auf ein Stück Papier zu schreiben.

Aber es war, als vermuthete der Herzog Alles, was in ihr vorging, als läse er die Unruhe ihres Geistes durch die heitere Maske, mit der sie ihr Gesicht bedeckt hatte, und als hätte er sich selbst geschworen, ihr nicht einen Augenblick die Freiheit zu lassen, die ihr doch so nothwendig war.

Nanon hatte Migräne: Herr von Epernon wollte ihr nicht erlauben, aufzustehen, um ihr Riechfläschchen zu holen, und holte es selbst.

Nanon stach sich mit einer Nadel, wodurch plötzlich ein Rubin an der Spitze ihres zarten Fingers erschien; sie wollte in ihrem Necessaire ein Stückchen von dem berühmten Rosataffet holen, den man zu jener Zeit zu schätzen anfang. Unermüdlich in seiner Zuvorkommenheit stand Herr von Epernon auf, schnitt das Stückchen Rosataffet mit einer verzweiflungsvollen Geschicklichkeit ab und verschloß das Necessaire wieder.

Nanon stellte sich, als wäre sie in tiefen Schlaf versunken: sogleich fing der Herzog auch an zu schnarchen; da öffnete Nanon ihre Augen wieder und versuchte es bei dem Scheine der Nachtlampe, welche in ihrer alabasternen Umhüllung auf dem Tische stand, aus dem in der Nähe ihres Bettes und im Bereiche ihrer Hand liegenden Leibrocke des Herzogs dessen Schreibtafel zu ziehen; aber in dem Augenblick wo sie bereits den Bleistift in ihren Fingern hielt und ein Blatt Papier ausgerissen hatte, öffnete der Herzog ein Auge und sagte:

»Was macht Ihr, mein Herzchen?«

»Ich suchte, ob kein Kalender in Eurer Schreibtafel wäre.«

»Wozu?«

»Um zu sehen, auf welchen Tag Euer Namensfest fällt.«

»Ich heiße Louis, und mein Namenstag fällt auf den 24. August, wie Ihr wißt: Ihr habt also gehörig Zeit, Euch darauf vorzubereiten.«

Und er nahm ihr die Schreibtafel wieder aus der Hand und steckte sie in seinen Rock.

Nanon hatte bei dem lebten Manoeuvre wenigstens einen Bleistift und ein Stück Papier gewonnen. Sie steckte Beides unter ihren Kopfpfuhl und warf sehr geschickt die Nachtlampe

um, in der Hoffnung, in der Finsterniß schreiben zu können; aber der Herzog läutete und verlangte mit gewaltigem Geschrei Licht, indem er behauptete, er könne ohne Licht nicht schlafen. Francinette lief so schnell herbei, daß Nanon nicht Zeit gehabt hatte, nur die Hälfte ihren Satzes zu schreiben, und der Herzog befahl aus Furcht, es könnte sich dieser Unfall wiederholen, die zwei Kerzen auf den Kamin zu stellen. Nun erklärte Nanon, sie könne nicht bei Licht schlafen; drehte ganz fieberhaft vor Ungeduld die Nase gegen die Wand und erwartete den Tag mit einer leicht begreiflichen Bangigkeit.

Dieser Tag begann an dem Gipfel der Pappelbäume zu erscheinen und ließ die zwei Kerzen erbleichen. Der Herzog von Epernon der sich ein Verdienst daraus machte, die Gewohnheiten den militärischen Lebens zu befolgen, erhob sich bei dem ersten Strahle, welcher durch die Fensterläden drang, kleidete sich allein an, um seine kleine Nanon nicht einen Augenblick zu Verlassen, hüllte sich in einen Schlafrock und läutete, um zu erfahren, ob nichts Neues vorgefallen wäre.

Francinette erwiderte diese Frage, indem sie dem Herzog ein Päckchen mit Depeschen übergab, welche Courtauvaux, sein Lieblingspiquer, in der Nacht gebracht hatte.

Der Herzog fing an dieselben zu entsiegeln und las sie mit einem Auge das andere Auge, von der Herzog den verliebtesten Ausdruck zu geben suchte, verließ Nanon nicht.

Nanon hätte den Herzog in Stücke zerrissen, wenn sie es im Stande gewesen wäre.

»Wisst Ihr,« sagte der Herzog, nachdem er einen Theil der Depeschen gelesen hatte, »wißt Ihr, was Ihr thun solltet, liebe Freundin?«

»Nein, Monseigneur,« antwortete Nanon, »aber wenn Ihr Befehle geben wolltet, so wurde man sich darnach richten.«

»Ihr solltet Euren Bruder holen lassen. Ich erhalte so eben von Bordeaux einen Brief, welcher die von mir gewünschte Auskunft enthält; er könnte sogleich abreisen, und bei seiner Rückkehr hätte einen Vorwand, ihm das Commando zu übergeben, das Ihr für ihn nachsucht.«

Das Antlitz des Herzogs drückte das unzweideutigste Wohlwollen aus.

»Auf,« sagte Nanon zu sich selbst, »Muth gefaßt! ich darf hoffen, das Canolles in meinen Augen lesen oder ein halbes Wort verstehen wird.«

Dann antwortete sie laut:

»Schickt selbst, mein lieber Herzog;« denn sie vermuthete, der Herzog würde sie nicht gewähren lassen, wenn sie die Sache besorgen wollte.

Der Herzog von Epernon rief Francinette und beauftragte sie, sich nach dem Gasthause zum Goldenen Kalbe zu begeben, ohne eine andere Instruktion als die Worte:

»Sagt dem Herrn Baron von Canolles, Fräulein von Lartigues erwarte ihn beim Frühstück.«

Nanon warf Francinette einen Blick zu, aber so beredt dieser Blick auch war, so konnte Francinette doch nicht darin lesen: »Sagt dem Herrn Baron von Canolles, ich sei seine Schwester.«

Francinette ging ab; sie begriff, daß ein Betrug hinter dieser Sache verborgen war, der eine gefährliche Wendung nehmen konnte.

Mittlerweile stand Nanon auf und stellte sich hinter den Herzog, um Canolles mit dem ersten Blicke auffordern zu können, er möge auf seiner Hut sein, und zugleich beschäftigte sie sich damit, eine Phrase bereit zu halten, mit deren Hilfe der Baron schon bei den ersten Worten von Allem unterrichtet werden sollte, was er wissen mußte, um nicht falsche Noten in dem

Familientrio anzuschlagen, das nun aufgeführt werden würde.

Sie umfaßte mit dem Augenwinkel die ganze Straße bis zu der Biegung, wo sich der Herzog von Epernon am Abend vorher mit seinen Sbirren verborgen hatte.

»Ah!« sagte plötzlich der Herzog, dort kommt Francinette zurück.«

Und er heftete seine Augen, auf die von Nanon, welche nun genöthigt war ihren Blick von der Straße abzuwenden, um den des Herzogs zu erwiedern.

Das Herz von Nanon schlug, daß es die Brust hatte zersprengen sollen; sie hatte nur Francinette sehen können, und hätte so gern Canolles gesehen, um in seinem Gesichte irgend eine beruhigende Linie zu suchen.

Man kam die Stufen herauf der Herzog schickte sich zu einem zugleich vornehmen und freundschaftlichen Lächeln an. Nanon drängte die Röthe zurück, die ihr in die Wangen stieg, und belebte sich zum Kampfe.

Francinette klopfte leicht an die Thüre.

»Herein!« rief der Herzog.

Nanon nahm die Phrase, mit der sie Canolles begrüßen wollte, auf die Zungenspitze.

Die Thüre öffnete sich; Francinette war allein.

Nanon befragte das Vorzimmer mit einem gierigen Blicke; es war Niemand ins Vorzimmer.

»Madame,« sprach Francinette mit dem unstörbaren Gleichgewichte einer Komödien-Soubrette, »der Herr Baron von Canolles ist nicht mehr im Gasthause zum Goldenen Kalb.«

Der Herzog machte große Augen und wurde düster.

Nanon warf den Kopf zurück und athmete.

»Wie,« sagte der Herzog, »der Herr Baron von Canolles ist nicht mehr im Gasthause zum Goldenen Kalb?«

»Du täuschest Dich sicherlich, Francinette,« fügte Nanon bei.

»Madame,« erwiederte Francinette, »ich wiederhole, was mir Herr Biscarros selbst gesagt hat.«

»Er wird Alles errathen haben, dieser liebe Canolles,« murmelte ganz leise Nanon. »Eben so gescheit, eben so gewandt, als muthig und schön.«

»Holt mir sogleich den Meister Biscarros,« sagte der Herzog mit der Miene seiner schlimmen Tage.

»Oh! ich denke mir,« sprach Nanon rasch, »er wird erfahren haben, Ihr wäret hier, und befürchtete ohne Zweifel, er könnte stören. Der arme Canolles ist so schüchtern!«

»Er, schüchtern!« rief der Herzog, »es scheint mir, er steht nicht in diesem Rufe.«

»Nein, Madame,« versetzte Francinette, »der Herr Baron ist wirklich abgereist.«

»Aber Madame,« sagte der Herzog, »wir kommt es, das der Baron Furcht vor mir gehabt hat, während Francinette nur beauftragt war, ihn in Eurem Namen einzuladen? Ihr habt ihm also gesagt, ich wäre hier, Francinette?«

»Ich konnte es ihm nicht sagen, Herr Herzog, »denn er war nicht mehr da.«

Trotz dieser Erwiederung von Francinette, welche mit der Eile der Offenherzigkeit und Wahrheit gegeben wurde, schien der Herzog wieder von seinem ganzen Mißtrauen erfaßt zu werden. Nanon war voll Freude und hatte nicht mehr die Kraft, etwas zu sagen.

»Soll ich immer noch Meister Biscarros holen?«, fragte Francinette.

»Mehr als je,« erwiderte der Herzog mit seinem rauhen Tone, »oder vielmehr, ja wartet. Bleibt hier, Eure Gebieterin könnte Eurer bedürfen, und ich will Courtauvaux abschicken.«

Francinette verschwand. Fünf Minuten nachher erschien Courtauvaux an der Thüre.

»Gehe zu dem Wirthe zum Goldenen Kalbe,« sprach der Herzog, »sage ihm, er solle hierher kommen und den Küchenzettel zu einem Frühstück mitbringen. Gib ihm diese zehn Louisd'or damit er ein gutes Mahl bereitet. Vorwärts.«

Courtauvaux empfing das Gold auf seinem Rockschoße und entfernte sich, um den Befehl seines Gebieters zu vollziehen.

Er war ein Diener von gutem Hause, der sein Handwerk so genau kannte, als alle Crispine und alle Mascavilles jener Zeit. Er suchte Biscarros auf und sagte zu ihm:

»Ich habe den gnädigen Herrn überredet, ein feines Frühstück bei Euch zu bestellen; er hat mir acht Louisd'or gegeben, zwei behalte ich natürlich für die Commission; hier sind sechs für Euch, kommt geschwinde.«

Zitternd vor Freude band Biscarros eine weiße Schürze um seine Hüften, steckte die sechs Louisd'or ein, drückte Courtauvaux die Hand und eilte dem Piqueur nach, der ihn im schnellsten Laufe nach dem kleinen Hause führte.

Diesmal bebte Nanon nicht: die Versicherung von Francinette hatte sie vollkommen beruhigt; sie fühlte sogar das lebhafteste Verlangen, mit Biscarros zu sprechen. Er wurde daher, sobald er ankam, eingeführt.

Biscarros trat, seine Schürze artig in den Gürtel zurückgeschlagen und die Mütze in der Hand, ein.

»Ihr habt gestern einen jungen Edelmann bei Euch gehabt,« sagte Nanon, »den Herrn Baron von Canolles, nicht wahr!«

»Was ist aus ihm geworden?« fragte der Herzog.

Sehr in Unruhe, denn der Piqueur und die sechs Louisd'or ließen ihn ahnen, daß eine große Person unter dem Schlafrock verborgen war, antwortete Biscarros Anfangs ausweichend:

»Gnädiger Herr, er ist abgereist.«

»Abgereist,« sagte der Herzog, »wirklich abgereist.«

»Wirklich abgereist.«

»Wohin ist er gegangen?« fragte Nanon.

»Das kann ich nicht sagen, denn in Wahrheit, ich weiß es nicht, Madame.«

»Ihr wißt wenigstens, welchen Weg er eingeschlagen hat?«

»Den Weg nach Paris.«

»Um wie viel Uhr hat er diesen Weg eingeschlagen?« fragte der Herzog.

»Gegen Mitternacht.«

»Und ohne etwas zu sagen?« fragte schüchtern Nanon.

»Ohne etwas zu sagen; er hat nur einen Brief zurückgelassen, mit dem Befehl, ihn an Mademoiselle Francinette zu übergeben.«

»Und warum habt Ihr den Brief nicht abgegeben, Schuft?« sagte der Herzog. »Ist das Eure Achtung vor dem Befehle eines Edelmannes?«

»Ich habe ihn übergeben gnädiger Herr.«

»Francinette!« rief der Herzog.

Francinette, welche horchte, machte nur einen Sprung von dem Vorzimmer in das Schlafzimmer.

»Warum hast Du den Brief Deiner Gebieterin nicht übergeben, den Herr von Canolles für sie zurückließ?« fragte der Herzog.

»Aber Monseigneur . . .« murmelte die Kammerfrau ganz erschrocken.

»Monseigneur,« dachte Biscarros, sich in die entfernteste Ecke des Zimmers kauern;
»Monseigneur . . . das ist ein verkleideter Prinz.«

»Ich habe ihn nicht verlangt,« sprach Nanon ganz bleich.

»Gib,« sagte der Herzog und streckte die Hand aus.

Die arme Francinette reichte ihm langsam den Brief dar während sie ihrer Gebieterin einen Blick zuwandte, mit dem sie sagen wollte:

»Ihr seht, daß es nicht mein Fehler ist; dieser Dummkopf, von einem Biscarros hat Alles verdorben.«

Ein doppelter Blitz schoß aus dem Augapfel von Nanon und erdolchte ihn gleichsam in seiner Ecke.

Der Unglückliche schwitzte große Tropfen und hätte gern die Louisd'or gegeben, die er in seiner Tasche hatte, wäre er, den Stiel einer Casserole in der Hand, vor seinem Herde gestanden.

Während dieser Zeit nahm der Herzog den Brief, öffnete ihn und las. So lange er las, stand Nanon kälter und bleicher als eine Bildsäule da und fühlte kein Leben mehr in ihrem Herzen.

»Was bedeutet dieses verwirrte Geschreibsel?« sagte der Herzog.

Nanon begriff nach diesen paar Worten, daß der Brief sie nicht gefährdete, und erwiderte:

»Lest laut und ich kann es Euch vielleicht erklären.«

»Teure Nanon,« las der Herzog.

Und nach diesen Worten wandte er sich nach der jungen Frau um, welche, sich immer mehr beruhigend, seinen Blick mit bewunderungswürdiger Keckheit aushielt.

»Teure Nanon,« fuhr der Herzog fort, »ich benütze den Urlaub, den ich Euch zu verdanken habe, und mache zu meiner Zerstreung einen kleinen Galopp auf der Straße nach Paris. Auf Wiedersehen; ich empfehle Euch mein Glück.«

»Oh! er ist ein Narr, dieser Canolles!«

»Ein Narr! Warum?« fragte Nanon.

»Reist man so ohne allen Grund um Mitternacht ab?«

»In der That,« sagte Nanon mit sich selbst sprechend.

»Sprecht, erklärt mir diese Abreise!«

»Ei mein Gott! Monseigneur,« erwiderte Nanon mit einem reizenden Lächeln, »nichts ist leichter.«

»Sie nennt ihn auch Monseigneur!« murmelte Biscarros. »Offenbar ein Prinz.«

»Sprecht, sprecht!«

»Wie, Ihr wißt nicht, um was es sich handelt?«

»Nicht entfernt.«

»Wohl, Canolles ist siebenundzwanzig Jahre alt; er ist jung, schön, sorglos. Welcher Thorheit glaubt Ihr, daß er den Vorzug gönnt? der Liebe. Er wird an dem Gasthause des Meister Biscarros eine hübsche Reisende haben vorüberkommen sehen, und ist ihr dann wahrscheinlich gefolgt.«

»Verliebt! Ihr glaubt?« rief der Herzog, lächelnd bei dem ganz natürlichen Gedanken, daß Canolles, wenn er in irgend eine Reisende verliebt wäre, nicht in Nanon verliebt sein könnte.

»Ganz gewiß verliebt. Nicht wahr, Meister Biscarros?« sagte Nanon, entzückt, als sie sah, daß der Herzog ihren Gedanken annahm. »Antwortet offenherzig: habe ich nicht richtig errathen?«

Biscarros dachte, der Augenblick wäre gekommen, die Gunst der jungen Frau wieder zu gewinnen, und antwortet, während er auf seinen Lippen ein Lächeln von vier Zoll in der Weite hinstreifen ließ:

»In der That, die gnädige Frau könnte Recht haben.«

Nanon machte einen Schritt gegen den Wirth und sprach unwillkürlich zitternd:

»Nicht wahr?«

»Ich denke wohl,« antwortete Biscarros mit schlauer Miene.

»Ihr denkt?«

»Ja, wartet nur; in der Thai, Ihr öffnet mir die Augen.«

»Ah! Erzählt uns das, Meister Biscarros,« versetzte Nanon, welche sich dem ersten Verdachte der Eifersucht hinzugeben anfang; »sagt, wer sind die reisenden Frauen, welche in dieser Nacht in Eurem Gasthause angehalten haben?«

»Ja, sprecht,« sagte der Herzog, seine Seine ausstreckend und sich mit den Ellbogen auf die Lehnen seines Stuhles stützend.

»Es sind keine reisende Frauen angekommen,« antwortete Biscarros, Nanon athmete.

»Sondern nur,« fuhr der Wirth fort, ohne zu vermuthen, daß jedes von seinen Worten das Herz von Nanon hüpfen machte, »sondern nur ein blonder, zierlicher, kleiner Edelmann, der nicht aß, nicht trank und Furcht hatte, sich bei Nacht auf den Weg zu begeben. Ein Edelmann, welcher Furcht hatte,« fügte Biscarros mit einer kleinen Kopfbewegung voll Schlaueit bei: »Ihr begreift, nicht wahr?«

»Ah! Ah! Ah!« rief voll Heiterkeit der Herzog, geradezu in die Angel beißend.

Nanon erwiederte sein Lachen mit einer Art den Zähneknirschen.

»Fahrt fort,« sagte sie, »das ist reizend. Ohne Zweifel erwartete der junge Edelmann Herrn von Canolles?«

»Nein, nein, er erwartete zum Abendbrod einen großen Herrn mit einem Schnurrbart und hat sogar Herrn von Canolles etwas angefahren, als er mit ihm zu Nacht speisen wollte; aber der wackere Edelmann ließ sich durch eine solche Kleinigkeit nicht aus der Fassung bringen. Das ist ein unternehmender Kamerad, wie es scheint, und nach der Abreise den Grafen, der rechts abgegangen war, eilte er dem Kleinen nach, welcher sich nach Links gewendet hatte.

Als Biscarros nach dem Schlusse seiner Rede das frohe Gesicht des Herzogs wahrnahm, glaubte er in eine Tonleiter, so furchtbaren Lachens ausbrechen zu dürfen, daß die Fensterscheiben zitterten.

Völlig beruhigt, hätte der Herzog Biscarros umarmt, wäre er auch nur im Geringsten Edelmann gewesen. Nanon hörte bleich, ein krampfhaftes, eisiges Lächeln auf den Lippen, jeden Wort, das von dem Mund des Wirthes fiel, mit dem verzehrenden Glauben, welcher die Eifersüchtigen antreibt, in langen Zügen und bis auf die Hefe den Trank zu trinken, der sie tödtet.

»Aber was bringt Euch auf den Glauben,« sprach sie, »dieser kleine Edelmann sei eine Frau, Herr von Canolles sei verliebt in diese, und er laufe nicht aus Langweile und Laune auf der Landstraße umher.«

»Was mich auf diesen Glauben bringt?« antwortete Biscarros, dem daran lag, die Ueberzeugung im Innern seiner Zuhörer festzustellen; »ich will es Euch sagen.«

»Ja, sagt es uns, mein lieber Freund,« versetzte der Herzog; »Ihr seid in der That sehr belustigend.«

»Monseigneur ist allzu gütig!« sprach Biscarros. »Vernehmt also.«

Der Herzog wurde ganz Ohr. Nanon hörte die Fäuste zusammenpressend.

»Ich vermuthete nichts und hielt den kleinen blonden Cavalier für einen Mann, als ich Herrn von Canolles mitten auf der Treppe begegnete; in der linken Hand hielt er seine Kerze, in der rechten einen kleinen Handschuh, den er leidenschaftlich betrachtete und beroch.«

»Oh! oh! Oh!« rief der Herzog, dessen Heiterkeit immer mehr zunahm, je mehr er für sich zu fürchten aufhörte.

»Einen Handschuh!« wiederholte Nanon, indem sie sich zu erinnern suchte, ob sie nicht ein solches Pfand im Besitze ihres Ritters gelassen hätte, »einen Handschuh von dieser Art?«

Und sie zeigte dem Wirthe einen von ihren Handschuhen.

»Nein,« sagte Biscarros, »einen Männerhandschuh.«

»Einen Männerhandschuh! Herr von Canolles betrachtete und beroch einen Männerhandschuh! Ihr seid ein Narr!«

»Nein, denn es war ein Handschuh von dem kleinen Edelmann, von dem hübschen, blonden Cavalier, der nicht aß, nicht trank und bei Recht Furcht hatte; ein ganz kleiner Handschuh, in den die Hand von Madame kaum hineingekommen wäre, obgleich Madame gewiß eine sehr schöne Hand hat.«

Nanon stieß einen halblauten, dumpfen Schrei aus, als ob sie von einem unsichtbaren Pfeile getroffen worden wäre.

»Ich hoffe,« sagte sie mit einer heftigen Anstrengung, »Ihr seid nun hinreichend unterrichtet, Monseigneur, und wißt Alles, was Ihr zu wissen wünscht.«

Und die Lippen bebend, die Zähne geschlossen, die Augen starr, zeigte sie mit dem Finger Biscarros die Thüre; als der letztere aber auf dem Antlitz der jungen Frau diese Zeichen des Zornes wahrnahm, ohne die Sache begreifen zu können, blieb er mit offenem Munde und aufgesperrten Augen stehen.

»Ist die Abwesenheit dieses Cavaliers ein so außerordentliches Unglück,« dachte er, »so wird seine Rückkehr ein großen Glück sein. Wir wollen diesem edlen Herrn mit einer süßen Hoffnung schmeicheln, damit er guten Appetit bekommt.«

In Folge diesen Schlusses nahm Biscarros seine liebenswürdigste Miene an, setzte mit einer Bewegung von Anmuth seinen rechten Fuß vor und sprach:

»Dieser Cavalier ist allerdings abgereist, kann aber jeden Augenblick wiederkommen.«

Der Herzog lächelte bei dieser Bemerkung.

»So ist wahr,« sagte er, »warum sollte er nicht wiederkommen? Vielleicht ist er bereits zurückgekehrt. Gebt nach, Herr Biscarros, und bringt mir Antwort.«

»Aber das Frühstück!« sagte Nanon lebhaft. »Ich sterbe vor Hunger.«

»Das ist richtig,« versetzte der Herzog, »Courtauvaux kann gehen. Courtauvaux, komm hierher, gehe in das Gasthaus des Meister Biscarros und sieh nach, ob der Herr Baron von Canolles nicht zurückgekommen ist. Findest Du ihn nicht dort, so frage, erkundige Dich, suche in der Umgegend. Ich will mit diesem Herrn frühstücken. Vorwärts.«

Courtauvaux entfernte sich, und Biscarros, der das verlegene Stillschweigen der zwei Personen bemerkte, machte Miene, ein neues Auskunftsmittel von sich zu geben.

»Seht Ihr nicht, daß Madame Euch gehen heißt?« sprach Francinette.

»Einen Augenblick, seinen Augenblick!« rief der Herzog, »der Teufel, nun verliert Ihr den Kopf meine liebe Nanon; und das Frühstück! Ich bin wie Ihr, ich habe Hunger zum Sterben. Nehmt, Meister Biscarros, fügt diese sechs Louisd'or den andern bei, es ist die Bezahlung für die angenehme Geschichte, die Ihr uns erzählt habt.«

Dann befahl er dem Historiker, dem Koche Platz zu machen, und wir müssen gestehen, Meister Biscarros glänzte nicht weniger in dem zweiten Geschäfte, als in dem ersten.

Nanon hatte indessen nachgedacht und mit einem Blicke die ganze Lege umfaßt, in welche sie die Vermuthung von Meister Biscarros versetzte. Einmal, war die Vermuthung richtig? und dann, war sie dies auch, ließ sich das Benehmen von Canolles nicht entschuldigen? In der That, welch' eine grausame Täuschung für einen braven Edelmann, wie er, mußte dieses mißglückte Rendezvous sein! Welche Schmach war diese Späherei des Herzogs von Epernon und diese Canolles auferlegte Notwendigkeit, gleichsam dem Triumphe seines Nebenbuhlers beizuwohnen! Nanon war so verliebt, daß sie, sein Benehmen einem Anfalle von Eifersucht zuschreibend, Canolles nicht nur entschuldigte, sondern auch beklagte und sich beinahe dazu Glück wünschte, so sehr von ihm geliebt zu werden, daß dadurch eine kleine Rache von seiner Seite hervorgerufen worden war. Aber vor Allem mußte das Uebel an der Wurzel abgeschnitten werden, sie mußte den Fortschritt dieser kaum entstehenden Liebe hemmen.

Hier durchzuckte ein furchtbarer Gedanke den Geist von Nanon, ein Gedanke, der die arme Frau beinahe niederschmetterte.

Wenn diesen Zusammentreffen von Canolles und dem kleinen Edelmann ein Rendezvous wäre!

Aber nein, sie war toll, denn der junge Edelmann wartete auf einen Herrn mit einem Schnurrbart. Er benahm sich auf eine unhöfliche Weise gegen Canolles, und Canolles selbst erkannte das Geschlecht den Unbekannten vielleicht nur an dem zufällig von ihm aufgefundenen kleinen Handschuhe.

Gleichviel man mußte Canolles in den Weg treten.

Sich mit ihrer ganzen Energie bewaffnend, kehrte sie zu dem Herzog zurück, der Biscarros, mit Complimenten und Empfehlungen überladen, so eben entlassen hatte.

»Welch ein Unglück, Monseigneur,« sagte sie, »daß die Unbesonnenheit des närrischen Canolles ihn einer Ehre beraubt, wie Ihr sie ihm angedeihen lassen wolltet. Dem Gegenwärtigen war seine Zukunft gesichert, der Abwesende verliert sie vielleicht ganz und gar.«

»Doch wenn wir ihn wiederfinden?« sagte der Herzog.

»Oh! es ist keine Gefahr,« erwiderte Nanon, »handelt es sich um eine Frau, so ist er nicht zurückgekehrt!«

»Was ist zu thun, mein Herzchen?« sprach Herr von Epernon. »Die Jugend ist das Alter des Vergnügens; er ist jung und belustigt sich.«

»Aber ich,« versetzte Nanon, »ich, die ich vernünftiger bin, als er, wäre der Meinung, man sollte diese unzeitige Freude ein wenig stören.«

»Ah, zänkische Schwester!« rief der Herzog.

»Er wird mir vielleicht im Augenblick grollen,« fuhr Nanon fort, »aber sicherlich später Dank wissen.«

»Nun, so laßt hören, habt Ihr einen Plan? Mir ist es ganz lieb, wenn Ihr einen habt, so nehme ich ihn an.«

»Allerdings.«

»So sprecht.«

»Wolltet Ihr ihn nicht zur Königin schicken, um eine dringende Nachricht zu überbringen?«

»Wohl, aber wenn er noch nicht zurückgekommen ist?«

»Laßt ihm nachsetzen, und da er sich auf der Straße nach Paris befindet, so ist immerhin so viel Weg zurückgelegt.«

»Ihr habt bei Gott Recht.«

»Beauftragt mich hiermit, und Canolles hat den Befehl schon an diesem Abend oder spätestens morgen, dafür stehe ich Euch.«

»Aber wen werdet Ihr schicken?«

»Braucht Ihr Courtauvauux?«

»Ich durchaus nicht.«

»Gebt ihn mir, und ich schicke ihn mit meinen Instruktionen ab.«

»Oh, der diplomatische Kopf! Ihr werdet es weit bringen, Nanon.«

»Dürfte ich ewig meine Erziehung unter einem so guten Herrn machen,« sprach Nanon, »mehr begehre ich nicht.«

Und sie schlang ihren Arm um den Hals des alten Herzogs, der vor Freuden bebte.

»Was für einen köstlichen Scherz bereiten wir unserem Seladon,« sagte sie.

»Das wird reizend zu erzählen sein, meine Liebe.«

»In der That, ich möchte ihm gerne selbst nachlaufen; um das Gesicht zu sehen, das er dem Boten machen wird.«

»Leider, oder vielmehr glücklicher Weise ist das möglich, und Ihr seid genöthigt, bei mir zu bleiben.«

»Ja, aber wir wollen keine Zeit verlieren. Schreibt Euren Befehl, Herzog, und stellt Courtauvauux zu meiner Verfügung.«

»Der Herzog nahm eine Feder und schrieb auf ein Stück Papier nur die zwei Worte:

»Bordeaux — Nein!«

Und er unterzeichnete.

Dann schrieb er auf diese lakonische Depeche die Adresse:

»An Ihre Majestät die Königin Anna von Oesterreich, Regentin von Frankreich.«

Nanon aber schrieb zwei Zeilen, die sie dem Papiere beifügte, nachdem sie dieselben dem Herzog gezeigt hatte.

Diese zwei Zeilen lauteten:

»*Mein lieber Baron, beifolgende Depeche ist, wie Ihr seht, für Ihre Majestät die Königin*

bestimmt. Bei Eurem Leben überbringt sie auf der Stelle. Es handelt sich um das Wohl des Königreiches.

Eure gute Schwester Nanon.«

Nanon hatte kaum dieses Billet vollendet, als man das Geräusch eiliger Schritte unten an der Treppe vernahm, und Courtauvauz öffnete, rasch heraufsteigend, die Thüre mit dem freudigen Gesichte eines Menschen, welcher eine Nachricht bringt, von der er weiß, daß sie ungeduldig erwartet wird.

»Hier ist Herr von Canolles, welchen ich nur hundert Schritte von diesem Hause getroffen habe,« sagte der Piqueur.

Der Herzog stieß einen Ausruf wohlgefälligen Erstaunens aus. Nanon erbleichte murmelte: »Es steht also geschrieben, daß ich ihn nicht vermeiden soll,« und lief nach der Thüre.

In diesem Augenblick erschien auf der Schwelle eine neue Person, gekleidet in ein prachtvollen Gewand, ihren Hut in der Hand haltend und auf das Anmuthigste lächelnd.

V.

Hätte der Blitz zu den Füßen von Nanon eingeschlagen, so würde es sein größeres Erstaunen hervorgebracht haben, als diese unerwartete Erscheinung verursachte, und es hätte ihr keinen schmerzlicheren Ausruf entrissen, als der war, welcher unwillkürlich ihrem Munde entfuhr.

»Er!« rief sie.

»Allerdings, meine gute kleine Schwester,« antwortete eine freundliche Stimme. »Doch um Vergebung,« fuhr der Eigenthümer dieser Stimme fort, als er den Herrn Herzog von Epernon erblickte, »um, Vergebung, ich belästige Euch vielleicht?«

Und er verbeugte sich bis auf den Boden vor dem Gouverneur von Guienne, der ihn mit einer wohlwollenden Geberde empfing.

»Cauvignac,« murmelte Nanon, aber so leise, daß dieser Name eher mit dem Herzen, als mit den Lippen ausgesprochen wurde.

»Seid willkommen, Herr von Canolles,« sagte der Herzog mit der freundlichsten Miene. »Eure Schwester und ich haben seit gestern Abend nur von Euch gesprochen, und seit gestern Abend verlangen wir nach Euch.«

»Ah, Ihr verlangt nach mir! in der That?« sagte Cauvignac, und warf einen Blick auf Nanon, in welchem ein unbeschreiblicher Ausdruck von Ironie und Zweifel lag.

»Ja,« sagte Nanon, »der Herr Herzog hat die Güte gehabt, zu wünschen, daß Ihr ihm vorgestellt würdet.«

»Nur die Furcht, lästig zu sein,« sprach Cauvignac, abermals sich vorbeugend, »hat mich abgehalten, früher um diese Ehre zu bitten.«

»In der That, Baron,« erwiderte der Herzog, »ich habe Euer Zartgefühl bewundert, muß Euch aber einen Vorwurf darüber machen.«

»Mir, Monseigneur, einen Vorwurf über mein Zartgefühl? Ah! Ah!«

»Ja, und wenn Eure gute Schwester nicht für Eure Angelegenheiten gesorgt hätte . . .«

»Ah!« sprach Cauvignac, einen Blick beredten Vorwurfes auf Nanon werfend; »ah, meine gute Schwester hat für die Angelegenheiten . . .«

»Ihres Bruders gesorgt,« versetzte Nanon lebhaft. »Was ist natürlicher?«

»Und heute noch, wem verdanke ich das Vergnügen, Euch zu sehen?«

»Ja,« sprach Cauvignac, »wem dankt Ihr das Vergnügen, mich zu sehen, Monseigneur?«

»Wohl dem Zufall, einzig und allein dem Zufall, welcher Eure Rückkehr bewirkte.«

»Ah!« sagte Cauvignac zu sich selbst, »es scheint, ich war abgereist.«

»Ja, Ihr waret abgereist, schlechter Bruder, und zwar, ohne mich durch mehr als zwei Worte, welche meine Unruhe noch verdoppelten, davon in Kenntniß zu setzen.«

»Was wollt Ihr, meine liebe Nanon, man muß den Verliebten wohl etwas hingehen lassen,« erwiderte der Herzog lächelnd.

»Oh! Oh! die Sache wird verwickelt,« sprach Cauvignac zu sich selbst. »Ich bin verliebt, wie es scheint.«

»Gesteht, daß Ihr es seid,« sagte Nanon.

»Ich werde es nicht leugnen,« versetzte Cauvignac mit einem siegreichen Lächeln und suchte aus allen Augen irgend einen kleinen Brocken Wahrheit zu ziehen, mit dessen Hilfe er eine gute, große Lüge zusammensetzen könnte.

»Ja, ja,« sagte der Herzog, »aber wir wollen frühstücken, wenn es Euch gefällig ist. Ihr erzählt uns Eure Liebschaft während des Frühstücks. Francinette, ein Gedeck für Herrn von Canolles. Ihr habt hoffentlich noch nicht gefrühstückt Kapitän?«

»Nein, Monseigneur, und ich gestehe sogar, daß die frische Morgenluft meinen Appetit wunderbar geschärft hat.«

»Sagt die Nachtlust, schlimmer Mann,« versetzte der Herzog; »denn seit gestern lauft Ihr auf der Landstraße umher.«

»Meiner Treu,« sprach Cauvignac ganz leise, »der Schwager hat es richtig errathen. Nun, es sei, ich gestehe, die Nachtluft.«

»Wohl,« sagte der Herzog, reichte Nanon den Arm und ging von Cauvignac gefolgt, in den Speisesaal. »Hier findet Ihr hoffentlich hinreichend Stoff, um Euren Appetit zu befriedigen, so gut er auch beschaffen sein mag.«

Biscarros hatte sich wirklich selbst übertroffen. Die Gerichte waren nicht zahlreich, aber ausgesucht. Der gelber-Wein von Guienne und der rothe Wein von Burgund fielen wie Perlen von Gold und Cascaden von Rubinen aus der Flasche.

Cauvignac schlang.

»Dieser Junge arbeitet auf das Anmuthigste,« sagte der Herzog. »Aber Ihr, Nanon, eßt Ihr nicht?«

»Monseigneur, ich habe seinen Hunger.«

»Die liebe Schwester,« rief Cauvignac. »Und wenn ich bedenke, daß das Vergnügen, mich zu sehen, ihr den Appetit benommen hat! In der That, ich bin ihr böse, daß sie mich in diesem Grade liebt.«

»Dieses Hühnerflügelchen,« sagte der Herzog.

»Für meinen Bruder, Monseigneur,« erwiderte die junge Frau, welche sah, wie sich der Teller von Cauvignac mit einer furchtbaren Geschwindigkeit leerte, und die Wiederkehr seiner Spöttereien nach dem Verschwinden der Speisen befürchtete.

Cauvignac bot seinen Teller mit dem dankbarsten Lächeln. Der Herzog legte den Flügel auf den Teller, und Cauvignac setzte seinen Teller vor sich.

»Was macht Ihr Gutes, Canolles?« sprach der Herzog mit einer Vertraulichkeit, welche Cauvignac als ein bezauberndes Vorzeichen erschien. »Wohl verstanden, ich spreche nicht von der Liebe.«

»Sprecht im Gegentheile davon, Monseigneur, thut Euch keinen Zwang auf,« sagte der junge Mann, welchem der Medoc und der Chambertin, durch auf einander folgende und gleiche Dosen zusammengefügt, die Zunge zu lösen angingen.

»Oh! Monseigneur, er versteht sehr gut einen Spaß,« sagte Nanon.

»Wir können ihn also auf das Kapitel von dem kleinen Edelmann bringen?« fragte der Herzog.

»Ja;« sagte Nanon, »von dem kleinen Edelmann, den Ihr gestern Abend getroffen habt.«

»Ah! ja, auf meinem Wege,« sprach Cauvignac.

»Und dann im Gasthause von Meister Biscarros,« fügte der Herzog bei.

»Und dann in dem Gasthause von Meister Biscarros,« versetzte Cauvignac. »Das ist meiner Treue wahr!«

»Ihr seid ihm also wirklich begegnet?« fragte Nanon.

»Diesem kleinen Edelmann? Ja.«

»Wie sah er aus? Laßt hören, sagt es mir offenherzig.«

»Meiner Treue,« versetzte Cauvignac, »es war ein reizendes Männchen, blond, schlank, zierliche.«

»So ist es,« sprach Nanon, sich in die Lippen beißend.

»Und Ihr seid verliebt in ihn?«

»In wen?«

»In den blonden, kleinen, schlanken, zierlichen Edelmann.«

»Oho! Monseigneur! Was wollt Ihr damit sagen?« rief Cauvignac.

»Tragt Ihr immer noch den kleinen perlgrauen Handschuh an Eurem Herzen?« fuhr der Herzog lachend fort.

»Den kleinen perlgrauen Handschuh?«

»Ja, den welchen Ihr gestern Abend so leidenschaftlich berochet und küßtet.«

Cauvignac verstand nichts von Allem dem.

»Den Handschuh, der Euch den Betrug, die Me-ta-mor-pho-se (der Herzog legte auf jede Sylbe einen Nachdruck) errathen ließ.«

Cauvignac begriff aus diesem einzigen Worte Alles.

»Ah!« rief er, »der Edelmann war also eine Frau? Bei meinem Ehrenworte! ich vermuthete es.«

»Es unterliegt keinem Zweifel mehr,« murmelte Nanon.

»Gebt mir doch zu trinken,« meine Schwester,« sagte Cauvignac. »Ich weiß nicht, wer die Flasche geleert hat, welche vor mir steht, er es ist nichts mehr darin.«

»Nun, nun,« rief der Herzog, »da gibt es Mittel; denn seine Liebe hindert ihn nicht zu essen und zu trinken, und die Angelegenheiten des Königs werden nicht darunter leiden.«

»Die Angelegenheiten des Königs darunter leiden! Nie! Die Angelegenheiten des Königs vor allen Dingen. Die Angelegenheiten des Königs, das ist heilig! Aus die Gesundheit Seiner Majestät, Monseigneur!«

»Man kann also auf Eure Ergebenheit zählen, Baron?«

»Auf meine Ergebenheit für den König!«

»Ja.«

»Ich glaube wohl, daß man darauf zählen kann. Ich würde mich für ihn in Stücke hauen lassen.«

»Und das ist ganz einfach,« sprach Nanon, welche befürchtete, Cauvignac könnte in seiner Begeisterung für den Medoc und den Chambertin die Person vergessen, deren Rolle er spielte, um in seine eigene Individualität zurückzufallen, »und das ist ganz einfach, Seid Ihr nicht durch die Güte des Herrn Herzogs Kapitän im Dienste Seiner Majestät?«

»Ich werde es nie vergessen,« sprach Cauvignac mit einer thränenreichen Rührung, während er die Hand auf sein Herz legte.

»Wir werden es noch besser machen, Baron, wir werden es in der Zukunft besser machen.«

»Ich danke, Monseigneur, ich danke.«

»Und wir haben bereits angefangen.«

»Wirklich!«

»Ja, Ihr seid zu schüchtern, mein junger Freund,« versetzte der Herzog von Epernon. »Wenn Ihr einer Protection bedürft, wendet Euch an mich; nun, da es unnöthig ist, Umwege zu machen, nun, da Ihr Euch nicht mehr zu verbergen braucht, nun, da ich weiß, daß Ihr der Bruder von Nanon seid . . .«

»Monseigneur,« rief Cauvignac, »ich werde mich fortan unmittelbar an Euch wenden.«

»Ihr versprecht es mir?«

»Ich gelobe es.«

»Ihr werdet wohl daran thun. Indessen soll Euch Eure Schwester erklären, um was es sich handelt. Sie hat Euch einen Brief von mir zu übergeben. Vielleicht liegt Euer Glück in der Botschaft, die ich Euch auf ihre Empfehlung anvertraue. Nehmt den Rath Eurer Schwester, nehmt ihn, junger Mann, nehmt ihren Rath, es ist ein guter Kopf, ein ausgezeichneter Geist, ein edles Herz; liebt Eure Schwester, Baron, und Ihr könnt meiner Gunst versichert sein.«

»Monseigneur,« rief Cauvignac, »meine Schwester weiß, wie sehr ich sie liebe, und daß ich nichts Anderes wünsche, als sie glücklich, mächtig und reich zu sehen . . .«

»Diese Wärme gefällt mir,« sagte der Herzog. »Bleibt also bei Nanon, während ich mich mit einem gewissen Burschen beschäftige. Doch bei dieser Gelegenheit Baron,« fuhr der Herzog fort, »Ihr könntet mir vielleicht Auskunft über diesen Banditen geben?«

»Gern,« antwortete Cauvignac, »nur muß ich wissen, von welchem Banditen Monseigneur spricht; es gibt viele und aller Art zur Zeit.«

»Ihr habt Recht; aber dieser ist einer von den Unverschämtesten, welche mir je vorgekommen sind.«

»Wirklich!« rief Cauvignac.

»Denkt Euch, daß mir dieser Elende für den Brief, den Eure Schwester gestern an Euch schrieb und den er sich durch eine schändliche Gewaltthat verschafft hatte, ein Blanquett auspreßte.«

»Ein Blanquett wirklich? Aber welches Interesse habt Ihr denn, diesen Brief einer Schwester an ihren Bruder zu besitzen?« rief Cauvignac mit naiver Miene.

»Vergeßt Ihr, daß ich nichts von dieser Verwandtschaft wußte?«

»Ah, das ist wahr.«

»Und daß ich so albern war, Ihr vergeht mir Nanon? fuhr der Herzog, der jungen Frau die Hand reichend, fort, »und daß ich so albern war, eifersüchtig auf Euch zu sein?«

»Wirklich? eifersüchtig auf mich! Ah, Monseigneur, Ihr hattet sehr Unrecht.«

»Ich wollte Euch also fragen, ob Ihr nicht irgend einen Verdacht in Beziehung auf den Menschen hättet, welcher die Rolle des Angebers bei mir spielte?«

»In der That, nein . . . Aber Ihr begreift, Monseigneur, solche Handlungen bleiben nicht unbestraft, und Ihr werdet eines Tage erfahren, wer diese begangen hat.«

»Ja, gewiß, ich werde es eines Tage erfahren,« erwiderte der Herzog, »und ich habe zu diesem Behufe — meine Maßregeln getroffen. Doch es wäre mir lieber, ich wüßte es sogleich.«

»Ah!« versetzte Cauvignac, die Ohren spitzend, »ah, Ihr habt zu diesem Behufe Eure

Maßregeln getroffen?«

»Ja, ja,« fuhr der Herzog fort, »und der Barsche müßte viel Glück haben, wenn ihn sein Blanquett nicht an den Galgen brächte.«

»Und wie wollt Ihr dieses Blanquett von den andern Befehlen, welche Ihr gebt, unterscheiden, Monseigneur?« fragte Cauvignac.

»Ich habe ein Zeichen daran gemacht.«

»Ein Zeichen?«

»Ja, unsichtbar für Jedermann, aber ich, werde es mit Hilfe eines chemischen Verfahrens erkennen.«

»Halt, halt, halt!« sprach Cauvignac; »das ist sehr geistreich, Monseigneur. Aber man muß nur aus der Hut sein, daß er die Falle nicht vermuthet.«

»Oh! es ist keine Gefahr. Wer soll es ihm sagen?«

»Ah! Das ist wahr,« versetzte Cauvignac, »nicht Nanon, nicht ich . . .«

»Ich auch nicht,« sprach der Herzog.

»Ihr auch nicht! Ihr habt also Recht, Monseigneur, Ihr müßt unfehlbar eines Tages erfahren, wer dieser Mensch ist und dann . . .«

»Und dann, da ich meinen Wortes quitt gegen ihn bin, denn man wird ihm für das Blanquett das, was er wünschte, gegeben haben, lasse ich ihn hängen.«

»Amen!« sprach Cauvignac.

»Und nun fuhr der Herzog fort, »da Ihr mir keine Auskunft über diesen Burschen geben könnt . . .«

»Nein, in der That, Monseigneur, ich kann es nicht«

»Wohl, ich lasse Euch, wie ich vorhin sagte, mit Eurer Schwester. Nanon,« fuhr der Herzog fort, gebt diesem jungen Manne genaue Instructionen, und er soll besonders keine Zeit verlieren.«

»Seid ruhig, Monseigneur.«

»Also Gott befohlen.«

Und der Herzog machte mit der Hand einen anmuthigen Gruß gegen Nanon, eine freundschaftliche Geberde gegen ihren Bruder, und stieg mit dem Versprechen, wahrscheinlich noch an demselben Tage zurückzukehren, die Treppe hinab.

Nanon begleitete den Herzog auf den Vorplatz.

»Pest!« sprach Cauvignac, »der würdige Herr hat wohl daran gethan, mich in Kenntniß davon zu setzen. Er ist nicht so dumm, als er aussieht! Aber was soll ich mit dem Blanquett machen? Verdammt! was man mit einem Wechsel machte ich werde es discontiren.«

»Nun, mein Herr,« sprach Nanon zurückkehrend, und die Thüre schließend, »nun kommt es an uns Beide.«

»Ja, liebes Schwesterchen,« antwortete Cauvignac, »denn ich bin nur gekommen, um mit Euch zu plaudern. Aber um gut zu plaudern, muß man sitzen. Setzt Euch doch, ich bitte.«

Und Cauvignac zog einen Stuhl zu sich, und bedeutete Nanon durch ein Zeichen dieser Stuhl sei für, sie bestimmt.

Nanon setzte sich mit einem Stirnefalten, das nichts Gutes ankündigte.

»Vor Allem,« sprach Nanon, »warum seid Ihr nicht da, wo Ihr sein solltet.«

»Ah! liebes Schwesterchen, das ist nicht höflich. Wenn ich da wäre, wo ich sein soll, so wäre ich nicht hier, und Ihr hättet folglich nicht das Vergnügen, mich zu sehen.«

»Habt Ihr nicht in den geistlichen Stand einzutreten gewünscht?«

»Ich nicht; sagt, die Personen, welche sich für mich interessieren, Ihr besonders wünschtet mich eintreten zu sehen. Persönlich hatte ich nie einen inneren Beruf für die Kirche.«

»Eure Erziehung ist doch eine völlig religiöse gewesen.«

»Ja, meine Schwester, und ich glaube sie auch benützt zu haben.«

»Keine Lästerung, mein Herr, wir wollen nicht über heilige Dinge spotten.«

»Ich spotte nicht, mein Schwesterchen, ich erzähle nur. Hört: Ihr habt mich zu den Minimern von Angoulême geschickt, wo ich meine Studien machen sollte.«

»Nun?«

»Nun, ich habe sie gemacht. Ich verstehe Griechisch wie Homer, Lateinisch wie Cicero und die Theologie wie Johannes Huß. Da ich bei diesen würdigen Brüdern nichts mehr zu lernen hatte, so ging ich von ihnen, immer Eurem Wunsche gemäß zu den Carmelitern von Rouen über, um das Gelübde abzulegen.«

»Ihr vergeßt, daß ich Euch eine jährliche Rente den hundert Pistolen versprach, und daß ich mein Versprechen gehalten habe. Hundert Pistolen für einen Carmeliter war, wie es mir scheint, mehr als hinreichend.«

»Ich leugne es nicht, meine liebe Schwester, aber unter dem Vorwande, ich wäre noch nicht Carmeliter, hat das Kloster beständig diese Rente eingezogen.«

»Und wenn es sich auch so verhielte, habt Ihr nicht, indem Ihr Euch der Kirche weihet, das Gelübde der Armuth abgelegt?«

»Meine Schwester, wenn ich das Gelübde der Armuth ablegte, so habe ich auch, ich schwäre es Euch, dasselbe streng erfüllt; denn Niemand war ärmer als ich.«

»Aber wie seid Ihr aus dem Kloster gekommen?«

»Ah! Gerade wie Adam aus dem irdischen Paradiese: das Wissen hat mich zu Grund gerichtet, meine Schwester, ich war zu gelehrt.«

»Wie, Ihr waret zu gelehrt?«

»Ja, denkt Euch, daß ich unter den Carmelitern, welche sich durchaus nicht des Rufes erfreuen, als stünden sie auf der Stufe von Pico de Mirandola, von Erasmus und Descartes, für ein Wunder galt, wohl verstanden für ein Wunder der Wissenschaft. Dadurch erfolgte, daß man, als der Herr Herzog von Longueville durch Rouen kam, um diese Stadt aufzufordern, sich zu Gunsten des Parlaments zu erklären, mich zu Herrn von Longueville absandte, um eine Zwiesprache mit ihm zu pflegen, was ich in so zierlichen, gewählten Worten that, daß Herr von Longueville nicht nur mit meiner Beredsamkeit sehr zufrieden war, sondern auch fragte, ob ich nicht sein Secretär werden wollte. Es war gerade zur Zeit, als ich Profeß thun sollte.«

»Ja, ich er erinnere mich, und Ihr batet mich sogar unter dem Vorwande, von der Welt Abschied zu nehmen, um hundert Pistolen, die ich Euch eigenhändig zukommen ließ.«

»Das sind die einzigen, welche ich erhalten habe, so wahr ich ein Edelmann bin.«

»Aber Ihr solltet auf die Welt Verzicht leisten?«

»Ja, das war meine Absicht, doch es war nicht die der Vorsehung, welche ohne Zweifel Pläne mit mir hegt. Sie hat durch das Organ des Herrn von Longueville anders über mich verfügt; ich

sollte nach ihrem Willen nicht Mönch bleiben. Ich fügte mich also in den Willen dieser guten Vorsehung, und ich muß sagen, ich bereue es nicht.«

»Ihr seid also nicht mehr beim geistlichen Stande?«

»Nein, wenigstens nicht für den Augenblick, liebe Schwester. Ich wage nicht zu behaupten, ich werde nie mehr zu demselben zurückkehren; denn welcher Mensch kann am Abend sagen, was er am Morgen thun wird? Hat nicht Herr von Rancé den Brappisten-Orden gestiftet? Vielleicht mache ich es wie Herr von Rancé und erfinde irgend einen neuen Orden. Aber ich habe nun den Krieg gekostet, und das hat mich für einige Zeit profan und unrein gemacht. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich mich reinigen«

»Ihr, ein Kriegermann!« sprach Nanon die Achseln zuckend.

»Warum nicht? Ich sage Euch nicht, ich sei ein Duguesclin, ein Dunois, ein Bayard, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Nein ich bin nicht so stolz, zu behaupten, ich habe mir nicht einige leichte Vorwürfe zu machen, und ich werde nicht wie der erhabene Condottiere Sforza fragen, was Furcht sei. Ich bin ein Mensch, und wie Plautus sagt: homo sum et nihil humani a me alienum puto; was bedeutete ich bin ein Mensch und nichts Menschlichen ist mir fremd. Ich habe Furcht, wie es einem Menschen Furcht, zu haben erlaubt ist, was mich jedoch nicht abhält, bei Gelegenheit brav zu sein. Ich spiele sogar, wenn ich dazu genöthigt werde, ganz angenehm mit dem Degen und mit der Pistole. Aber meine wahre Neigung, mein entschiedener Beruf, seht Ihr, das ist die Diplomatie. Wenn ich mich nicht sehr täusche, meine liebe Nanon, werde ich ein großer Politiker. Die Politik ist eine schöne Laufbahn, denkt an Mazarin, wenn er nicht gehängt wird, muß er es weit bringen. Nun, ich bin wie Herr von Mazarin. Eine von meinen Befürchtungen, die größte sogar, ist auch die, gehängt zu werden.«

»Ihr seid also Kriegermann?«

»Und Hofmann nöthigen Falles. Ah! mein Aufenthalt bei Herrn von Longueville hat mir viel genützt.«

»Und was habt Ihr bei ihm gelernt?«

»Was man bei den Prinzen lernt: Krieg führen, intrigieren, verrathen.«

»Und das brachte Euch?«

»Zu der höchsten Stellung.«

»Die Ihr wieder verloren hab?«

»Herr von Condé hat die seinige auch verloren. Man ist nicht Herr der Ereignisse. Liebe Schwester, so wie Ihr mich hier seht, habe ich Paris regiert.«

»Ihr!«

»Ja, ich!«

»Wie lange?«

»Sieben Viertelstunden, die Uhr in der Hand.«

»Ihr habt Paris regiert?«

»Als Kaiser.«

»Wie dies«

»Auf eine ganz einfache Weise. Ihr wißt, daß der Herr Coadjutor, Herr von Gondy, der Abbé von Gondy . . .«

»Sehr wohl.«

»Unumschränkter Herr der Stadt war. Nun in diesem Augenblicke gehörte ich dem Herrn Herzog den Elboeuf. Er ist ein lothringischer Prinz, man braucht sich nicht zu schämen, Herr von Elboeuf zu gehören. Herr von Elboeuf wer aber für den Augenblick der Feind des Coadjutors. Ich zettelte also einen Aufruhr zu Gunsten von Herrn von Elboeuf an und fing . . .«

»Wen? den Coadjutor?«

»Nein, ich hätte nichts mit ihm anzufangen gewußt, und wäre nur dadurch in Verlegenheit gerathen. Ich fing seine Geliebte, Fräulein von Chevreuse.«

»Aber das ist abscheulich,« rief Nanon.

»Nicht wahr, es ist abscheulich, daß ein Priester eine Geliebte hat? Gerade das ist es, was ich mir auch sagte. Es war nur meine Absicht, sie zu entführen und sie so weit wegzubringen, daß er sie nie mehr sehen würde. Ich ließ ihm also meine Absicht mittheilen; aber dieser Teufel von einem Menschen hat Gründe, denen man nicht widerstehen kann. Er bot mir tausend Pistolen.«

»Arme Frau, sich so verhandelt zu sehen!«

»Wie! sie mußte im Gegentheil entzückt darüber sein, denn das bewies ihr, wie sehr Herr von Gondy sie liebte! Nur die Männer der Kirche haben eine solche Ergebenheit für ihre Geliebte. Ich glaube, das rührt davon her, daß ihnen diese Sache verboten ist.«

»Ihr seid also reich?«

»Ich?« rief Cauvignac.

»Allerdings, mittelst dieser Räubereien.«

»Sprecht mir nicht hiervon. Hört, Nanon, ich habe Unglück gehabt: die Kammerjungfer von Fräulein von Chevreuse, welche mir Niemand abkaufen wollte, und die folglich bei mir blieb, stahl mir das Geld.«

»Es bleibt Euch doch hoffentlich die Freundschaft von denjenigen, welchen Ihr, den Coadjutor verletzend, diene.«

»Ah, Nanon, man sieht wohl, daß Ihr die Prinzen nicht kennt! Herr von Elboeuf hat sich mit dem Coadjutor ausgesöhnt. In dem Vertrag, welchen sie mit einander abschlossen, wurde ich aufgeopfert. Ich sah mich also genöthigt, in den Sold von Herrn von Mazarin zu treten, Herr von Mazarin aber ist ein Knauser. Da er die Belohnung nicht in das Gleichgewicht mit dem Dienste setzte, so willigte ich in ein Anerbieten, das man mir machte, und unternahm eine neue Meuterei zu Ehren des Rathes Broussel, welche zum Zwecke hatte, den Kanzler Seguier todzuschlagen; aber meine ungeschickten Leute schlugen ihn nur halb todt. Mitten unter diesem Streite lief ich die größte Gefahr, die mich je bedroht hatte. Herr von Meilleraye drückte eine Pistole, wenige Schritte von mir entfernt, auf mich ab. Zum Glücke bückte ich mich, die Kugel flog über meinem Kopfe hin, und der berühmte Marschall tödtete nur ein altes Weib.«

»Welch ein Gewebe von Abscheulichkeiten!« rief Nanon.

»Nein, meine liebe Schwester, das sind die Nothwendigkeiten des Bürgerkrieges.«

»Ich begreife jetzt, wie ein Mensch, der zu solchen Dingen fähig ist, wagen konnte, was Ihr gestern gewagt habt.«

»Was habe ich denn gethan?« fragte Cauvignac mit der unschuldigsten Miene der Welt, »was habe ich gewagt?«

»Ihr habt es gewagt, eine so angesehene Person wie Herrn von Epernon in das Gesicht zu betrügen. Aber das begreife ich nicht, das habe ich, ich gestehe es, nie gedacht, daß ein von meinen Wohlthaten überhäufte Bruder kalt den Plan fassen könnte, seine Schwester zu Grunde

zu richten.«

»Meine Schwester zu Grunde richten. . . ich?« sagte Cauvignac.

»Ja, Ihr!« versetzte Nanon; »ich brauchte nicht Eure Erzählung abzuwarten, welche mir beweist, daß Ihr zu Allem fähig seid, um die Handschrift des Billets zu erkennen. Seht! Wollt Ihr leugnen, das dieser anonyme Brief von Eurer Hand ist?«

Entrüstet legte Nanon den verrätherischen Brief, welchen ihr der Herzog am Abend vorher zugestellt hatte, ihrem Bruder vor die Augen.

Cauvignac las ihn, ohne ans der Fassung zu kommen-.

»Nun,« sagte er, »was habt Ihr gegen diesen Brief? Findet Ihr ihn etwa schlecht abgefaßt? Es würde mir sehr leid für Euch thun, denn es bewiese, daß Ihr keine Literatur besitzt.«

»Es handelt sich nicht um die Abfassung, mein Herr, sondern um die Sache selbst. Seid Ihr es oder seid Ihr es nicht, der diesen Brief geschrieben hat?«

»Ich hin es allerdings. Hätte ich die Sache leugnen wollen, so würde ich meine Handschrift verstellt haben; aber das war unnötig. Es lag nie in meiner Absicht, mich vor Euren Augen zu verbergen. Ich wünschte sogar, daß Ihr erkennen würdet, der Brief käme von mir.«

»Ihr gesteht es!« rief Nanon mit einer Geberde des Abscheus.

»Das ist ein Rest von Demuth, liebe Schwester. Ja, ich muß Euch sagen, ich wurde von einer Art von Rache angetrieben.«

»Von Rache?«

»Ja, von einer sehr natürlichen.«

»Rache gegen mich, Unglücklicher! Bedenkt Ihr auch, was Ihr sagt? Was habe ich Euch Böses zugefügt, daß Euch der Gedanke kommt, sich an mir zu rächen?«

»Was Ihr mir gethan habt? Ah! Nanon, versetzt — Euch an meine Stelle. Ich verlasse Paris, weil ich dort zu viel Feinde hatte; das ist des Unglück von allen Politikern. Ich wende mich an Euch, ich flehe Eure Hilfe an. Erinnert Ihr Euch? Ihr habt drei Briefe erhalten. Ihr werdet wohl nicht sagen, Ihr habet meine Handschrift nicht erkannt. Es war ganz die des anonymen Billets, und überdies hatte ich die Briefe unterzeichnet. Ich schrieb drei Briefe an Euch, um Euch um hundert armselige Pistolen zu bitten. Hundert Pistolen von Euch, die Ihr Millionen besitzt! Das war eine Erbärmlichkeit, aber Ihr wißt, hundert Pistolen sind meine Zahl. Nun wohl, meine Schwester stößt mich zurück. Ich zeige mich bei meiner Schwester: meine Schwester läßt mich abweisen. Natürlich erkundige ich mich. Vielleicht ist sie im Unglück, denke ich; das ist der Augenblick, um ihr zu beweisen, daß ihre Wohlthaten nicht auf ein undankbares Land gefallen sind. Vielleicht ist sie nicht mehr frei. Dann muß man ihr vergeben. Ihr seht, mein Herz suchte Entschuldigungen für Euch. Da erfahre ich, meine Schwester sei frei, glücklich, reich, sehr reich, und ein Fremder, ein Baron von Canolles, maße sich meine Rechte an und lasse sich von ihr an meiner Stelle protegieren. Nun verdrehte mir die Eifersucht den Kopf.«

»Sagt die Habgier. Ihr habt mich an den Herrn, von Epernon verkauft, wie Ihr Fräulein von Chevreuse an den Coadjutor verkauftet. Ich frage Euch, was ging es Euch an, daß ich mit Herrn von Canolles in Verbindung stand?«

»Nicht nichts, und ich hätte nicht daran gedacht, mich darüber zu beunruhigen, würdet Ihr Eure Verbindung mit mir fortgesetzt haben.«

»Wisst Ihr wohl, daß Ihr, wenn ich ein einziges Wort zu dem Herrn Herzog von Epernon sagte, wenn ich ihm ein unumwundenes Geständnis machte, verloren wäret? Ihr habt selbst so

eben und aus seinem eigenen Munde gehört, was für ein Schicksal er demjenigen bestimmt, der ihm sein Blanquett gestohlen hat.«

»Sprecht nicht mehr davon; ich schauerte bis in das Mark meiner Knochen, und ich bedurfte meiner ganzen Selbstbeherrschung, um mich nicht zu verrathen.«

»Und Ihr zittert nicht, Ihr, der Ihr doch zugesteht, daß Ihr die Furcht kennt?«

»Nein; denn dieses unumwundene Bekenntniß würde beweisen, daß Herr von Canolles nicht Euer Bruder ist. Die Worte Eures Briefes nähmen, an einen Fremden gerichtet, eine ärgerliche Bedeutung an. Glaubt mir, ein Geständniß mit Umwegen, wie das, welches Ihr vorhin machtet, ist mehr werth. Undankbare, ich will nicht sagen Blinde, bedenkt doch, wie viele von mir vorhergesehene Vortheile aus der kleinen durch meine Sorge vorbereiteten Komödie entspringen. Erstens waret Ihr sehr verlegen und zittertet vor Angst, Herrn von Canolles kommen zu sehen, der, nicht in Kenntniß gesetzt, bei Eurem kleinen Familienromane furchtbar im Nebel herumgetappt wäre. Meine Erscheinung hat im Gegentheil Alles gerettet. Euer Bruder ist kein Geheimniß mehr. Herr von Epernon nahm ihn an und zwar, ich muß es sagen, auf eine sehr artige Weise. Nun braucht der Bruder sich nicht mehr zu verbergen, er ist vom Hause; folglich Briefwechsel, äußere und innere Rendezvous, vorausgesetzt, daß der Bruder mit den schwarzen Haaren und Augen die Unschicklichkeit nicht so weit treibt, daß er dem Herrn Herzog von Epernon gerade in das Gesicht schaut. Ein Mantel gleicht ungeheuer einem andern Mantel, und sieht Herr von Epernon einen Mantel von Euch gehen, wer wird ihm sagen, ob es der eines Bruders ist oder nicht? Ihr seid also frei wie der Wind. Nur habe ich mich um Euch zu dienen, umgetauft und nenne mich Canolles; das ist unbequem. Ihr solltet mir für dieses Opfer Dank wissen.«

Diesem Redestrom, einem Resultat einer unglaublichen Unverschämtheit, wußte Nanon ganz versteinert keine Gründe mehr entgegenzusetzen. Den Sieg, den er im Sturme davon getragen, benützend, fuhr Cauvignac fort:

»Und nun, liebe Schwester, da wir nach einer so langen Abwesenheit wieder vereinigt sind, da Ihr nach so vielen Kreuz- und Querzügen einen wahren Bruder wieder gefunden habt, gesteht, daß Ihr fortan, Dank sei es dein Schilde, den die brüderliche Liebe über Euch ausbreitet, auf beiden Ohren schlafen werdet. Ihr werdet so ruhig leben, als ob ganz Guienne Euch anbetete, was, wie Ihr wißt, nicht der Fall ist; aber Guienne muß nach unserer Pfeife tanzen. In der That, ich quartiere mich auf Eurer Schwelle ein; Herr von Epernon macht mich zum Obersten; statt sechs Mann habe ich zweitausend. Mit diesen zweitausend Mann erneute ich die Arbeiten des Hercules. Man ernennt mich zum Herzog; zum Pair; Frau von Epernon stirbt, Herr von Epernon heirathet Euch . . .«

»Vor Allem dem hört zweierlei,« sagte Nanon mit kurzem Tone.

»Was, liebe Schwester? Sprecht, ich bitte Euch.«

»Erstens werdet Ihr dem Herzog das Blanquett zurückgeben, sonst hängt man Euch. Ihr habt den Spruch aus seinem eigenen Munde gehört. Sodann entfernt Ihr Euch sogleich von hier, oder ich bin verloren, was für Euch zwar nichts ist, aber Ihr stürzt Euch mit mir ins Verderben, ein Grund, der Euch vielleicht bewegen wird, meinen Untergang in Betracht zu ziehen.«

»Zwei Antworten, liebe Dame: dieses Blanquett ist mein Eigenthum, und Ihr könnt mich nicht abhalten, mich hängen zu lassen, wenn es mir gefällt.«

»Immerhin!«

»Ich danke! aber seid unbesorgt, es wird dem nicht so sein. Ich habe Euch so eben meinen Widerwillen gegen diese Todesart ausgedrückt. Ich behalte also das Blanquett, wenn Ihr nicht etwa Lust habt, es mir abzukaufen, in welchem Falle wir mit einander handeln können.«

»Ich brauche es nicht, ich ertheile selbst Blanquette.«

»Glückliche Nanon!«

»Ihr behaltet es also?«

»Ja.«

»Auf die Gefahr, was auch daraus entstehen mag?

»Seid unbesorgt, ich weiß, wo ich es anbringe. In Euren Verlangen, Euch meiner zu entledigen, vergeßt Ihr Eines.«

»Was?«

»Den wichtigen Auftrag, von dem der Herzog gesprochen hat und der mein Glück machen soll.«

Nanon erbleichte.

»Aber, Unglücklicher,« sprach sie, »Ihr wißt wohl, daß dieser Auftrag nicht für Euch bestimmt ist. Ihr wißt wohl, daß die Lage der Dinge mißbrauchen ein Verbrechen wäre, das früher oder später seine Strafe nach sich ziehen müßte.«

»Ich will auch keinen Mißbrauch, sondern einen Gebrauch davon machen.«

»Überdies ist Herr von Canolles in dem Auftrage genannt.«

»Heiße ich nicht Baron von Canolles?«

»Ja, aber man kennt dort nicht allein seinen Namen, sondern auch sein Aeußeres. Herr von Canolles ist wiederholt bei Hofe gewesen.«

»Das lasse ich mir gefallen, daß ist ein guter Grund, und zwar der erste, den Ihr nur angebt; Ihr seht auch, ich füge mich darein.«

»Ueberdies würdet Ihr dort Eure politischen Feinde finden,« sprach Nanon, »und Euer Gesicht ist vielleicht, obgleich Ihr unter einer andern Gestalt erscheint, nicht minder bekannt, als das von Herrn von Canolles.«

»Oh! das würde nichts zu der Sache thun, wenn es, wie der Herzog gesagt hat, Zweck der Sendung ist, Frankreich einen großen Dienst zu leisten. Die Botschaft wird dem Boten durchhelfen. Ein Dienst von dieser Wichtigkeit schließt Begnadigung in sich, und die Amnestie des Vergangenen ist stets die erste Bedingung politischer Bekehrung. Glaubt mir also, liebe Schwester, es ist nicht an Euch, mir Bedingungen zu machen, sondern an mir, Euch die meinigen vorzuschlagen.«

»Laßt hören, worin bestehen sie?«

»Vor Allem, wie ich Euch so eben sagte, die erste Bedingung jedes Vertrages, das heißt allgemeine, Amnestie.«

»Ist das Alles?«

»Dann die Bezahlung unserer Rechnungen.«

»Ich bin Euch etwas schuldig, wie es mir scheint?«

»Ihr seid mir die hundert Pistolen schuldig, um die ich Euch bat, und die Ihr mir verweigertet.«

»Hier sind zweihundert.«

»Gut, daran erkenne ich Euch, Nanon.«
»Aber unter einer Bedingung.«
»Unter welcher?«
»Daß Ihr das Schlimme, was Ihr angerichtet, wieder gut macht.«
»Das ist nur zu billig. Was soll ich zu diesem Behufe thun?«
»Ihr steigt zu Pferde und jagt aus der Straße zog Paris fort, bis Ihr Herrn von Canolles gefunden habt.«
»Dann verliere ich seinen Namen?«
»Ihr gebt ihm denselben zurück.«
»Und was soll ich ihm sagen?«
»Ihr stellt ihm diesen Befehl zu und versichert Euch, daß er auf der Stelle zu Vollstreckung desselben abreist.«
»Ist das Alles?«
»Ist es nothwendig, daß er erfährt, wer ich bin?«
»Im Gegentheile, es ist von größter Wichtigkeit, daß er es nicht weiß.«
»Ah! Nanon, solltet Ihr Euch Eures Bruders schämen?«
Nanon antwortete nichts sie dachte nach.
»Aber wie bin ich sicher,« sprach sie nach einem Augenblick, »daß Ihr meinen Auftrag getreulich erfüllen werdet? Wenn es etwas Heiliges für Euch gäbe, würde ich einen Eid von Euch Verlangen.«
»Thut etwas Besseres.«
»Was?«
»Versprecht mir hundert weitere Pistolen, wenn ich Euren Auftrag vollzogen habe.«
Nanon zuckte die Achseln und erwiderte: »Es ist abgemacht.«
»Nun, seht, ich fordere keinen Eid von Euch und Euer Wort genügt mir. Wir sagen also hundert Pistolen für die Person, die Euch in meinem Namen den Empfangsschein von Herrn von Canolles zustellt.«
»Ja; aber Ihr sprecht von einem Dritten: gedenkt Ihr nicht zufällig selbst zurückzukommen?«
»Wer weiß? Ein Geschäft ruft mich selbst in die Gegend von Paris.«
Nanon entschlüpfte unwillkürlich eine Bewegung der Freude.
»Oh! das ist nicht freundlich,« sprach Cauvignac lachend. »Doch gleichviel, liebe Schwester, ohne Groll.«
»Ohne Groll; aber zu Pferde.«
»So-gleich zu Pferde: laßt mir nur Zeit zum Steigbügeltrunke.«
Cauvignac goß in sein Glas den Rest der Flasche Chambertin, begrüßte seine Schwester mit einer Geberde voll Achtung, sprang zu Pferde und verschwand in einem Augenblick in einer Staubwolke.

VI.

Der Mond begann sich zu erheben, als der Vicomte, gefolgt von dem treuen Pompée das Gasthaus des Meister Biscarros verließ und auf der Straße nach Paris forteilte.

Nach ungefähr einer Viertelstunde, während welcher sich der Vicomte ganz seinen Gedanken überließ und etwa anderthalb Lieues zurücklegte, wandte sich dieser gegen seinen Stallmeister um, welcher ernst drei Schritte hinter seinem Herrn ritt.

»Pompée,« fragte der junge Mann, »daß Du vielleicht meinen Handschuh von der rechten Hand?«

»Nicht, daß ich wüßte, gnädiger Herr,« antwortete Pompée .

»Was machst Du denn an Deinem Felleisen?«

»Ich sehe, ob es gut angebunden ist, und ziehe die Riemen fester, aus Furcht, es könnte klingen. Der Klang des Goldes bringt Unglück, gnädiger Herr, und veranlaßt besonders bei Nacht ein schlimmes Zusammentreffen.«

»Das ist wohl gethan, Pompée,« versetzte der Vicomte, »und ich sehe es gern, daß Du so sorgfältig und klug bist.«

»Das sind ganz natürliche Eigenschaften bei einem Soldaten, Herr Vicomte, Eigenschaften, welche sich vortrefflich mit dem Muth vereinigen lassen. Da der Muth jedoch nicht Verwegenheit ist, so bedaure ich, offenherzig gestanden, daß Herr Richon uns nicht begleiten konnte; denn zwanzigtausend Franken sind besonders in so stürmischen Zeiten, wie die gegenwärtigen, schwer zu bewachen.«

»Was Du da sagst, ist sehr gescheit, Pompée antwortete der Vicomte, »und ich bin in jeder Beziehung Deiner Meinung.«

»Ich wage sogar zu behaupten,« fuhr Pompée in seiner Furcht durch die Billigung des Vicomte ermuthigt, fort, »daß es unklug ist, sich so preiszugeben, wie wir es thun. Reiten wir also neben einander, wenn es Euch gefällig ist, damit ich meine Muskete untersuchen kann.«

»Nun, Pompée?«

»Das Feuerrad ist in gutem Zustande, und wer uns anhalten wollte, könnte eine schlimme Viertelstunde durchzumachen haben. Oh! Oh! was seh' ich dort?«

»Wo?«

»Vor uns, etwa ans hundert Schritte, gegen unserer Rechten. Schaut, in dieser Richtung.«

»Ich sehe etwas Weißes.«

»Oh! Oh!« sprach Pompée »Weißes; Lederwerk vielleicht. Auf meine Ehre, ich habe große Lust, die Hecke dort links zu benutzen; das heißt man in der Kriegssprache sich verschanzen. Verschanzen wir uns, Herr Vicomte.«

»Ist es Lederwerk, Pompée, so wird es von Soldaten des Königs getragen, und die Soldaten des Königs plündern die Vorüberziehenden nicht.«

»Laßt Euch nicht täuschen, Herr Vicomte. Man hört im Gegentheile nur von Straßenläufern sprechen, die sich einen Schild aus der Uniform Seiner Majestät machen, um tausend Niederträchtigkeiten zu begehen, von denen die einen immer verdammenswerter sind als die

ändern. Kürzlich erst hat man in Bordeaux zwei Chevauxlegers gerädert, welche . . . Ich glaube, ich erkenne die Uniform der Chevauxlegers, gnädiger Herr.«

»Die Uniform der Chevauxlegers ist blau, Pompée, und was wir sehen ist weiß.«

»Ja, aber oft ziehen sie eine Blouse über ihre Uniform an; das hatten die Elenden gethan, welche kürzlich in Bordeaux gerädert wurden. Diese dort gebärden sich gewaltig, wie es mir scheint; sie drohen; das ist ihre Taktik, Herr Vicomte; sie legen sich gewöhnlich am Wege in Hinterhalt und nöthigen, den Carabiner in der Faust, den Reisenden von ferne, seine Börse niederzuwerfen.«

»Aber, mein lieber Pompée,« sprach der Vicomte, der, obgleich selbst sehr erschrocken, doch seine Geistesgegenwart nicht verlor, »wenn sie von ferne mit ihrem Carabiner drohen, so thue dasselbe mit dem Deinigen.«

»Ja, aber sie sehen mich nicht,« erwiderte Pompée, »meine Kundgebung wäre also unnöthig.«

»Wenn sie Dich nicht sehen, so können sie Dir, wie es mir scheint, auch nicht drohen,« sprach der Vicomte.

»Ihr versteht durchaus nichts vom Kriege,« versetzte der Stallmeister in sehr übler Laune. »Es wird hier dasselbe geschehen, was mir in Corbie begegnet ist.«

»Hoffentlich nicht, denn, wenn ich mich recht erinnere, wurdest Du in Corbie verwundet.«

»Ja, und zwar furchtbar verwundet. Ich war bei Herrn von Cambes, einem verwegenen Mannes wir machten eine Nachtpatrouille um den Ort zu recognosciren, wo die Schlacht stattfinden sollte. Wir bemerken Lederwerk, ich fordere ihn auf, sich nicht durch unnöthige Tapferkeit einer Gefahr auszusetzen. Er ist halsstarrig und reitet gerade auf das Lederwerk zu. Ich drehe aus Zorn den Rücken. In diesem Augenblick kommt eine verfluchte Kugel . . . Vicomte, wir wollen klug sein!«

»Wir« wollen klug sein, Pompée, damit bin ich ganz einverstanden. Sie scheinen mir jedoch unbeweglich.«

»Sie riechen ihre Beute; wir wollen warten.«

Die Reisenden hatten zum Glück nicht lange zu warten. Nach einem Augenblick befreite sich der Mond von einer Wolke, deren Fransen er versilberte, und beleuchtete etwa fünfzig Schritte von den zwei Reisenden ein paar Hemden, welche mit ausgespannten Ärmeln hinter einer Hecke getrocknet wurden.

Das war das Lederwerk, welchen Pompée an seine unselige Patrouille bei Corbie erinnert hatte. Der Vicomte brach in ein Gelächter aus und gab seinem Pferde die Sporen. Pompée folgte ihm, rufend:

»Welch' ein Glück, daß ich nicht meiner ersten Eingebung folgte! Ich wollte eine Kugel in dieser Richtung absenden, und hätte das Aussehen eines Don Quixote gehabt. Seht, Vicomte, wozu Klugheit und Kriegserfahrung nützen!«

Auf große Gemüthsbewegungen folgt immer eine Zeit der Ruhe. Nachdem die Reisenden an den Hemden vorüber waren, legten sie zwei Lieues in angenehmer Stimmung zurück. Das Wetter war herrlich; der Schatten fiel breit und schwarz wie Ebenholz von dem Gipfel eines Waldes herab, welcher eine von den Seiten des Weges begrenzte.

»Ich liebe den Mondschein durchaus nicht,« sagte Pompée. »Wird man von ferne erschaut, so läuft man stets Gefahr, unversehens überfallen zu werden. Ich habe oft von Kriegsleuten sagen

hören, der Mond begünstige von zwei Menschen, die sich sehen, immer nur einen einzigen. Wir sind im vollen Lichte, Herr Vicomte, das ist unklug.«

»Nun, so laß' uns im Schatten marschieren, Pompée.«

»Ja, aber wenn Menschen am Saume dieses Waldes im Hinterhalte lägen, so würden wir buchstäblich uns ihnen in den Rachen werfen. Im Felde nähert man sich nie einem Walde, den man nicht zuvor hat recognosciren lassen.«

»Leider fehlt es uns an einem Vortrabe zu diesem Behuf. Nennt man nicht so diejenigen, welche, den Wald recognosciren, mein braver Pompée?«

»Allerdings,« murmelte der Stallmeister; »dieser Teufel von einem Richon, warum ist er nicht mitgekommen? Wir hätten ihn als Vorhut abgeschickt, während wir selbst den Kern des Heeres gebildet haben würden.«

»Nun, Pompée, wozu entschließen wir uns? bleiben wir im Mondscheine oder gehen wir in den Schatten?«

»Wir wolle-n in den Schatten gehen, Herr Vicomte, es ist, glaube ich, doch klüger.«

»In den Schatten also.«

»Ihr habt Furcht, nicht wahr, Herr Vicomte?«

»Nein, mein lieber Pompée, das schwöre ich Dir.«

»Ihr hättet Unrecht, denn ich bin da und mache. Ihr begreift, wäre ich auch allein, so würde mich das doch wenig bekümmern. Ein alter Soldat fürchtet weder Gott, noch den Teufel. Aber Ihr seid so schwer zu bewachen, als der Schatz, den ich hinter mir habe, und diese doppelte Verantwortlichkeit erschreckt mich. Ah! Ah! was ist das für ein schwarzer Schatten den ich da unten sehe? Diesmal geht er.«

»Das ist nicht zu bezweifeln,« sprach der Vicomte.

»Wie ersprießlich ist es doch, in der Dunkelheit zu marschiren: wir sehen den Feind, und er sieht uns nicht. Kommt es Euch nicht vor, als trüge der Unglückliche eine Muskete?«

»Ja, aber dieser Mensch ist allein, Pompée, und wir sind zu zwei.«

»Herr Vicomte, diejenigen, welche allein marschiren, sind am meisten zu fürchten, denn dieses Alleinsein deutet entschlossene Charaktere an. Der berüchtigte Baron des Adrets marschierte immer allein. Ah! seht er schlägt auf uns an. Er wird schießen, bückt Euch!«

»Nein, Pompée, er nimmt nur die Muskete auf die andere Schulter.«

»Gleichviel, bücken wir uns immerhin, das ist so der Brauch. Wir wollen das Feuer, die Nase auf dem Sattelknopf, aushalten.«

»Aber Du siehst doch, daß er nicht schießt, Pompée.«

»Er schießt nicht?« sprach der Stallmeister, sich erhebend; »gut, er hat sich wohl gefürchtet, und ist von unserem entschlossenen Aussehen eingeschüchtert worden. Ah! er hat bange. Last mich zuerst mit ihm sprechen, und sprecht nach mir, schwellt aber Eure Stimme an.«

Der Schatten rückte immer mehr vor.

»Holla! Freund, wer seid Ihr?« rief Pompée.

Der Schatten hielt mit einer Bewegung sichtbaren Schreckens an.

»Schreit doch ebenfalls,« sagte Pompée.

»Es ist überflüssig,« erwiderte der Vicomte. »Der arme Teufel hat genug Angst.«

»Ah, er hat Angst,« sagte Pompée und ritt rasch den Carabiner in der Hand vor.

»Gnade, Herr,« sprach der Mensch auf die Kniee fallend; »ich bin ein armer Handelsmann und habe seit acht Tagen kein Sacktuch verlaugt und folglich keinen Pfennig in der Tasche.«

Was Pompée für eine Muskete gehalten hatte, war ein Ellenstab, mit dem der arme Teufel seine Waaren maß.

»Erfahrt, mein Freund,« sprach Pompée majestätisch, »das wir keine Räuber, sondern Kriegsleute sind, welche bei Nacht marschiren, da sie nichts fürchten. Zieht also ruhig Eures Wegs, Ihr seid frei.«

»Nehmt, mein Freund,« fügte die sanftere Stimme, des Vicomte bei, »hier ist eine halbe Pistole für die Angst, die wir Euch gemacht haben und Gott geleite Euch.«

Der Vicomte reichte mit seiner kleinen, weißen Hand eine halbe Pistole dem armen Teufel, welcher sich, dem Himmel für dieses glückliche Zusammentreffen dankend, entfernte.

»Ihr habt Unrecht gehabt, Herr Vicomte, Ihr habt sehr Unrecht gehabt,« sprach Pompée nach zwanzig Schritten.

»Unrecht! Worin?«

»Darin, daß Ihr diesem Menschen eine halbe Pistole gabt. Bei Nacht muß man nie zugestehen daß man Geld hat. War nicht der erste Ruf dieses Hasenfußes, er habe keinen Pfennig bei sich?«

»Das ist richtig,« erwiderte der Vicomte lächelnd, »aber es war ein Hasenfuß, wie Ihr sagt, während wir, wie Ihr ebenfalls sagt, Kriegsleute sind, welche nichts fürchten.«

»Zwischen Fürchten und Mißtrauen, Herr Vicomte, ist ein eben so großer Unterschied, wie zwischen Bangigkeit und Klugheit. Ich wiederhole aber, es ist nicht klug, einem Unbekannten, den man auf der Landstraße trifft, zu zeigen, daß man Geld besitzt.«

»Wenn dieser Unbekannte aber allein und ohne Waffen ist?«

»Er kann einer bewaffneten Bande angehören; er kann ein Spion sein, den man vorgeschoben hat, um das Terrain zu recognosciren; er kann mit Massen zurückkommen, und was sollen zwei Menschen allein, so brav sie auch sein mögen, gegen Massen thun?«

Der Vicomte erkannte diesmal die Wahrheit des Vorwurfs, den ihm Pompée machte, oder schien sich vielmehr, um den Verweis abzukürzen, dem Urtheilsspruche zu unterwerfen, und man gelangte so an das Ufer des kleinen Flusses Sape bei Sainte-Genès.

Es war keine Brücke da, und man mußte durchwaten.

Pompée gab dem Vicomte nun eine gelehrte Theorie, wie man über Flüsse setzt, zum Besten, insofern jedoch eine Theorie keine Brücke ist, mußte man nichtsdestoweniger, sobald die Theorie abgemacht war, durchwaten.

Zum Glück war der Fluß nicht tief, und dieser neue Vorfall diente dem Vicomte abermals zum Beweise, daß von ferne betrachtet und besonders bei Nacht die Dinge viel furchtbarer sind, als von Nahem betrachtet.

Der Vicomte fing an sich wirklich zu beruhigen, und überdies sollte in etwa einer Stunde der Tag erscheinen, als die zwei Reisendem zu dem Walde gelangt, welcher Marsas umgibt, plötzlich anhielten. Sie hatten wirklich und zwar ganz deutlich hinter sich den Galopp von mehreren Pferden gehört.

Zu gleicher Zeit hoben ihre eigenen Pferde den Kopf in die Höhe, und eines desselben wieherte.

»Diesmal,« sprach Pompée mit erstickter Stimme, das Pferd seines Gefährten am Zügel fassend, »diesmal, Herr Vicomte, werdet Ihr hoffentlich ein wenig Gelehrigkeit zeigen und die

Sache der Erfahrung eines alten Soldaten überlassen. Ich höre eine Truppe berittener Leute; man verfolgt uns. Ah! es ist die Bande Eures falschen Handelsmannes. Ich sagte es Euch wohl, Unkluger, der Ihr seid. Keinen falschen Muth, retten wir unser Leben und unser Geld; die Flucht ist zuweilen ein Mittel zu siegen. Horaz stellte sich, als wollte er fliehen . . .«

»Wohl, fliehen wir, Pompée, erwiederte der Vicomte zitternd.

Pompée gab beide Sporen; sein Pferd, ein vortrefflicher Rothschimmel, sprang unter dem Stachel mit einem Eifer, der das Berberroß des Vicomte entflammte, und Beide jagten wie der Blitz aus dem Pflaster fort, aus welchem Funken sprangen.

Dieser Lauf dauerte ungefähr eine halbe Stunde; aber statt Boden zu gewinnen, kam es den zwei Flüchtlingen vor, als näherten sich ihre Feinde.

Plötzlich erhob sich eine Stimme mitten aus der Finsterniß, eine Stimme, welche gemischt mit dem Pfeifen, hervorgebracht durch den Wind, den die zwei Reiter durchschnitten, die unheilschwangere Drohung der Geister der Nacht zu sein schien.

Diese Stimme machte, daß sich die grauen Haare auf dem Haupte von Pompée sträubten.

»Sie rufen: »Haltet an!«« murmelte er, »sie rufen: »Haltet an!«

»Nun, sollen wir anhalten?« fragte der Vicomte.

»Im Gegentheil, verdoppeln wir unsere Geschwindigkeit, wenn es möglich ist! Vorwärts! Vorwärts!«

»Ja, ja, vorwärts! Vorwärts!« rief der Vicomte, diesmal eben so sehr erschrocken, als sein Vertheidiger.

»Sie kommen näher! hört Ihr sie?« sprach, Pompée .

»Ach, ja!«

»Es sind ihrer mehr als dreißig. Hört Ihr, sie rufen abermals. Wir sind verloren!«

»Reiten wir die Pferde todt!« sprach der Vicomte, am ganzen Leibe zitternd.

»Vicomte! Vicomte!« rief die Stimme. »Haltet an! haltet an! Angehalten, alter Schuft!«

»Das ist Einer, der uns kennt. Das ist Einer, der weiß, daß wir der Frau Prinzessin Geld bringen. Das ist Einer, der weiß, daß wir conspiriren. Wir werden lebendig gerädert!«

»Aufgehalten, aufgehalten!« fuhr die Stimme fort.

»Sie schreien, man solle uns aufhalten,« sagte Pompée, »sie haben Leute voraus; wir sind abgeschnitten.«

»Wenn wir uns auf die Seite werfen würden, in dieses Feld hier, und ließen unsere Verfolger vorüberziehen?«

»Das ist ein Gedanke,« sprach Pompée »vorwärts!«

Dies zwei Reiter ließen ihre Thiere zugleich den Zügel und das Knie fühlen, und wandten sich links. Das Pferd des Vicomte sprang, geschickt gehoben, über den Graben; aber das plumpere Roß von Pompée nahm zu wenig Rand; die Erde sank unter seinen Füßen, und es stürzte mit seinem Herrn nieder. Der arme Stallmeister stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

Der Vicomte, welcher bereits fünfzig Schritte auf dem Felde gemacht hatte, hörte diesen Unglücksruf, wandte, obgleich selbst voll Schrecken, sein Pferd um und kehrte zu feinem Gefährten zurück.

»Gnade!« rief Pompée. »Lösegeld! ich ergehe mich! ich gehöre zu dem Hause Cambes.«

Ein ungeheures Gelächter antwortete auf dieses klägliche Geschrei, und der Vicomte, welcher

in diesem Augenblicke anlangte, sah Pompée den Steigbügel des Siegers umfassen, der ihn mit einer vom Lachen zusammengepreßten Stimme zu beruhigen suchte.

»Der Herr Baron von Canolles!« rief der Vicomte.

»Ja, bei Gott! Aber, Vicomte, es ist nicht schön, daß Ihr die Leute, welche Euch suchen, so rennen laßt.«

»Der Herr Baron von Canolles!« wiederholte Pompée, immer noch an seinem Glücke zweifelnd. »Der Herr Baron von Canolles und Herr Castorin.

»Ja, Herr Pompée,« sprach Castorin, sich auf den Steigbügel erhebend, um über die Schultern seines Herrn zu sehen, welcher lachend sich auf den Sattelknopf beugte. »Was macht Ihr denn in diesem Graben?«

»Ihr seht es,« erwiderte Pompée; »mein Pferd stürzte in dem Augenblick, wo ich mich, Euch für Feinde haltend, zum Behufe einer kräftigen Vertheidigung verschanzen wollte. Herr Vicomte,« fuhr Pompée aufstehend und sich schüttelnd, fort, »es ist Herr von Canolles.«

»Wie mein Herr, Ihr hier?« murmelte der Vicomte, mit einer Art von Freude, welche unwillkürlich in seinem Tone durchdrang.

»Meiner Treue, ja, ich selbst,« antwortete Canolles und schaute den Vicomte mit einer Festigkeit an, welche sich durch das Auffinden des Handschuhes erklärte. »Ich langweilte mich zum Sterben in dem Gasthause. Richon verließ mich, nachdem er mir mein, Geld abgewonnen hatte. Ich erfuhr, Ihr wäret auf der Straße nach Paris abgereist. Glücklicher Weise hatte ich in derselben Richtung ein Geschäft und begab mich auf den Marsch, um Euch einzuholen. Ich vermuthete nicht, daß ich, um dies zu erlangen, mit Sturmeseile jagen mußte. Teufel, mein Herr, was für ein Reiter seid Ihr!«

Der Vicomte lächelte und stammelte einige Worte.

»Castorin,« fuhr Canolles fort, »hilf doch Herrn Pompée auf den Sattel; »Du siehst, daß es ihm trotz seiner Geschicklichkeit nicht gelingen will.«

Castorin stieg ab ab und unterstützte Pompée der nach und nach wieder seinen Sattel erreichte.

»Nun laßt uns weiter reiten, wenn es Euch gefällig ist,« sprach der Vicomte.

»Einen Augenblick,« sagte Pompée sehr verlegen, »einen Augenblick, Herr Vicomte, es scheint mir, es fehlt etwas.«

»Ich glaube wohl,« erwiderte der Vicomte, »es fehlt Dir das Felleisen.«

»Ah, mein Gott! rief Pompée, ein tiefes Erstaunen heuchelnd.

»Unglücklicher,« sprach der Vicomte, »solltest Du es verloren haben.«

»Es kann nicht fern sein, gnädiger Herr,« antwortete Pompée.

»Ist es nicht dieses?« fragte Castorin, den verlangten Gegenstand mühsam aufhebend.

»Allerdings,« rief Pompée.

»Gewiß,« sagte der Vicomte.

»Es ist nicht sein Fehler,« versetzte Canolles, der sich einen Freund aus dem alten Stallmeister machen wollte. »Bei dem Sturze werden die Riemen gebrochen sein, und das Felleisen hat sich losgemacht.«

»Die Riemen sind nicht gebrochen, gnädiger Herr, sondern abgeschnitten,« sagte Castorin.

»Oh, oh, Herr Pompée rief Canolles, »was soll das bedeuten?«

»Das soll bedeuten,« versetzte der Vicomte, mit ernstem Tone, »daß Herr Pompée in seiner

Furcht von Räubern verfolgt zu werden, das Felleisen geschickt abgeschnitten hat, um nicht der Verantwortlichkeit des Schatzmeisters ausgesetzt zu sein. Wie nennt man diese List mit einem Kriegsausdrucke, Herr Pompée.

Pompée wollte sich mit seinem Jagdmesser entschuldigen, das er ungeschickter Weise gezogen hätte: da er aber keine genügende Erklärung geben konnte, so blieb in den Augen des Vicomte der Verdacht an ihm kleben, er habe das Felleisen seiner eigenen Sicherheit opfern wollen.

Canolles war in der besten Laune.

»Gut! gut! Gut!« sprach er, »laßt die Sache abgemacht sein. Bindet nur das Felleisen wieder fest. Castorin, hilf Herrn Pompée. Ihr habt Recht, Meister Pompée wenn Ihr die Räuber fürchtet, denn der Sack ist schwer und wäre eine gute Beute.«

»Scherzt nicht, gnädiger Herr,« murmelte Pompée zitternd; »jeder nächtliche Scherz ist zweideutig.«

»Ihr habt Recht, Pompée, immer Recht,« fuhr Canolles fort; »ich will auch Euch und dem Vicomte als Geleite dienen. Eine Verstärkung von zwei Männern wird Euch nicht unnütz sein.«

»Nein, gewiß nicht,« rief Pompée, »die Anzahl bildet die Sicherheit.«

»Und Ihr, Vicomte, was denkt Ihr von meinem Anerbieten?« sprach Canolles, als er sah, daß der Vicomte seinen höflichen Vorschlag mit weniger Begeisterung aufnahm, als sein Stallmeister.

»Ich, mein Herr,« versetzte der Vicomte, »ich erkenne darin Eure gewöhnliche Artigkeit und danke Euch aufrichtig dafür. Aber wir verfolgen nicht denselben Weg, und ich müßte Euch lästig zu werden befürchten.«

»Wie,« sprach Canolles ärgerlich, da er wahrnahm, daß der Streit in dem Gasthause auf der Landstraße wieder beginnen sollte, »wie, wir verfolgen nicht denselben Weg? Geht Ihr nicht nach . . .«

»Nach Chantilly,« rief eilig Pompée, zitternd bei dem Gedanken, seine Reise ohne einen andern Gefährten als den Vicomte fortsetzen zu müssen.

Dieser machte eine sehr bezeichnende Geberde der Ungeduld, und wenn es Tag gewesen wäre, hätte man sehen können, wie ihm die Röthe des Zorns in die Wangen stieg.

»Vortrefflich!« rief Canolles, ohne daß er den wüthenden Blick zu bemerken schien, mit welchem der Vicomte Pompée niederschmetterte. Chantilly ist gerade mein Weg. Ich gehe nach Paris, oder vielmehr,« fügte er lachend bei, »seht, Vicomte, ich habe nichts zu thun und weiß nicht, wohin ich gehe. Geht Ihr nach Paris, so gehe ich nach Paris; geht Ihr nach Lyon, so gehe ich nach Lyon; geht Ihr nach Marseille, ich habe längst eine Leidenschaft, die Provence zu sehen, und ich gehe nach Marseille; geht Ihr nach Stenay wo die Heere Seiner Majestät stehen, so gehen wir nach Stenay. Obgleich im Süden geboren, habe ich doch stete eine Vorliebe für den Norden gehabt.«

»Mein Herr,« versetzte der Vicomte mit einer gewissen Festigkeit, die er ohne Zweifel dem von Pompée in ihm angeregten Zorne zu danken hatte, »muß ich es Euch sagen, ich reise ohne Gesellschaft, wegen persönlicher Angelegenheiten von höchstem Belange, aus sehr ernsten Gründen, und wenn Ihr auf Eurer Absicht besteht, so nöthigt Ihr mich zu meinem großen Bedauern, Euch zu bemerken, daß Ihr mich in meinen Schritten belästigt.«

Es brauchte nichts Geringeres, als die Erinnerung an den kleinen Handschuh, welchen

Canolles auf seiner Brust zwischen seinem Rocke und seinem Hemde verborgen hielt, daß der Baron, lebhaft und aufbrausend wie ein Gascogner, nicht losbrach. Doch er hielt an sich.

»Mein Herr,« versetzte er mit ernstem Tone, »ich habe nie sagen hören, die Landstraßen gehören eigenthümlicher der einen Person, als der andern. Man nennt sie sogar, wenn ich mich nicht täusche, den Weg des Königs, zum Beweise, daß alle Unterthanen Seiner Majestät das gleiche Recht haben, sich derselben zu bedienen. Ich befinde mich also auf dem Wege des Königs, ohne die Absicht, Euch zu belästigen. Ich bin sogar hier, um Euch Dienste zu leisten, denn Ihr seid jung, schwach und ohne große Vertheidigungsmittel. Ich glaubte nicht auszusehen wie ein Mensch, der die Reisenden ausplündert; da Ihr Euch jedoch auf diese Art erklärt, so unterwerfe ich mich dem Spruche, meine ärgerliche Miene beklagend. Vergebt mir, daß ich Euch lästig war. Ich habe die Ehre, Euch mein Compliment zu machen. Glückliche Reise!«

Und Canolles ließ sein Pferd eine leichte Wendung machen und ritt, nachdem er den Vicomte begrüßt hatte, auf die andere Seite der Straße, wohin ihm Castorin in der That und Pompée in der Absicht folgte.

Canolles spielte diese Scene mit so anmuthiger Höflichkeit, mit so verführerischer Geberde, indem er mit seinem breiten Hute seine so reine, von schwarzen, seidenen-Haaren beschattete Stirne wieder bedeckte, daß der Vicomte mehr von seiner vornehmen Miene, als von seinem Verfahren berührt wurde. Er hatte sich, wie gesagt, entfernt; Castorin folgte ihm gerade und steif in seinen Steigbügeln, Pompée welcher auf der andern Seite den Wegen geblieben war, stieß Seufzer aus, daß die Kieselsteine ans der Straße hätten zerspringen sollen; der Vicomte, welcher zahlreiche Betrachtungen angestellt hatte, beschleunigte nun den Gang seines Pferdes, holte Canolles ein, welcher sich stellte, als sähe und hörte er ihn nicht, und flüsterte ihm, mit einer kaum verständlichen Stimme die Worte: »Herr von Canolles!« zu.

Canolles bebte und wandte sich um, ein Schauer der Lust durchlief seine Adern, und es kam ihm vor, als ob sich alle Musik der himmlischen Sphären vereinigte, um ihm ein göttliches Concert zu geben.

»Vicomte!« entgegnete er.

»Hört, mein Herr,« antwortete dieser mit einer weichen, samtartigen Stimme, »ich fürchte in der That, unhöflich gegen einen Mann von Eurem Verdienste zu sein. Vergebt mir meine Schüchternheit. Ich wurde von Aeltern erzogen, welche voll von Befürchtungen, entstanden aus Liebe für mich, waren: ich wiederhole, vergeht mir, ich habe nie die Absicht gehabt, Euch zu beleidigen, und zum Beweise unserer aufrichtigen Aussöhnung erlaubt mir, an Eurer Seite zu marschiren.«

»Wie?« rief Canolles, »hundertmal, tausendmal! Ich hege keinen Groll, und zum Beweise . . .«

Und er reichte ihm die Hand, in welche ein zartes, leichtes, flüchtiges Händchen fiel oder vielmehr schlüpfte.

Der Rest der Nacht ging in tollen Plaudereien des Barons hin, und der Vicomte hörte beständig und lachte zuweilen.

Die zwei Diener folgten. Pompée erklärte Castorin, wie die Schlacht von Corbie verloren worden war, während man sie hätte vollkommen gewinnen können, würde man es nicht versäumt haben, ihn in den Rath zu rufen, welcher am Morgen der Schlacht gehalten wurde.

»Doch sagt,« sprach der Vicomte zu Canolles, als der erste Schimmer des Morgens anbrach,

»wir habt Ihr Eure Angelegenheit mit dem Herzog von Epernon abgemacht?«

»Die Sache war nicht schwierig,« erwiderte Canolles. »Nach dem, was Ihr mir mittheiltet, hatte er mit mir und ich nicht mit ihm zu thun. Entweder ist er müde geworden, mich zu erwarten, und hat sich zurückgezogen, oder er ist halsstarrig gewesen, und wartet noch.«

»Aber Fräulein von Lartigues ist, fügte der Vicomte mit einem rechten Zögern bei.

»Fräulein von Lartigues, Vicomte, kann nicht zugleich zu Hause mit Herrn von Epernon und im Goldenen Kalbe mit mir sein. Man muß von den Frauen nicht zu viel verlangen.«

»Das ist keine Antwort, Baron; ich frage Euch, wie Ihr Euch, verlobt in Fräulein von Lartigues, von Ihr trennen konntet?«

Canolles schaute den Vicomte mit bereits zu klar sehenden Augen an, denn es war Tag, und es lag aus dem Gesichte des jungen Mannes kein anderer Schatten als der seines Hutes.

Er fühlte sich nun von einer tollen Lust erfaßt, zu antworten, wie er dachte; aber Pompée, aber Castorin, aber die ernste Miene des Vicomte hielten ihn zurück. Dann regte sich noch ein Zweifel in ihm.

»Wenn ich mich täuschte, wenn es trotz dieses kleinen Handschuhs und dieser kleinen Hand ein Mann wäre. In der That, ein solcher Mißgriff müßte mich völlig niederschmettern!« sagte er zu sich selbst.

Er geduldete sich also und erwiderte die Frage des Vicomte mit jenem Lächeln, mit welchem man Alles beantwortet.

Man hielt in Barbezieux an, um zu frühstücken und die Pferde ausschmaufen zu lassen. Canolles frühstückte diesmal mit dem Vicomte, und bei dem Frühstücke bewunderte er diese Hand, deren nach Bisam duftende Hülle eine so große Aufregung ihm hervorgebracht hatte. In dem Augenblick, wo man sich zu Tische setzte- war der Vicomte überdies genöthigt, seinen Hut abzunehmen und seine so glatten, so schönen, in eine so zarte Haut gepflanzten Haare zu entblößen, und jeder Andere, als ein bereits verliebter und folglich bereits blinder Mensch, wäre von seiner Ungewißheit befreit gewesen. Aber Canolles hatte zu sehr Furcht zu erwachen, um nicht die Dauer seines Traumes auszudehnen. Er fand etwas Reizendes in diesem Incognito des Vicomte, das ihm eine Menge von kleinen Vertraulichkeiten gestattete, welche ihm ein gänzlichen Erkennen oder ein volles Geständniß untersagt hätten. Er sprach also kein Wort, das den Vicomte auf den Verdacht bringen konnte, sein Incognito wäre verrathen.

Nach dem Frühstück begab man sich wieder auf den Weg, und man marschierte bis zum Mittagessen. Von Zeit zu Zeit brachte eine Müdigkeit, die er nicht länger verbergen konnte, auf das Gesicht des Vicomte eine bleichere Farbe oder in seinen Körper ein leichtes Beben, nach dessen Ursache ihn Canolles freundschaftlich fragte. Herr von Cambes lächelte dann und schien nicht mehr zu leiden. Er schlug sogar vor, den Schritt zu verdoppeln, was aber Canolles mit der Bemerkung zurückwies, man habe einen weiten Weg zu machen, und es sei folglich wesentlich, die Pferde zu schonen.

Noch dem Mittagessen fühlte der Vicomte eine gewisse Schwierigkeit, aufzustehen. Canolles erhob sich und unterstützte ihn.

»Ihr bedürft der Ruhe, mein junger Freund,« sagte er zu ihm; »eine auf diese Art fortgesetzte Reise würde Euch auf der dritten Etappe tödten. Wir reiten in dieser Nacht nicht, sondern schlafen im Gegentheil. Ihr sollt Euch eines guten Schlummere erfreuen, und das beste Zimmer den Gasthofs soll das Eurige sein, oder ich will sterben.«

Der Vicomte schaute Pompée mit so verblüffter Miene an, daß Canolles seine Lust zu lachen nicht unterdrücken konnte.

»Wenn man eine große Reise unternimmt, wie wir,« sprach Pompée »so müßte Jeder sein Zelt haben.«

»Oder ein Zelt für zwei,« versetzte Canolles mit der natürlichsten Miene der Welt, »das würde genügen.«

Ein Schauer durchlief den ganzen Körper den Vicomte.

Der Schlag war gethan und seine Wirkung entging Canolles nicht: aus einem Augenwinkel sah er, daß der Vicomte Pompée ein Zeichen machte. Pompée näherte sich seinem Herrn, dieser sagte ihm leise einige Worte, und bald ritt Pompée unter irgend einem Vorwande voraus und verschwand.

Anderthalb Stunden nach diesem Vorfall, worüber Canolles nicht einmal eine Erklärung forderte, erblickten die Reisenden, als sie in einen großen Flecken einritten, den Stallmeister auf der Schwelle eines Gasthauses von ziemlich gutem Aussehen.

»Ah! Ah,« sagte Canolles, »es scheint, wir werden die Nacht hier zubringen, Vicomte?«

»Ja, wenn Ihr wollt, Baron.«

»Ich will Alles, was Ihr wollt, denn, wie gesagt, ich reise für mein Vergnügen, während Ihr Eurer Äußerung nach in Geschäften reist. Nur befürchte ich, Ihr werdet in diesem Neste nicht bequem sein.«

»Oh!« erwiderte der Vicomte, »eine Nacht ist bald vorüber.«

Man hielt an und rascher als Canolles lief Pompée herbei und hielt seinem Herrn den Steigbügel. Canolles bedachte überdies, daß ein solcher Eifer eines Mannes gegen einen andern Mann lächerlich wäre.

»Rasch, mein Zimmer,« sagte der Vicomte. »In der That, Ihr habt Recht, Herr von Canolles,« fügte er, sich nach seinem Gefährten umwendend, bei, »ich bin wirklich sehr müde.«

»Hier, gnädiger Herr,« sprach die Wirthin und deutete auf ein ziemlich großer Zimmer; es ging nach dem Hofe, seine Fenster waren vergittert und darüber lagen die Speicher des Hauses.

»Wo ist mein Zimmer?« rief Canolles.

Und er warf lüstern seine Augen auf eine Thüre, welche an die des Vicomte stieß und deren Dünneleibigkeit einen sehr gebrechlichen Wall gegen eine so geschärfte Neugierde, wie die seinige, bildete.

»Das Eurige?« sprach die Wirthin, »folgt mir, gnädiger Herr, ich werde Euch führen.«

Und ohne daß es den Anschein hatte, als bemerkte sie seinen Ärger, führte sie ihn an das Ende einer ganz mit Thüren bevölkerten und von dem Zimmer des Vicomte durch die volle Breite des Hofes getrennten Hausflur.

Der Vicomte verfolgte dieses Manoeuvre von der Schwelle seines Zimmers.

»Nun bin ich meiner Sache gewiß,« sagte Canolles; »aber ich habe wie ein Dummkopf gehandelt, wollte ich jedoch eine böse Miene machen, so würde ich mein Spiel unwiederbringlich verlieren; nehmen wir also unser freundlichstes Gesicht an.«

Und er lehrte auf den Balcon zurück, der, wie gesagt, die äußere Hausflur bildete und rief:

»Gute Nachts lieber Vicomte, Ihr bedürft in der That der Ruhe; soll ich Euch morgen wecken? Nein. Nun, so werdet Ihr mich vielleicht wecken, wenn Ihr aufgestanden seid. Gute Nacht!«

»Gute Nacht, Baron,« erwiderte der Vicomte.

»Doch, fehlt es Euch an nichts? fuhr Canolles fort, »soll ich Euch nicht Castorin leihen, um Eure Nesteln zu lösen?«

»Ich danke, ich habe Pompée; er schläft im nächsten Zimmer.«

»Eine ganz gute Vorsichtsmaßregel; ich will Castorin dasselbe thun lassen. Eine Klugheitsmaßregel, nicht wahr, Pompée? Man kann in einem Wirthshause nicht vorsichtig genug sein. Gute Nacht, Vicomte.«

Der Vicomte antwortete durch einen ähnlichen Wunsch, und die Thüre schloß sich.

»Gut, gut, Vicomte,« murmelte Canolles, »morgen ist die Reihe an mir, die Wohnungen zu bestellen, und ich werde mich zu entschädigen wissen. Schön, er schließt Alles bis auf die doppelten Vorhänge; er breitet ein Tuch davor aus, damit sogar sein Schatten unsichtbar wird. Beim Teufel, es ist ein sehr schamhafter Junge, dieser kleine Edelmann, aber gleichviel Morgen.«

Und Canolles ging brummend in sein Zimmer zurück, kleidete sich sehr übler Laune aus, legte sich verdrießlich nieder und träumte, Nanon fände in seiner Tasche den perlgrauen Handschuh des Vicomte.

VII.

Am andern Morgen war Canolles noch lustigerer Laune, als am Tage vorher; auch der Vicomte von Cambes gab sich einer offeneren Heiterkeit hin, und selbst Pompée wurde muthwillig, während er Castorin seine Feldzüge erzählte. Der ganze Morgen verging in Freundlichkeiten dieser Art.

Beim Frühstück entschuldigte sich Canolles, daß er den Vicomte verlassen müßte, aber er hätte einen langen Brief an einen in der Gegend wohnenden Freund zu schreiben, und würde sich überdies veranlaßt sehen, einen Besuch bei einem von seinen Freunden zu machen, dessen Haus unmittelbar an der Landstraße etwa drei bis vier Meilen von Poitiers liegen müßte. Canolles erkundigte sich nach seinem Freunde bei dem Wirthe, und dieser erwiederte, er würde etwas vor dem Dorfe Jaulnay das Haus desselben finden, das an zwei Thürmchen zu erkennen wäre. Da Castorin die kleine Truppe verlassen mußte, um den Brief an seine Adresse zu überbringen, da Canolles selbst einen Plan auszuführen hatte, so wurde der Vicomte gebeten, zum Voraus den Ort zu bezeichnen, wo man Nachtlager halten würde. Der Vicomte blickte auf eine kleine Karte, welche Pompée in einem Etui mit sich führte, und schlug das Dorf Jaulnay vor. Canolles machte keine Einwendung und trieb die Falschheit sogar so weit, daß er ganz laut zu Pompée sagte:

»Wenn man Euch wieder als Quartiermeister vorausschickt, wie gestern, so bestellt für mich wo möglich ein Zimmer in der Nähe den von Eurem Herrn, damit wir ein wenig mit einander zu plaudern im Stande sind.«

»Der mürrische Stallmeister wechselte einen Blick mit dem Vicomte und lächelte, entschlossen, nicht zu thun, was Canolles ihm sagte. Castorin, welcher vorher schon seine Instruktionen erhalten hatte, holte den Brief, und Canolles ertheilte ihm Befehl, sich zum Nachtlager in Jaulnay einzufinden.

In Beziehung auf das Gasthaus war kein Irrthum möglich, denn Jaulnay besaß nur das zum *Grand-Charles-Martel*.

Man begab sich auf den Marsch. Fünfhundert Schritte von Poitiers, wo man Mittagsbrod genommen hatte, schlug Castorin einen Seitenweg rechts ein; man ritt noch zwei Stunden; da erkannte Canolles, nach den Merkmalen, die er sich hatte nennen lassen, das Haus seines Freundes, zeigte es dem Vicomte, nahm Abschied von diesem, wiederholte Pompée den Auftrag, ihm das geeignete Zimmer zu besorgen, und schlug einen Seitenweg links ein.

Der Vicomte war völlig beruhigt; die Scene am Abend vorher war ohne Streit abgelaufen, und er hatte den ganzen Tag nicht die leichteste Anspielung gehört; er fürchtete daher von Seiten von Canolles nicht mehr den geringsten Widerstand gegen seinen Willen; und von dem Augenblick, wo der Baron für ihn nur ein einfacher, guter, lustiger, witziger Reisegefährte blieb, entsprach es ganz seinen Wünschen, den Marsch vollends mit ihm zu machen. Hielt der Vicomte die Vorsichtsmaßregel für überflüssig, oder wollte er sich nicht von seinem Stallmeister trennen und allein auf der Landstraße sein, — Pompée wurde nicht vorausgeschickt.

Man kam bei Nacht in das Dorf; der Regen stürzte in Strömen herab. Zum Glück war ein Zimmer geheizt. Dem Vicomte lag nur daran, eiligst die Kleider zu wechseln; er nahm daher dieses Zimmer und beauftragte Pompée, für das Quartier von Canolles zu sorgen.

»Es ist bereits geschehen,« sprach der selbstsüchtige Pompée, welcher vor Begierde, sich in das Bett zu legen, brannte; »die Wirthin hat versprochen, dafür besorgt zu sein.«

»Gut. Mein Necessaire?«

»Hier.«

»Meine Flacons?«

»Hier sind sie.«

»Ich danke. Wo schläfst Du, Pompée?«

»Am Ende der Hausflur.«

»Und wenn ich etwas brauche?«

»Hier ist eine Glocke; die Wirthin wird kommen.«

»Wohl. Diese Thüre schließt gut, nicht wahr?«

»Der Herr Vicomte kann selbst sehen.«

»Es sind keine Riegel daran?«

»Nein, aber ein Schloß.«

»Gut. »Ich werde mich von innen einschließen. Es ist kein anderer Eingang vorhanden?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

Pompée nahm das Licht und ging im Zimmer umher.

»Sieh nach, ob die Läden fest sind.«

»Die Haken sind eingelegt.«

»Gehe, Pompée.«

Pompée entfernte sich, und der Vicomte drehte den Schlüssel um.

Eine Stunde nachher verließ Castorin, der zuerst in dem Gasthause angelangt war und neben Pompée wohnte, ohne daß dieser es vermuthete, sein Zimmer auf den Fußspitzen und öffnete Canolles die Thüre.

Canolles schlürfte mit pochendem Herzen in das Haus, befahl Castorin die Thüre wieder zu verschließen, ließ sich das Zimmer des Vicomte bezeichnen und stieg hinauf.

Der Vicomte war im Begriff, sich zu Bette zu legen, als er Tritte in der Hausflur hörte.

Der Vicomte war, wie man bereite bemerken konnte, äußerst furchtsam. Diese Tritte machten, daß er bebte und mit der größten Aufmerksamkeit horchte.

Die Tritte hielten vor seiner Thüre an.

Eine Sekunde nachher klopfte man.

»Wer ist da?« fragte eine so sehr zitternde Stimme, das Canolles den Klang nicht erkannt haben würde, hätte er nicht bereits wiederholt Gelegenheit gehabt, die Variationen dieser Stimme zu studieren.

»Ich!« antwortete Canolles.

»Wie, Ihr?« versetzte die Stimme, von einem Schrecken zum andern übergehend.

»Ja, denkt Euch doch, Vicomte, es ist kein Platz mehr in unserem Gasthause, es ist kein einziges Zimmer mehr frei. Euer Dummkopf von einem Pompée hat nicht an mich gedacht. Es gibt kein anderes Wirthshaus im Dorfe, und da in Eurem Zimmer zwei Betten stehen . . .«

Der Vicomte warf voll Schrecken einen Blick auf die Zwillingsbetten, welche nur durch einen Tisch getrennt neben einander in dem Alkoven standen.

»Nun, Ihr begreift wohl,« fuhr Canolles fort, »ich bitte um das eine; öffnet mir rasch, ich flehe Euch an, denn ich sterbe vor Kälte.«

Man hörte jetzt ein Durcheinanderwerfen, ein Zerknittern von Kleidern und hastige Schritte.

»Ja, ja, Baron,« sagte der Vicomte mit einer Stimme, welche immer mehr Bestürzung verrieth; »ja, ich komme, ich eile.«

»Ich warte, aber ich bitte, öffnet schleunigst, wenn Ihr mich nicht in Eis verwandelt finden wollt.«

»Verzeiht, aber ich schlief.«

»Mir kam es vor, als hättet Ihr Licht.«

»Ihr täuscht Euch.«

Und das Licht wurde sogleich ausgelöscht; Canolles beklagte sich nicht darüber.

»Hier bin Ich . . . Ich finde die Thüre nicht,« fuhr der Vicomte fort.

»Ah! das glaube ich wohl,« erwiderte Canolles. »Ich höre Eure Stimme am andern Ende des Zimmers . . . hierher . . .«

»Ich suche die Glocke, um Pompée herbeizurufen.«

»Pompée ist am entgegengesetzten Ende der Hausflur und wird Euch nicht hören. Ich wollte ihn wecken, um zu fragen, wie die Sache steht, aber unmöglich: er schläft wie ein Dachs.«

»Dann werde ich die Wirthin rufe.«

»Bah! die Wirthin hat ihr Bett einem Reisenden abgetreten und ist auf dem Speicher schlafen gegangen. Niemand würde kommen, mein lieber Freund. Warum wollt Ihr übrigens Leute rufen? ich brauche Niemand.«

»Aber ich?«

»Ihr, Ihr öffnet mir Eure Thüre, und ich danke Euch dafür. Ich suche mein Bett, lege mich nieder, und damit ist es aus. Oeffnet also, ich bitte.«

»Es müssen sich doch andere Zimmer finden, und wären sie auch ohne Betten,« sprach der Vicomte ganz in Verzweiflung. »Wir wollen rufen, suchen. . .«

»Aber, lieber Vicomte, es hat halb elf Uhr geschlagen . . . Ihr werdet das ganze Wirthshaus aufwecken; man wird glauben, es brenne im Hause. Das gibt eine Geschichte, daß man die ganze Nacht nicht mehr schlafen kann, und das wäre Schade, denn ich sterbe vor Schlaf.«

Diese Worte schienen den Vicomte etwas zu beruhigen. Kleine Tritte näherten sich der Thüre und diese wurde geöffnet.

Canolles trat ein und schloß die Thüre wieder hinter sich. Der Vicomte hatte sich, nachdem er geöffnet, eiligst wieder entfernt.

Der Baron befand sich nun in einem beinahe dunkeln Zimmer, denn die letzten Kohlen des Kamins erloschen eben und gaben nur einen unzureichenden Schein von sich. Die Atmosphäre war lau und von allen Wohlgerüchen geschwängert, welche die verfeinerste, ausgesuchteste Sorgfalt der Toilette andeuten.

»Ah! danke Vicomte,« sprach Canolles, »denn man ist in der That hier besser, als in der Hausflur.«

»Ihr habt Lust zu schlafen, Baron?« sagte der Vicomte.

»Ja, gewiß. Zeigt mir mein Bett, Ihr, der Ihr das zimmer kennt, oder laßt mich die Kerze wieder anzünden.«

»Nein nein, das ist nicht nöthig,« erwiderte lebhaft der Vicomte, »Euer Bett ist links.«

Da die Linke des Vicomte die Rechte des Barons war, so ging der Baron rechts, traf ein Fenster, in der Nähe des Fensters einen Tisch, und auf dem Tische ein Glöckchen, das der Vicomte in seiner Bestürzung vergebens gesucht hatte. Er steckte das Glöckchen für jeden Fall in die Tasche.

»Aber, was macht Ihr denn?« rief er. »Ich glaube, wir spielen blinde Kuh, Vicomte. Ihr solltet wenigstens Aufgepaßt! Rufen. Was Teufels stöbert Ihr denn im Schatten umher?«

»Ich suche das Glöckchen, um Pompée zu rufen.«

»Was wollt Ihr denn mit Pompée?«

»Ich will . . . ich will, er soll sich ein Bett neben dem meinigen machen.«

»Für wen?«

»Für sich.«

»Für sich . . . was sagt Ihr da, Vicomte? Lackeien in unserem Zimmer! Stille! Ihr habt Gewohnheiten, wie furchtsame junge Mädchen. Pfui! Wir sind große Bursche, daß wir uns selbst vertheidigen können. Nein, gebt mir die Hand und geleitet mich nach meinem Bette, das ich nicht finden kann . . . oder . . . zünden wir die Kerze wieder an.«

»Nein, nein, nein!« rief der Vicomte.

»Da Ihr mir die Hand nicht reichen wollt,« versetzte Canolles, so solltet Ihr mir wenigstens ein Fadenende geben, denn ich bin in einem wahren Labyrinth.«

Und er rückte mit ausgestreckten Armen in der Richtung vor, wo er die Stimme gehört hatte aber er sah es wie einen Schatten an sich hinschlüpfen und spürte einen Wohlgeruch, der an ihm vorüberzog; er schloß die Arme, hatte aber wie der Orpheus des Virgil nur die Luft umarmt.

»Dort! Dort!« rief der Vicomte am anderen Ende des Zimmers. »Ihr seid zunächst an Eurem Bette, Baron.«

»Welches von beiden gehört mir?«

»Gleichviel, ich lege ich nicht schlafen.«

»Wie, Ihr legt Euch nicht schlafen?« rief der Baron, sich bei diesem unklugen Worte umwendend; »was werdet Ihr denn thun?«

»Ich bringe die Nacht auf einem Stuhle zu.«

»Eure solche Kinderei werde ich nicht dulden; kommt, Vicomte, kommt.«

Und von einem letzten Lichtstrahle, der vom Kaminherde aufsprang und dann starb, geleitet, erblickte Canolles den Vicomte in eine Ecke zwischen dem Fenster und der Commode gekauert und ganz in einen Mantel gewickelt.

Dieser Strahl war nur ein Blitz; aber er genügte, um den Baron zu leiten und dem Vicomte begreiflich zu machen, daß er verloren war. Canolles ging mit ausgestreckten Armen gerade auf ihn zu und obgleich das Zimmer wieder völlig in Finsternis gehüllt war, begriff doch der arme junge Mann, daß er diesmal seinem Verfolger nicht entgehen würde.

»Baron! Baron!« stammelte der Vicomte, »geht nicht weiter, ich flehe Euch an; Baron, verlaßt Euren Platz nicht, keinen Schritt mehr, wenn Ihr ein Edelmann seid.«

Canolles blieb stille stehen; der Vicomte war so nahe bei ihm, daß er sein Herz schlagen hörte, daß er den warmen Duft seines Hauches fühlte; zu gleicher Zeit schien ihn ein köstlicher, berauscher Wohlgeruch, zusammengesetzt aus allen Ausströmungen der Jugend und

Schönheit, ein Wohlgeruch, tausendmal süßer als der der Blumen, völlig zu umfassen, um ihm die Möglichkeit zu benehmen, dem Vicomte zu gehorchen und hätte er auch Lust dazu gehabt.

Er blieb indessen einen Augenblick, wo er war, seine Hände gegen diese Hände ausgestreckt, die ihn, zum Voraus zurückstießen, und fühlend, daß er nur noch eine Bewegung zu machen hatte, um den reizenden Körper zu berühren, dessen Geschmeidigkeit er so oft seit zwei Tagen bewundert hatte . . .

»Gnade! Gnade!« flüsterte der Vicomte mit einer Stimme, in der sich ein Anfang von Wollust mit dem Schrecken vermischte. »Gnade!« Und die Stimme erlosch auf den Lippen, und Canolles fühlte, wie dieser reizende Körper an dem Täfelwerk hinglitt und auf die Kniee fiel.

Seine Brust erweiterte sich; in der Stimme, die ihn anflehte, lag ein Ausdruck, der ihm zum Beweise diente, daß sein Gegner bereits halb besiegt war.

Er machte noch einen Schritt, streckte die Hände aus und begegnete den gefalteten, bittenden Händen des jungen Mannes, der diesmal nicht mehr die Kraft hatte, einen Schrei auszustoßen, und nur einen beinahe schmerzlichen Seufzer von sich gab.

Plötzlich vernahm man den Galopp eines Pferden unter dem Fenster; hastige Schläge erschollen an der Thüre des Wirthshauses; auf diese Schläge folgte ein gewaltiges Getöse. Man rief und pochte abwechselnd.

»Herr Baron von Canolles!« rief eine Stimme.

»Oh! Dank, mein Gott! ich bin gerettet,« murmelte der Vicomte.

»Die Pest diesem Thiere!« sprach Canolles, »konnte es nicht morgen früh kommen?«

»Herr Baron von Canolles!« rief die Stimme, »Herr Baron von Canolles, ich muß Euch sogleich sprechen.«

»Was gibt es denn?« fragte der Baron und machte einen Schritt rückwärts.

»Gnädiger Herr, gnädiger Herr!« sagte Castorin vor der Thüre, »man fragt nach Euch, man sucht Euch.«

»Wer denn, Dummkopf?«

»Ein Eilbote.«

»Von wem?«

»Von dem Herzog von Epernon.«

»Was will er von mir?«

»Dienst des Königs.«

Bei diesen magischen Worte, dem man gehorchen mußte, öffnete Canolles, fortwährend fluchend, die Thüre und ging die Treppe hinab.

Man hörte Pompée schnarchen.

Der Eilbote war eingetreten und wartete in der Wirtsstube; Canolles suchte ihn auf und las erbleichend den Brief von Nanon; denn der Eilbote war, wie man bereits errathen haben wird, Courtauvaux selbst, der ungefähr zehn Stunden nach Canolles abreiste und diesen, trotz aller Eile, erst auf der zweiten Etappe hatte einholen können.

Einige Fragen, welche Canolles an Courtauvaux richtete, ließen dem Baron keinen Zweifel darüber, wie nothwendig seine schleunige Abreise war. Er las den Brief zum zweiten Male und der Ausdruck: *Eure teure Schwester* Nanon, machte ihm begreiflich, was vorgefallen war, daß sich nämlich Fräulein von Lartigues dadurch aus der Verlegenheit gezogen hatte, daß sie ihn für

ihren Bruder ausgab.

Canolles hatte wiederholt in nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken Nanon selbst von diesem Bruder sprechen hören, dessen Stelle er nun eingenommen. Dies vermehrte noch den Widerwillen, mit dem er dem Befehle des Herzogs Folge leistete.

»Es ist gut,« sagte er zu Courtauvaux, ohne ihm einen Credit in dem Wirthshause zu eröffnen? oder ihm seine Börse in die Hände zu leeren, was er bei jeder andern Veranlassung sicherlich gethan haben würde; »es ist gut: sagt Eurem Herrn, Ihr habet mich getroffen und ich habe auf der Stelle gehorcht.«

»Und Fräulein von Lartigues soll ich nichts sagen?«

»Sagt Ihr, ihr Bruder wisse das Gefühl zu schätzen, das sie bei ihrer Handlungsweise bestimmt habe, und sei ihr dafür verbunden. Castorin, saddle die Pferde!«

»Und ohne etwas Anderes zu dem Boten zu sprechen, der über diese unfreundliche Aufnahme ganz verblüfft war, ging Canolles zu dem Vicomte hinauf, den er bleich, zitternd und wieder angekleidet fand. Auf dem Kantine brannten zwei Kerzen.

Canolles warf einen Blick innigen Bedauerns auf den Alkoven und besonders auf die Zwillingsbetten, an deren einem ein leichter, kurzer Druck sichtbar war. Der Vicomte folgte diesem Blicke mit einem Gefühle der Schamhaftigkeit, das ihm die Röthe in das Gesicht steigen machte.

»Freut Euch, Vicomte,« sprach Canolles, »Ihr, seid nun für den Rest der Reise von mir befreit. Ich gehe im Dienste des Könige mit der Post.«

»Wann geht Ihr?« fragte der Vicomte mit einer noch nicht ganz beruhigten Stimme.

»Auf der Stelle; ich reife nach Nantes, wo der Hof sich aufhält, wie es scheint.«

»Gott befohlen, mein Herr,« vermochte der junge Mann kaum zu antworten, und er sank auf einen Stuhl zurück, ohne daß er seine Augen nach seinem Gefährten aufzuschlagen wagte.

Canolles machte einen Schritt gegen ihn.

»Ich werde Euch ohne Zweifel nicht mehr sehen,« sprach er mit tief bewegter Stimme.

»Wer weiß?« versetzte der Vicomte und suchte zu lächeln.

»Versprecht Eines einem Manne, welcher ewig Euer Andenken bewahren wird,« sagte Canolles und legte seine Hand mit einem Einklange der Stimme und der Geberde, der keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit mehr übrig ließ, auf das Herz.

»Was verlangt Ihr?«

»Daß Ihr zuweilen an mich denken werdet.«

»Ich verspreche es Euch.«

»Ohne Groll . . .«

»Ja . . .«

»Eine Bekräftigung dieses Versprechens,« sagte Canolles.

Der Vicomte reichte ihm die Hand.

Canolles nahm diese zitternde Hand ohne eine andere Absicht, als sie in der seinigen zu drücken, aber mit einer Bewegung, welche starker war, als sein Wille, preßte er sie an seine glühenden Lippen und stürzte aus dem Zimmer, während er die Worte murmelte:

»Ah! Nanon, Nanon, kannst Du mich je für den Verlust entschädigen, den Du mir verursacht hast?«

VIII.

Chantilly.

Folgen wir jetzt den Prinzessinnen des Hauses Condé in die Verbannung nach Chantilly von der Richon dem Vicomte eine so schauerhafte Schilderung gemacht hatte, so sehen wir:

Unter diesen Alleen von Kastanienbäumen, welche mit einem Blüthenschnee bestreut sind, auf diesen Rasen, welche sich bis zu den blauen Teichen ausdehnen, einen Schwarm von Spaziergängern lachend, plaudernd und singend, beständig sich umher bewegen. Da und dort erscheinen, mitten unter dem hohen Grase, gleichsam in den grünen Wogen verloren, einige Figuren von Lesern, welche sich in die Blätter der Modeschriftsteller jener Zeit, in die Werke von Herrn la Calprenède, von Herrn d'Urfé oder von Fräulein von Scudery vertieft haben; im Innern von Geißblatt- und Rebwind-Lauben hört man Lauten stimmen und unsichtbare Menschen singen. In der großen Aller, welche nach dem Schlosse führt, eilt von Zeit zu Zeit mit der Schnelligkeit den Blitzes ein Reiter, der Ueberbringer irgend eines Befehles, vorüber.

Auf der Terrasse gehen mittlerweile drei in Atlas gekleidete und in einiger Entfernung von stummen, ehrfurchtsvollen Pagen gefolgte Damen mit ernsten Mienen und Ceremoniösen, majestätischen Geberden hin und her; eine Frau von edler Haltung, trotz ihrer siebenundfünfzig Jahre, spricht im Lehrertone über Staatsangelegenheiten; eine äußerst steife junge Frau, in düsterem Gewande horcht zu ihrer Rechten, die Stirne faltend, auf die weisen Theorien ihrer Nachbarin; eine andere Alte, die steifste und abgemessenste von allen Dreien, weil sie ihrem Stande nach die am wenigsten erhabene ist, spricht, hört und überlegt zu gleicher Zeit.

Die Dame in der Mitte ist die Frau Prinzessin Wittwe, die Mutter des Siegers von Rocroy, Nördlingen und Lens, den man, seitdem er verfolgt wird und diese Verfolgung ihn nach Vincennes gebracht hat, den großen Condé zu nennen anfängt, ein Name, den ihm die Nachwelt bewahren wird. Diese Dame, aus deren Zügen man noch die Ueberreste jener Schönheit zu erkennen vermag, welche sie zu der letzten und vielleicht tollsten Liebschaft von Heinrich IV. gemacht hat, ist zugleich in ihrer Mutterliebe und in ihrem Stolze als Prinzessin durch einen *fachino italiano* beleidigt worden, den man Mazarini nannte, als er Bedienter des Cardinal Bentivoglio war, und den man nun Seine Eminenz den Cardinal Mazarin nennt, seitdem er der Liebhaber von Anna von Oesterreich und erster Minister von Frankreich geworden ist.

Er hat es gewagt, Condé in das Gefängniß zu sperren und die Mutter sowie die Gemahlin den edlen Gefangenen nach Chantilly zu verbannen.

Die Dame rechts ist Claire Clemence von Maillé, Prinzessin von Condé, die man einer aristokratischen Gewohnheit jener Zeit zufolge kurz Frau Prinzessin nennt, um damit zu bezeichnen, die Frau des Hauptes der Familie Condé sei die erste Prinzessin von Geblüt, die vorzugsweise Prinzessin: sie ist stets stolz gewesen, aber seitdem sie verfolgt wird, hat ihr Stolz um den Grad der Verfolgung zugenommen, und sie ist hochmüthig geworden. Dazu verdammt, eine secundäre Rolle zu spielen, so lange der Herr Prinz frei war, hat sie die Gefangenschaft ihres Gemahls zum Stande einer Heldin erhoben: sie ist beklagenswerther als eine Wittwe, und ihr Sohn, der Herzog von Enghien, welcher demnächst sein siebentes Jahr erreicht, erscheint

interessanter als eine Waise. Die Augen sind auf sie gerichtet, und ohne Furcht, sich lächerlich zu machen, ist sie in Trauer gekleidet. Seitdem von Anna von Oesterreich diesen in Thränen zerfließenden Damen die Verbannung auferlegt worden ist, hat sich ihr gellendes Geschrei in dumpfe Drohungen verwandelt: aus Unterdrückten sind sie Rebellinnen geworden. Die Frau Prinzessin, ein Themistokles in der Nachthaube, hat ihren Miltiades im Unterrock, und die Lorbeeren von Frau von Longueville, welche einen Augenblick Königin von Paris gewesen ist, verhindern sie zu schlafen.

Die Duenna links ist die Marquise von Tourville, welche es nicht wagt, Romane zu schreiben, aber in der Politik componirt: sie hat nicht persönlich den Krieg geführt, wie der brave Pompée, und nicht wie er in der Schlacht von Corbie eine Kugel bekommen; aber ihr Gatte, ein ziemlich hochgeschätzter General, ist bei La Rochelle verwundet und bei Freyburg getödtet worden; Erbin seines Vermögens, glaubte sie natürlich zu gleicher Zeit auch Erbin seines militärischen Genies zu sein. Seit ihrer Ankunft bei den Prinzessinnen in Chantilly hat sie bereits drei Feldzugspläne gemacht, welche hintereinander die Bewunderung der Frauen des Gefolges erregten und nicht aufgegeben, aber auf den Tag verschoben wurden, wo man das Schwert ziehen und die Scheide wegwerfen würde. Sie wagt es nicht, die Uniform ihres Gemahls anzulegen, obgleich sie zuweilen große Lust dass zu hat, aber sie besitzt ein Schwert, welches in ihrem Zimmer über ihrem Kopfkissen hängt und von Zeit zu Zeit, wenn sie allein ist, zieht sie es mit einer höchst martialischen Miene aus der Scheide.

Trotz seines festlichen Aussehens dürfte also Chantilly nur eine große Kaserne sein, und wenn man gut suchen würde, fände man Pulver in den Kellern und Bajonette in den Hecken.

Die drei Frauen wenden sich bei ihrem düsteren Spaziergange immer wieder nach dem Hauptthore des Schlosses und scheinen auf die Ankunft irgend eines wichtigen Boten zu warten. Bereits hat die Frau Prinzessin Wittwe wiederholt den Kopf schüttelnd und seufzend gesagt:

»Wir werden scheitern, meine Tochter, wir werden gedemüthigt werden.«

»Man muß etwas Ruhm gut bezahlen,« entgegnete Frau von Tourville, ohne von ihrer eckigen Haltung zu verlieren, »und es gibt keinen Sieg ohne Kampf!«

»Wenn wir scheitern, wenn wir besiegt werden,« versetzte die junge Prinzessin, »so werden wir uns rächen.«

»Madame,« sprach die Prinzessin Wittwe, »wenn wir scheitern, so hat Gott den Herrn Prinzen besiegt. Wolltet Ihr Euch an Gott rächen?«

Die junge Prinzessin verbeugte sich vor der erhabenen Demuth ihrer Schwiegermutter, und auf diese Art sich becomplimentirend und gegenseitig Weihrauch streuend hatten die drei Personen viel Aehnlichkeit mit einem Bischofe und seinen zwei Diaconen, welche Gott zum Vorwande der Huldigungen nehmen, die sie einander gegenseitig darbringen.

»Weder Herr von Turenne, noch Herr von Larochefoucault, noch Herr von Bouillon,« murmelte die Wittwe. »Alles fehlt zugleich.«

»Noch Geld!« versetzte Frau von Tourville.

»Und auf wen soll man zählen,« sprach die Prinzessin, »wenn Claire selbst uns vergißt.«

»Wer sagt Euch, meine Tochter, das Frau von Cambes Euch vergißt?«

»Sie kommt nicht zurück!«

»Vielleicht ist sie verhindert; die Wege werden durch die Armee, von Herrn von Saint-Aignan bewacht, wie Ihr wißt.«

»Sie könnte wenigstens schreiben.«

»Wie soll sie dem Papiere eine so wichtige Angelegenheit anvertrauen: den Beitritt einer ganzen Stadt wie Bordeaux zu der Partei der Herren Prinzen! . . . Nein, von dieser Seite werde ich nicht beunruhigt.«

»Überdies,« versetzte Frau von Tourville, »hatte einer von den Plänen, die ich Eurer Hoheit vorzulegen mich beehrte, die Aufwiegelung der Guienne zum Zweck.«

»Ja, ja, und wir werden auch dazu gelangen, wenn es nothwendig ist,« erwiderte die Frau Prinzessin; »aber ich schließe mich der Ansicht meiner Frau Mutter an, und ich fange an zu glauben, daß Claire irgend eine Unannehmlichkeit widerfahren ist, sonst wäre sie schon hier. Vielleicht haben ihre Pächter nicht Wort gehalten; ein Croquant¹ ergreift immer die Gelegenheit, nicht zu bezahlen, wenn er sich loszumachen vermag. Weiß man denn, was die Leute der Guienne trotz ihrer Versprechungen gethan oder nicht gethan haben? Gascogner! . . .«

»Schwätzer!« sagte Frau von Tourville. »Allerdings brav im Einzelnen, aber schlechte Soldaten in der Truppe- nur gut zu schreien: Es lebe der Herr Prinz! wenn sie Furcht vor dem Spanier haben.«

»Sie haßten jedoch Herrn von Epernon,« versetzte die Prinzessin Wittwe; »denn sie haben ihn in Agen im Bildnis aufgehängt und versprochen ihn in Person in Bordeaux zu hängen, wenn er je zurückkehren würde.«

»Er wird zurückgekehrt sein und sie selbst haben hängen lassen,« sagte die Frau Prinzessin ärgerlich.

»Und Alles dies,« sprach Frau von Tourville, »ist der Fehler von Herrn Lenet, von Herrn Pierre Lenet,« wiederholte sie mit Nachdruck, »von diesem hartnäckigen Rathe, den Ihr fortwährend behaltet, während er nur dazu taugt, unsern Plänen in den Weg zu treten. Wenn er meinen zweiten Entwurf nicht zurückgewiesen hätte, welcher, wie Ihr Euch erinnert, das Schloß Vayres, die Insel Saint-George und die Feste Blaye durch Überraumung wegzunehmen beabsichtigte, so würden wir Bordeaux jetzt belagert halten, und Bordeaux müßte wohl capituliren.«

»Ohne der Meinung Ihrer Hoheiten vorgreifen zu wollen, wäre es mir lieber, wenn es sich von selbst anbieten würde,« sprach hinter Frau von Tourville eine Stimme, deren achtungsvoller Ton nicht ganz von einer gewissen ironischen Färbung frei war. »Eine Stadt, welche capitulirt, weicht der Gewalt und macht sich zu nichts verbindlich; eine Stadt, welche sich von selbst anbietet, compromittirt sich und ist genöthigt, bis zum Ende dem Glücke derjenigen zu folgen, welchen sie sich angeboten hat.«

Die drei Damen wandten sich um und erblickten Pierre Lenet, welcher, während sie abermals einen Gang nach dem großen Thore des Schlosses machten, worauf ihre Blicke immer wieder sich richteten, durch eine kleine Thüre auf die Terrasse getreten war und sich ihnen von hinten genähert hatte.

Was Frau von Tourville gesagt hatte, entsprach theilweise der Wahrheit Pierre Lenet, der Rath des Herrn Prinzen, ein kalter, gescheiter, ernster Mann, war von dem Prinzen beauftragt, Freunde und Feinde zu überwachen, und es machte ihn, was sich nicht verleugnen läßt, viel mehr Mühe, die Freunde des Herrn Prinzen zu verhindern, seine Sache zu gefährden, als die schlimmen Pläne seiner Feinde zu bekämpfen. Aber geschickt und verschmitzt wie ein Advokat, an die Chicanen und Ränke des Palastes gewöhnt, siegte er gewöhnlich durch irgend eine glückliche Gegenmine

oder durch irgend eine unerschütterliche Trägheit. Gerade in Chantilly selbst aber lieferte er seine geistreichsten Schlachten. Die Eitelkeit von Frau von Tourville, die Ungeduld der Frau Prinzessin, die aristokratische Unbeugsamkeit der Wittwe waren von so hohem Belang, als die Schlaueit von Mazarin, der Stolz von Anna von Oesterreich und die Unentschlossenheit des Parlaments.

Von den Prinzen mit der Correspondenz beauftragt, hatte es sich Lenet zum Gesetze gemacht, den Prinzessinnen die Nachrichten nur zu geeigneter Zeit mitzuthemen, und ob die Zeit geeignet wäre, darüber entschied nur er als Richter; denn da die weibliche Diplomatie nicht immer durch das Geheimnis arbeitet, was der erste Grundsatz der männlichen Diplomatie ist, so waren viele Pläne von Lenet durch seine Freunde an seine Feinde verrathen worden.

Trotz des Widerstandes, den sie bei ihm finden mußten, erkannten die Prinzessinnen die Ergebenheit und besonders die Nützlichkeit von Pierre Lenet und empfingen daher den Rath mit einer freundschaftlichen Geberde. Es zeigte sich sogar ein leichtes Lächeln auf den Lippen der Wittwe.

»Nun, mein lieber Lenet, Ihr habt es gehört,« sprach sie, »Frau von Tourville beklagte sich oder beklagte vielmehr uns. Alles geht schlechter und schlechter. Ah! unsere Angelegenheiten, mein lieber Lenet!«

Madame,« erwiederte Lenet, »ich bin weit entfernt, die Dinge so schwarz zu sehen, wie sie Eure Hoheit sieht. Ich hoffe viel von der Zeit und der Rückkehr des Glückes. Ihr kennt das Sprichwort: Geduld und Zeit machen Alles möglich.«

»Geduld, Rückkehr des Glückes, das ist Philosophie, Herr Lenet, und nicht Politik!« rief die Frau Prinzessin.

Lenet lächelte ebenfalls.

»Die Philosophie ist in allen Dingen nützlich, Madame, und besonders in der Politik. Sie lehrt uns beim Siege nicht stolz werden und bei einem Umschlage die Geduld nicht verlieren.«

»Gleichviel,« sprach Frau von Tourville, »ein guter Eilbote wäre mir lieber, als alle Eure Maximen, Nicht wahr, Frau Prinzessin?«

»Ja, ich muß es gestehen,« erwiederte Frau von Condé.

»Eure Hoheit wird befriedigt werden; denn sie wird heute drei erhalten,« versetzte Lenet mit derselben Kaltblütigkeit.

»Wie, drei!«

»Ja, Madame, den ersten hat man auf der Straße von Bordeaux gesehen, der zweite kommt von Stenay, und der dritte von Larochefoucault.«

Die zwei Prinzessinnen stießen einen Schrei freudigen Erstaunens aus. Frau von Tourville kniff sich in die Lippen.

»Es scheint mir,« sagte sie mit geheuchelter Freundlichkeit, um ihren Ärger zu verbergen und in ein goldenes Blatt die Bitterkeit zu wickeln, die sie losschleudern wollte, »es scheint mir, daß ein geschickter Nekromanted, wie Ihr, nicht auf so schönem Wege stehen bleiben und, nachdem er uns die Eilboten angekündigt hat, auch den Inhalt der Depechen mittheilen sollte.«

»Meine Wissenschaft, Madame, geht nicht so weit, als Ihr glaubt,« erwiederte er bescheiden. »Sie beschränkt sich auf den getreuen Diener. Ich melde, aber errathe nicht.«

In demselben Augenblick, als wäre Lenet von einem Geiste bedient worden, erblickte man zwei Reiter, welche im Galopp durch das Gitter den Schlosses sprengten. Sogleich verließ ein

Hause von Neugierigen die Rasen und Blumenbeete und drängte sich an das Geländer, um einen Theil an den Nachrichten zu erhalten.

Die zwei Reiter stiegen ab, der eine derselben übergab dem andern, welcher sein Lackei zu sein schien, den Zügel seines von Schweiß triefenden Pferden und lief mehr als er ging zu den Prinzessinnen, welche er an einem Ende der Gallerie erblickte, während er durch das andere eintrat.

»Claire!« rief die Frau Prinzessin.

»Ja, Hoheit; empfangt meine Huldigung, Madame.«

Und ein Knie auf die Erde setzend, versuchte es der Jüngling, die Hand der Frau Prinzessin zu ergreifen, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen.

»In meine Arme! teure Vicomtesse, in meine Arme!« rief Frau von Condé, sie aufhebend.

Und nachdem er sich mit allen Zeichen der Ehrfurcht hatte von der Frau Prinzessin umarmen lassen, wandte sich der Reiter gegen die Frau Prinzessin Wittve, vor der er sich achtungsvoll verbeugte.

»Sprecht rasch, liebe Claire!« sagte diese.

»Ja, sprich.« wiederholte Frau von Condé, »hast Du Richon gesehen?«

»Ja, Hoheit, und er hat mir einen Auftrag an Euch gegeben.«

»Einen guten oder einen schlimmen?«

»Ich weiß es selbst nicht; er besteht in zwei Worten.«

»Ja welchen? Schnell, ich sterbe vor Ungeduld.«

Und die lebhafteste Angst war auf dem Gesichte der zwei Prinzessinnen ausgeprägt.

»Bordeaux — ja,« sagte Claire, selbst unruhig über die Wirkung, welche diese zwei Worte hervorbringen würden.

Aber sie ward bald beruhigt, denn die Prinzessinnen erwiederten diese Worte mit einem Triumphgeschrei, auf welches Lenet vorn Ende der Gallerie herbei lief.

»Lenet! Lenet! kommt, kommt!« rief die Frau Prinzessin; »Ihr wißt nicht, welche Nachricht die gute Claire uns überbringt?«

»Doch, Madame,« erwiederte Lenet lächelnd, »ich weiß es, und deshalb beeilte ich mich nicht.«

»Wie! Ihr wißt es?«

»Bordeaux, ja! Nicht wahr?« sprach Lenet.

»In der That, mein lieber Pierre, Ihr seid ein, Zauberer,« versetzte die Frau Wittve.

»Aber Wenn Ihr es wüßtet,« sagte im Tone des Vorwurfs die Frau Prinzessin, »warum habe Ihr uns nicht durch diese paar Worte unserer Unruhe entzogen, die Ihr noch wahrnehmen mußtest.«

»Weil ich der Frau Vicomtesse von Cambes den Lohn für ihre Anstrengungen lassen wollte,« antwortete Lenet, sich ganz bewegt vor Claire verbeugend, »und dann auch, weil ich den Freudenausbruch Eurer Hoheiten auf dieser Terrasse und vor aller Welt befürchtete.«

»Ihr habt Recht, stets Recht, Pierre, mein guter Pierre,« sprach die Frau Prinzessin. »Wir wollen schweigen!«

»Und wir haben dies dem braven Richon zu verdanken,« versetzte die Prinzessin Wittve. »Nicht wahr, Ihr seid zufrieden mit ihm, und er hat gut manövriert, sprecht, Gevatter Lenet?«

Gevatter war das Schmeichelwort der Prinzessin Wittwe, welche diesen Wort von Heinrich IV. geerbt hatte, der es oft gebrauchte.

»Richon ist ein Mann von Kopf und gewandter Ausführung,« sagte Lenet, »und Eure Hoheit mag glauben, wenn ich seiner nicht so sicher wie meiner selbst gewesen wäre, so hätte ich ihn Euch nicht empfohlen.«

»Was werden wir für ihn thun?« fragte die Frau Prinzessin.

»Man muß ihm einen Posten von Bedeutung geben,« erwiderte die Wittwe.

»Einen Posten von Bedeutung? Eure Hoheit, denkt nicht daran,« entgegnete spitzig Frau von Tourville, »sie vergißt, daß Richon kein Edelmann ist.«

»Ich auch nicht, Madame, ich bin es auch nicht,« versetzte Lenet, »was den Herrn Prinzen, wie ich vermuthe nicht abhält, einiges Vertrauen zu mir zu haben. Ich achte und bewundere gewiß den Adel Frankreichs, aber es gibt Umstände, unter denen, ich wage es zu behaupten, ein großen Herz mehr werth ist, als ein altes Wappen.«

»Und warum hat der gute Richon diese herrliche Kunde nicht selbst überbracht?« sprach die Prinzessin.

»Er ist in Guienne geblieben, um eine gewisse Anzahl Leute zu sammeln, und sagt mir, er könne bereits auf etwa dreihundert Soldaten zählen; nur meint er, sie werden in Ermangelung von Zeit schlecht dressiert sein, um sich im Felde zu halten, und es wäre ihm lieber, wenn man für ihn das Commando einen festen Platzes, wie Vayres oder Saint-Georges, erlangen würde. Da hält er sich für sicher, Euren Hoheiten vollkommen nützlich sein zu können.«

»Aber wie dies erlangen ist fragte die Prinzessin. »Wir stehen zu dieser Stunde zu schlecht bei Hofe, um Jemand zu empfehlen, und derjenige, welchen wir empfehlen würden, dürfte sogleich verdächtig werden.«

»Madame,« sprach die Vicomtesse, »vielleicht hätte man ein Mittel, das mir Herr Richon selbst an die Hand gegeben hat.«

»Welches?«

»Herr von Epernon ist, wie es scheint,« fuhr die Vicomtesse erröthend fort, »in ein gewisses Frauenzimmer verliebt.«

»Ah! ja, die schöne Nanon,« versetzte die Frau Prinzessin verächtlich, »wir wissen das.«

»Nun, es scheint, daß der Herzog von Epernon dieser Frau nichts abzuschlagen vermag, und daß diese Frau Alles bewilligt, was man ihr bezahlt. Könnte man nicht ein Patent für Herrn Richon von ihr erkaufen?«

»Das wäre gut angelegtes Geld,« sagte Lenet.

»Ja, aber die Kasse ist auf dem Trocknen, Ihr wißt es wohl, Herr Rath,« er sprach Frau von Tourville.

Lenet wandte sich lächelnd gegen Frau von Cambes um und sagte zu dieser:

»Das ist der Augenblick, Madame, Ihren Hoheiten zu beweisen, daß Ihr an Alles gedacht habt.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Lenet?«

»Er will damit sagen, Madame, daß ich so glücklich bin, Euch eine schwache Summe, die ich mit großer Mühe von meinen Pächtern bezogen habe, anbieten zu können; der Betrag ist sehr gering, aber ich vermag im Augenblick nicht mehr. Zwanzigtausend Livres!« fuhr die

Vicomtesse, die Augen niederschlagend und zögernd fort, denn sie war ganz beschämt, daß sie den ersten Damen des Königreiches, nach der Königin, eine so kleine Summe anbieten sollte.

»Zwanzigtausend Livres!« riefen die zwei Prinzessinnen, »Das ist ein ganzen Vermögen in diesen Zeit.« fügte die Wittwe bei.

»Diese teure Claire,« rief die Frau Prinzessin, »wie werden wir uns je unserer Schuld gegen sie entledigen?«

»Eure Hoheit mag später daran denken.«

»Und wo ist diese Summe?« fragte Frau von Tourville.

»In dem Gemach Ihrer Hoheit, wohin sie mein Stallmeister Pompée meinem Befehle gemäß getragen hat.«

»Lenet,« sprach die Frau Prinzessin, »Ihr werdet Euch erinnern, daß wir diese Summe Frau von Cambes schuldig sind.«

»Sie ist schon in unserem Passivum eingetragen,« erwiderte Lenet, zog sein Schreibebuch aus der Tasche und zeigte bei dem Datum des Tages die zwanzigtausend Livres der Vicomtesse, welche bei einer Colonne aufgerechnet waren, deren Gesamtsumme die Prinzessinnen hätte erschrecken müssen, würden sie sich die Mühe gegeben haben, ein wenig zu addieren.

»Aber, wie habt Ihr es gemacht, daß Ihr durchgekommen seid, liebe Schöne?« sprach die Frau Prinzessin, »man sagt uns, Herr von Saint-Aignan halte die Straße besetzt und untersuche Menschen und Gegenstände gerade wie ein Steuerinnehmer.«

»Durch die Klugheit von Pompée, Madame, sind wir dieser Gefahr entgangen,« antwortete die Vicomtesse; »wir machten einen großen Umweg, der unsere Ankunft um anderthalb Tage verzögerte, aber unsere Reise sicherte; sonst wäre ich schon seit vorgestern bei Eurer Hoheit.«

»Beruhigt Euch, Madame,« sprach Lenet, »es ist noch keine Zeit Verloren, man hat nur den heutigen Tag und den morgigen gut anzuwenden. Eure Hoheiten mögen sich erinnern, daß wir heute drei Couriere erwarten; einer ist bereits eingetroffen, die zwei andern fehlen also noch.«

»Darf man den Namen der zwei andern erfahren?« fragte Frau von Tourville, immer in der Hoffnung, den Rath auf einem Versehen zu ertappen, denn sie führte gegen ihn einen Krieg, der, wenn auch nicht erklärt, darum doch nicht minder ernster Natur war.

»Der erste, wenn meine Ahnungen mich nicht täuschen, wird Gourville sein,« antwortete Lenet, »er kommt vorn Herzog von Larochefoucault.«

»Vom Prinzen von Marsillac, wollt Ihr sagen,« versetzte Frau von Tourville.

»Der Herr Prinz von Marsillac ist jetzt Herzog von Larochefoucault, Madame.«

»Sein Vater ist also gestorben?«

»Vor acht Tagen.«

»Wo dies?«

»In Verteuil.«

»Und der zweite?« fragte die Frau Prinzessin.

»Der zweite ist Blanchefort, Kapitän der Garben des Herrn Prinzen. Er kommt von Stenay von Herrn von Turenne.«

»Wenn es sich so verhält,« sprach Frau von Tourville, »so könnte man, um jeden Zeitverlust zu vermeiden, sich an den ersten Plan halten, den ich für den wahrscheinlichen Fall des Beitritts der Herren von Turenne und Marsillac gemacht habe.«

Lenet lächelte auf seine gewöhnliche Weise und entgegnete mit dem höflichsten Tone:

»Verzeiht, Madame, aber die von dem Herrn Prinzen selbst festgestellten Pläne sind zu dieser Stunde in der Ausführung begriffen und verheißen einen vollständigen Erfolg.«

»Die von dem Herrn Prinzen festgestellten Pläne,« versetzte Frau von Tourville spitzig, »von dem Herrn Prinzen, der im Thurme von Vincennes sitzt und mit Niemand in Verbindung steht! . . .«.

»Hier sind die Befehle des Herrn Prinzen von seiner eigenen Hand geschrieben und von gestern datiert,« sprach Lenet und zog aus seiner Tasche einen Brief des Prinzen von Condé, »ich habe sie diesen Morgen erhalten. Wir stehen im Briefwechsel mit einander.«

Das Papier wurde dem Rathe von den zwei Prinzessinnen beinahe aus den Händen gerissen, und sie Verschlagen mit Freudenthränen den Inhalt.

»Ah! die Taschen von Lenet enthalten also ganz Frankreich?« sagte lachend die Frau Prinzessin Wittwe.

»Noch nicht, Madame, noch nicht,« antwortete der Rath, »aber mit Gottes Hilfe werde ich sie zu diesem Behufe hinreichend vergrößern lassen. Nun aber,« fügte er absichtlich die Vicomtesse bezeichnend bei, »nun aber muß die Frau Vicomtesse der Ruhe bedürfen, denn die lange Reise . . .«

Die Vicomtesse begriff das Verlangen von Lenet, mit den zwei Prinzessinnen allein zu bleiben, machte, auf ein Lächeln der Wittwe, das sie in diesem Gedanken bekräftigte, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und entfernte sich.

Frau von Tourville blieb und versprach sich eine reiche Ernte geheimnisvoller Nachrichten, aber auf eine unmerkliche Geberde der Frau Wittwe gegen ihre Schwiegertochter kündigten die zwei Prinzessinnen gleichzeitig durch eine erhabene und nach allen Regeln der Etiquette ausgeführte Verbeugung Frau von Tourville an, das Ende der politischen Sitzung, zu der man sie berufen hatte, sei gekommen. Die Dame mit den Theorien begriff ganz gut die Aufforderung, machte den Prinzessinnen eine noch viel ernstere und ceremoniösere Reverenz, als sie es gethan hatten, und entfernte sich, Gott zum Zeugen für den Undank der Fürsten nehmend.

Die zwei Prinzessinnen gingen in ihr Cabinet, und Lenet folgte ihnen.

»Wenn nun,« sagte Lenet, nachdem er sich versichert hatte, daß die Thüre geschlossen war, »wenn nun Eure Hoheiten Gourville empfangen wollten, er ist angekommen und wechselt nur die Kleider, da er es nicht wagt, sich in seinem Reisegewand vor Euch zu zeigen.«

»Welche Kunde bringt er?«

»Die Kunde, daß Herr von Larochefoucault diesen Abend oder morgen mit fünfhundert Edelleuten hier sein wird.«

»Fünfhundert Edelleute!« rief die Prinzessin, »das ist eine ganze Armee.«

»Welche unsern Weg schwieriger machen wird. Mir wären fünf bis sechs Diener lieber gewesen, als dieser ganze Troß; wir hätten uns leichter Herrn von Saint-Aignan entzogen. Nun wird es beinahe unmöglich sein, den Süden zu erreichen, ohne beunruhigt zu werden.«

»Desto besser, wenn man uns beunruhigt,« rief die Prinzessin; »denn geschieht dies, so werden wir kämpfen und siegen: der Geist von Herrn von Condé wird mit uns marschiren.«

Lenet schaute die Prinzessin Wittwe an, als wollte er auch ihre Ansicht vernehmen; aber in den Bürgerkriegen der Regierung von Ludwig XIII. Erzogen, hatte Charlotte von Montmorency so viele hohe Häupter sich beugen sehen, um in das Gefängniß zu gehen oder auf das Blutgerüste

zu rollen, weil sie hatten aufrecht bleiben wollen, und sie fuhr deshalb traurig über ihre von schmerzlichen Erinnerungen schwere Stirne und sprach:

»Ja, darauf sind wir beschränkt. Uns verbergen oder schlagen: ein furchtbares Ding! Wir lebten ruhig mit etwas Ruhm, den Gott unserem Hause gesandt hatte; wir suchten, wenigstens hoffe ich, daß Keines von uns andere Absichten hatte, wir suchten in dem Rang zu bleiben, in welchem wir geboren sind, und nun treiben uns die Zufälle der Zeit an, unsern Herrn zu bekämpfen.«

»Madame,« entgegnete ungestüm die junge Prinzessin, »ich sehe mit weniger Schmerz, als Eure Hoheit, die Nothwendigkeit, in die wir versetzt sind. Mein Gemahl und mein Schwager erdulden eine unwürdige Gefangenschaft; dieser Gemahl und dieser Schwager sind Eure Söhne; überdies ist Eure Tochter geächtet. Das entschuldigt gewiß alle Unternehmungen, die wir versuchen dürften.«

»Ja,« sprach die Wittve mit einer Traurigkeit voll Resignation, »ja, ich ertrage dies mit mehr Geduld, als Ihr, Madame, aber es scheint auch, als wäre es unser Schicksal geworden, geächtet oder gefangen zu sein. Kaum war ich die Gattin des Vaters Eures Gemahls, als ich verfolgt von der Liebe König Heinrich IV. Frankreich verlassen mußte. Kaum waren wir dahin zurückgekehrt, als wir nach Vincennes mußten, verfolgt von dem Hasse von Richelieu. Heute im Gefängniß, ist mein Sohn im Gefängnis auf die Welt, gekommen und konnte nach Verlauf von zweiunddreißig Jahren das Zimmer wiedersehen, wo er geboren wurde. Ach! Euer Schwiegervater, der Herr Prinz, hatte also Recht bei seinen düsteren Prophezeiungen; als man ihm das Gewinnen der Schlacht von Rocroy meldete, als man ihn in den Saal führte, der mit den Fahnen ausgeschmückt war, welche man den Spaniern abgenommen hatte, sprach er, sich gegen mich umwendend: »Gott kennt die Freude, die mir diese That meines Sohnes bereitet; aber erinnert Euch, Madame, je mehr sich unser Haus Ruhm erringt, desto mehr wird ihm Unglück widerfahren. Wenn ich nicht das Wappen von Frankreich hätte, das doch zu schön ist, um es aufzugeben, so nähme ich zum Wappen eines Falken, den seine Schellen verrathen, mit der Devise: *Fama nocet!*« Wir haben zu viel Geräusch gemacht, meine Tochter, und das schadet uns. Seid Ihr nicht auch meiner Meinung, Lenet?«

»Madame,« antwortete Lenet, verdüstert durch die Erinnerungen, welche die Prinzessin hervorgerufen hatte, »Eure Hoheit hat Recht, aber wir sind zu weit gegangen, um nun zurückzuweichen; mehr noch: unter den Umständen, tu denen wir uns befinden, handelt es sich darum, einen raschen Entschluß zu fassen, denn wir dürfen uns unsere Lage nicht verbergen. Wir sind nur scheinbar frei, die Königin hat ihre Augen auf uns gerichtet und Herr von Saint-Aignan belagert uns. Wir müssen darauf bedacht sein, Chantilly trotz der Wachsamkeit der Königin und der Belagerung von Herrn von Saint-Aignan zu verlassen.«

»Verlassen wir Chantilly, aber den Kopf hoch in der Luft,« rief die Frau Prinzessin.

»Ich bin auch dieser Ansicht,« sprach die Prinzessin Wittve, »die Condé sind keine Spanier und verrathen nicht; es sind keine Italiener und schmieden keine Ränke, was sie thun, thun sie am lichten Tage und mit erhabener Stirne.«

»Madame,« sagte Lenet mit dem Tone innerer Sicherheit, »Gott ist mein Zeuge, daß ich der Erste bin, der die Befehle Eurer Hoheit vollzieht, wie sie auch lauten mögen; aber um Chantilly zu verlassen, wie Ihr dies thun wollt, müssen wir eine Schlacht liefern. Ohne Zweifel ist es nicht Eure Absicht, Frauen am Tage des Kampfes zu sein, nachdem Ihr Männer im Rathe gewesen seid; Ihr werdet an der Spitze Eurer Parteigänger marschieren, Ihr werdet Euren Soldaten das

Kriegsgeschrei zuwerfen; aber Ihr vergeßt, das neben Eurem kostbaren Dasein eine nicht minder kostbare Existenz zu tagen beginnt: es ist die des Herrn Herzogs von Enghien, Eures Sohnes und Enkels; werdet Ihr Euch der Gefahr aussetzen, in demselben Grabe die Gegenwart und die Zukunft Eures Hauses zu begraben? Glaubt Ihr, der Vater werde Mazarin nicht als Geißel dienen, während der verwegenen Unternehmungen, die man im Namen des Sohnes ausführt? Kennt Ihr die Geheimnisse des Thurmes von Vincennes nicht mehr, welche auf eine so unselige Weise von dem Großprior den Vendome, von dem Marschall d'Ornano und von Pup-Laurent ergründet werden sind? Habt Ihr das unheilvolle Zimmer vergessen, das, nach den Worten von Frau von Rambouillet, wie Arsenik in das Gewicht fällt? Nein, meine Damen,« fuhr Lenet die Hände faltend fort, »nein, Ihr werdet Chantilly verlassen, wie es Frauen geziemt, die man verfolgt; erinnert Euch, das Eure sicherste Wache die Schwäche ist: ein Kind, das man seines Vaters, eine Frau, die man ihres Gatten beraubt, eine Mutter, der man ihren Sohn nimmt, entziehen sich, so gut sie können, der Falle, worin man sie festhielt. Wartet, um zu handeln und laut zu sprechen, bis Ihr dem Stärkeren nicht mehr als Bürgschaft dient; seid Ihr Gefangene, so werden Eure Parteigänger stumm bleiben, seid Ihr aber frei, so werden sie sich erklären, denn sie haben nicht mehr zu befürchten, das man ihnen die Bedingungen Eurer Loskaufung diktiert. Unser Plan ist mit Gourville besprochen. Wir sind eines guten Geleites sicher, mit welchem wir die Beleidigungen auf dem Wege vermeiden werden; denn es stehen heute zwanzig verschiedene Parteien im Felde und erheben sich gegen Freund und Feind. Willigt ein; Alles ist bereit.«

»Insgeheim abreisen, wie Missethäter davonschleichen!« rief die junge Herzogin. »Oh! was wird der Herr Prinz sagen, wenn er erfährt, daß seine Mutter, seine Gattin und sein Sohn sich einer solchen Schmach unterzogen haben?«

»Ich weiß nicht, was er sagen wird, aber wenn es Euch gelingt, verdankt er Euch seine Freiheit, wenn Ihr scheitert, gefährdet Ihr seine Hilfsmittel und besonders seine Lage nicht, wie Ihr dies durch eine Schlacht thun würdet.«

Die Wittve erbleichte einen Augenblick und sprach sodann mit einem Antlitz voll rührender Schwermuth:

»Lieber Herr Lenet, überredet meine Tochter, denn ich meines Theils bin genöthigt, hier zu bleiben. Ich habe bis jetzt gekämpft, aber endlich unterliege ich; der verzehrende Kummer, den ich umsonst zu verbergen suche, um diejenigen, welche mich umgeben, nicht zu entmuthigen, wird mich an ein Schmerzenslager fesseln, das vielleicht mein Sterbebett sein wird; doch Ihr habt es gesagt: Man muß vor Allem auf Sicherung des Wohles der Condé bedacht sein. Meine Schwiegertochter und mein Enkel werden Chantilly verlassen und, wie ich hoffe, vernünftig genug sein, Eure Rathschläge, ich sage noch mehr, Eure Befehle zu befolgen. Befehlt, Lenet, man wird vollziehen.«

»Ihr erbleicht, Madame!« rief Lenet, die Wittve unterstützend, welche die Frau Prinzessin, beunruhigt über diese Blässe, bereits in die Arme genommen hatte.

»Ja,« sagte die Wittve immer schwächer werdend, »ja, die guten Nachrichten von heute haben mir mehr wehe gethan, als die Bangigkeiten der letzten Tage. Ich fühle, daß das Fieber mich verzehrt; aber geben wir nichts davon kund, das könnte uns in einem solchen Augenblick schaden.«

»Madame,« sprach Lenet mit leiser Stimme, »die Unpäßlichkeit Eurer Hoheit wäre eine Wohlthat des Himmels, wenn Eure Person nicht litte. Bleibt im Bette, verbreitet das Gerücht von dieser Krankheit. Ihr Madame,« fuhr er, sich an die junge Prinzessin wendend, fort, »laßt Euren

Arzt Bourdelot rufen, und da wir bald die Ställe und Equipagen werden in Anspruch nehmen müssen, kündigt überall an, es sei Eure Absicht, im Park einen Hirsch zu hetzen. Auf diese Art wird Niemand überrascht sein, Menschen, Waffen und Pferde in Thätigkeit zu sehen.«

»Aber ein so vorsichtiger Mann, wie Ihr seid, Lenet, muß doch fühlen, daß man sich über diese seltsame Jagdpartie im Augenblick, wo meine Frau Mutter krank wird, wundern dürfte?«

»Es ist auch für Alles vorhergesehen, Madame. Wird nicht der Herr Herzog von Enghien übermorgen sieben Jahre alt und muß aus den Händen der Frauen treten?«

»Ja.«

»Wohl, wir sagen, diese Jagdpartie gelte dem Anlegen der ersten Hose des jungen Prinzen, und Ihre Hoheit habe so sehr darauf bestanden, ihre Krankheit dürfe dieser Feier keinen Eintrag thun, daß Ihr dem Drängen habet nachgeben müssen.«

»Ein vortrefflicher Gedanke!« rief mit einem freudigen Lächeln die Wittve, ganz stolz auf diese erste Verkündigung der Männlichkeit ihres Enkels; »ja, der Vorwand ist gut, und in der That, Lenet, Ihr seid ein würdiger Rath.«

»Aber der Herzog von Enghien wird in einem Wagen sein, um der Jagd zu folgen?« fragte die Prinzessin.

»Nein, Madame, zu Pferde. Oh! Euer mütterliches Herz erschrecke darüber nicht. Ich habe einen kleinen Sattel erfunden, den Vialas, sein Stallmeister, vor dem Bogen des seinig anbringen wird; auf diese Art ist uns Monseigneur der Herzog von Enghien im Gesichte, und wir können am Abend in voller Sicherheit abreisen; denn, setzt den Fall, man müßte die Flucht ergreifen so wird der Herr Herzog von Enghien überall durchkommen, während ihn zu Wagen das Erste Hindernis aufhielte.«

»Ihr gedenkt also zu reisen?«

»Übermorgen Abend, Madame, wenn Eure Hoheit keinen Grund hat, ihre Abreise zu verzögern.«

»Oh! Nein, im Gegentheil, wir wollen uns sobald als möglich aus unserem Gefängniß entfernen, Lenet.«

»Und was macht Ihr, seid Ihr einmal aus Chantilly?« fragte die Wittve.

»Wir ziehen durch das Heer von Herrn von Saint-Aignan, dem wir wohl eine Binde um die Augen zu legen im Stande sein werden. Wir stoßen zu Herrn von Larochevoucault und seinem Geleite und gelangen nach Bordeaux, wo man uns erwartet. Sind wir einmal in der zweiten Stadt des Königreichs, in der Capitale des Südens, so können wir unterhandeln oder Krieg führen, wie es Euren Hoheiten beliebt. Uebrigens beehre ich mich, Euch daran zu erinnern, Madame, daß wir selbst in Bordeaux eine Hoffnung haben, uns lange zu halten, wenn wir nicht in der Umgebung einige Plätze besitzen, welche die königlichen Treppen nöthigen, eine Diversion zu machen. Zwei von diesen Plätzen sind besonders von großem Belange Vayres, das die Dordogne beherrscht und das Einbringen der Lebensmittel in die Stadt gestattet, und die Insel Saint-Georges, welche von den Bordelesen selbst als der Schlüssel ihrer Stadt betrachtet wird. Aber wir werden später hieran denken; für den Augenblick denken wir nur daran, von hier wegzukommen.«

»Ich glaube, es wird nichts leichter sein,« sprach die Frau Prinzessin. »Wir sind allein und die Herren hier, was Ihr auch sagen möget, Lenet.«

»Rechnet auf nichts, Madame, ehe Ihr in Bordeaux seid; nichts ist leicht bei dem teuflischen

Geiste von Herrn von Mazarin, und wenn ich gewartet habe, bis wir allein waren, um Euren Hoheiten meinen Plan auseinanderzusetzen, so geschah dies zur Wahrung meines Gewissens, das schwöre ich Euch; denn ich fürchte in diesem Augenblick sogar für die Sicherheit des Planes, den mein Kopf allein ersonnen hat, und den Eure Ohren allein vernahmen. Herr von Mazarin erfährt die Nachrichten nicht, er erräth sie.«

»Oh! ich fordere ihn heraus, diesen Plan zu vereiteln,« sprach die Prinzessin; »aber geleiten wir meine Frau Mutter in ihre Gemächer; schon heute werde ich das Gerücht von der Jagdpartie verbreiten, welche wir übermorgen halten wollen. Macht die Einladungen, Lenet.«

»Verlaßt Euch auf mich, Madame.«

Die Wittve ging in ihre Wohnung zurück und legte sich zu Bette. Bourdelot, der Arzt des Hauses Condé und Lehrer des Herrn Herzogs von Enghien, wurde gerufen. Die Nachricht von dieser unerwarteten Unpäßlichkeit verbreitete sich alsbald in Chantilly, und in einer halben Stunde waren die Bosquets, die Gallerien, die Luststücke verlassen, und die Gäste der zwei Prinzessinnen drängten sich im Vorzimmer der Frau, Wittve.

Lenet brachte den ganzen Tag mit Schreiben hin und am Abend wurden mehr als fünfzig Einladungen durch die zahlreichen Diener dieses königlichen Hauses in allen Richtungen ausgetragen.

IX.

Der für die Ausführung der wichtigen Pläne von Pierre Lenet bestimmte Tag war einer von den düstersten Tagen dieses Frühjahres, das man herkömmlicher Weise die schöne Jahreszeit nennt, während es, besonders in Frankreich, beinahe immer die unangenehmste ist. Der Regen fiel zart und dicht auf die Rasenstücke von Chantilly, einen grauen Nebel durchgreifend, welcher die Gebüsche des Gartens und das Gehölze des Parkes umhüllte. In den weiten Höfen warteten, an den Pfosten aufgereiht, fünfzig gesattelte Pferde, das Ohr gesenkt, da Auge traurig, und ungeduldig die Erde mit dem Fuße kratzend; Meuten von gekoppelten und in Gruppen von zwölf vereinigten Hunden harrten bald geräuschvoll schnaufend, bald mit langem Gähnen, und versuchten es mit gemeinschaftlicher Anstrengung den Diener fortzuziehen, der die vom Regen triefenden Ohren seiner Lieblinge abtrocknete.

Da und dort gingen, die Hände auf dem Rücken und das Horn an der Hüfte, die Piqueurs in gelblichen Uniformen hin und her. Einige gegen die Ungunst der Witterung durch die Bivouacs von Rocroy oder Lens abgehärteten Offiziere trotzten dem Wasser des Himmels und vertrieben die Langeweile des Wartens, indem sie in Gruppen auf den Terrassen oder auf den äußeren Treppen plauderten.

Jeder wußte, daß es ein Festtag war, und hatte seine feierliche Miene angenommen, um den Herzog von Enghien in seiner ersten Hose, seinen ersten Hirsch hetzen zu sehen. Jeder Offizier im Dienste des Prinzen, jeder Schutzgenosse dieses erhabenen Hauses hatte, eingeladen durch das Rundschreiben von Pierre Lenet, nach Chantilly eilend das erfüllt, was er als eine Pflicht betrachtete. Die durch den Gesundheitszustand der Prinzessin Wittve veranlaßte Unruhe war überdies durch ein günstigen Bulletin von Bourdelot zerstreut worden. Die Prinzessin hatte nach einem Aderlaß am Morgen ein Brechmittel, die allgemeine Panacee jener Zeit, genommen.

Um zehn Uhr waren alle persönlichen Gäste von Frau von Condé eingetroffen. Jeder wurde nach Überreichung seinen Briefes eingeführt, und diejenigen, welche diesen zufällig vergessen hatten, erhielten, von Lenet erkannt, Einlaß auf ein Zeichen des letzteren gegen den Portier. Diese Eingeladenen mochten, im Verein mit den Dienern des Hauses, eine Truppe von achtzig bis neunzig Personen bilden, von denen die Mehrzahl um das prachtvolle weiße Pferd versammelt war, das mit einem gewissen Stolze vor seinem großen französischen Sattel einen kleinen Sitz von Sammet mit Lehne, bestimmt für den Herzog von Enghien, trug, worauf dieser seinen Platz bekommen sollte, wenn, sich Vialas, sein Stallmeister auf den Hauptsattel gesetzt haben würde.

Man sprach jedoch noch nicht davon, zur Jagd aufzubrechen, und schien noch andere Gäste zu erwarten.

Gegen halb elf Uhr kamen drei Edelleute, gefolgt von sechs Dienern, welche bis unter die Zähne bewaffnet waren und so aufgeschwollene Felleisen bei sich führten, daß man hätte glauben sollen, sie wollten eine Reise durch ganz Europa machen, es kamen drei Edelleute, sagen wir, in das Schloß und wollten, als sie im Hofe die Pfosten erblickten, welche zu diesem Behufe errichtet zu sein schienen, ihre Pferde daran anbinden lassen.

Sogleich erschien ein blau gekleideter Mann mit einem silbernen Wehrgehänge und näherte sich, die Hellebarde in der Hand, den Ankömmlingen, in denen man an ihrem vom Regen

durchnässten Gepäcke und an den von Koth beschmutzten Stiefeln Reisende, welche einen langen Weg zurückgelegt, erkannte.

»Woher kommt Ihr, meine Herren?« fragte der Schweizer, seine Hellebarde vorhaltend.

»Von! Norden,« antwortete einer von den Reitern.

»Und wohin geht Ihr?«

»Zum Leichenbegängnisse.«

»Der Beweis?«

»Seht unsern Trauerflor.«

Die drei Herren hatten wirklich jeder einen Trauerflor an seinem Degen.

»Entschuldigt mich, meine Herren,« sprach nun der Schweizer, »das Schloß steht zu Eurer Verfügung; es ist eine Tafel bereit, eine Halle geheizt, die Lackeien harren Eurer Befehle; Eure Leute wird man im Gemeindesaal bewirthen.«

Die Edelleute, treuherzige Landjunker, ausgehungert und neugierig, grüßten, stiegen ab, warfen den Zügel ihrer Pferde in die Hände ihrer Lackeien, ließen sich den Weg in den Speisesaal zeigen und entfernten sich in dieser Richtung. Ein Kammerherr erwartete sie an der Thüre und diente ihnen als Führer.

Während dieser Zeit wurden die Pferde durch die Bedienten des Hauses den fremden Lackeien abgenommen, in den Stall geführt, gestriegelt, gebürstet, abgerieben und zum-Fressen vor einen Trog voll Haber und eine Raufe voll Stroh gestellt.

Kaum saßen die drei Edelleute bei Tische, als sechs weitere Reiter, gefolgt von sechs, nach Art der so eben beschriebenen, equipirten und bewaffneten Lackeien einritten und wie ihre Vorgänger, die Pfosten erblickend, ihre Pferde an die Ringe binden wollten. Aber der Mann mit der Hellebarde, welcher einen strengen Befehl erhalten hatte, näherte sich ihnen und sprach, seine Fragen erneuernd:

»Woher kommt Ihr?«

»Aus der Picardie. Wir sind Offiziere in Turenne.«

»Wohin geht Ihr?«

»Zum Leichenbegängniß.«

»Der Beweis.«

»Seht unsern Trauerflor.«

Und sie zeigten, wie die Ersten, den Flor, der an dem Griffe ihres Degens hing.

Man erzeigte den Letzteren dieselbe Höflichkeit, und sie nahmen ihre Plätze an der Tafel; man verwandte dieselbe Sorge auf ihre Pferde, und sie nahmen ihre Plätze im Stalle.

Nach ihnen zeigten sich vier Andere, und dieselbe Scene erneuerte sich.

Zu zwei und zwei, zu vier und vier, zu fünf und fünf, allein oder in Truppen, prachtvoll oder schmutzig, aber insgesamt gut beritten, gut bewaffnet, gut equipirt, kamen von zehn Uhr bis Mittags hundert Reiter, die der Hellebardier auf dieselbe Weise befragte, worauf sie angaben, woher sie kamen, und ihren Flor zeigend beifügten; sie gingen zu dem Leichenbegängniß.

Als Alle gespeist und Bekanntschaft gemacht hatten, während sich ihre Leute erquickten und ihre Pferde ausruhten, trat Lenet in den Saal, wo sie sich versammelt fanden, und sprach zu ihnen:

»Meine Herren, die Frau Prinzessin dankt Euch durch meine Stimme, daß Ihr sie mit Eurem

Besuche beehrt, während Ihr auf dem Wege zu dem Herrn Herzog von Larochefoucault begriffen seid, der Euch bei dem Leichenbegängnisse seines Vaters erwartet. Betrachtet diese Wohnung als die Eurige und habt die Güte, an der Unterhaltung einer Hetzjagd Theil zu nehmen, welche der Herr Herzog von Enghien befohlen hat, der heute seine erste Hose anlegt.«

Ein schmeichelhaftes Gemurmel des Beifalls und des Dankes wurde diesem ersten Theile der Rede von Lenet zu Theil, der, als ein geschickter Redner, seine Worte bei einer Stelle von sicherer Wirkung unterbrach.

»Noch der Jagd,« fuhr er fort, »werdet Ihr Abendbrod an der Tafel der Frau Prinzessin finden, die Euch selbst zu danken wünscht, wonach es Euch vollkommen frei steht, Eure Reise fortzusetzen.«

Einige von den Edelleuten hörten mit besonderer Aufmerksamkeit den Ausspruch dieses Programms, das ihrem freien Willen einigermaßen in den Weg zu treten schien; aber ohne Zweifel durch den Herrn Herzog von Larochefoucault darauf vorbereitet, waren sie auf etwas Aehnliches gefaßt, denn Niemand machte eine Einwendung; die Einen gingen zu ihren Pferden, die Andern öffneten ihre Felleisen, um sich in den Stand zu setzen, würdig vor den Prinzessinnen zu erscheinen, wieder Andere blieben bei der Tafel und plauderten von den Zeitangelegenheiten, welche mit den Ereignissen des Tages einen gewissen Zusammenhang zu haben schienen.

Viele gingen unter dem großen Balcon umher, auf welchem nach vollendeter Toilette der Herr Herzog von Enghien, zum letzten Mal der Sorge der Frauen anvertraut, erscheinen sollte. Mit seinen Ammen und Kindswärterinnen im Innern seiner Gemächer, wußte der Prinz nichts von seiner Wichtigkeit. Aber bereits voll aristokratischen Stolzes betrachtete er mit Ungeduldigem Blicke das reiche und dennoch ernste Gewand, das er zum ersten Male anziehen sollte; es war ein mit mattem Silber gesticktes, schwarzes Samtkleid, das seinem Putze das düstere Aussehen der Trauer verlieh: seine Mutter wollte durchaus für eine Wittve gelten, und war darauf bedacht, in eine gewisse Rede die Worte: *Armer verwaister Prinz!* einfließen zu lassen.

Aber es war nicht der Prinz, der mit der größten Gierde diese glänzenden Gewänder, die Insignien seiner so sehr ersehnten Männlichkeit, betrachtete, ein anderes Kind, nur wenige Monate älter, mit rosigen Wangen, mit blonden Haaren, strotzend von Gesundheit, Kraft und Ungestüm, verschlang mit seinen Blicken den Prunk, der seinen glücklichen Gefährten umgab. Bereits hatte es, außer Stande, seiner Neugierde zu widerstehen, gewagt, sich dem Stuhle zu nähern, auf welchem die schönen Kleider lagen, den Stoff befühlt und die Stickereien gestreichelt, während der kleine Prinz, auf eine andere Seite schaute. Aber einmal geschah es, daß der Herzog von Enghien zu rechter Zeit seine Augen zurücklenkte und daß Pierrot seine Hand zu spät zurückzog.

»Nimm Dich in Acht.« rief der kleine Prinz ärgerlich, »nimm Dich in Acht, Pierrot. Du wirst meine Hose verderben, sie ist von gestickten Sammet, siehst Du, und der wird abgenutzt, wenn man ihn berührt. Ich verbiete Dir, meine Hose zu berühren.«

Pierrot verbarg die schuldige Hand hinter seinem Rücken und drehte seine Schultern mit der Bewegung übler Laune hin und her, die man bei Kindern aller Lebenslagen wahrnimmt.

»Ärgert Euch nicht,« Louis,« sprach die Frau Prinzessin zu ihrem Sohne, den eine ziemlich häßliche Grimasse entstellte. »Wenn Pierrot Euer Kleid noch einmal berührt, so lassen wir ihn peitschen.«

Pierrot verwandelte seine grollende Verzerrung in eine drohende und sagte:

»Monseigneur ist Prinz, aber ich bin Gärtner, und wenn Monseigneur mich verhindert, seine Kleider zu berühren, so werde ich ihn verhindern, mit meinen Perlhühnern zu spielen. Ah, ich bin stärker als Monseigneur, er weiß es wohl!«

Kaum hatte er diese unklugen Worte gesprochen, als die Amme des Prinzen, die Mutter von Pierrot, den unabhängigen kleinen Burschen an der Hand ergriff und zu ihm sagte:

»Pierrot, Du vergissee, daß Monseigneur Dein Herr ist, der Herr von Allem, was sich im Schloß und um das Schloß findet, und daß folglich Deine Perlhühner ihm gehören.«

»Wie!« rief Pierrot, »ich glaubte, er wäre mein Bruder . . .«

»Dein Milchbruder, ja.«

»Wenn er mein Bruder ist, so müssen wir also theilen, und wenn meine Perlhühner ihm gehören, so gehören seine Kleider mir.«

Die Amme war im Begriff, ihm eine Auseinandersetzung über die Verschiedenheit zwischen einem wirklichen Bruder und einem Milchbruder entgegenzustellen; aber der junge Prinz, der Pierrot seinem ganzen Triumphe beiwohnen lassen wollte, denn er wünschte hauptsächlich Pierrots Bewunderung und Neid zu erregen, ließ ihr keine Zeit dazu.

»Fürchte Dich nicht, Pierrot,« sagte er, »ich habe keinen Groll gegen Dich, Du wirst mich sogleich auf meinem hübschen großen Schimmel und auf meinem schönen kleinen Sattel sehen. Ich reite auf die Jagd, und ich werde den Dambock tödten.«

»Ah! Ja,« erwiderte der unehrerbietige Pierrot mit dem frechsten Zeichen der Ironie, »Ihr werdet lange zu Pferde bleiben. Ihr wolltet eines Tages auf meinem Esel reiten, und mein Esel hat Euch abgeworfen.«

»Ja, aber heute,« versetzte der junge Prinz mit der ganzen Majestät, dies er zu Hilfe rufen und in seinen Erinnerungen finden konnte, »heute stelle ich meinen Vater vor und werde nicht fallen; überdies hält mich Vialas in seinen Armen.«

»Vorwärts, vorwärts!« sprach die Frau Prinzessin, um den Streit von Pierrot und dem Herrn Herzog von Enghien kurz abzuschneiden, »vorwärts, man kleide den Prinzen an! Es schlägt ein Uhr, und alle unsere Edelleute warten voll Ungeduld. Lenet, laßt zum Aufbruch blasen.«

In demselben Augenblick ertönte der Klang des Horns in den Höfen und drang bis in das Innere der Gemächer. Jeder lief zu seinem frischen, ausgeruhten Pferde und schwang sich in den Sattel. Der Hetzmeister mit seinen Leithunden und die Piqueurs mit ihren Meuten zogen voraus. Dann stellten sich die Edelleute im Spalier auf, und der Herzog von Enghien, auf seinem Schimmel reitend, erschien unterstützt von Vialas, seinem Stallmeister, umgeben von Ehrendamen, Stallmeistern, Edelleuten, und gefolgt von seiner Mutter, welche glänzend von Schmuck auf einem rabenschwarzen Pferde ritt. Neben ihr auf einem, Pferde, das sie mit unendlicher Anmuth lenkte, war die Vicomtesse von Cambes, anbetungswürdig in ihren Frauengewändern, die sie endlich zu ihrer großen Freude wieder angelegt hatte.

Frau von Tourville suchte man vergebens mit den Blicken; sie war seit zwei Tagen verschwunden und hatte sich, wie Achill, unter ihr Zelt zurückgezogen.

Diese glänzende Cavalcade wurde mit einstimmigen Beifallsrufe aufgenommen. Man zeigte sich, auf den Steigbügeln aufstehend, die Frau Prinzessin und den Herrn Herzog von Enghien, welche die Mehrzahl dieser Edelleute nicht kannte, denn sie hatten nie den Hof besucht und waren all diesem königlichen Gepränge fremd geblieben. Das Kind grüßte mit einem reizenden Lächeln die Frau Prinzessin mit süßer Majestät; sie waren die Gattin und der Sohn desjenigen,

welchen sogar seine Feinde den ersten Feldherrn Europas nannten. Dieser erste Feldherr Europas wurde verfolgt, eingekerkert, gerade von den Menschen, die er bei Lens vor dem Feinde gerettet und in Saint- Germain vor den Rebellen beschützt hatte. Das war mehr, als es bedurfte, um die Begeisterung zu erregen. Der Enthusiasmus erreichte auch den höchsten Grad.

Die Frau Prinzessin schlürfte mit langen Zügen alle diese Beweise ihrer Volksthümlichkeit ein. Auf einige Worte, die ihr Lenet zuflüsterte, gab sie sodann, den Befehl zum Aufbruch, und bald zog man von den Luststücken in den Park, dessen Thore insgesamt durch die Soldaten des Regiments Condé bewacht waren. Hinter den Jägern wurden die Gitter wieder verschlossen, und als wäre diese Vorsichtsmaßregel noch unzulänglich, damit sich kein falscher Bruder in das Fest mische, blieben die Soldaten als Schildwachen hinter den Gittern und an jedem derselben stand ein Schweizer, gekleidet wie der des Hofes und mit einer Hellebarde bewaffnet wie er, mit dem Befehle, nur denjenigen zu öffnen, welche die drei Fragen zu beantworten vermochten, aus denen die Parole bestand.

Euren Augenblick, nachdem man die Gitter wieder geschlossen hatte, kündigten der Schall des Hornes und das wüthende Gebelle der Hunde an, daß der Hirsch aufgejagt war.

Auf der andern Seite des Parkes, der von dem Connetable Anna von Montmorency erbauten Ringmauer gegenüber, auf der Rückseite der Straße, hielten indessen auf das Geräusch der Hörner und auf das Bellen der Hunde horchend sechs Reiter an, streichelten ihre Pferde und schienen Rath zu halten.

Sah man ihre völlig neuen Gewänder, das glänzende Zeug ihrer Pferde, die prachtvollen Mäntel, welche von ihren Schultern auf den Rücken ihrer Pferde herabfielen, den Luxus der Waffen, welche künstlich angebrachte Oeffnungen erschauen ließen, so durfte man wohl staunen über die Vereinzlung dieser so schönen, so funkelnden Herren zur Stunde, wo der ganze Adel der Umgegend in dem Schlosse von Chantilly versammelt war.

Diese glänzenden Herren wurden jedoch verdunkelt durch den Prunk ihres Führers oder desjenigen, welcher ihr Führer zu sein schien: Federn am Hute, vergoldetes Wehrgehänge, feine, goldbespornte Stiefeln, ein langer Degen mit ciselirtem Griffe, dies war nebst einem herrlichen himmelblauen Mantel von spanischer Form die Equipirung dieses Reiters.

»Bei Gott,« sprach er nach einem Augenblicke tiefen Nachdenkens, während dessen die sechs Reiter mit ziemlich verlegener Miene einander angeschaut hatten, »wie gelangt man in einen Park, durch das Thor oder durch das Gitter? Zeigen wir uns vor dem ersten Thore oder vor dem ersten Gitter, und wir werden Eintritt finden. Reiter von unserem Ansehen läßt man nicht außen, wenn Menschen geöffnet wird, welche aussehen wie die Leute, denen wir seit diesem Morgen begegnen.«

»Ich wiederhole Euch, Cauvignac,« erwiederte einer von den fünf Reitern, an welche die Rede des Führers gerichtet war, »ich wiederhole Euch, daß diese schlecht gekleideten Leute, welche trotz ihrer Tracht und ihrer lümmelartigen Haltung zu dieser Stunde sich im Parke befinden, einen Vorzug vor uns besaßen, den, daß sie die Parole hatten. Wir haben sie nicht und, werden nicht hineinkommen.«

»Ihr glaubt, Ferguzon?« sagte mit einer gewissen Achtung vor der Ansicht seines Lieutenants derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte, und in dem unsere Leser den Abenteurer wieder erkennen, den sie auf den ersten Seiten dieser Geschichte gefunden haben.

»Ob ich es glaube? Ich bin dessen gewiß. Meint Ihr denn, diese Leute jagen, um zu jagen? Larifari! sie conspiriren, das ist unzweifelhaft.«

»Ferguzon hat Recht,« sprach ein Dritter, »sie conspiriren, und wir kommen nicht hinein.«

»Eine Hirschjagd ist indessen auch gut mitzunehmen, wenn man sie auf seinem Wege trifft.«

»Besonders, wenn man der Menschenjagd müde ist, nicht wahr, Barrabas?« versetzte Cauvignac. »Nun wohl! man soll nicht sagen, es sei uns dies vor der Nase vorübergezogen. Wir haben Alles, was man braucht, um würdig bei diesem Feste zu erscheinen; wir sind glänzend, wie neue Thaler. Braucht der Herr Herzog von Enghien Soldaten, wo kann man schönere finden? Braucht er Meuterer, wo findet man zierlichere?? Der am wenigsten kostbare von uns hat das Aussehen eines Kapitäns.«

»Und Ihr, Cauvignac,« versetzte Barrabas, »Ihr könntet zur Noth für einen Herzog und Pair gelten.«

Ferguzon sagte nichts, er dachte nach.

»Leider,« fuhr Cauvignac lachend fort, »leider ist Ferguzon nicht der Ansicht, daß man heute jagen soll.«

»Pest!« sprach Ferguzon, »ich bin nicht so ekel; die Jagd ist ein edelmännisches Vergnügen, das mitunter jede Bedingung zusagt. Ich sage auch nicht pfui für mich und rede ebenso wenig Anderen ab. Ich sage nur, daß uns der Eingang in diesen Park, wo man jagt, durch Thore und Gitter verschlossen ist.«

»Horch« rief Cauvignac, »die Hörner geben das Signal, daß man den Hirsch gesehen.«

»Aber damit ist nicht gesagt, daß wir nicht jagen werden,« fuhr Ferguzon fort.

»Wie sollen wir jagen, Dummkopf, wenn wir nicht hinein können?«

»Ich sage nicht, daß wir nicht hinein können,« entgegnete Ferguzon.

»Wie sollen wir hinein, da die Thore und Gitter, für die Andern geöffnet, Deiner Ansicht nach für uns geschlossen sind?«

»Warum sollten wir nicht an dieser kleinen Mauer und für uns allein eine Bresche machen, durch welche wir und unsere Pferde durch könnten und hinter der wir gewiß Niemand finden würden, um Entschädigung von uns zu verlangen?«

»Hurrah!« rief Cauvignac, freudig seinen Hut schwenkend, »ich gebe Dir volle Genugthuung, Ferguzon. Du bist der Mann der großen Mittel unter uns, und wenn ich den König von Frankreich von seinem Throne gestürzt habe, um den Herrn Prinzen darauf zu setzen, so verlange ich für Dich die Stelle des *Signor Mazarino Mazarini*. An das Werk, Gefährten, an das Werk!«

Nach diesen Worten sprang Cauvignac von seinem Pferde und fing an, unterstützt von seinen Gefährten, von denen Einer genügte, um die Rosse von Allen zu halten, die bereite erschütterten Steine der Ringmauer abzubrechen.

In einem Augenblick hatten die fünf Arbeiter eine Presche von drei die vier Fuß in der Breite gemacht. Dann stiegen sie wieder zu Pferde und setzten, angeführt von Cauvignac, in den Platz.

»Nun,« sagte dieser zu ihnen, sich nach der Gegend wendend, wo er den Klang der Hörner hörte, »nun seid artig und benehmt Euch mit guter Manier, und ich verspreche Euch Abendbrod bei dem Herrn Herzog von Enghien.«

X.

Wir haben gesagt, unsere sechs Edelleute von neuer Fabrik seien gut beritten gewesen; ihre Pferde hatten überdies vor denen der am Morgen angekommenen Reiter das Verdienst, daß sie frisch waren. Sie erreichten daher bald das Jagdgefolge und mischten sich unter die Jäger, ohne irgend einen Widerspruch zu finden. Die meisten Eingeladenen kamen aus verschiedenen Provinzen und kannten sich nicht unter einander. Waren die Eindringlinge einmal im Park so konnten sie auch für Eingeladene gelten. Allen wäre daher vortrefflich gegangen, wenn sie sich in ihrer Reihe gehalten hätten oder sogar, wenn sie sich damit begnügt haben würden, die andern zu überschreiten und sich unter die Piqueurs und das Jagdpersonal zu mischen. Aber dem war nicht so. Nach einem Augenblick schien Cauvignac überzeugt, die Jagd werde ihm zu Ehren gegeben. Er riß ein Horn aus den Händen eines Hundeführers, der es ihm nicht zu verweigern wagte, sprengte, an die Spitze der Hetzmeister, jagte dem Jagdkapitän an der Nase hin, durchschnitt Busch und Holz, stieß wie ein Verzweifelter in sein Horn, verwechselte die Signale, schmetterte die Hunde nieder, warf die Bedienten um, grüßte auf eine coquettische Weise die Damen, wenn er an ihnen vorüber kam, fluchte, schrie und feuerte sich selbst an, wenn er sie aus dem Gesichte verloren hatte, und gelangte auf den Hirsch in dem Augenblick, wo das Thier, nachdem es den Teich durchzogen hatte, vor Mattigkeit niedersank.

»Halali, Halali!« rief Cauvignac, »der Hirsch gehört uns! Corbleu! wir haben ihn.«

»Cauvignac,« sprach Ferguzon, der ihm auf eine Pferdslänge folgte, »Ihr macht, daß man uns Alle vor die Thüre wirft. Im Namen Gottes, mäßigt Euch!«

Aber Cauvignac hörte nicht, sondern sprang, als er sah, daß das Thier den Hunden Stand hielt, vom Pferde, zog seinen Degen und schrie mit der ganzen Gewalt seiner Lungen:

»Halali! Halali!«

Und seine Gefährten, den klugen Ferguzon ausgenommen, schickten sich durch sein Beispiel ermuthigt an, auf ihre Beute loszustrzen, als der Jagdkapitän, Cauvignac mit seinem Messer auf die Seite drängend, diesem zurief:

»Sachte, mein Herr, die Frau Prinzessin befehligt die Jagd. Es ist also ihre Sache, dem Hirsche den Fang zu geben oder diese Ehre wem es ihr beliebt einzuräumen.«

Cauvignac wurde durch diese strenge Ermahnung zu sich selbst zurückgerufen, und als er ziemlich unwillig zurückwich, sah er sich plötzlich von der Menge der Jäger umgeben, für welche die fünf Minuten Halt von Cauvignac genügt hatten, um ihn einzuholen, und die nun einen großen Kreis um das Thier bildeten, das umzingelt von den erbitterten Hunden sich mit dem Rücken an eine Eiche anlehnte.

In demselben Augenblick sah man durch eine lange Allee die Frau Prinzessin herbeisprengen, gefolgt von dem Herrn Herzog von Enghien, den Edelleuten und Damen, die es sich zur Ehre geschätzt hatten, sie nicht zu verlassen. Sie war sehr aufgeregt, und es ließ sich wahrnehmen, daß sie durch diesen Scheinkrieg zu einem wahren Kriege präludirte.

Als sie mitten im Kreise angelangt war, hielt sie an, warf einen fürstlichen Blick umher und erschaute Cauvignac und seine Gefährten, welche von den unruhigen, argwöhnischen Blicken der Piqueurs und Jagdbedienten gleichsam verschlungen wurden.

Der Kapitän näherte sich ihr, sein Messer in der Hand; er war ein Messer, das gewöhnlich dem Herrn Prinzen diente, mit einer Klinge von feinsten Stahl und einem Griff von Vermail.

»Kennt Ihre Hoheit diesen Herrn?« sagte er leise, Cauvignac mit dem Auge bezeichnend.

»Nein,« erwiderte sie, »aber wenn er hereingekommen ist, so ist er auch wohl irgend Jemand bekannt.«

»Niemand kennt ihn, Hoheit, und alle diejenigen, welche ich befragt habe, sehen ihn zum ersten Male.«

»Aber er konnte doch nicht ohne die Parole durch die Gitter gelangen?«

»Allerdings nicht,« versetzte der Kapitän; »ich wage es jedoch Eurer Hoheit zu rathen, diesem Menschen zu mißtrauen.«

»Man muß vor Allem wissen, wer er ist,« sprach die Prinzessin.

»Man wird es sogleich erfahren,« antwortete mit seinem gewöhnlichen Lächeln Lenet, der die Prinzessin begleitet hatte. »Ich habe einen Normannen, einen Picarden und einen Bretagner abgeschickt, und er wird gehörig ausgeforscht werden; für den Augenblick aber wolle sich Eure Hoheit die Miene geben, als merke sie nicht auf ihn, sonst entkommt er uns.«

»Ihr habt Recht, Lenet; kehren wir zu unserer Jagd zurück!«

»Cauvignac,« sagte Ferguzon, »ich glaube, es ist hohen Ortes von uns die Rede. Mir scheint, es wäre nicht übel, wenn wir uns unsichtbar machen würden.«

»Du glaubst!« erwiderte Cauvignac, »ah! meiner Treue, desto schlimmer. Ich will das Halali sehen, mag kommen, was da will.«

»Ich weiß wohl, es ist ein schönes Schauspiel,« versetzte Ferguzon, »aber wir dürften unsere Plätze etwas teurer bezahlen, als im Hotel de Bourgogne.«

»Madame,« sprach der Jagdkapitän, der Prinzessin das Messer reichend, »wem will Eure Hoheit die Ehre gönnen, dem Thiere den Fang zu geben?«

»Ich behalte sie mir selbst vor, mein Herr,« antwortete die Prinzessin; »eine Frau von meinem Rang muß sich daran gewöhnen, Eisen zu berühren und Blut fließen zu sehen.«

»Namur,« sagte der Jagdkapitän zum Büchsenmeister, »haltet Euch bereit.«

Der Büchsenmeister trat aus den Reihen und stellte sich, die Büchse in der Faust, zwanzig Schritte von dem Thiere auf. Dieses Manoeuvre hatte zum Zweck, den Hirsch mit einer Kugel zu tödten, wenn er, zur Verzweiflung getrieben, wie dies zuweilen geschieht, statt die Frau Prinzessin zu erwarten, auf sie losbrechen würde.

Die Frau Prinzessin stieg vom Pferde, nahm das Messer und ging, die Augen starr, die Wangen glühend, die Lippen halb zurückgeworfen, auf das Thier zu, das, beinahe gänzlich unter den Hunden begraben, von einem buntscheckigen, tausendfarbigen Teppich bedeckt zu sein schien. Ohne Zweifel glaubte das Thier nicht, der Tod käme zu ihm unter den Zügen dieser schönen Fürstin, aus deren Hand es vielleicht mehr als zehnmal geäst hatte; es war aus die Kniee gefallen, suchte eine Bewegung zu machen, und man konnte die schwere Thräne wahrnehmen, welche den Todeskampf des Hirsches, des Darmbocks und des Rehs begleitet. Aber es hatte keine Zeit mehr, sich zu erheben; die Klinge des Messers, worauf ein Sonnenstrahl spielte, verschwand völlig in seinem Halse; der Schweiß spritzte bis in das Gesicht der Frau Prinzessin, der Hirsch erhob den Kopf, schrie schmerzlich, warf einen letzten Blick des Vorwurfs auf seine schöne Gebieterin, fiel und starb.

In demselben Augenblick verkündigten alle Hörner sein Verenden, und es erscholl der

tausendfältige Ruf: »Es lebe die Frau Prinzessin!« während der junge Prinz auf seinem Sattel jauchzte und freudig in die Hände klatschte.

Die Frau Prinzessin zog das Messer aus dem Halse des Thieres, ließ einen Amazonenblick um sich hergehen, gab die mit Schweiß überzogene Waffe dem Jagdkapitän zurück und stieg wieder zu Pferde.

Da trat Lenet zu ihr.

»Darf ich der Frau Prinzessin sagen,« sprach er mit seinem gewöhnlichen Lächeln, »an wen sie, den Hals des armen Thieres durchbohrend, dachte?«

»Ja, Lenet, sprecht, Ihr macht mir ein Vergnügen.«

»Sie dachte an Herrn von Mazarin, und hätte es gern gesehen, wenn er an der Stelle den Hirsches gewesen wäre.«

»Ja, das ist es,« rief die Frau Prinzessin, »und ich schwöre Euch, ich hätte ihn ohne Mitleid erstochen, aber in der Thai, Lenet, Ihr seid ein Zauberer.«

Dann sich gegen die übrige Gesellschaft umwendend, sprach sie:

»Nun, da die Jagd vorüber ist, Meine Herren, habt die Güte, mir zu folgen. Es ist jetzt zu spät, um einen andern Hirsch zu lanciren, und überdies erwartet uns das Abendbrod.«

Cauvignac erwiederte diese Einladung mit der anmuthigsten Geberde.

»Was macht Ihr denn, Kapitän?« fragte Ferguzon.

»Ich willige bei Gott ein. Siehst Du nicht, daß uns die Frau Prinzessin zum Abendbrod einladet, wie ich dies Euch versprochen habe?«

»Cauvignac, Ihr möget mir glauben oder nicht, aber an Eurer Stelle würde ich die Bresche wieder zu erreichen suchen.«

Ferguzon, mein Freund, Eure gewöhnliche Scharfsichtigkeit läßt Euch im Stiche. Habt Ihr nicht bemerkt, wie jener schwarz gekleidete Herr Befehle ertheilte? Er hat ein falsches Fuchsgesicht, wenn er lacht, und sieht aus wie ein Dachs, wenn er nicht lacht. Ferguzon, die Bresche wird bewacht, und ritten wir auf die Bresche zu, so würden wir damit andeuten, wir wollen da hinaus, wo wir herein gekommen sind.«

»Aber was soll denn aus uns werden?«

»Seid unbesorgt, ich stehe für Alles.«

Auf diese Versicherung ritten die sechs Abenteurer mitten unter die Edelleute und wandten sich mit ihnen dem Schlosse zu.

Cauvignac hatte sich nicht getäuscht; man verlor sie nicht aus dem Blicke, Lenet ritt auf der Seite; er hatte zu seiner Rechten den Kapitän der Jagden, zu seiner Linken den Intendanten des Hauses Condé.

»Wißt Ihr gewiß,« sprach er, »daß Niemand diese Reiter kennt?«

»Niemand; wir haben mehr als fünfzig Edelleute befragt und immer dieselbe Antwort erhaltene sie sind Jedermann vollkommen fremd.«

Der Normanne, der Picarde und der Bretagner kehrten zu Lenet zurück, ohne mehr angeben zu können; nur hatte der Normanne eine Presche im Parke erblickt und diese als ein gescheiter Mensch bewachen lassen.

»Dann müssen wir zum wirksamsten Mittel unsere Zuflucht nehmen,« sprach Lenet; »wir wollen nicht durch keine Handvoll Spione hundert brave Edelleute der größten Gefahr

preisgeben. Sorgt dafür, Herr Intendant, daß Niemand aus dem Hofe und der Gallerie heraus kann, wo die Cavalcade einreiten wird; Ihr, Herr Kapitän, stellt, wenn die Thüre der Gallerie wieder geschlossen ist, ein Planet von zwölf Mann mit geladenen Gewehren auf. Nun geht, ich verliere sie nicht aus dein Blicke.«

Lenet hatte übrigens keine große Mühe, die Aufgabe, die er sich selbst gestellt, zu erfüllen. Cauvignac und seine Genossen zeigten durchaus keine Lust, zu fliehen. Cauvignac ritt, zierlich seinen Schnurrbart kräuselnd, in der ersten Reihe; Ferguzon folgte ihm, beruhigt durch sein Versprechen, denn er kannte seinen Führer zu genau, um nicht überzeugt zu sein, er würde sich nicht in diesen Bau gewagt haben, wenn der Bau nicht einen zweiten Ausgang hätte; Barrabas aber und seine drei Gefährten folgten dem Lieutenant und dem Kapitän, ohne an etwas Anderes zu denken, als an das vortreffliche Abendbrod, das ihrer harrte: es waren im Ganzen materielle Menschen, welche mit völliger Sorglosigkeit den geistigen Theil der gesellschaftlichen Beziehungen ihren Führern überließen, zu denen sie ein vollkommenes Zutrauen hatten.

Alles ging nach der Voraussicht des Rathes und wurde nach seinem Befehle vollzogen. Die Frau Prinzessin setzte sich in den großen Empfangsaal unter einen Himmel, der ihr als Thron diente; sie hatte an ihrer Seite ihren Sohn, welcher, wie wir dies beschrieben haben, gekleidet war.

Die Prinzessin erhob sich wirklich und nahm das Wort. Ihre Rede² war hinreißend. Diesmal überschritt Clemence von Maillé Brézé jedes Maß und trat ganz offen gegen Mazarin in die Schranken; elektrisiert durch die Erinnerung an die dem Adel Frankreichs in der Person des Prinzen widerfahrene Schmach und mehr noch vielleicht durch die Hoffnung auf die guten Bedingungen, die man dem Hofe im Falle des Gelingens machen könnte, unterbrachen die Anwesenden wiederholt die Rede der Frau Prinzessin und schworen mit lauter Stimme, treu der Sache des erhabenen Hauses Condé zu dienen und ihm beizustehen, damit es aus der Erniedrigung hervorgehen könnte, in welche Mazarin dasselbe habe versenken wollen.

»Meine Herren,« rief die Prinzessin ihre Rede schließend, »die Mitwirkung Eurer Tapferkeit, das Anerbieten Eurer Ergebenheit ist es, was von Euren edlen Herzen diese Weise hier fordert. Ihr seid unsere Freunde, Ihr habt Euch wenigstens als solche hier eingefunden; was könnt Ihr für uns thun?«

Dann begann nach einem kurzen, feierlichen Stillschweigen eine zugleich im höchsten Maße großartige und rührende Scene.

Einer von den Edelleuten verbeugte sich, ehrfurchtsvoll die Prinzessin begrüßend, und sprach:

»Ich heiße Gérard von Montalent und bringe vier Edelleute, meine Freunde, mit mir. Wir haben unter uns fünf gute Schwerter und zweitausend Pistolen, die wir dem Herrn Prinzen zur Verfügung stellen. Hier ist unser Beglaubigungsschreiben, unterzeichnet von dem Herrn Herzog von Larochefoucault.«

Die Prinzessin grüßte ebenfalls, nahm das Beglaubigungsschreiben aus den Händen des Gebers, reichte es Lenet und machte den Edelleuten ein Zeichen, auf ihre Rechte zu gehen.

Kaum hatten sie ihren Platz eingenommen, als ein anderer Edelmann sich erhob und sprach:

»Ich heiße Claude Raoul von Leffac Graf von Clermont. Ich komme mit sechs mir befreundeten Edelleuten. Wir haben jeder tausend Pistolen und bitten um die Gunst, sie in den Schatz Eurer Hoheit legen zu dürfen. Wir sind bewaffnet und equipirt, und ein einfacher Sold wird uns genügen. Hier ist unser Beglaubigungsschreiben, unterzeichnet von dem Herrn Herzog

von Bouillon.«

»Geht zu meiner Rechten, meine Herren,« sagte die Prinzessin, nahm den Brief von Herrn von Bouillon, durchsah denselben wie den ersten und übergab ihn Lenet. »Glaubt an meine volle Dankbarkeit.«

Die Edelleute gehorchten.

Ich heiße Louis Ferdinand von Lorges, Graf von Duras,« sprach nun ein dritter Edelmann. »Ich komme ohne Freunde und ohne Geld, reich und stark durch mein Schwert allein, mit welchem ich mir einen Weg durch die Feinde gebahnt habe, denn ich war in Bellegarde belagert. Hier ist mein Beglaubigungsschreiben, unterzeichnet von dem Herrn Vicomte von Turenne.«

»Kommt, kommt, mein Herr,« rief die Frau Prinzessin, indem sie mit einer Hand das Beglaubigungsschreiben nahm und ihm die andere zum Kusse reichte. Kommt, und haltet Euch an meiner Seite, ich mache Euch zu einem meiner Brigadiers.«

Das Beispiel wurde von allen Edelleuten nachgeahmt: jeder kam mit einem Beglaubigungsschreiben entweder von Herrn von Larochevoucault, oder von Herrn von Bouillon, oder den Herrn von Turenne, übergab den Brief und ging zur Rechten der Prinzessin. Als die rechte Seite voll war, ließ die Prinzessin zur Linken gehen.

So entleerte sich der Hintergrund des Saales allmählich. Bald blieben nur noch Cauvignac und seine Sbirren, eine einsame Gruppe bildend, nach welcher Jeder mißtrauisch murmelnd einen Blick des Zornes und der Drohung richtete.

Lenet schaute nach der Thüre. Die Thüre war wohl verschlossen. Er wußte, daß sich hinter derselben der Kapitän mit zwölf bewaffneten Leuten hielt. Dann sein Auge wieder auf die Unbekannten lenkend, fragte er:

»Und wer seid Ihr, meine Herren? Werdet Ihr uns die Ehre erweisen, Euch zu nennen und uns Eure Beglaubigungsschreiben zu zeigen?«

Der Anfang der Scene, deren Ausgang ihn bei seinem bekannten Verstande bedeutend beunruhigt, hatte einen Schritten der Bangigkeit auf den Gesicht von Ferguzon geworfen, und diese Bangigkeit theilte sich sachte seinen Gefährten mit, welche wie Lenet nach der Thüre schauten. Aber majestätisch in seinen Mantel drapiert, war ihr Führer völlig unempfindlich geblieben. Auf die Aufforderung von Lenet machte er zwei Schritte vorwärts, verbeugte sich mit unendlich anmaßlicher Grazie und sprach:

Madame, ich heiße Roland von Cauvignac und bringe für den Dienst Eurer Hoheit diese fünf Edelleute, welche den ersten Familien der Guienne angehören, aber das Incognito zu bewahren wünschen.«

»Ihr seid wohl nicht nach Chantilly gekommen, ohne von irgend Jemand empfohlen worden zu sein, meine Herren,« sagte die Prinzessin, bewegt durch den furchtbaren Lärmen, welcher durch die Festnahme dieser sechs verdächtigen Menschen entstehen sollte. »Wo ist Euer Beglaubigungsschreiben?«

Cauvignac verbeugte sich wie ein Mensch, der die Richtigkeit einer Forderung anerkennt, durchwühlte sein Wamms und zog ein viereckig zusammengefaltetes Papier daraus hervor, das er Lenet mit der tiefsten Verbeugung übergab.

Lenet öffnete, las, und der freudigste Ausdruck entrunzelte sein von einer ganz natürlichen Furcht zusammengezogenes Gesicht.

Während Lenet las, ließ Cauvignac einen triumphierenden Blick auf den Anwesenden

umherlaufen.

»Madame,« sagte Lenet, sich an das Ohr der Prinzessin neigend, »schaut, welch ein Glück, ein Blanquett von Herrn von Epernon!«

»Mein Herr,« rief die Prinzessin mit dem anmuthigsten Lächeln, »Dank, dreifachen Dank für meinen Gemahl, Dank für mich, Dank für meinen Sohn!«

Das Erstaunen machte alle Zuschauer stumm.

»Mein Herr,« sprach Lenet, »diese Schrift ist zu kostbar, als daß es Eure Absicht sein kann, sie uns ohne Bedingung abzutreten. Diesen Abend nach dem Essen bereden wir uns darüber, wenn es Euch gefällig ist, und Ihr werdet uns sagen, wie wir Euch angenehm sein können.«

Hiernach steckte Lenet das Blanquett ein, welches Cauvignac nicht von ihm zurückzuverlangen die Zartheit hatte.

»Nun,« sprach Cauvignac zu seinen Gefährten, »habe ich Euch nicht gesagt, ich würde Euch zum Abendbrod bei dem Herrn Herzog von Enghien einladen?«

»Zu Tische, meine Herren!« rief die Prinzessin.

»Die Flügel der Seitenthüre öffneten sich bei diesen Worten, und man sah ein herrlichen Abendbrod in der großen Gallerie des Schlosses aufgetragen.

Das Mahl war äußerst lärmend: zehnmal beantragt, wurde die Gesundheit des Herrn Prinzen stets von den Gästen auf den Knien, das Schwert in der Hand und mit Verwünschungen gegen Mazarin, das die Wände hätten bersten sollen, ausgebracht. Ferguzon, ein Gascogner, war bis jetzt nur in der Lage gewesen, die Weine seines Landes kennen zu lernen, die er vortrefflich fand, welche aber, wenn man bewährten Männern glauben darf, damals noch nicht in hohem Rufe standen. Bei Cauvignac war es nicht so: Cauvignac schlug das Gewächs von Monlin-à-Vent, von Nuits und Chambertin zu seinem wahren Werthe an und machte nur einen mäßigen Gebrauch davon. Er hatte das schiefe Lächeln von Lenet nicht vergessen und dachte, er würde seine ganze Vernunft nöthig haben, um mit dem listigen Rath einen Handel abzuschließen, den er nicht zu bereuen hätte. Er erregte auch die Bewunderung von Ferguzon, Barrabas und seinen drei andern Gefährten, welche, mit den Ursachen dieser Mäßigkeit nicht vertraut, so einfältig waren, zu glauben, ihr Führer gehe in sich.

Gegen das Ende des Mahles und als die Gesundheit häufiger zu werden begannen, entfernte sich die Prinzessin mit dem Herrn Herzog von Enghien und ließ so den Gästen die Freiheit, den Schmauß, so lange es ihnen belieben würde, in die Nacht auszudehnen. Es war indessen Alles nach ihren Wünschen gegangen und sie machte eine umständliche Erzählung von der Scene im Saale und dem Bankett in der Gallerie, wobei sie nur Eines wegließ, das Wort, welches ihr Lenet in dem Augenblick, als sie sich von der Tafel erhob, zugeflüstert hatte:

»Eure Hoheit wolle nicht vergessen, daß wir um zehn Uhr aufbrechen.«

Es war bald neun Uhr. Die Frau Prinzessin begann ihre Vorkehrungen.

Während dieser Zeit wechselten Lenet und Cauvignac einen Blick. Lenet stand auf, Cauvignac that dasselbe, Lenet entfernte sich durch eine kleine Thüre in der Ecke der Gallerie, Cauvignac begriff das Manoeuvre und folgte ihm.

Lenet führte Cauvignac in sein Cabinet: der Abenteurer marschierte mit sorgloser Miene hinter ihm. Aber während er ging, spielte seine Hand nachlässig mit dem Griffe einen langen Dolches, der in seinem Gürtel stack, und sein rasches, glühenden Auge durchforschte die halbgeöffneten Thüren und die flatternden Vorhänge.

Er befürchtete nicht gerade, man würde ihn verrathen, aber es war sein Grundsatz, stets gegen den Verrath auf der Hut zu sein.«

Sobald Lenet in dem durch eine Lampe hell beleuchteten Cabinet war, bezeichnete er Cauvignac mit der Hand einen Stuhl. Cauvignac setzte sich an eine Seite des Tisches, worauf die Lampe brannte, und Lenet an die andere.

»Mein Herr,« sagte Lenet, um mit einem Schlage das Vertrauen von Cauvignac zu gewinnen, »ich gebe Euch hier vor Allem Euer Blanquett zurück. Es gehört wohl Euch, nicht wahr?«

»Mein Herr,« antwortete Cauvignac, »es gehört demjenigen, welcher es besitzt, da, wie Ihr sehen könnt, kein anderer Name darauf steht, als der des Herzogs von Epernon.«

»Wenn ich Euch frage, ob es Euch gehöre, so frage ich, ob Ihr es mit der Bewilligung des Herrn Herzogs von Epernon besitzt?«

»Ich habe es von seiner eigenen Hand, mein Herr.«

»Es ist also weder entwendet noch durch Gewalt ausgepreßt: ich sage nicht durch Euch, sondern durch irgend einen Andern, von dem Ihr es empfangen hättet. Ihr habt es vielleicht nur von zweiter Hand.«

»Es ist mir, sage ich Euch, von dem Herzog gegeben worden, freiwillig und als Austausch gegen ein Papier, das ich ihm zugestellt habe.«

»Habt Ihr gegen den Herrn Herzog von Epernon die Verbindlichkeit übernommen, mit diesem Blanquett eher Eines, als etwas Anderes zu thun?«

»Ich habe gegen den Herrn Herzog den Epernon keine Verbindlichkeit übernommen.«

»Derjenige, welcher es besitzt, kann also in voller Sicherheit davon Gebrauch machen?«

»Er kann es.«

»Warum benützt Ihr es denn nicht selbst?«

»Weil ich, dasselbe behaltend, nur ein Ding dadurch zu gewinnen vermag, während ich, wenn ich es abtrete, zwei dadurch gewinnen kann.«

»Worin bestehen diese zwei Dinge?«

»Einmal in Geld.«

»Wir haben wenig.«

»Ich werde billig sein.«

»Und dann?«

»In einem Grade in der Armee der Herren Prinzen.«

»Die Herren Prinzen haben keine Armee.«

»Sie werden eine haben.«

»Würdet, Ihr nicht ein Patent, um eine Compagnie auszuheben, vorziehen?«

»Ich wollte Euch diesen Vergleich vorschlagen.«

»Es bleibt also noch das Geld?«

»Ja, es bleibt noch das Geld.«

»Welche Summe verlangt Ihr?«

»Zehntausend Livres. Ich habe Euch bereits gesagt, ich würde billig sein.«

»Zehntausend Livres!«

»Ja. Ich bedarf wohl einiger Vorschüsse, um meine Leute zu bewaffnen und zu equipiren.«

»In der That, das ist nicht zu viel.«

»Ihr willigt also ein?«

»Der Handel ist abgeschlossen.«

Lenet zog ein unterzeichnetes Patent hervor, füllte es mit den Namen aus, die ihm der junge Mann nannte, fügte das Siegel der Frau Prinzessin bei und übergab es Cauvignac. Dann öffnete er, an eine geheime Feder drückend, eine Art von Kasse, worin der Schatz des Rebellenheeres verschlossen war, und nahm zehntausend Livres in Gold daraus, die er in Häufchen von je zwanzig Louisd'or an einander reihte. Cauvignac zählte sie sehr genau und machte bei dem letzten Lenet ein Zeichen, daß das Blanquett ihm gehöre. Lenet nahm dasselbe und verschloß es in der Kasse, denn er dachte ohne Zweifel, ein so kostbaren Papier könnte nicht sorgfältig genug aufbewahrt werden.

In dem Augenblick, wo Lenet in die Tasche seinen Wammes den Schlüssel der Kasse steckte, trat ein athemloser Diener ein und meldete, man verlange nach ihm in einer höchst wichtigen Angelegenheit.

Lenet und Cauvignac verließen das Cabinet, Lenet um dem Diener zu folgen, Cauvignac, um in den Bankettsaal zurückzukehren.

Mittlerweile traf die Frau Prinzessin ihre Vorbereitungen zur Abreise, welche darin bestanden, daß sie ihr Staatsgewand gegen ein Amazonenkleid vertauschte, das zugleich für den Wagen und für das Pferd gut war, daß sie ihre Papiere auslas, um die unnöthigen zu verbrennen und die kostbaren mitzunehmen, daß sie ihre Diamanten, welche sie aus der Fassung hatte brechen lassen, damit sie weniger Platz einnehmen, zusammen legte, um bei dringender Gelegenheit Gebrauch davon zu machen.

Was den Herzog von Enghien betrifft, so sollte er in dem Gewande reisen, in welchem er auf der Jagd gewesen war, in Betracht, daß man noch nicht Zeit gehabt hatte, ihm noch ein anderes machen zu lassen. Sein Stallmeister Vialas sollte sich beständig am Kutschenschlage halten und den Schimmel reiten, der ein Vollblutrenner war, um ihn aus seinen kleinen Sattel zu nehmen und im Galopp fortzuführen, wenn es nöthig wäre. Anfangs befürchtete man, er würde einschlafen, und ließ Pierrot kommen, um mit ihm zu spielen, aber diese Vorsichtsmaßregel war unnöthig; der Stolz, sich in Männerkleidern zu sehen, hielt ihn wach.

Die Wagen, welche man insgeheim angespannt hatte, als sollten die die Frau Vicomtesse von Cambes nach Paris bringen, wurden unter eine dunkle Allee von Kastanienbäumen geführt, wo man sie unmöglich wahrnehmen konnte, und wo sie mit geöffneten Schlägen und die Kutscher auf den Sitzen nur zwanzig Schritte von dem Hauptgitter stille standen. Man wartete nur noch auf das Signal, das eine Fanfare von Hörnern geben sollte. Die Augen auf die Pendeluhr gerichtet, welche zehn Uhr weniger fünf Minuten bezeichnete, stand die Frau Prinzessin bereits auf und ging auf den Herrn Herzog von Enghien zu, um ihn bei der Hand zu nehmen, als sich plötzlich die Thüre öffnete und Lenet mehr in das Zimmer stürzte, als eintrat.

Sobald die Frau Prinzessin sein bleiches Gesicht und seinen verstörten Blick wahrnahm, erbleichte sie ebenfalls.

»Oh! mein Gott,« sagte sie ihm entgegengehend, »was habt Ihr, was gibt es?«

»Ich habe,« stammelte Lenet mit einer von der Aufregung zusammengepreßten Stimme, »daß ein Edelmann angekommen ist . . . und Euch im Auftrag des Königs zu sprechen verlangt.«

»Großer Gott!« rief die Frau Prinzessin, »wir sind verloren! Mein lieber Lenet, was ist zu

thun?«

»Nur Eines.«

»Was?«

»Wir müssen den Herrn Herzog von Enghien sogleich auskleiden und Pierrot seine Kleider anziehen lassen.«

»Aber ich will nicht, daß man mir meine Kleider auszieht, um sie Pierrot zu geben!« rief der junge Prinz, bereit, schon bei diesem Gedanken allein in Thränen zu zerfließen, während Pierrot im Uebermaße seiner Freude unrichtig gehört zu haben befürchtete.

»Es muß sein, Monseigneur,« sprach Lenet mit dem mächtigen Tone, den man bei ernsten Gelegenheiten findet, und der selbst auf ein Kind Eindruck zu machen im Stande ist, oder man wird im Augenblicke Euch und Eure Mama in dasselbe Gefängnis führen, in welchem der Prinz, Euer Vater, eingesperrt ist.« Der Herzog von Enghien schwieg, während Pierrot im Gegentheil, unfähig, seine Gefühle zu bemeistern, sich einem unsäglichen Ausbruche der Freude und des Stolzes überließ. Man führte Beide in einen Saal in der Nähe der Kapelle, wo die Metamorphose vor sich gehen sollte.

»Zum Glück,« sprach Lenet, »zum Glück ist die Frau Wittwe hier, sonst wären wir von Mazarin geschlagen.«

»Warum dies?«

»Weil der Bote mit einem Besuche bei der Frau Wittwe anfangen mußte, in deren Vorzimmer er sich in diesem Augenblicke befindet.«

»Aber dieser Bote des Königs ist ohne Zweifel nur ein Aufseher, ein Spion, den uns der Hof schickt?«

»Eure Hoheit hat es gesagt.«

»Dann hat er den Befehl, uns streng zu bewachen.«

»Ja, aber was ist Euch daran gelegen, wenn er nicht Euch bewacht!«

»Ich begreife Euch nicht, Lenet.«

Lenet lächelte.

»Ich begreife Euch nicht, Madame, und stehe für Alles. Laßt Pierrot als Prinzen kleiden und den Prinzen als Gärtner. Ich übernehme es, Pierrot seine Lection zu lehren.«

»Oh, mein Gott, meinen Sohn allein reisen lassen!«

»Eure Sohn, Madame, wird mit seiner Mutter reisen.«

»Unmöglich.«

»Warum? Wenn man einen falschen Herzog von Enghien gefunden hat, so wird man auch eine falsche Prinzessin von Condé finden.«

»Oh, vortrefflich! ich begreife, mein guter Lenet, mein lieber Lenet; aber wer wird mich vorstellen?« fügte die Prinzessin mit einer gewissen Unruhe bei.

»Seid unbesorgt, Madame,« antwortete der unstörbare Rath, »die Prinzessin von Condé, der ich mich bedienen will, und die ich zur Bewachung für den Spion von Herrn von Mazarin bestimme, hat sich so eben in aller Eile ausgekleidet und begibt sich in diesem Augenblicke in Euer Bett.«

Man vernehme, wie sich die Scene ereignet hatte, von der Lenet der Prinzessin Meldung machte.

Während die Edelleute in dem Festsale zu trinken, die Gesundheiten der Herren Prinzen auszubringen und Mazarin zu verfluchen fortfahren, während Lenet in seinem Cabinet mit Cauvignac um den Tausch des Blanquetts handelte, während endlich die Frau Prinzessin ihre letzten Vorkehrungen zur Abreise traf, hatte sich ein Reiter, gefolgt von einem Lackeien, an dem Hauptthore des Schlosses gezeigt und geläutet.

Der Portier öffnete, aber hinter dem Portier fand der Ankömmling den uns bekannten Hellebardier.

»Woher kommt Ihr?« fragte dieser.

»Von Nantes,« antwortete der Reiter.

Bis dahin ging Alles gut.

»Wohin geht Ihr?« fuhr der Hellebardier fort.

»Zu der Frau Prinzessin Wittve von Condé, sodann zu der Frau Prinzessin und endlich zu dem Herrn Herzog von Enghien.«

»Man darf nicht herein,« sprach der Hellebardier und streckte seine Hellebarde quer vor.

»Befehl des Königs,« erwiederte der Reiter und zog ein Papier aus seiner Tasche.

Bei diesen furchtbaren Worten senkte sich die Hellebarde, die Schildwache rief, ein Offizier des Hauses lief herbei, der Bote übergab sein Beglaubigungsschreiben und wurde ungesäumt in die fürstlichen Gemächer eingefügt.

Zum Glücke war Chantilly groß und die Gemächer der Frau Herzogin Wittve lagen fern von der Gallerie, wo die letzten Scenen des lärmenden Banketts vorfielen, dessen ersten Theil wir skizziert haben.

Hätte der Bote zuerst die Frau Prinzessin und ihren Sohn zu sehen verlangt, so wäre wirklich Alles verloren gewesen. Aber der Etiquette gemäß mußte er vorher die Frau Prinzessin Mutter begrüßen. Der erste Kammerdiener ließ ihn also in ein großes, an das Schlafgemach Ihrer Hoheit anstoßendes, Cabinet eintreten.

»Wollt entschuldigen, mein Herr,« sagte er zu ihm, »aber Ihre Hoheit fühlte sich vorgestern plötzlich unwohl, und man hat ihr vor nicht ganz zwei Stunden zum dritten Male zur Ader gelassen. Ich will ihr Eure Ankunft melden und werde in einer Minute die Ehre haben, Euch einzuführen.«

Der Bote machte ein einwilligendes Zeichen mit dem Kopfe und blieb allein; ohne wahrzunehmen, daß durch das Schlüsselloch drei Köpfe hinter einander neugierig sein Benehmen belauerten und ihn zu erkennen suchten.

Es war zuerst Lenet; dann Vialas, der Stallmeister des Prinzen, und endlich La Roussière, der Kapitän der Jagden. Falls der Eine oder der Andere den Boten erkannt hätte, wäre er unter dem Vorwande, ihm Gesellschaft zu leisten, eingetreten und hätte ihn angeredet, um ihn zu unterhalten und um Zeit zu gewinnen.

Aber Keiner kannte denjenigen, welchen gut aufzunehmen man ein so großes Interesse hatte. Es war ein hübscher junger Mann in Infanterie-Uniform; er betrachtete mit einer Gleichgültigkeit, welche man leicht für einen Widerwillen gegen seine Sendung hätte halten können, die Familienporträts und die Ausstattung des Cabinets, wobei er besonders vor dem im glänzendsten Augenblick ihrer Schönheit und Jugend gemalten Porträt der Wittve stehen blieb, bei der er eingeführt werden sollte.

Seinem Versprechen getreu, suchte der Kammerdiener nach Verlauf von wenigen Minuten

den Boten wieder auf, um ihn zu der Prinzessin Wittve zu führen.

Charlotte von Montmorency hatte sich aufrecht gesetzt: ihr Arzt Bourdelot verlieh so eben ihr Lager er begegnete dem Officier auf der Schwelle und machte ihm eine sehr ceremoniöse Verbeugung, die der Officier auf dieselbe Weise erwiderte.

Als die Prinzessin die Tritte des Besuches und, die Worte hörte, die er mit dem Arzte wechselte, machte sie ein rasches Zeichen gegen den Bettgang, und der Vorhang mit den schweren Fransen, der das Bett mit Ausnahme der Seite umhüllte, welche die Prinzessin geöffnet hatte, um den Besuch zu empfangen, bewegte sich ein paar Sekunden lang unmerklich.

In dem Bettgange der Prinzessin befanden sich wirklich die junge Prinzessin von Condé, welche durch eine geheime, in dem Täfelwerk angebrachte Thüre eingetreten war, und Lenet, den es drängte, schon am Anfang der Unterredung zu erfahren, was der Bote des Königs bei den Prinzessinnen in Chantilly machen könnte.

Der Officier trat drei Schritte in das Zimmer und verbeugte sich mit einer Ehrfurcht, welche nicht allein eine Folge der Etiquette-Vorschriften war.

Die Frau Wittve halte ihre großen Augen mit der stolzen Miene einer in Zorn gerathenden Königin erweitert: ihr Stillschweigen war von Stürmen schwanger. Ihre mattweiße Hand, welche durch den dreifachen Aderlaß noch weißer geworden war, machte dem Boten ein Zeichen, die Depeche zu übergeben, welche er brachte.

Der Bote streckte seine Hand gegen die der Prinzessin aus und legte achtungsvoll in dieselbe den Brief von Anna von Oesterreich; dann wartete er, bis die Prinzessin die vier Zeilen, welche derselbe enthielt, gelesen hatte.

»Sehr gut!« murmelte die Prinzessin, das Papier mit einer Kaltblütigkeit schließend, welche zu groß war, um nicht geheuchelt zu sein, »ich begreife die Absicht der Königin, so sehr sie auch in höfliche Worte gehüllt ist: ich bin Eure Gefangene.«

»Madame!« rief der Officier verlegen.

»Eine leicht zu bewachende Gefangene, mein Herr,« fuhr Frau von Condé fort, »denn ich bin nicht im Stande, weit zu fliehen, und habe, wie Ihr bei Eurem Eintritte sehen konntet, einen strengen Wächter, meinen Arzt, Herrn Bourdelot.«

Als die Prinzessin diese Worte gesprochen hatte, heftete sie ihren Blick fester auf den Boten, dessen Züge ihr so angenehm erschienen, daß sie den bitteren Empfang etwas milderte, den sie einem solchen Befehle schuldig zu sein glaubte.

»Ich wußte,« fuhr sie fort, »das Herr von Mazarin vieler unwürdigen Gewaltthaten fähig ist, aber ich hielt ihn nicht für so furchtsam, daß er vor einer alten, kranken Frau, vor einer armen Wittve, und einem Kinde bange haben könnte, denn ich setze voraus, daß der Befehl, dessen Ueberbringer Ihr seid, auch die Prinzessin meine Schwiegertochter und den Herzog meinen Enkel betrifft.«

»Madame,« erwiderte der junge Mann, »ich wäre in Verzweiflung, wenn mich Eure Hoheit nach der Sendung beurtheilen würde, die ich unglücklicher Weise zu erfüllen genöthigt bin. Ich kam in Nantes als Ueberbringer einer Botschaft für die Königin an. Die Nachschrift des Sendschreibens empfahl den Boten, Ihrer Majestät: die Königin hatte sodann die Gnade, mich in ihrer Nähe bleiben zu heißen, in Betracht, daß sie aller Wahrscheinlichkeit meiner Dienste bedürfen würde. Zwei Tage nachher schickte mich die Königin hierher; aber wenn ich auch, wie es meine Pflicht war, die Sendung übernahm, mit der mich Ihre Majestät zu beauftragen geruhte,

so wage ich es doch, zu bemerken, daß ich nicht darum nachgesucht hatte, und daß ich sie sogar ausgeschlagen haben würde, wenn die Könige Weigerungen zu ertragen vermöchten.«

Nach diesen Worten verbeugte sich der Officier zum zweiten Male so ehrfurchtsvoll, als er es das erste Mal gethan hatte.

»Eure Erklärung betrachte ich als ein gutes Vorzeichen, und ich hoffe, seitdem Ihr sie mir gegeben habt, in Ruhe krank sein zu können. Doch keine falsche Scham, mein Herr, sagt mir sogleich die Wahrheit. Wird man mich sogar in meinem Zimmer bewachen, wie man es meinem armen Sohne in Vincennes macht? Werde ich das Recht haben, zu schreiben, und wird man meine Briefe untersuchen oder nicht? Erlaubt mir diese Krankheit, wider allen Anschein, je wieder aufzustehen, wird man meine Spaziergänge beschränken?«

»Madame,« antwortete der Officier, »hört den Befehl, den die Königin mir selbst zu geben die Gnade gehabt hat.

»»Geht,« sprach Ihre Majestät, »»versichert meine Base Condé ich werde für die Herren Prinzen Alles thun, was die Sicherheit des Staates mir zu thun gestattet. Ich bitte sie durch diesen Brief, einen von meinen Officieren zu empfangen, der als Vermittler zwischen mir und ihr für die Botschaften dienen mag, die sie mir zukommen lassen will. Dieser Officier,« fügte die Königin bei, »»werdet Ihr sein.««

»Dies, Madame,« fuhr der junge Mann stets mit denselben ehrfurchtsvollen Kundgebungen fort, »dies sind die eigenen Worte Ihrer Majestät.

Die Prinzessin hatte diese Erzählung mit der Aufmerksamkeit angehört, die man anwenden um in einer diplomatischen Note den Sinn zu erhaschen, der oft aus einem Worte, so oder anders gestellt, oder aus einem da oder dort angedachten Komma entspringt.

Nach kurzem Nachdenken kniff sich die Prinzessin, ohne Zweifel in dieser Botschaft Alles das setzend, was sie von Anfang darin zu sehen befürchtet hatte, nämlich eine unmittelbare Späherei, in die Lippen und sprach:

»Ihr werdet in Chantilly wohnen, mein Herr, wie es die Königin wünscht, und möget überdies sagen, welche Gemächer Euch angenehmer und bequemer sind, um Euren Auftrag zu erfüllen, und diese Gemächer sollen die Eurigen sein.«

»Madame,« antwortete der Bote, leicht die Stirne faltend, »ich habe die Ehre gehabt, Eurer Hoheit viele Dinge zu erklären welche nicht in meinen Instruktionen lagen. Ich bin zwischen dem Zorne Eurer Hoheit und dem Willen der Königin als ein armer Offizier und besondere als ein schlechter Höfling in einer gefährlichen Stellung. Indessen scheint es mir, Eure Hoheit könnte einen Beweis von Großmuth geben, indem sie davon abstände, einen Mann zu demüthigen, der nur ein leidendes Werkzeug ist. Es ist ärgerlich für mich, daß ich zu thun habe, was ich thue; aber die Königin hat befohlen, und es ist an mir, gewissenhaft den Befehlen der Königin Folge zu leisten. Ich hätte dieses Geschäft nicht verlangt, ich wäre glücklich gewesen, würde man es einem Andern übertragen haben: das heißt, wie es mir scheint, genug gesagt.«

Und der Officier erhob sein Haupt mit einer Röthe, welche eine ähnliche Röthe auf der stolzen Stirne der Prinzessin hervorrief.

»Mein Herr,« erwiederte sie, »auf welche Rangstufe der Gesellschaft wir auch gestellt sein mögen, wir sind, wie Ihr sagt, Ihrer Majestät Gehorsam schuldig. Ich werde also das Beispiel, das Ihr mir gebt, befolgen und wir werden ihr gehorchen. Aber Ihr müßt wohl begreifen, wie hart es ist, einen würdigen Edelmann Eurer Art nicht bei sich aufnehmen zu können, ohne frei zu

sein, ihm nach Belieben die Ehren des Hauses erweisen zu können. Von diesem Augenblicke an seid, Ihr Herr hier. Befehlt.«

Der Officier machte eine tiefe Verbeugung vor der Prinzessin und sprach:

»Gott verhüte, daß ich die Entfernung, die mich von Eurer Hoheit trennt, und die Achtung vergesse, die ich ihrem Hause schuldig bin. Eure Hoheit wird zu befehlen fortfahren, und ich werde der erste ihrer Diener sein.«

Nach diesen Worten entfernte sich der junge Edelmann ohne Verlegenheit, ohne ein knechtisches Benehmen, ohne Hochmuth, und ließ die Wittwe bewegt von einem Zorne zurück, der um so heftiger war, als sie sich nicht an einen so bescheidenen und ehrfurchtsvollen Boten halten konnte.

Mazarin bildete auch an diesem Abend den Gegenstand des Gespräches. Der Minister wäre von diesem Bettgange aus niedergeschmettert worden, hätten Verwünschungen die Macht zu tödten, wie Wurfgeschöß.

Der Edelmann fand im Vorzimmer den Lackei, der ihn eingeführt hatte.

»Mein Herr,« sagte dieser, sich dem Boten nähernd, »die Frau Prinzessin von Condé von der Ihr Euch eine Audienz im Auftrage der Königin erbeten habt, willigt ein, Euch zu empfangen. Wollt mir folgen.«

Der Officier begriff diese Wendung, welche dazu diente, den Stolz der Prinzessinnen zu retten, und er schien so dankbar für die Gunst, die man ihm erzeigte, als wäre diese Gunst nicht durch höhern Befehl auferlegt worden. Hinter dem Kammerdiener die Gemächer durchschreitend, gelangte er zu der Thüre des Schlafzimmers der Prinzessin.

Hier wandte sich der Kammerdiener um und sprach:

»Die Frau Prinzessin hat sich bei ihrer Rückkehr von der Jagd zu Bette begeben, und da sie sehr müde ist, so wird sie Euch liegend empfangen. Wen soll ich Ihrer Hoheit melden?«

»Meldet den Herrn Baron den Canolles im Auftrage Ihrer Majestät der Königin Regentin,« erwiederte der junge Edelmann.

Bei diesem Namen, den die angebliche Prinzessin von ihrem Bette aus hörte, machte sie eine Bewegung des Erstaunens, welche, wenn sie gesehen worden wäre, ihre Identität bedeutend gefährdet haben würde. Sie schlug rasch mit der rechten Hand den Spitzenbesatz ihrer Haube auf die Augen vor, während sie mit der linken die reiche Decke ihres Bettes bis an das Kinn zog, und rief mit bebender Stimme:

»Laßt ihn eintreten!«

Der Officier trat ein.

XI.

Man führte Canolles in ein weites, mit einer düsteren Tapete ausgeschlagenes Gemach, das nur von einer Nachtlampe beleuchtet war, welche auf einer Console zwischen den zwei Fenstern stand. Bei dem schwachen Lichte, das sie verbreitete, konnte man jedoch über der Lampe ein großes Gemälde erschauen, welches eine Frau in Lebensgröße, ein Kind an der Hand haltend, darstellte. In der Vertiefung eines geräumigen Alkovens, in welchen kaum der matte, zitternde Schein drang, unterschied man unter den schweren Vorhängen eines Bettes die Frau, auf welche der Name des Baron den Canolles eine so seltsame Wirkung hervorgebracht hatte.

Der Edelmann begann wieder die gewöhnlichen Förmlichkeiten, d. h. er machte gegen das Bett die drei vorgeschriebenen Schritte, verbeugte sich und machte dann noch drei. Die zwei Kammerfrauen, welche ohne Zweifel Frau von Condé beim Zubettgehen geholfen hatten, entfernten sich, der Kammerdiener verschloß die Thüre wieder, und Canolles befand sich mit der Prinzessin allein.

Es war nicht an Canolles, das Gespräch zu beginnen. Er wartete also, daß man das Wort an ihn richten würde; da aber die Prinzessin ihrerseits ein hartnäckiges Stillschweigen beobachten zu wollen schien, so dachte der Officier, es wäre besser, über die Schicklichkeit wegzugehen, als länger in einer so peinlichen Lage zu verharren. Er verhehlte sich indessen nicht, daß der Sturm, welcher noch in diesem verächtlichen Stillschweigen zusammengehalten würde, ohne Zweifel bei den ersten Worten losbrechen sollte, und daß er einen zweiten Zorn einer Prinzessin, noch furchtbarer als der erste, insofern sie jünger und interessanter war, auszuhalten haben würde.

Aber gerade das Übermaß der Schmach, die man ihm antat, machte den jungen Mann kühn, und sich zum dritten Male nach Maßgabe der Umstände, d. h. steif und abgemessen verbeugend, was als ein Vorzeichen der schlimmen Laune betrachtet werden konnte, welches sein gascognisches Gehirn erhitzte, sprach er: »Madame, ich habe die Ehre gehabt, im Auftrage Ihrer Majestät der Königin Regentin mir eine Audienz von Eurer Hoheit zu erbitten; Eure Hoheit hatte die Gnade, mir sie zu bewilligen. Will sie nun das Maß ihrer Güte voll machen, indem sie mir durch ein Wort, durch ein Zeichen kundgibt, daß sie meine Gegenwart zu bemerken die Gnade gehabt hat und mich zu hören bereit ist?«

Eine Bewegung hinter den Vorhängen und unter der Decke verkündigten Canolles, daß man ihm antworten würde.

Es ließ sich in der That eine beinahe erstickte Stimme hören, so groß war die Aufregung derselben.

»Sprecht, mein Herr,« sagte diese Stimme, »ich höre Euch.«

Canolles nahm einen rednerischen Ton an und begann:

»Ihre Majestät die Königin schickt mich zu Euch, Madame, um Eurer Hoheit ihr Verlangen auszudrücken, ihre freundschaftliche Verbindung mit Euch fortzusetzen.«

Es ging eine sichtbare Bewegung hinter dem Bette vor. Die Prinzessin unterbrach den Redner und sagte mit bebender Stimme:

»Mein Herr, sprecht nicht mehr von der Freundschaft, welche zwischen Ihrer Majestät der Königin und dem Hause Condé herrscht; es finden sich Beweise vom Gegentheil in den Kerkern

von Vincennes.

»Ah!« dachte Canolles, »es scheint, sie haben sich das Wort gegeben und werden mir alle dasselbe wiederholen.«

Während dieser Zeit bewerkstelligte sich eine neue Bewegung, welche der Bote in Folge seiner peinlichen Lage nicht wahrnahm, in dem Gange hinter dem Bett. Die Prinzessin fuhr fort:

»Hier Sache, mein Herr, was wollt Ihr?«

»Ich will nichts, Madame,« sprach Canolles, sich hoch aufrichtend. »Ihre Majestät die Königin will, daß ich in dieses Schloß dringe, daß ich, so unwürdig ich auch dieser Ehre bin, Eurer Hoheit Gesellschaft leiste, und so viel in meinen Kräften steht, dazu betrage, die gute Eintracht zwischen den Prinzen des königlichen Geblüts wiederherzustellen, welche sich ohne Grund in einer so schmerzlichen Zeit entzweit haben.«

»Ohne Grund!« rief die Prinzessin, »Ihr behauptet, unser Bruch habe keinen Grund?«

»Vergebt, Madame,« versetzte Canolles, »ich behaupte nichts, ich bin nicht Richter, ich hin nur Dolmetscher.«

»Und mittlerweile, bis sich diese Eintracht wiederherstellte, läßt mich die Königin bespähen unter dem Vorwande . . .«

»Alle bin ich ein Späher!« sprach Canolles mit bitterem Tone, »das Wort ist heraus! Ich danke Eurer Hoheit für ihre Freimüthigkeit.«

Und in der Verzweiflung, die sich seiner zu bemächtigen anfang, machte Canolles eine von den schönen Bewegungen, welche mit so vieler Begierde die Maler für ihre leblosen Gemälde, die Schauspieler für ihre lebenden Bilder suchen.

»Es ist also festgestellt, ich bin ein Spion,« fuhr Canolles fort. »Wohl, Madame, wollt mich behandeln, wie man solche Elende behandelt; vergeßt, daß ich der Gesandte einer Königin bin, daß diese Königin für alle meine Handlungen verantwortlich ist, daß ich nur ein ihrem Hauche gehorchendes Atom bin. Laßt mich durch Eure Lackeien fortjagen, laßt mich durch Eure Edelleute tödten, stellt mir Leute gegenüber, denen ich mit dem Stock oder mit dem Degen antworten kann, wollt aber nicht so grausam einen Officier beleidigen, welcher zugleich seine Pflicht als Soldat und als Unterthan erfüllt, Ihr, Madame, die Ihr durch die Geburt, das Verdienst und das Unglück so hoch gestellt seid!«

Diese Worte, dem Herzen entsprungen, schmerzlich wie ein Seufzer, scharf wie ein Vorwurf, mußten ihre Wirkung hervorbringen und brachten sie auch hervor. Als die Prinzessin dieselben gehört hatte, erhob sie sich, stützte sich auf den Ellenbogen und sprach, die Augen glänzend, die Hand zitternd, und mit einer Geberde voll Bangigkeit gegen den Boten:

»Es ist bei Gott entfernt nicht meine Absicht, einen so braven Edelmann wie Ihr seid zu beleidigen. Nein, Herr den Canolles, ich hege keinen Verdacht gegen Eure Rechtschaffenheit; rügt meine Worte, sie sind verletzend, ich gebe es zu, doch ich wollte Euch nicht verletzen; nein, nein, Ihr seid ein edler Cavalier, Herr Baron, und ich lasse Euch volle Gerechtigkeit widerfahren.«

Und da die Prinzessin, um diese Worte zu sprechen, ohne Zweifel fortgezogen durch die edelmüthige Bewegung, welche dieselben ihrem Herzen entriß, sich aus dem Schatten des Himmels, den die dicken Vorhänge bildeten, vorgebeugt hatte, da man ihre weiße Stirne unter der Haube, ihre in Flechten herabhängenden blonden Haare, ihre glühend rothen Lippen, ihre feuchten, sanften Augen hatte sehen können, so bebte Canolles; denn es zog ihm vor seinen

Augen wie eine Vision vorüber, und er glaubte abermals einen Wohlgeruch einzuathmen, der ihn schon in der Erinnerung berauschte. Es kam ihm vor, als öffnete sich eines von jenen goldenen Thoren, durch welche die Träume einziehen, um ihm den beflügelten Schwarm lachender Gedanken und Liebesfreuden zuzuführen. Sein Blick fiel sicherer und klarer auf das Bett der Prinzessin, und in dem kurzen Raume einer Sekunde, während des raschen Schimmers eines Blitzes, der die ganze Vergangenheit beleuchte, erkannte er in der vor ihm liegenden Prinzessin den Vicomte von Cambes.

Seine Aufregung war seit einigen Augenblicken so groß, daß die falsche Prinzessin sie auf Rechnung des ärgerlichen Vorwurfes setzen konnte, der ihm so wehe gethan hatte. Und da ihre Bewegung, wie gesagt, nur einen Moment gedauert hatte, da sie bemüht gewesen war, sogleich wieder in den Halbschatten zurückzukehren, ihre Augen abermals zu verschleiern, rasch ihre so weiße und zarte Hand, welche ihr Incognito verrathen konnte, zu verbergen, so versuchte sie es, nicht ohne eine gewisse innere Erschütterung, aber wenigstens ohne äußere Unruhe, das Gespräch wieder anzuknüpfen, wo sie es gelassen hatte.

»Ihr sagtet also, mein Herr?« sprach die junge Frau . . .

Doch Canolles war geblendet, bezaubert; die Visionen zogen vor seinen Augen hin und her; seine Gedanken wirbelten, er verlor das Gedächtniß, den Verstand; er war im Begriff, die Achtung zu verlieren und zu fragen. Ein einziger Instinkt, vielleicht derjenige, welchen Gott in das Herz der Liebenden gelegt hat, den die Frauen Schüchternheit nennen und der nur Geiz ist, rieth Canolles, noch Verstellung zu üben, zu warten, seinen Traum nicht zu verlieren, nicht durch ein unkluges, zu schnell entfahrenes Wort das Glück seinen ganzen Lebens zu gefährden.

Er fügte keine Geberde, keine Sylbe dem bei, was er genau sagen und thun wollte. Großer Gott! was sollte aus ihm werden, wenn diese erhabene Prinzessin ihn erkennen, in ihrem Schlosse Chantilly einen Abscheu gegen ihn fassen würde, wie sie Mißtrauen in dem Gasthause des Meister Biscarros gegen ihn gefaßt hatte; wenn sie auf die bereits aufgegebene Anklage zurückkäme und glaubte, er wolle mit einem offiziellen Titel, mit einem königlichen Titel ausgerüstet Verfolgungen fortsetzen, welche gegen den Vicomte oder die Vicomtesse von Cambes verzeihlich, aber beinahe frech und verbrecherisch waren, wenn es sich um eine Prinzessin von Geblüt handelte.

»Aber,« dachte er plötzlich, »ist es möglich, daß eine Prinzessin von diesem Namen, von diesem Range allein mit einem einzigen Diener reiste?«

Und wie es immer bei einer solchen Gelegenheit geschieht, wo sich der schwankende, gestörte Geist auf etwas zu stützen sucht, so schaute Canolles verwirrt um sich her, und seine Augen hefteten sich auf das Porträt der ihren Sohn an der Hand haltenden Frau.

Bei diesem Anblick durchzuckte plötzlich ein Licht seinen Geist, und unwillkürlich machte er einen Schritt, um sich dem Gemälde zu nähern.

Die falsche Prinzessin konnte sich ihrerseits eines leichten Schreis nicht enthalten, und als sich Canolles bei diesem Schrei umwandte, sah er, daß ihr bereits verschleiertes Gesicht nunmehr völlig maskiert war.

»Oh, oh!« fragte Canolles sich selbst, »was soll das bedeuten? Entweder ist es die Prinzessin, die ich auf dem Wege von Bordeaux getroffen habe, oder man bethört mich durch eine List, und sie ist es nicht, welche in diesem Bette liegt. In jedem Fall werden wir sehen.

»Madame,« sprach er plötzlich, »ich weiß nun, was ich von Eurem Stillschweigen denken

muß, und ich habe erkannt . . .«

»Was habt Ihr erkannt?« rief lebhaft die Dame im Bett.

»Ich habe erkannt,« erwiderte Canolles, »daß ich so unglücklich war, Euch dieselbe Meinung einzuflößen, die ich bereite der Frau Prinzessin Wittwe einflößte.«

»Ah,« machte unwillkürlich die Stimme mit einem Seufzer der Erleichterung.

Der Satz von Canolles war keineswegs logisch und bildete sogar eine Abweichung in dem Gespräch; aber der Schlag war gethan. Canolles hatte die ängstliche Bewegung bemerkt, die ihn früher unterbrach, und die freudige Bewegung, welche seinen letzten Worten zu Theil wurde.

»Nur,« fuhr der Officier fort, »nur bin ich darum nicht minder genöthigt, Eurer Hoheit zu sagen, so unangenehm mir auch die Sache sein mag, daß ich im Schlosse bleiben und Eure Hoheit überall, wohin es ihr zu gehen beliebt wird, begleiten muß.«

»Also kann ich nicht einmal in meinem Zimmer allein sein?« rief die Prinzessin. »Oh, mein Herr, das ist mehr als unwürdig!«

»Ich habe Eurer Hoheit bereits bemerkt, daß so meine Instruktionen lauten; aber Eure Hoheit mag sich beruhigen,« fügte Canolles, einen durchdringenden Blick auf die Dame des Bettes heftend und jedes Wort besonders betonend, bei: »sie muß besser als irgend Jemand wissen, daß ich der Bitte einer Frau Folge zu leisten verstehe.«

»Ich!« rief die Prinzessin mit einem Tone, in welchem mehr Verlegenheit als Erstaunen lag. »In der That, mein Herr, ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt. Ich kenne die Umstände nicht, auf die Ihr anspielt.«

»Madame,« fuhr der Officier sich verbeugend fort, »ich glaubte, der Kammerdiener, der mich einführte, hätte Eurer Hoheit meinen Namen genannt. Ich bin der Baron von Canolles.«

»Wohl!« sprach die Prinzessin mit ziemlich fester Stimme, »was ist mir daran gelegen, mein Herr?«

»Ich glaubte bereits die Ehre gehabt zu haben, Eurer Hoheit angenehm zu sein.«

»Mir, ich bitte, wie dies?« fragte die Stimme mit einer Unruhe, welche Canolles an einen gewissen, sehr zornigen, aber zugleich sehr furchtsamen Ton erinnerte, der in seinem Gedächtniß geblieben war.

Canolles dachte, er sei weit genug gegangen; überdies war er beinahe sicher in seiner Meinung.

»Indem ich meine Instruktionen nicht nach dem Buchstaben erfüllte,« erwiderte er mit der Miene der tiefsten Achtung.

Die Prinzessin schien beruhigt und sprach:

»Mein Herr, ich will Euch nicht zu einem Vergehen veranlassen. Erfüllt Eure Instruktionen, wie sie auch lauten mögen.«

»Madame,« versetzte Canolles, »ich weiß zum Glücke noch nicht, wie man eine Frau verfolgt, also noch viel weniger, wie man eine Prinzessin beleidigt. Ich habe daher die Ehre, Eurer Hoheit zu wiederholen, was ich bereite der Frau Prinzessin Wittve sagte: ich wäre ihr unterthänigster Diener . . . Habt die Gnade, mir Euer Wort zu geben, daß Ihr das Schloß nicht ohne meine Gesellschaft verlassen werdet, und ich befreie Euch von meiner Gegenwart, welche, ich begreife es wohl, Eurer Hoheit verhaßt sein muß.«

»Aber, mein Herr, dann vollzieht Ihr nicht Eure Befehle?«

»Ich werde thun, was mich mein Gewissen thun, heißt.«

»Herr von Canolles,« sprach die Stimme, »ich schwöre Euch, Chantilly nicht zu verlassen, ohne Euch zuvor davon in Kenntniß zu setzen.«

»Dann, Madame,« sagte Canolles, sich bis zur Erde verbeugend, »dann verzeiht mir, daß ich die unwillkürliche Ursache Eures Zornes gewesen bin. Eure Hoheit wird mich nur wiedersehen, wenn sie mich rufen läßt.«

»Ich danke Euch, Baron,« sprach die Stimme mit einem freudigen Ausdrucke, welcher sein Echo in dem Bettgange zu haben schien. »Geht, geht, ich danke Euch; morgen werde ich das Vergnügen haben, Euch wiederzusehen.«

Diesmal erkannte der Baron, um sich nicht ferner zu täuschen, die Stimme, die Augen und die Augen und das unbeschreiblich wollüstige Lächeln des reizenden Wesens, das ihm an dem Abend, wo der unbekante Reiter ihm den Befehl des Herzogs von Epernon überbracht hatte, gleichsam durch die Hände geschlüpft war. Es waren jene unfäßbaren Ausströmungen, welche die Luft mit Wohlgerüchen schwängern, die das geliebte Weib einathmet, es war der warme Dunst, der ein Körper ist, dessen Umrisse die liebende Seele zu umarmen glaubt, — eine erhabene Anstrengung der Einbildungskraft, dieser launenhaften Fee, die sich durch die Idealität nährt, wie sich die Materie durch das Positive nährt.

Ein letzter Blick auf das Porträt, so schlecht es auch beleuchtet war, zeigte dem Baron, dessen Augen sich überdies an diese Halbdunkelheit zu gewöhnen anfangen, die Adlernase der Maillé, die schwarzen Haare und das tiefliegende Auge der Prinzessin, während die Frau vor ihm, welche den ersten Akt der von ihr unternommenen so schwierigen Rolle gespielt hatte, ein hervorstehendes Auge, eine gerade Nase mit weiten Oeffnungen, einen im Winkel durch die Gewohnheit des Lächelns ausgehöhlten Mund und jene runden Wangen besaß, welche jeden Gedanken an fleißiges Nachsinnen entfernen.

Canolles wußte Alles, was er wissen wollte; er verbeugte sich einher mit derselben Ehrfurcht, als glaubte er sich von einer Prinzessin zu verabschieden, und begab sich in sein Gemach.

Viertes bis sechstes Bändchen.

I.

Canolles hatte keinen Entschluß in sich festgestellt. In die für ihn bestimmte Wohnung zurückkehrend, fing er an rasch auf- und abzugeben, wie es die Gewohnheit unentschiedener Leute ist, ohne Castorin zu bemerken, der, seine Rückkehr erwartend, sich bei seinem Eintritte erhoben hatte und ihm nachfolgte, in seinen Händen völlig ausgespannt einen Schlafrock haltend, hinter welchem er gleichsam verschwand.

Castorin stieß an ein Geräthe, Canolles wandte sich um.

»Nun,« sagte er, »was machst Du da mit diesem Schlafrock?«

»Ich warte darauf, daß der gnädige Herr sein Kleid ablegt.«

»Ich weiß nicht, wann ich es ausziehen werde. Lege diesen Schlafrock auf einen Stahl und warte.«

»Wie! der gnädige Herr zieht sich nicht aus?« fragte Castorin, der, von Natur ein launenhafter Diener, diesen Abend nach mürrischer war, als gewöhnlich. »Der gnädige Herr gedenkt sich nicht sogleich schlafen zu legen?«

»Nein.«

»Und wann gedenkt der gnädige Herr sich niederzulegen?«

»Was kümmert es Dich?«

»Viel, insofern ich sehr müde bin.«

»Ah! in der That,« sprach Canolles stille stehend, und Castorin in das Gesicht schauend, »Du bist sehr müde?«

Und der Edelmann las deutlich auf dem Gesichte seines Lackeien den frechen Ausdruck der Bedienten, welche vor Verlangen, sich aus der Thüre werfen zu lassen, beinahe sterben.

»Sehr müde!« sprach Castorin.

Canolles zuckte die Achseln.

»Geh',« sagte er zu ihm, »halte Dich im Vorzimmer auf; wenn ich Deiner bedarf, werde ich läuten.«

»Ich sage dem gnädigen Herrn zum Voraus, daß er, wenn er lange zögert, mich nicht mehr im Vorzimmer finden wird.«

»Und wo wirst Du sein, wenn ich fragen darf?«

»In meinem Bett; es scheint mir, wenn man zweihundert Stunden zurückgelegt hat, ist es wohl Zeit, schlafen zu gehen.«

»Herr Castorin, Ihr seid ein Unverschämter.«

»Findet der gnädige Herr, daß ein Unverschämter nicht würdig ist, in seinem Dienste zu sein, so hat der gnädige Herr nur ein Wort zu sagen, und ich werde ihn von meinem Dienste befreien,« antwortete Castorin, seine majestätische Miene annehmend.

Canolles befand sich nicht in einem Augenblick der Geduld, und wäre Castorin im Stande gewesen, nur den Schatten des Sturmes vorherzusehen, der sich im Innern seines Herrn zusammenballte, so würde er offenbar, so sehr es ihn auch drängte, sich frei zu sehen, auf einen andern Moment gewartet haben, um ihm diesen Vorschlag zu machen. Canolles ging gerade auf seinen Bedienten zu, nahm einen von den Knöpfen seines Rocken zwischen den Daumen und den Zeigefinger, eine Bewegung, welche bei einem größeren Manne, als der arme Canolles je geworden ist, Gewohnheit war, und sprach:

»Wiederhole!«

»Ich wiederhole,« antwortete Castorin mit derselben Unklugheit, »daß ich den gnädigen Herrn, wenn er nicht mit mir zufrieden ist, sogleich von meinen Diensten befreien werde.«

Canolles ließ Castorin los und nahm mit ernster Miene seinen Stock. Castorin begriff, um was es sich handelte.

»Gnädiger Herr!« rief er, »bedenkt wohl, was Ihr thun wollt. Ich bin nicht mehr ein einfacher Lackei. Ich bin im Dienste der Frau Prinzessin.«

»Ah, ah!« rief Canolles, den bereits erhobenen Stock wieder senkend, »ah! Du bist im Dienste der Frau Prinzessin?«

»Ja, gnädiger Herr, seit einer Viertelstunde,« sprach Castorin, sich aufrichtend.

»Und wer hat Dich in ihren Dienst aufgenommen?«

»Herr Pompée, ihr Intendant.«

»Herr Pompée!«

»Ja.«

»Ei, warum sagtest Du mir das nicht sogleich?« rief Canolles. »Ja, ja, Du hast Recht, wenn Du meinen Dienst verlässest, mein lieber Castorin; und hier sind zwei Pistolen, um Dich für die Schläge zu entschädigen, die ich Dir zu geben im Begriffe war.«

»Oh!« sprach Castorin, der es nicht wagte, das Geld zu nehmen, »was soll das bedeuten? Der gnädige Herr spottet meiner?«

»Nein . . . werde im Gegentheil Lackei der Frau Prinzessin, mein Freund. Nur sage mir, wann sollte Dein Dienst beginnen?«

»Von dem Augenblick an, wo der gnädige Herr mir die Freiheit gegeben haben würde.«

»Wohl, ich gebe Dir die Freiheit morgen früh.«

»Und von jetzt bis morgen früh?«

»Bist Du immer noch mein Lackei und mußt mir gehorchen.«

»Gern! Und was befiehlt der gnädige Herr?« fragte Castorin, indem er sich entschloß, die zwei Pistolen anzunehmen.

»Ich befehle Dir, daß Du, da Du zu schlafen Lust hast, Dich quernidee und Dich in mein Bett legst.«

»Wie? was sagt der gnädige Herr? ich begreife nicht.«

»Du hast nicht nöthig, zu begreifen, sondern zu gehorchen. Kleide Dich aus, ich will Dir helfen.«

»Wie? der gnädige Herr will mir helfen?«

»Allerdings, da Du die Rolle des Chevalier von Canolles spielen sollst, muß ich wohl die von Castorin spielen.«

Und ohne die Erlaubniß seines Lackeien abzuwarten, nahm ihm der Baron seinen Rock ab, den er anzog, seinen Hut, den er auf den Kopf setzte, schloß ihn, ehe jener von seinem Erstaunen sich erholt hatte, doppelt ein und ging rasch die Treppe hinab.

Canolles fing endlich an, klar in diesem ganzen Geheimniß zu sehen, obgleich ein Theil der Ereignisse noch für ihn in eine Wolke gehüllt blieb. Seit zwei Stunden kam es ihm vor, als wäre nichts von dem, was er gesehen, nichts von dem, was er gehört, vollkommen natürlich gewesen. Die Haltung jedes Einzelnen in Chantilly war abgemessen; alle Personen, die er traf, schienen ihm eine Rolle zu spielen, und dennoch verschmolzen die Details in eine allgemeine Harmonie, welche dem von der Königin abgeschickten Wächter andeutete, daß er, wenn er nicht durch eine große Mystification bethört werden sollte, seine Aufmerksamkeit verdoppeln mußte.

Die Verbindung von Pompée mit dem Vicomte von Cambes erhellte viele Zweifel. Was von diesen bei Canolles noch übrig blieb, zerstreute sich vollends, als er, kaum in den Hof getreten, trotz der tiefen Finsternis der Nacht vier Männer einerschreiten und durch dieselbe Thüre, durch die er hinausgegangen war, einzutreten sich anschicken sah; diesen vier Männern ging derselbe Kammerdiener voran, der ihn bei den Prinzessinnen eingeführt hatte. Ein anderer Mann folgte von hinten in seinen Mantel gehüllt.

Auf der Thürschwelle blieb die kleine Truppe, die Befehle des Mannes im Mantel erwartend, stille stehen.

»Ihr wißt, wo er wohnt« sagte dieser mit gebieterischem Tone, sich an den Kammerdiener wendend; »Ihr kennt ihn, da Ihr ihn geführt habt. Ueberwacht ihn so, daß er nicht hinaus kann. Stellt Eure Leute auf der Treppe, im Gange, gleichviel, wo Ihr wollt, auf, wenn er nur, ohne etwas zu vermuthen, selbst bewacht ist, statt Ihre Hoheiten zu bewachen.«

Canolles machte sich unbemerkbarer als eine Vision in einer Ecke, wohin die Nacht ihren dichtesten Schatten warf; von hier aus sah er, ohne bemerkt zu werden, die vier Männer, die man ihm zu Wächtern gab, unter dem Gewölbe verschwinden, während der Mann in dem Mantel, nachdem er sich versichert hatte, daß seine Befehle ausgeführt wurden, den Weg wieder einschlug, auf welchem er gekommen war.

»Das zeigt noch nichts Genaueres an,« sagte Canolles, ihm mit den Augen folgend, »denn der Ärger kann sie veranlassen, mir Gleiches mit Gleichem zu vergelten; wenn nur dieser Teufel von einem Castorin nicht ruft, schreit, irgend eine Dummheit begeht! . . . Ich habe Unrecht gehabt, ihn nicht zu knebeln. Leider ist es jetzt zu spät. Vorwärts, wir wollen unsere Runde beginnen.

Nachdem Canolles einen forschenden Blick hatte umher laufen lassen, durchschritt er den Hof und gelangte zu dem Flügel des Gebäudes, hinter welchem die Ställe lagen.

Das ganze Leben des Schlosses schien sich in diesen Theil der Gebäude geflüchtet zu haben. Man hörte Pferde mit den Füßen scharren und eilige Leute umher laufen. Die Sattelkammer erscholl von dem Geklitze von Gebissen und Geschirren. Man zog Wagen aus den Remisen, und Stimmen, durch die Furcht gedämpft, aber doch vernehmbar für ein aufmerksam lauschendes Ohr, riefen sich an und antworteten sich.

Canolles horchte einen Augenblick. Es unterlag keinem Zweifel, Alles schickte sich zu einer Abreise an. Er durchschritt den ganzen Raum zwischen dem einen Flügel und dem andern, ging unter ein Gewölbe und gelangte bis zur Freude des Schlosses.

Hier blieb er stehen.

Die Fenster des Erdgeschosses glänzten in der That von einem so hellen Lichte, daß man

errathen mußte, es sei eine Anzahl von Kerzen im Innern angezündet, und da diese brennenden Kerzen hin- und hergetragen wurden und große Schatten und breite Lichtstreifen auf den Rasen des Gartens warfen, so begriff Canolles, daß hier, wo der Mittelpunkt der Thätigkeit war, auch der Sitz des Unternehmens sein mußte.

Canolles zögerte Anfangs, in das Geheimniß einzudringen, das man ihm zu verbergen suchte. Aber bald bedachte er, daß sein Titel als Gesandter der Königin und die Verantwortlichkeit, die ihm diese Sendung auferlegte, Vieles, selbst bei dem ängstlichsten Gewissen, entschuldigeten.

Vorsichtig an der Mauer hinschreitend, an deren Base um so größere Dunkelheit herrschte, je mehr die sechs bis sieben Fuß über dem Boden liegenden Fenster glänzend waren, stieg er auf einen Weichstein, ging von dem Weichstein auf einen Mauervorsprung über, hielt sich mit einer Hand an einem Ring, mit der andern an dem Rande des Kreuzstockes und sandte von da durch einen Scheibenwinkel den schärfsten, aufmerksamsten Blick ab, der je in das Heiligthum einer Verschwörung gedrungen ist.

Man vernehme, was er sah.

Neben einer Frau, welche stand und die letzte Nadel befestigte, die auf ihrem Kopfe einen Reisehut festhalten sollte, kleideten einige Dienstmädchen ein Kind vollends in ein Jagdgewand: das Kind wandte Canolles den Rücken zu und dieser konnte nur sein blonden Haar unterscheiden.

Aber die Dame, deren ganzen Gesicht von dem Glanze zweier sechsarmiger Leuchter übergossen war, die auf jeder Seite der Toilette Bedienten, Karypatiden ähnlich, hielten, bot Canolles das genaue Original des Porträts, das er kurz zuvor in dem Halbschatten des Gemachs der Prinzessin erblickt hatte: es war das längliche Gesicht, den strengen Mund, die Nase mit der gebieterischen Biegung der Frau, deren lebendes Bild Canolles erkannte. Alles ein ihr kündigte die Herrschaft an, ihre kühne Geberde, ihr funkelnder Blick, ihre ungestümen Kopfbewegungen. Alles kündigte bei den Anwesenden den Gehorsam an, ihre Verbeugungen, die Eilfertigkeit, mit der sie den verlangten Gegenstand brachten, die Raschheit, mit welcher sie auf die Stimme ihrer Gebieterin antworteten oder ihren Blick befragten.

Mehrere Officianten des Hauses, unter denen Canolles den Kammerdiener erkannte, packten in Felleisen, in Koffer und Mantelsäcke, die Einen Juwelen, die Andern Geld, und wieder Andere das Arsenal der Frauen, Toilette genannt. Der kleine Prinz spielte und lief während dieser Zeit unter den eiligen Bedienten hin und her; aber unglücklicher Weise vermochte Canolles sein Gesicht nicht zu sehen.

»Ich hatte es vermuthet,« murmelte er; »man hintergeht mich: diese Leute treffen Vorkehrungen zur Abreise. Ja, aber mit einer Geberde kann ich diese Scene der Mystification in eine Scene der Trauer verwandeln. Ich brauche nur auf die Terrasse zu laufen und dreimal in dieses silberne Pfeifchen zu stoßen, und bei dem schrillen Tone, den es von sich geben wird, dringen zweihundert Mann in das Schloß, verhaften die Prinzessin und knebeln alle die Diener, die jetzt so duckmäuserisch lachen. Ja, fuhr Canolles fort, nur sprach er diesmal mit dem Herzen und nicht mit den Lippen, »ja, aber sie, welche dort schläft oder zu schlafen sich den Anschein gibt! Ich werde sie unwiederbringlich verlieren; sie wird einen Haß gegen mich fassen, und zwar diesmal einen wohlverdienten Haß. Mehr noch, sie wird mich verachten und sagen, ich habe mein Spionengeschäft vollständig getrieben, und dennoch, da sie der Prinzessin gehorcht, warum sollte ich nicht der Königin gehorchen?«

In diesem Augenblick, als wollte der Zufall sein Schwanken bekämpfen, öffnete sich die

Thüre des Gemaches, in welchem die Toilette der Frau Prinzessin bewerkstelligt wurde, und zwei Personen, ein Mann von fünfzig Jahren und eine Frau von zwanzig, traten ganz hastig und freudig ein. Bei diesem Anblick ging das Herz von Canolles völlig in seine Augen über. Er erkannte die schönen Haare, die frischen Lippen, das geistreiche Auge des Vicomte von Cambes, welcher lächelnd und voll Ehrfurcht Clemence von Maillé, Prinzessin von Condé, die Hand küßte. Nur trug jetzt der Vicomte die Kleidung seines wahren Geschlechts und bot die reizendste Vicomtesse der Erde.

Canolles würde zehn Jahre von seinem Leben gegeben haben, hätte er ihr Gespräch hören können; aber vergebens hielt er seinen Kopf fest an die Scheibe; es drang nur ein unverständliches Gesumme zu seinem Ohr. Er sah, wie die Prinzessin der jungen Frau eine Abschiedsgeberde machte, sie auf die Stirne küßte und ihr etwas empfahl, worüber alle Anwesenden lachten; hiernach kehrte die letztere in die Ceremonienzimmer mit einigen niedrigen Officianten zurück, welche Uniformen von Oberofficieren anlegten; er sah auch den würdigen Pompée, ausgeblasen von Stolz, in einem orangefarbigem, mit Silber gestickten Kleide, wie er sich hochmüthig wiegte und wie Don Japhet von Armenien auf den Griff eines ungeheuren Raufdegens drückte, während er hinter seiner Gebieterin ging, welche auf das Anmuthigste ihr langes Atlaßgewand aufhob. Dann begann links durch eine entgegengesetzte Thüre geräuschlos das Gefolge der Prinzessin zu defilieren, welche Anfangs mit der Haltung, nicht einer Flüchtigen, sondern einer Königin einherschritt. Hierauf kam der Stallmeister Vialas, der in seinen Armen, in einen Mantel eingewickelt, den kleinen Herzog von Enghien hielt. Lenet trug ein ciselirtes Kästchen und Papierstöße, und der Schloßhauptmann endigte den Zug, der durch zwei mit entblößten Degen einherschreitende Diener eröffnet wurde.

Alle diese Menschen entfernten sich durch einen geheimen Gange sogleich sprang Canolles von seinem Observatorium herab und lief nach dem Gewölbe, dessen Lichter mittlerweile ausgelöscht worden waren. Da sah er den ganzen Cortege nach den Ställen ziehen, man wollte abreisen.

In diesem Augenblick stellte sich der Gedanke an die Verpflichtungen, die ihm durch die Sendung der Königin auferlegt waren, wieder vor den Geist von Canolles. Die Frau welche sich entfernen wollte, war der völlig gepanzerte und bewaffnete Bürgerkrieg, der, wenn er sie ent schlüpfen ließ, abermals das Eingeweide Frankreichs zerfressen sollte. Allerdings war es für ihn, den Mann, schmäählich, sich zum Spion und Wächter einer Frau zu machen; aber es war auch eine Frau, jene Longueville, welche das Feuer an vier Ecken von Paris gelegt hatte.

Canolles lief nach der den Park beherrschenden Terrasse und näherte seinen Lippen das silberne Pfeifchen.

Es wäre geschehen gewesen um alle diese Vorbereitungen. Frau von Condé wäre nicht aus Chantilly gekommen, oder wäre sie auch hinausgekommen, so hätte sie keine hundert Schritte gethan, ohne mit ihrem Geleite von einer dreifachen Macht umzingelt zu sein; so erfüllte Canolles seine Sendung, ohne die geringste Gefahr zu laufen; so zerstörte er mit einem Schlage das Glück und die Zukunft des Hauses Condé und mit demselben Schlage gründete er auf den Trümmern sein Glück und seine Zukunft, wie dies einst die Vitry und die Luynes und kürzlich erst die Guitaut- und die Miossens unter Umständen gethan hatten, welche für das Heil des Königreiches vielleicht noch minder wichtig waren.

Aber Canolles schlug die Augen nach dem Gemache auf, wo unter Vorhängen von rothem Sammet sanft und schwermüthig der Schimmer der Nachtlampe sichtbar war, welche bei der

falschen Prinzessin brannte, deren geliebter Schatten er unbestimmt zu erblicken glaubte.

Alle Entschlüsse der Ueberlegung, alle Berechnungen der Selbstsucht verschwanden bei diesem sanften Lichtstrahle, wie bei dem ersten Schimmer des Tages alle Träume und alle Gespenster der Nacht verschwinden.

»Mazarin,« sagte er zu sich selbst mit einem leidenschaftlichen Ergusse, »Mazarin ist reich genug, um alle diese Prinzen und Prinzessinnen zu verlieren, die ihm entkommen; aber ich bin nicht reich genug, um den Schatz zu verlieren, der von nun an mir gehört, und den ich, eifersüchtig wie ein Drache, bewachen werde. Jetzt ist sie allein, in meiner Macht, von mir abhängige zu jeder Stunde des Tags und der Nacht kann ich in ihr Gemach eintreten; sie wird nicht fliehen, ohne es mir zu sagen, denn ich habe ihr heiliges Wort erhalten. Was liegt mir daran, daß die Königin hintergangen ist und daß Mazarin wüthend wird?« Man hat mich beauftragt, die Frau Prinzessin von Condé zu bewachen; ich bewache sie. Man hätte mir nur ihr Signalement geben oder einen geschickteren Spion als ich bin gegen sie ausschicken sollen.«

Canolles steckte sein Pfeifchen wieder in die Tasche und hörte, wie die Riegel klirrten, wie der entfernte Donner der Carrossen über die Brücken des Parkes rollte und das abnehmende Geräusch eines Reiterzuges sich nach und nach verlor; als Alles, Vision und Lärmen, verschwunden war, schlich er, ohne zu bedenken, daß er sein Leben gegen die Liebe einer Frau, das heißt gegen den Schatten des Glückes eingesetzt hatte, in den zweiten öden Hof und stieg vorsichtig seine Treppe hinaus, welche wie das Gewölbe in die tiefste Dunkelheit versenkt war.

Aber wie behutsam er auch zu Werke ging, er konnte es nicht verhindern, daß er, als er in den Gang kam, an eine Person stieß, welche an seiner Thüre zu lauschen schien und einen dumpfen Schrei des Schreckens ausstieß.

»Wer seid Ihr? wer seid Ihr?« fragte die Person mit ängstlichem Tone.«

»Ei, wer leid Ihr, der Ihr wie ein Spion an dieser Treppe umherschleicht?« entgegnete Canolles.

»Ich bin Pompée.«

»Der Intendant der Frau Prinzessin.«

»Ja! Ja! der Intendant der Frau Prinzessin.«

»Ah! das kommt vortrefflich!« sprach Canolles, »ich bin Castorin.«

»Castorin, der Diener von Herrn Baron von Canolles?«

»Es selbst.«

»Ah! mein lieber Castorin, ich wette, daß ich Euch große Angst eingejagt habe.«

»Mir?«

»Ja, verdammt! wenn man nicht Soldat gewesen ist. Kann ich etwas für Euch thun?« fuhr Pompée seine wichtige Miene wieder annehmend, fort.

»Ja.«

»Redet.«

»Ihr könnt sogleich der Frau Prinzessin melden, daß sie mein Herr zu sprechen wünsche.«

»Um diese Stunde?«

»Allerdings.«

»Unmöglich!«

»Ihr glaubt?«

»Ich weiß es gewiß.«

»Sie wird also meinen Herrn nicht empfangen?«

»Nein!«

»Befehl des Königs, Herr Pompée; sagt Ihr dies.«

»Befehl des Königs!« rief Pompée, »ich gehe.«

Und Pompée entfernte sich in aller Eile, angetrieben zugleich durch die Achtung und die Furcht, diese zwei Hebel, welche sogar eine Schildkröte laufen zu machen im Stande sind.

Canolles setzte seinen Weg fort, kehrte in seine Wohnung zurück, fand Meister Castorin, welcher wie ein Bürgermeister in einem großen Lehnstuhle ausgestreckt schnarchte, zog seine Officierskleider wieder an und erwartete das Ereigniß, das sich für ihn vorbereitete.

»Meiner Treue!« sagte er zu sich selbst, »wenn ich auch die Angelegenheiten von Herrn von Mazarin nicht sehr gut betreibe, so scheint es mir doch, ich besorge die meinigen nicht zu schlecht.«

Canolles erwartete vergebens die Rückkehr von Pompée; als er aber nach Verlauf von zehn Minuten sah, daß er selbst nicht und auch Niemand statt seiner kam, beschloß er, ganz allein zu erscheinen.

Er weckte daher Castorin, dessen Galle der Schlaf einer Stunde beschwichtigt hatte, schärfte ihm mit einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, ein, sich für Alles, was da kommen dürfte, bereit zu halten, und schlug den Weg nach den Gemächern der Prinzessin ein.

An der Thüre fand der Baron einen Bedienten in sehr übler Laune, weil ihn die Klingel im Augenblick rief, wo sein Dienst zu Ende war, und wo er, wie Meister Castorin, nach einem anstrengenden Tag einen erquickenden Schlaf beginnen zu können glaubte.

»Was wollt Ihr?« fragte der Diener, als er Canolles gewahrte.

»Ich wünsche der Frau Prinzessin von Condé meine Ehrfurcht zu bezeigen.«

»Zu dieser Stunde, mein Herr?«

»Wie zu dieser Stunde?«

»Ja, mir scheint, es ist sehr spät.«

»Was sagt Ihr da, Bursche?«

»Doch, mein Herr! Stammelte der Bediente.

»Ich wünsche nicht mehr, ich will,« sprach Canolles mit stolzem Tone.

»Ihr wollt . . . Nur die Frau Prinzessin hat hier zu gebieten.«

»Der König gebietet überall . . . Befehl des Königs!«

Der Lackei bebte und senkte den Kopf.

»Um Vergebung,« sagte er zitternd, »aber ich bin nur ein armer Diener; ich kann es also nicht auf mich nehmen, Euch die Thüre der Frau Prinzessin zu öffnen; erlaubt mir, daß ich einen Kammerherrn wecke.«

»Haben die Kammerherren im Schlosse Chantilly die Gewohnheit, sich um elf Uhr schlafen zu legen?«

»Man hat den ganzen Tag gejagt,« stammelte der Lackei.

»Das ist richtig,« murmelte Canolles, »sie brauchen Zeit, um irgend Jemand als Kammerherrn zu kleiden.«

Dann fügte er laut bei:

»Es ist gut: thut es. Ich werde warten.«

Der Lackei lief spornstreichs weg, um im Schlosse Lärm zu schlagen, wo Pompée, erschrocken über sein schlimmes Zusammentreffen, bereits unsägliche Angst verbreitet hatte.

Canolles horchte und öffnete die Augen, als er allein war.

Er hörte nun in den Gängen und Zimmern umherlaufen; er sah bei dem Schimmer erlöschender Lichter mit Musketen bewaffnete Leute in den Winkeln der Treppen sich aufstellen; er beobachtete, daß überall ein bedrohliches Gemurmel an die Stelle der stummen Furcht trat, welche einen Augenblick vorher im ganzen Schlosse geherrscht hatte.

Canolles legte die Hand an seine Pfeife und näherte sich einem Fenster, durch dessen Scheiben er wie eine wolkige Masse die Gipfel der großen Bäume hervortreten sah, an deren Fuß er die zweihundert Mann, die er mitgebracht, sich hatte in Hinterhalt legen lassen.

»Nein,« sagte er, »von würde uns geradezu zur Schlacht führen, und dabei fände ich nicht meine Rechnung. Ich will lieber warten. Das Schlimmste, was mir hierbei widerfahren kann, ist, daß ich ermordet werde, während ich, wenn ich eile, sie verlieren kann.«

Canolles hatte kaum diese Betrachtung für sich angestellt, als er eine Thüre sich öffnen und eine neue Person erscheinen sah.

»Die Frau Prinzessin ist nicht sichtbar,« sprach diese Person hastig, »sie liegt im Bette und hat verboten, irgend Jemand, wer es auch sein möchte, zu ihr zu lassen.«

»Wer seid Ihr?« fragte Canolles, diese seltsame Person vom Kopf bis zum Fuße messend, »und wer hat Euch zu der Frechheit veranlaßt, mit einem Edelmann den Hut auf dem Kopf zu sprechen?«

Und mit dem Ende seines Stockes ließ Canolles den Hut des Unbekannten springen.

»Mein Herr!« rief dieser, stolz einen Schritt zurücktretend.

»Ich habe Euch gefragt, wer Ihr wäret,« wiederholte Canolles.

»Ich bin, antwortete jener, »wir Ihr an meiner Uniform sehen könnt, der Kapitän der Garden Ihrer Hoheit.

Canolles lächelte.

Er hatte wirklich Zeit gehabt, mit dem Blicke den zu taxieren, welcher mit ihm sprach, und er erkannte, daß er irgend einem Aufwärter mit einem Bauch so dick wie seine Flaschen, irgend einem blühenden Vatel gegenüberstand, der in einen Officiersrock eingezwängt war, welchen man aus Mangel an Zeit oder wegen zu großen Bauches nicht gehörig hatte zuhäkeln können.

»Gut, mein Herr Kapitän der Garden,« sprach Canolles, »hebt Euren Hut auf und antwortet.«

Der Kapitän führte den ersten Theil der Aufforderung von Canolles als ein Mensch aus, der die schönen Maximen der militärischen Disciplin: »Wer commandiren will, muß zu gehorchen verstehen,« studiert hat.

»Kapitän der Garden,« versetzte Canolles, »Teufel! das ist ein schöner Posten.«

»Allerdings, mein Herr, ziemlich schön; doch was weiter?« sprach der Mensch, sich in die Brust werfend.

»Werft Euch nicht so sehr auf, mein Kapitän,« sagte Canolles, »oder Ihr werdet Eure letzte Nestel zerbrechen, und Eure Hose wird Euch auf die Fersen fallen, was nicht sehr anmuthig aussieht.«

»Aber, mein Herr, wer seid Ihr?« fragte der vorgebliche Kapitän.

»Mein Herr, ich werde das Beispiel der Höflichkeit, das Ihr mir gegeben habt, nachahmen und Eure Frage beantworten, wie Ihr die meinige beantwortet habt. Ich bin Kapitän in Navailles und komme im Namen des Königs als Botschafter mit einem friedlichen oder einem gewaltthätigen Charakter bekleidet, und werde den einen oder den andern von diesen Charakteren annehmen, je nachdem man den Befehlen Seiner Majestät gehorchen oder nicht gehorchen wird.«

»Gewaltthätig!« rief der falsche Kapitän, ein gewaltthätiger Charakter? . . .«

»Sehr gewaltthätig, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Selbst bei Ihrer Hoheit?«

»Warum nicht? Ihre Hoheit ist nur die erste Unterthanin Seiner Majestät.«

»Mein Herr, versucht nicht Gewalt. Ich habe fünfzig bewaffnete Leute, bereit die Ehre Ihrer Hoheit zu rächen.

Canolles wollte ihm nichts sagen: diese fünfzig bewaffneten Leute wären eben so viele Lackeien und Küchenjungen, würdig unter einem solchen Führer zu dienen; und was die Ehre der Prinzessin beträfe, so wäre diese gegenwärtig auf der Straße nach Bordeaux. Er antwortete nur mit jener Kaltblütigkeit, welche mehr einschüchtert, als eine Drohung, und dem muthigen, an Gefahren gewöhnten Menschen eigenthümlich ist:

»Habt Ihr fünfzig bewaffnete Leute, mein Herr Kapitän, so habe sich zweihundert Soldaten, welche die Vorhut eines königlichen Heeres bilden. Gedenkt Ihr Euch in offenen Aufruhr gegen Seine Majestät zu setzen?«

»Nein, mein Herr, nein,« antwortete rasch und, wie es schien, sehr herabgestimmt der dicke Mann. »Gott behüte mich; aber ich bitte Euch, mir zu bezeugen, daß ich nur der Gewalt weiche.«

»Das ist das Geringste, was ich Euch als einem Amtsgenossen schuldig bin.«

»Wohl, ich werde Euch also zu der Frau Prinzessin Wittve führen, welche noch nicht eingeschlafen ist.«

Es bedurfte für Canolles keiner Ueberlegung, um die furchtbare Gefahr zu würdigen, welche für ihn in dieser Falle lag; aber er entzog sich rasch derselben mit Hilfe seiner Allmacht.

»Ich habe keinen Befehl, die Frau Prinzessin Wittve zu besuchen, wohl aber Ihre Hoheit die junge Frau Prinzessin.«

Der Kapitän der Garben senkte abermals seinen Kopf, verlieh seinen dicken Beinen eine rückschreitende Bewegung, schleppte seinen langen Degen auf dem Boden und schritt majestätisch über die Thürschwelle zwischen zwei Schildwachen durch, welche während dieser Scene zitterten und bei der Verkündigung der Ankunft von zweihundert Mann ihren Posten beinahe verlassen hätten, so wenig waren sie geneigt, Märtyrer der Treue in einem Winkel des Schlosses Chantilly zu werden.

Nach zehn Minuten kehrte der Kapitän, gefolgt von zwei Wachen, unter unzähligen Bücklingen zurück, um Canolles abzuholen und zu der Prinzessin zu geleiten, in deren Gemach derselbe eingeführt wurde, ohne eine neue Zögerung erleiden zu müssen.

Canolles erkannte das Zimmer, die verschiedenen Geräthschaften und sogar den süßen Geruch, der ihn berauscht hatte. Aber vergebens suchte er zwei Dinge: das Porträt der wahren Prinzessin, durch welchen er, als er es bei seinem ersten Besuche gesehen, das erste Licht über die List erhalten hatte, durch welche man ihn betören wollte, und das Gesicht der falschen Prinzessin, für die er ein so großes Opfer brachte. Den Porträt hatte man weggenommen, und in Folge einer etwas verspäteten Vorsichtsmaßregel war das Gesicht der im Bette liegenden Person

mit einer völlig hochgeborenen Ungezogenheit dem Bettgange zugewendet.

Zwei Frauen standen in diesem Bettgange.

Canolles wäre gern über diesen Mangel an Rücksicht weggegangen; aber da er befürchtete, eine neue Stellvertretung gestatte der Frau von Cambes zu fliehen, wie die Prinzessin geflohen war, so sträubten sich seine Haare vor Schrecken auf seinem Haupte, und er wollte sich sogleich der Identität der Person versichern, welche das Bett einnahm, wobei er die Gewalt zu Hilfe rief, die ihm seine Sendung verlieh.

»Madame,« sprach er mit einer tiefen Verbeugung, »ich bitte Eure Hoheit um Verzeihung, daß ich mich so vor sie stelle, besonders nachdem ich mein Wort gegeben habe, ich würde ihre Befehle erwarten; aber ich habe so eben ein gewaltigen Geräusch in dem Schlosse gehört.«

Die in dem Bette liegende Person bebte, antwortete aber nicht. Canolles forschte nach irgend einem Zeichen, an welchem er zu erkennen vermöchte, ob er wirklich diejenige, welche er suchte, vor Augen hätte. Aber inmitten der Wogen von Spitzen und in der schwellenden, weichen Umgebung von Eiderdauen und Vorhängen war es ihm unmöglich, etwas Anderes zu erkennen, als die Form einer liegenden Person.

»Und,« fuhr Canolles fort, »und ich bin es mir selbst schuldig, mich zu versichern, ob diesen Bett wirklich immer noch dieselbe Person enthält, mit der ich eine halbe Stunde zu sprechen die Ehre gehabt habe.«

Diesmal war es nicht mehr ein einfachen Beben, sondern eine wahre Bewegung den Schreckens. Diese Bewegung entging Canolles nicht und er erschreck selbst darüber.

»Wenn sie mich getäuscht hat,« dachte er, »wenn sie, trotz ihren feierlichen Wortes, geflohen ist, so verlasse ich das Schloß, ich steige zu Pferde, ich setze mich an die Spitze meiner zweihundert Mann und hole meine Flüchtlinge ein, und sollte ich Feuer an dreißig Dörfer legen, um meinen Weg zu beleuchten.«

Canolles wartete einen Augenblicks aber die liegende Person antwortete nicht und drehte sich auch nicht um.

»Madame,« sprach Canolles endlich mit einer Ungeduld, die er zu verbergen nicht mehr den Muth besaß, »ich bitte Eure Hoheit, sich zu erinnern, daß ich der Gesandte des Könige bin und daß ich im Namen den Könige die Ehre verlange, ihr Gesicht zu sehen.«

»Oh! das ist eine unerträgliche Inquisition!« sagte nun eine zitternde Stimme, deren Klang den jungen Officier vor Freude beben machte, denn er erkannte eine Stimme, welche Niemand nachzuahmen im Stande war. »Ist es, wie Ihr sagt, mein Herr, der König, der Euch nötigt, so zu verfahren, so kann dies nur der Fall sein, weil der König also ein Kind noch nichts von den Pflichten eines Edelmannes weiß; eine Frau zwingen, ihr Gesicht zu zeigen, heißt ihr dieselbe Beleidigung anthun, als ob man ihr die Maske abreißen würde.«

»Madame, es gibt ein Wort, vor dem sich die Menschen beugen, wenn es von Königen kommt, und die Könige, wenn es vom Schicksal kommt: es muß sein.«

»Wohl, da es sein muß,« sprach die junge Frau, »da ich allein und ohne Schutz gegen den Befehl des Königs und die Forderungen seines Boten bin, so gehorche ich, mein Herr: schaut mich an.«

Hiernach entfernte eine ungestüme Bewegung den Wall von Kopfkissen, Decken und Spitzen, welcher die schöne Belagerte verbarg, und in der improvisierten Bresche erschien, mehr roth durch die Scham als durch die Entrüstung, der blonde Kopf, den die Stimme vorher schon

verrathen hatte. Mit dem raschen Blicke eines Mannes, der daran gewöhnt ist, sich von, wenn nicht ähnlichen, doch wenigstens gleich bedeutenden Lagen Rechenschaft zugeben, versicherte sich Canolles, daß es nicht der Zorn war, der diese durch samtene Wimpern verschleierten Augen niedergeschlagen hielt und die Hand zittern machte, welche an den schneeweißen Hals die Wogen eines flüchtigen Haares und den Batist duftender Tücher preßte.

Die falsche Prinzessin blieb einen Augenblick in dieser Lage, der sie gern etwas Drohendes verliehen hätte, während Canolles sie, die Wohlgerüche einschlürfend und mit beiden Händen die Schläge seines vor Freude springenden Herzens zurückdrängend, anschaute.

»Nun, mein Herr,« sagte nach einigen Sekunden die schöne Verfolgte, »ist die Demüthigung groß genug? Habt Ihr mich nach Muße betrachtet? Ja, nicht wahr? Euer Triumph ist vollständig! Wohl, so seid ein edelmüthiger Sieger und entfernt Euch.«

»Ich würde dies gerne thun, Madame, aber ich muß meinen Instructionen vollständig Genüge leisten. Ich habe bis jetzt nur den Theil meiner Sendung erfüllt, welcher Eure Hoheit betrifft; doch ist es nicht hinreichend, Euch gesehen zu haben, ich muß nun auch den Herzog von Enghien sehen.

Auf diese Worte, ausgesprochen mit dem Tone eines Mannes, der das Recht hat zu befehlen und Gehorsam heischt, folgte ein furchtbares Stillschweigen. Die falsche Prinzessin erhob sich, stützte sich auf eine Hand und heftete auf Canolles einen von den seltsamen Blicken, die nur ihr anzugehören schienen, so viele Dinge enthielten sie zumal. Dieser wollte sagen: »Habt Ihr mich erkannt, wißt Ihr, wer ich in der That bin? Wenn Ihr es wißt, so verschont mich, verzeiht mir, Ihr seid der Stärkere, habt Mitleid mit mir!«

Canolles begriff Alles, was dieser Blick sprach, aber er stahlte sich gegen seine verführerische Beredsamkeit und antwortete darauf mit der Stimme:

»Unmöglich, Madame, der Befehl ist genau.«

»Es geschehe also in Allem, wie Ihr es wünscht, mein Herr, da Ihr weder für meine Lage, noch für meinen Rang Rücksicht habt; geht, diese Damen werden Euch zu dem Prinzen, meinem Sohne, führen.

»Könnten diese Damen, statt mich zu Eurem Sohne zu führen, nicht Euren Sohn zu Euch führen?« entgegnete Canolles; »das wäre meiner Ansicht nach viel besser.«

»Und warum, mein Herr?« fragte die falsche Prinzessin, offenbar unruhiger über diese neue Forderung, als sie es überlegend eine andere gewesen war.

»Weil ich mittlerweile Eurer Hoheit einen Punkt meiner Sendung mittheilen werde, der nur ihr allein eröffnet werden kann.«

»Mir allein?«

»Euch allein,« antwortete Canolles mit einer Verbeugung tiefer als jedes welche er bis dahin gemacht hatte.

Der Blick der Prinzessin welcher stufenweise von der Würde zur Bitte, von der Bitte zur Unruhe übergegangen war, heftete sich diesmal auf Canolles mit der Starrheit des Schreckens.

»Was liegt in diesem Alleinsein mit mir, das Euch so sehr zu ängstigen vermag, Madame?« sprach Canolles. »Seid Ihr nicht Prinzessin und bin ich nicht Edelmann?«

»Ja, Ihr habt Recht, mein Herr, und ich habe Unrecht, daß ich fürchte. Ja, obgleich es das erste Mal ist, daß mir das Vergnügen zu Theil wird, Euch zu sehen, so ist doch das Gerücht von Eurer Artigkeit und Rechtschaffenheit bis zu mir gedrungen. Geht meine Damen, holt den Herrn

Herzog von Enghien und kommt mit ihm zurück.«

Die zwei Frauen verließen den Bettgang, schritten nach der Thüre, wandten sich noch einmal um, um zu sehen, ob der Befehl ernstlich gemeint wäre, und entfernten sich auf ein Zeichen ihrer Gebieterin oder wenigstens derjenigen, welche ihren Platz einnahm, aus dem Zimmer.

Canolles folgte ihnen mit dem Blicke, bis sie die Thüre zugemacht hatten. Dann wandte er seine von Freude funkelnden Augen auf die falsche Prinzessin, zurück.

»Sprecht,« sagte diese sich aufsetzend und ihre Hände kreuzend, »sprecht, Herr von Canolles, warum verfolgt Ihr mich auf eine solche Weise?«

Und bei diesen Worten schaute sie den jungen Officier an, nicht mit dem hochmüthigen Prinzessinnen Blick, den sie versucht hatte, und der ihr nicht gelungen war, sondern im Gegentheil mit einem so rührenden und bezeichnenden Ausdruck, daß alle die reizenden Einzelheiten ihres ersten Zusammentreffens, alle die berausenden Episoden ihrer Reise, alle die Erinnerungen dieser entstehenden Liebe in Masse wie balsamische Düfte das Herz des Barons umhüllend auftauchten.

»Madame,« sagte er, einen Schritt gegen das Bett machend, »ich verfolge die Frau Prinzessin von Condé und nicht Euch, die Ihr nicht die Frau Prinzessin seid.«

Diejenige, an welche diese Worte gerichtet waren, stieß einen kurzen Schrei aus, wurde sehr bleich und drückte eine von ihren Händen an ihr Herz.

»Was wollt Ihr damit sagen, mein Herr, und für wen haltet Ihr mich?« erwiderte sie.

»Ah! was das betrifft . . . ich wäre sehr verlegen, müßte ich es Euch erklären; denn ich würde beinahe schwören, daß Ihr der reizendste Vicomte seid, seid Ihr nicht etwa die anbetungswürdigste Vicomtesse.«

»Mein Herr,« sprach die falsche Prinzessin, welche auf Canolles, indem sie ihn an seine Würde erinnerte, Eindruck zu machen hoffte, »ich begreife von Allem, was Ihr mir sagt, nur Eines: daß Ihr Euch-gegen die Achtung verfehlt, das Ihr mich beleidigt.«

»Madame,« sprach Canolles, man verfehlt sich nicht gegen die Achtung vor Gott, weil man ihn anbetet, man beleidigt die Engel nicht, weil man sich vor ihnen auf die Kniee wirft.«

Und bei diesen Worten bückte sich Canolles, als wollte er niederknien.

»Mein Herr,« sagte rasch die Vicomtesse, Canolles zurückhaltend, »die Prinzessin nun Condé kann nicht dulden. . .«

»Madame, die Prinzessin von Condé reitet in diesem Augenblick auf einem guten Pferde, Seite an Seite mit Herrn Vialas ihrem Stallmeister und Herrn Lenet ihrem Rathe, mit ihren Edelleuten, ihren Kapitänen, mit ihren Haustruppen endlich, auf der Strebt nach Bordeaux und hat nichts mit dem zu schaffen, was in dieser Minute zwischen dem Baron von Canolles und dem Vicomte oder der Vicomtesse von Cambes vorgeht.«

»Was spricht Ihr denn da, mein Herr? Seid Ihr verrückt?«

»Nein, Madame, ich sage nur, was ich gesehen habe, ich erzähle nur, was ich gehört habe.«

»Wenn Ihr gesehen, wenn Ihr gehört habt, was Ihr sagt, muß Eure Sendung zu Ende sein.«

»Ihr glaubt, Madame? Ich soll also nach Paris zurückkehren und der Königin gestehen, daß ich, um einer Frau nicht zu mißfallen, die ich liebte (ich nenne Niemand, Madame, waffnet also Eure Augen nicht mit Zorn), ihre Befehle verletzt, die Flucht ihrer Feindin gestattet, das, was ich gesehen, unbeachtet gelassen, die Sache meines Königs verrathen habe?«

Die Vicomtesse schien bewegt und schaute den Baron mit beinahe zärtlichem Mitleid an.

»Habt Ihr nicht die allerbeste Entschuldigung,« sagte sie, »die Unmöglichkeit? Kanntet Ihr allein die starke Escorte der Frau Prinzessin festnehmen? Hatte man Euch den Befehl gegeben, allein fünfzig Edelleute zu bekämpfen?«

»Ich war nicht allein, Madame,« sprach Canolles den Kopf schüttelnd; »ich hatte und habe noch dort in dem Gehölze, fünfhundert Schritte von uns, zweihundert Soldaten, die ich mit einem einzigen Tone dieser Pfeife versammeln und zu mir rufen kann; es wäre mir also leicht gewesen, die Frau Prinzessin festzunehmen; denn diese hätte im Gegentheile nicht Widerstand leisten können. Und dann, wäre mein Geleite auch, schwächer gewesen als das ihrige, indeß dasselbe viermal stärker ist, so hätte ich immerhin kämpfen, immerhin kämpfend mich tödten lassen können; es wäre mir dies so leicht gewesen,« fügte der junge Mann mit einer tiefen Verbeugung bei, »als es mir süß sein würde, diese Hand zu küssen, wenn ich es wagte.«

Diese Hand, auf welche der Baron glühende Blicke heftete, diese feine, fleischige, weiße Hand war in der That aus dem Bette gefallen und zitterte bei jedem Worte des jungen Mannes. Die Vicomtesse, selbst geblendet durch die Elektrizität der Liebe, deren Wirkungen sie in dem kleinen Wirthshause von Jaulnay empfunden hatte, erinnerte sich nicht, daß sie diese kleine Hand, welche Canolles einen so glücklichen Vergleichungspunkt geliefert hatte, zurückziehen sollte; sie vergaß es also, und der junge Officier sank auf ein Knie und drückte seinen Mund mit wollüstiger Schüchternheit auf die Hand, welche bei der Berührung seiner Lippen sich zurückzog, als ob sie ein glühendes Eisen gebrannt hätte.

»Ich danke, Herr von Canolles,« sprach die junge Frau, »ich danke aus dem Grunde meines Herzens für das, was Ihr für mich gethan habt; glaubt, daß ich es nie vergessen werde. Aber verdoppelt den Werth des Dienstes, den Ihr mir leistet, dadurch, daß Ihr meine Lage in Betracht zieht und Euch entfernt. Müssen wir uns nicht verlassen, da Eure Aufgabe vollbracht ist?«

Dieses *uns* mit einem so zarten Tone ausgesprochen, daß darin gleichsam ein Anklang von Bedauern zu liegen schien, machte beinahe schmerzhaft die geheimsten Fasern des Herzens von Canolles vibrieren. Das Gefühl des Schmerzens findet sich fast immer im Grunde großer Freuden.«

»Ich werde gehorchen,« sprach der Baron. »Nur bemerke ich Euch, nicht um ungehorsam zu sein, sondern um Euch vielleicht einen Gewissensbiß zu ersparen, daß ich, Euch gehorchend, verloren bin. In dem Augenblicke, wo ich meinen Fehler gestehe und nicht mehr das Ansehen habe, als wäre ich der Bethörte Eurer List, werde ich das Opfer meiner Gefälligkeit. Man erklärt mich zum Verräther, man kerkert mich ein. . . erschießt mich vielleicht und das ist ganz einfach; denn ich habe verrathen.«

Claire stieß einen Schrei aus und ergriff selbst die Hand von Canolles, welche sie mit einer reizenden Verwirrung sogleich wieder fallen ließ.

»Was wollen wir denn thun?« fragte sie.

Das Herz des jungen Mannes dehnte sich aus, dieses selige *wir* wurde entschieden das Lieblingswort von Frau von Cambes.

»Euch zu Grunde richten, Euch, der Ihr so edelmüthig seid!« fuhr sie fort, »Ich, Euch in das Verderben stürzen . . . oh! Nie. Um welchen Preis kann ich Euch retten? spricht, spricht.«

»Ihr müßt mir erlauben, Madame, meine Rolle bis zum Ende zu spielen. Ich sollte, wie ich sagte, als Euer Thor erscheinen, und Herrn von Mazarin von dem, was ich sehe, und nicht von dem, was ich weiß, Meldung machen.«

»Ja, aber wenn man wüßte, daß Ihr Alles dies für mich thut, wenn man erführe, daß wir uns bereite begegnet haben, daß Ihr mich bereite gesehen habt, wäre ich ebenfalls verloren; bedenkt das!«

»Madame,« sprach Canolles mit vortrefflich gespielter Schwermuth, »bei Eurer kalten Miene, bei Eurer Würde, welche in meiner Gegenwart zu behaupten Euch so wenig kostet, glaube ich nicht, daß, Ihr Euch ein Geheimnis entschlüpfen lassen würdet, welches überdies, in Eurem Herzen wenigstens, nicht besteht.«

Claire schwieg, aber ein flüchtiger Blick und ein unmerklichen Lächeln, welches unwillkürlich die Lippen der schönen Gefangenen umspielte, antworteten Canolles auf eine Weise, die ihn zum glücklichsten Sterblichen machte.

»Ich werde also bleiben?« sagte er mit unausprechlicher Freude.

»Da es sein muß!« erwiderte die Vicomtesse.

»Dann schreibe ich Herrn von Mazarin.

»Ja, geht.«

»Wie dies?«

»Ich sage, Ihr sollt gehen und schreiben.«

»Nein, ich muß ihm von hier, von Eurem Zimmer aus schreiben, ich muß meinen Brief vom Fuße Eures Bettes datieren.«

»Aber das ist nicht schicklich.«

»Hier sind meine Instruktionen, Madame, leset sie selbst.«

Canolles reichte der Vicomtesse ein Papier, und sie las:

»Der Herr Baron von Canolles wird die Frau Prinzessin von Condé und den Herrn Herzog von Enghien, ihren Sohn, nie aus den Augen lassen.«

»Nie aus den Augen,« sprach Canolles.

»Nie aus den Augen, so ist es.«

Claire begriff nun den Vortheil, den ein Verliebter wie Canolles aus solchen Instruktionen ziehen konnte, aber sie begriff auch, welchen Dienst sie der Prinzessin leistete, indem sie in Beziehung auf ihre Person den Irrthum den Hofes verlängerte.

»Schreibt also,« sagte sie als eine in das Unvermeidliche sich fügende Frau.

Canolles fragte mit dem Blicke und sie zeigte ihm ebenfalls mit dem Blick ein Necessaire, welches Alles enthielt, was man zum Schreiben braucht; der junge Mann öffnete dasselbe, nahm Papier, Feder und ein Dintenfaß daraus, legte Alles auf einen Tisch, zog diesen Tisch so nahe als möglich zu dem Bett, bat, als ob Claire die kranke Prinzessin wäre, um Erlaubniß sich zu setzen, was ihm bewilligt wurde, und schrieb an Herrn von Mazarin folgende Meldung:

»Monseigneur, Ich bin im Schlosse Chantilly um neun Uhr Abends angekommen, Ihr erseht hieraus meine Eile, denn ich habe die Ehre gehabt, um halb sieben Uhr von Eurer Eminenz Abschied zu nehmen.

»Ich fand die zwei Prinzessinnen im Bette, die Frau Wittve sehr krank, die Frau Prinzessin ermüdet von einer Jagd, die sie am Tage gemacht hatte.

»Nach den Instructionen Eurer Eminenz habe ich mich zu Ihren Hoheiten verfügt, welche in demselben Augenblick alle ihre Gäste verabschiedeten, und ich bewache zu dieser Stunde die Frau Prinzessin und ihren Sohn unter meinen Augen.«

»Und ihren Sohn,« wiederholte Canolles, sich gegen die Vicomtesse umwendend. »Teufel! ich glaube, ich lüge, und doch möchte ich nicht gern lügen.«

»Beruhigt Euch,« versetzte Claire lachend, »wenn Ihr meinen Sohn nicht gesehen habt-, so werdet Ihr ihn sehen.«

»Und ihren Sohn unter meinen Augen,« fuhr Canolles lachend fort.

Dann den Brief wieder aufnehmend, wo er abgebrochen hatte:

»Ich habe die Ehre aus dem Zimmer der Frau Prinzessin und an ihrem Kopfkissen sitzend diesen Brief Eurer Eminenz zu schreiben.

Er unterzeichnete und zog, nachdem er Claire ehrfurchtsvoll um Erlaubniß gebeten hatte, an einer Klingelschnur: ein Kammerdiener erschien.

»Ruft meinen Lackei,« sprach Canolles, »und benachrichtigt mich, wenn er im Vorzimmer ist.«

Fünf Minuten nachher meldete man dem Baron, Castorin wäre an seinem Posten,

»Nimm,« sagte Canolles zu ihm, »bringe dieses Billet dem Officier, der meine zweihundert Mann kommandiert, sage ihm, er solle es durch einen eigenen Boten nach Paris schicken.«

»Aber Herr Baron,« entgegnete Castorin, dem die Vollziehung eines solchen Auftrags mitten in der Nacht äußerst unangenehm vorkam, »ich glaube Euch gesagt zu haben, daß sich von Herrn Pompée in den Dienst der Frau Prinzessin aufgenommen worden bin.«

»Ich ertheile Dir auch diesen Befehl im Namen der Frau Prinzessin. Will Eure Hoheit,« fügte Canolles sich umwendend bei, »vielleicht die Gnade haben, meine Worte zu bestätigen? Sie weiß, wie wichtig es ist, daß dieser Brief sogleich überbracht wird.«

»Geht,« sprach die falsche Prinzessin mit einem Tone und einer Geberde voll Majestät.

Castorin verbeugte sich bis auf die Erde und trat ab.

»Nun,« sagte Claire, indem sie ihre beiden Hände gefaltet und flehend gegen Canolles ausstreckte, »nun entfernt Ihr Euch, nicht wahr?«

»Verzeiht . . . Euer Sohn, Madame?«

»Das ist richtig,« erwiderte Claire lächelnd, »Ihr sollt ihn sehen.«

Frau von Cambes hatte kaum diese Worte gesprochen, als man wirklich nach der Sitte jener Zeiten ihrer Thüre *kratzte*. Der Kardinal von Richelieu hatte, ohne Zweifel in seiner Liebe für die Katzen, diese Weise sich anzumelden in die Mode gebracht. Während der langen Periode seiner Macht und seinen Ansehens kratzte man an der Thüre von Herrn von Richelieu, dann an der des Herrn von Chauvigny, welcher auf diese Succession wohl ein Recht hatte, und wäre es nur mit dem Titel eines natürlichen Erben gewesen, endlich an der von Herrn von Mazarin. Man konnte also auch wohl an der der Frau Prinzessin kratzen.

»Man kommt,« sprach Frau von Cambes.

»Gut, ich nehme meinen officiellen Charakter wieder an.

Und Canolles schob den Tisch bei Seite, zog den Stuhl zurück, griff nach seinem Hute und stellte sich ehrfurchtsvoll vier Schritte von dem Bett der Prinzessin auf.

»Herein,« rief die Vicomtesse.

Sogleich trat das ceremoniöseste Gefolge, das man sehen konnte, in das Gemach.

Es waren die Frauen, die Officianten, die Kammerherrn, der ganze gewöhnliche Dienst der Prinzessin.

»Madame,« sprach der erste Kammerdiener, »man hat den Herrn Herzog von Enghien geweckt; er kann also nun den Gesandten Seiner Majestät empfangen.«

Ein Blick von Canolles gegen Frau von Cambes sagte dieser so deutlich, als es die Stimme hätte thun können:

»Waren wir dahin übereingekommen?«

Dieser Blick, der alle Bitten eines gemarterten, Herzens in sich trug, wurde vortrefflich begriffen, und ohne Zweifel aus Dankbarkeit für Alles das, was Canolles gethan hatte, vielleicht auch ein wenig, um jene Bosheit zu üben welche ewig in der Tiefe selbst der besten weiblichen Herzen verborgen ist, sagte sie:

»Bringt den Herrn Herzog von Enghien hierher. Ritter Herr wird meinen Sohn in meiner Gegenwart sehen.«

Man gehorchte schleunigst, und einen Augenblick nachher wurde der junge Prinz in daß Zimmer gebracht.

In den geringsten Einzelheiten die letzten Vorkehrungen zu der Abreise der Frau Prinzessin verfolgend, hatte der Baron erwähnter Maßen den jungen Prinzen spielen und umherlaufen sehen, ohne jedoch sein Gesicht betrachten zu können. Canolles hatte nur seinen Anzug, ein einfaches Jagdgewand, wahrgenommen. Er dachte also, man hätte demselben nicht ihm zu Ehren das glänzende Costume angelegt, in welchem er vor seinen Augen erschien. Der Gedanke, den er bereits gehabt, der Prinz wäre mit seiner Mutter abgereist, wurde daher beinahe zur Gewißheit in ihm. Er betrachtete eine Zeitlang stillschweigend den Erben des erhabenen Hauses Condé, und ohne in irgend einer Beziehung die Achtung zu vermindern, welche in seiner ganzen Person ausgedrückt war, umschwebte ein unmerkliches Lächeln der Ironie seine Lippen.

»Ich bin zu glücklich,« sagte er sich verbeugend, »daß mir die Ehre zu Theil wird, Seiner Hoheit dem Herzog von Enghien meine Huldigung darbringen zu dürfen.«

»Frau von Cambes, auf welche das Kind seine Augen geheftet hielt, machte diesem ein Zeichen mit dem Kopfe, damit es grüße, und da es ihr vorkam, als ob Canolles allen Einzelheiten dieser Scene mit allzulustiger Miene folgte, so sagte sie mit einer boshafteu Berechnung, welche Canolles beben machte, denn er verrieth bereits an der Bewegung der Lippen der Vicomtesse, daß er das Opfer eines weiblichen Verrathes werden sollte:

»Mein Sohn, der Officier, der vor Euch steht, ist Herr von Canolles, von Seiner Majestät abgesandt; reicht Herrn von Canolles Eure Hand zum Kusse.«

Gehörig abgerichtet von Lenet, der, wie er es der Frau Prinzessin versprach, sich mit seiner Erziehung, beschäftigt hatte, streckte Pierrot eine Hand aus, die er in eine adelige Hand zu verwandeln nicht mehr im Stande gewesen war, und Canolles sah sich genöthigt, unter dem halb erstickten Gelächter der Anwesenden einen Kuß auf diese Hand zu drücken, welche selbst ein minder Erfahrener in dergleichen Dingen als nicht der Aristokratie angehörend leicht erkannt haben würde.

»Ah, Frau von Cambes,« flüsterte Canolles, »Ihr werdet mir diesen Kuß bezahlen.«

Und er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Pierrot, um ihm für die Ehre, die er ihm erwiesen, zu danken.

Er begriff, daß es ihm nach dieser Probe, der letzten des Programms, unmöglich war, länger in dem Zimmer einer Frau zu bleiben, und sprach sich nach dem Bette umwendend:

»Madame, mein Auftrag für diesen Abend ist erfüllt, und ich habe Euch nur noch um

Erlaubniß zu bitten, mich entfernen zu dürfen.«

»Geht, mein Herr,« sprach Claire, »Ihr seht, daß wir ruhig hier sind, und könnt also ebenfalls ruhig schlafen.«

»Ich wage es noch, eine hohe Gunst von Euch zu erbitten, Madame«

»Welche?« fragte Frau von Cambes unruhig; denn sie erkannte an dem Stimmtone des Barons, daß er sich eine Genugthuung zu nehmen beabsichtigte.

»Die, mir dieselbe Gnade zu bewilligen, welche mir der Prinz Euer Sohn gewährt hat.«

Diesmal war die Vicomtesse gefangen. Es gab kein Mittel, einem Officier des Königs die ceremonielle Gunst zu verweigern, die er auf diese Art im Angesichte Aller forderte. Frau von Cambes streckte daher ihre zitternde Hand gegen Canolles aus.

Dieser schritt auf das Bett zu, als wäre er gegen den Thron einer Königin gegangen, faßte mit der Spitze seiner Finger die Hand, die man ihm reichte, setzte ein Knie auf die Erde und drückte auf diese feine, weiße, zitternde Haut einen langen Kuß, den Jedermann der Ehrfurcht zuschrieb, während er für die Vicomtesse allein ein glühendes Preisen der Liebe war.

»Ihr habt mir Versprochen, Ihr habt mir sogar geschworen, das Schloß nicht zu verlassen, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen.« sprach Canolles aufstehend mit halber Stimme. »Ich rechne auf Euer Versprechen und auf Euren Schwur.«

»Rechnet darauf, mein Herr,« sagte Frau von Cambes und fiel einer Ohnmacht nahe auf ihr Kopfkissen zurück.

Canolles, den der Ausdruck der Stimme zittern gemacht hatte, suchte in den Augen der schönen Gefangenen die Bestätigung der Hoffnung, die ihm ihr Ton verlieh; aber die Augen der Vicomtesse waren hermetisch geschlossen.

Canolles dachte, die geschlossenen Kisten enthalten die kostbarsten Schätze, und zog sich das Paradies im Herzen zurück.

Es läßt sich nicht sagen, wie diese Nacht für unsern Baron vorüberging, wie sein Wachen und sein Schlaf nur einen langen Traum bildeten, während dessen in seinen Geiste alle Einzelheiten den chimärischen Abenteurers hin und Herzogen, welche den kostbarsten Schatz in seinen Besitz brachten, den je ein Geiziger unter den Flügeln seines Herzens hätte ausbrüten können; es lassen sich die Pläne nicht anführen, die er entwarf, um die Zukunft den Berechnungen seiner Liebe und den Launen seiner Phantasie zu unterwerfen; es lassen sich die Gründe endlich nicht nennen, die er sich selbst gab, tun sich zu überzeugen, daß er gut handelte; denn die Verrücktheit ist eine ermüdende Anstrengung für jeden andern Geist, als für den des Verrückten.

Canolles war spät eingeschlafen, wenn man überhaupt das fieberhafte Delirium, welchen auf sein Wachen folgte, Schlaf nennen darf, und dennoch beleuchtete der Tag kaum die Gipfel der Pappeln und war noch nicht auf die Oberfläche der schönen Wasser herabgestiegen, wo die Nymphen mit den breiten Blättern schlummern, deren Blüthen sich nur der Sonne erschließen, als Canolles bereits aus dem Bette sprang, sich hastig ankleidete und in den Garten hinabging. Sein erster Besuch galt dem Flügel, den die Prinzessin bewohnte, sein erster Blick dem Fenster ihres Gemaches. War die Gefangene noch nicht eingeschlafen, war sie bereits erwacht, . . . ein Licht, zu stak, um das einer Nachtlampe zu sein, röthete die hermetisch geschlossenen Damastvorhänge. Canolles blieb stille stehen bei diesem Anblick, der ohne Zweifel sogleich in seinem Geiste eine große Anzahl unsinniger Conjecturen rege machte, und verbarg sich, seinen Spaziergang unterbrechend, hinter einer Bildsäule, wo er allein mit seiner Chimäre den ewigen

Dialog verliebter Herzen begann, welche den geliebten Gegenstand in allen poetischen Ausströmungen der Natur finden.

Der Baron war seit ungefähr einer halben Stunde auf seinem Observatorium und betrachtete mit unaussprechlichem Glück diese Vorhänge, von denen jeder Andere als er gleichgültig vorübergegangen wäre, als er ein Fenster der Gallerie sich öffnen und eben diesen Fenster beinahe in demselben Augenblick das ehrliche Gesicht von Meister Pompée umrahmen sah. Allen, was auf die Vicomtesse Bezug hatte, flößte Canolles ein mächtigen Interesse ein; er wandte daher seinen Blick von diesen so anziehenden Vorhängen ab, und glaubte zu bemerken, daß Pompée eine Correspondenz durch Zeichen mit ihm einzuleiten trachtete. Anfange zweifelte Canolles, ob diese Zeichen an ihn gerichtet wären, und schaute rings um sich her; aber Pompée, der den Zweifel des Barons wahrnahm, begleitete diese Zeichen mit einem anrufenden Pfeifen, das wohl von Seiten seines Stallmeisters dem Botschafter Seiner Majestät des Könige von Frankreich ziemlich unschicklich vorgekommen wäre, hätte dasselbe nicht zur Entschuldigung einen weißen Punkt gehabt, der unmerklich gewesen wäre für jedes andere Auge, als für das eines Verliebten, welcher sogleich in diesem Punkte ein zusammengerolltes Papier erkannte.

»Ein Billet!« dachte Canolles, »sie schreibt mir, was bedeutet das?«

Und er näherte sich ganz zitternd, obgleich seine erste Bewegung große Freude war; aber es liegt in den großen Freuden der Verliebten ein Theil von Furcht, der vielleicht den größten Reiz derselben bildete: von seinem Glücke überzeugt sein, heißt bereite nicht mehr glücklich sein.

Je näher Canolles kam, desto mehr wagte es Pompée, sein Papier zu zeigen; endlich streckte Pompée einen Arm und Canolles seinen Hut aus. Diese zwei Männer verstanden sich also vortrefflich, wie man sieht. Der erste ließ das Billet fallen und der zweite fing es geschickt auf. Dann verbarg sich dieser unter einer Hecke, um es bequem lesen zu können, und Pompée, der ohne Zweifel einen Schnupfen befürchtete, machte sogleich das Fenster wieder zu.

Aber man liest nicht so das erste Billet der Frau, die man liebt, besonders wenn dieses unerwartete Billet keinen andern Grund hat, uns zu beruhigen, als weil es einen Angriff auf unser Glück enthalten dürfte. In der That, was hatte ihm die Vicomtesse zu sagen, wenn nicht eine Änderung in dem von ihnen am Abend vorher festgestellten Programm vorgegangen war? Diesen Billet konnte also nur eine unangenehme Nachricht enthalten.

Canolles war so sehr hiervon überzeugt, daß er das Papier nicht einmal seinen Lippen näherte, wie dies bei den Liebenden unter solchen Umständen gebräuchlich ist. Er drehte es im Gegentheil mit wachsender Bangigkeit in seinen Händen hin und her. Da er es jedoch früher oder später öffnen mußte, so rief er seinen ganzen Muth zu Hilfe, zerbrach das Siegel und las:

»Mein Herr, länger in der Lage verharren, in der wir uns befinden, ist etwas rein Unmögliches. Ich hoffe, Ihr werdet in dieser Hinsicht denken, wie ich. Ihr müsset darunter leiden, daß Ihr in den Augen aller Leute des Hauses für einen lästigen Aufseher geltet; anderseits, wenn ich Euch besser empfangen, als die Frau Prinzessin an meiner Stelle thun würde, muß ich befürchten, man werde errathen, wir spielen eine doppelte Komödie, deren Entwicklung der sichere Verlust meines Rufes wäre.«

Canolles trocknete sich die Stirne ab, seine Ahnungen hatten ihn nicht getäuscht. Mit dem Tage, dem großen Jäger von Phantomen, verschwanden alle seine goldenen Träume; er schüttelte den Kopf, stieß einen Seufzer aus und fuhr fort:

»Stellt Euch, als entdecktet Ihr die List, der wir uns bedient haben; es gibt, um zu dieser Entdeckung zu gelangen, ein ganz einfaches Mittel, das ich Euch selbst an die Hand geben

werde, wenn Ihr Euch meiner Bitte zu fügen mir versprechen wollt. Ihr seht, ich verberge Euch nicht, wie sehr ich von Euch abhängе. Fügt Ihr Euch in meine Bitte, so lasse ich Euch mein Porträt zukommen, worauf unter dem Bilde selbst mein Name und mein Wappen angebracht sind, Ihr sagt, Ihr habet dieses Porträt bei einer Eurer nächtlichen Runden gefunden und durch dasselbe erkannt, daß ich nicht die Frau Prinzessin sei.

»Brauche ich Euch zu bemerken, daß ich Euch als ein Andenken der Dankbarkeit, welche ich im Herzen bewahren werde, wenn Ihr noch diesen Morgen abreist, bevollmächtigt, dieses Miniaturbild zu behalten, vorausgesetzt, Ihr legt irgend einen Werth darauf?

»Verlaßt uns also, wenn es möglich ist, ohne mich wieder zu sehen, und Ihr werdet meine ganze Dankbarkeit mit Euch nehmen, während ich meiner Seite Euer Andenken als das von einem der edelsten rechtschaffensten Männer, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, bewahren will.«

Canolles las das Billet zum zweiten Male und blieb wie versteinert. Welche Gunst ein Abschiedsbrief enthält, in welchen Honig man eine Weigerung oder ein Lebewohl einhüllt, Abschied, Weigerung und Lebewohl sind darum nicht minder eine grausame Täuschung für das Herz. Es war allerdings etwas Süßes um dieses Porträt; aber die Ursache, aus der es angeboten wurde, benahm ihm einen großen Theil seines Werthes. Wozu überdies das Porträt, wenn das Original da ist, wenn man es unter den Händen hat und nur nicht freizugeben braucht?

Ja, aber Canolles, der nicht vor dem Zorne der Königin und den Mazarin zurückgewichen war, zitterte vor einem Stirnefalten von Frau von Cambes.

Aber wie hatte ihn diese Frau hintergangen, zuerst auf der Straße, dann in Chantilly, indem sie den Platz der Frau Prinzessin einnahm, und endlich dadurch, daß sie ihm am Abend eine Hoffnung gab, die sie ihm am Morgen wieder benahm! Doch von allen diesen Täuschungen war die letzte die grausamste. Auf der Straße kannte sie ihn noch nicht und entledigte sich eines lästigen Gefährten, das war das Ganze. Den Platz von Frau von Condé einnehmend, gehorchte sie nur einem höhern Befehle, spielte sie nur eine ihr von ihrer Fürstin vorgeschriebene Rolle; sie konnte nicht anders handeln. Aber diesmal, da sie ihn kannte, nachdem sie seine Ergebenheit gewürdigt, nachdem sie zweimal dieses *uns* ausgesprochen, das in der Tiefe des Herzens des jungen Mannes vibriert hatte, zum Ausgangspunkte zurückkehren, ihre Güte, ihre Dankbarkeit verleugnen, einen solchen Brief schreiben: das war in den Augen von Canolles mehr als Grausamkeit, es war beinahe Verhöhnung.

Er gerieth in den heftigsten, schmerzlichsten Zorn, ohne zu bemerken, daß hinter den Vorhängen, wo alles Licht erloschen war, als ob es der Tag unnöthig gemacht hätte, eine Zuschauerin, gut verborgen durch den Damast, die Pantomime seiner Verzweiflung betrachtete und sich vielleicht daran ergötzte.

»Ja, ja,« dachte er, seine Gedanken mit Geberden begleitend, welche mit dem Gefühl in Einklang standen, das ihn beschäftigte, »ja, das ist ein förmlicher Abschied, ein großes Ereigniß bekränzt mit einer gewöhnlichen Entwicklung, eine poetische Hoffnung in eine rohe Täuschung verwandelt. Aber ich werde die Lächerlichkeit, die man mir bereiten will, nicht so hinnehmen. Ich ziehe ihren Haß der angeblichen Dankbarkeit vor, die sie mir verspricht. Ah, ja, ich soll nur ihrem Versprechen trauen! . . . Es wäre gerade so gut, wenn man der Beständigkeit des Windes oder der Ruhe des Meeres trauen würde. Ah! Madame, Madame!« fügte Canolles, sich gegen das Fenster wendend bei, »Ihr entgeht mir zweimal; aber ich schwöre, ich finde eine ähnliche Gelegenheit, und Ihr werdet mir nicht zum dritten Male entgehe.«

Hiernach ging Canolles in seine Wohnung zurück, in der Absicht, sich anzukleiden und sich, sollte er Gewalt gebrauchen müssen, zu der Vicomtesse zu begeben. Als er aber den Fuß in sein Zimmer setzte und die Augen auf seine Pendeluhr warf, bemerkte er, daß es kaum sieben Uhr war.

Es war noch Niemand im Schlosse aufgestanden. Canolles warf sich in einen Lehnstuhl, schloß die Augen, um seine Gedanken zu erfrischen und, wenn es möglich wäre, die Phantome zu verjagen, welche um ihn her tanzten, und öffnete sie nur wieder, um von fünf zu fünf Minuten seine Uhr zu befragen.

Es schlug acht Uhr. Das Schloß begann wach zu werden und füllte sich allmählich mit Geräusch und Bewegung. Canolles wartete noch eine halbe Stunde mit unsäglicher Pein. Endlich konnte er nicht mehr länger an sich halten, ging hinab, erblickte Pompée, der umgeben von Lackeien, denen er seine Feldzüge in der Picardie unter dem verstorbenen König erzählte, mit stolzer Miene die Luft in dem großen Hofe einschlürfte, und sprach:

»Ihr seid der Intendant Ihrer Hoheit?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Pompée erstaunt.

»Habt die Güte Ihrer Hoheit zu melden, daß ich die Ehre zu haben wünsche, ihr meine Achtung zu bezeugen.«

»Aber, mein Herr, Ihre Hoheit. . .«

»Ist aufgestanden«

»Doch . . .«

»Geht.«

»Ich glaubte, die Abreise des Herrn Baron . . .«

»Meine Abreise hängt von der Unterredung ab, die ich mit Ihrer Hoheit haben werde.«

»Ich sage dies, weil ich keinen Befehl von meiner Gebieterin habe.«

»Und ich sage dies, weil ich einen Befehl vom König habe.«

Bei diesen Worten schlug Canolles majestätisch an die Tasche seines Rockes, eine Geberde, die er als die befriedigendste von allen wählte, die er seit dem Tage vorher Saite anwenden können.

Aber während unser Botschafter diesen Staatsstreich machte, fühlte er, wie ihn sein Muth verließ. Seit dem vorhergehenden Abend hatte sich seine Wichtigkeit in der That bedeutend vermindert: die Frau Prinzessin war bereits zwölf Stunden abgereist und ohne Zweifel die ganze Nacht marschiert; sie mußte also zwanzig bis fünfundzwanzig Lieues von Chantilly entfernt sein. Wie sehr Canolles auch seine Leute eilen lassen würde, es war nun keine Möglichkeit mehr, sie einzuholen, und holte er sie auch ein, wer bürgte ihm dafür, daß die Escorte der Flüchtigen, welche bei ihrem Aufbruch etwa hundert Edelleute bei sich gehabt hatte, nicht bereits auf drei bis vierhundert Parteigänger angewachsen war? Es blieb Canolles immer noch übrig, sich tödten zu lassen, wie er am Abend vorher gesagt hatte; aber hatte er auch das Rechts die Leute, die ihn begleiteten, mit sich tödten und sie so die blutige Strafe für seine verliebten Launen ausstehen zu lassen? Frau von Cambes, hatte sie sich am Tage vorher über ihre Gefühle in Beziehung auf seine Person getäuscht, war ihre Unruhe nur eine Komödie gewesen, Frau von Cambes konnte seiner öffentlich spotten; dann Verhöhnung von Seiten der Lackeien, Verhöhnung von den im Walde verborgenen Soldaten, Ungnade von Mazarin, Zorn der Königin und, mehr als Alles, der Untergang seiner entstehenden Liebe; denn nie hat eine Frau denjenigen geliebt, welchen sie

einen einzigen Augenblick lächerlich zu machen beabsichtigte.

Während er diese Gedanken in seinem Innern hin und her drehte, kam Pompée zurück, um ihm zu sagen, die Prinzessin erwarte ihn.

Diesmal war jedes Ceremoniel verbannt, die Vicomtesse erwartete ihn ganz angekleidet und stehend in einem kleinen Salon. Spuren von Schlaflosigkeit, die man vergebens zu verwischen gesucht hatte, waren auf ihrem reizenden Antlitz sichtbar; ein leichter, blauer Kreis um ihre Augen besonders deutete an, daß sich diese kaum oder gar nicht geschlossen hatten.

»Ihr seht, mein Herr,« sagte sie, ohne ihm Zeit zu lassen, zuerst zu sprechen, »ich füge mich Eurem Wunsche, doch, ich gestehe es, in der Hoffnung, daß diese Zusammenkunft die letzte sein werde und daß Ihr Euch ebenfalls dem meinigen fügt.«

»Verzeiht, Madame, aber nach unserer Unterredung gestern Abend hoffte ich auf weniger Strenge in Euren Forderungen, und ich zählte darauf, im Austausch für das was ich für Euch, für Euch allein gethan habe, denn ich kenne Frau von Condé nicht, versteht mich wohl? würdet Ihr die Gnade haben, mich länger in Chantilly zu dulden.«

»Ja, mein Herr, ich gestehe, die von meiner Lage unzertrennliche Unruhe . . . die Größe des Opfers, das Ihr mir beachtet, das Interesse der Frau Prinzessin für welche ich Zeit gewinnen sollte, vermochten meinem Munde einige Worte zu entreißen, welche nicht im Einklange mit meinem Innern standen; aber während dieser Nacht habe ich nachgedacht, ein längerer Aufenthalt von Euch oder von mir in diesem Schlosse wird unmöglich.«

»Unmöglich, Madame!« rief Canolles. »Ihr vergeßt, daß Alles für den möglich ist, welcher im Namen des Königs spricht?«

»Herr von Canolles, ich hoffe, daß Ihr vor Allem Edelmann seid und die Lage nicht mißbrauchen werdet, in welche mich meine Ergebenheit für die Prinzessin versetzt hat.«

»Madame, vor Allem bin ich verrückt; mein Gott! Ihr habt es wohl gesehen, denn nur ein Verrückter konnte thun, was ich gethan habe. Übt also Mitleid mit meiner Verrücktheit, Madame, schickt mich nicht fort, ich flehe Euch an!«

»Dann werde ich den Platz verlassen, mein Herr. Ich werde Euch, wider Euren Willen, zu Euren Pflichten zurückbringen. Wir wollen sehen, ob Ihr mich mit Gewalt zurückhaltet, ob Ihr uns Beide dem Lärmen eines Scandals preisgebt. Nein, nein, mein Herr!« fuhr die Vicomtesse mit einem Tone fort; den Canolles zum ersten Male wahrnahm, »nein, Ihr werdet bedenken, daß Ihr nicht ewig in Chantilly bleiben könnt; Ihr werdet bedenken, daß man Euch anderswo erwartet.«

Dieses Wort, welches wie ein Blitz in den Augen von Canolles glänzte, erinnerte ihn an die Scene im Wirthshause von Biscarros, an die Entdeckung, welche Frau von Cambes von der Liebschaft des jungen Mannes mit Nanon gemacht hatte, und Alles war ihm klar. Ihre Schlaflosigkeit war nicht durch die Angst vor der Gegenwart, sondern durch die Erinnerung an die Vergangenheit veranlaßt worden. Der Entschluß am Morgen Canolles zu meiden, war nicht das Resultat der Überlegung, sondern der Ausdruck der Eifersucht.

Es trat nun zwischen den einander gegenüberstehenden Personen ein kurzes Stillschweigen ein; jedes horchte auf das Wort seines eigenen Geistes, der in seiner Brust mit den Schlägen seines Herzens sprach.

»Eifersüchtig!« sagte Canolles zu sich selbst, »eifersüchtig! Oh! nun begreife ich Alles. Ja, ja! sie will sich versichern, das ich sie hinreichend liebe, um ihr jede andere Liebe zu opfern! Es ist

eine Probe!«

Frau von Cambes aber sprach zu sich selbst:

»Ich bin für Herrn von Canolles eine Zerstreung des-Geistes; er hat mich auf seinem Wege in dem Augenblick getroffen, wo er die Guienne zu verlassen genöhigt war, und folgte mir, wie der Reisende einem Irrlichte folgt: aber sein Herz ist in dem kleinen von Bäumen umgebenen Hause geblieben, in welches er sich an dem Abend begeben wollte, wo ich ihn traf. Ich kann also unmöglich einen Mann bei mir behalten, der eine Andere liebt, und den ich, wenn ich ihn länger sehen würde, vielleicht zu lieben die Schwäche hätte. Oh! es hieße nicht nur meine Ehre, sondern auch die Interessen der Frau Prinzessin verrathen, wäre ich so feig, den Agenten ihrer Verfolger zu lieben!«

Plötzlich rief sie, ihren eigenen Gedanken beantwortend:

»Oh! Nein, nein, Ihr müßt abreisen, mein Herr; geht oder ich gehe.«

»Ihr vergeßt, Madame,« sprach Canolles, »ich habe Euer Wort, daß Ihr nicht abreist, ohne mich zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben.«

»Wohl, mein Herr, ich benachrichtige Euch, daß ich Chantilly in diesem Augenblick verlasse.«

»Und Ihr glaubt, ich werde es gestatten?«

»Wie!« rief die Vicomtesse, »Ihr wollt mir Gewalt antun!«

»Madame, ich weiß nicht, was ich thun werde, aber das weiß ich, daß es nur unmöglich ist, Euch zu verlassen.«

»Also bin ich Eure Gefangene?«

»Ihr seid eine Frau, die ich bereits zweimal verloren habe und nicht zum dritten Male verlieren will.«

»Gewalt also?«

»Ja, Madame, Gewalt,« antwortete Canolles, »wenn es das einzige Mittel ist, Euch zu behalten.«

»Ah!« rief Frau von Cambes, »welch ein Glück, eine Frau zu behalten, welche seufzt, welche nach Freiheit ruft, uns nicht liebt, uns haßt.«

Canolles bebte und suchte rasch auszuschneiden, was in dem Worte und was im Geiste lag.

Er begriff, daß der Augenblick gekommen war, Alles gegen Alles einzusetzen.

»Madame,« sagte er, »die Worte, die Ihr mit einem so wahren Ausdruck gesprochen habt, daß ich mich über ihre Bedeutung nicht täuschen kann, haben jede Ungewißheit in mir gelöst. Ihr seufzend, Ihr eine Sklavin! ich eine Frau zurückhalten, die mich nicht liebt, die mich haßt! Nein, Madame, nein, seid unbesorgt, es wird nicht so sein. Ich glaubte nach dem Glücke, das ich fühlte, Euch zu sehen, Ihr würdet meine Gegenwart ertragen; ich hoffte, nachdem ich Achtung, Ruhe des Gewissens, Zukunft, vielleicht die Ehre verloren habe, Ihr würdet mich für dieses Opfer durch das Geschenk einiger Stunden entschädigen, welche ich vielleicht nie wieder finden werde. Alles dies wäre möglich gewesen, wenn Ihr mich geliebt hättet, sogar wenn ich Euch gleichgültig gewesen wäre; denn Ihr seid gut, und hättet aus Mitleid gethan, was eine Andere aus Liebe gethan haben würde. Aber ich habe nicht mehr mit der Gleichgültigkeit, sondern mit dem Hasse zu schaffen. Hiernach ist es etwas Anderes; Ihr habt Recht. Vergeht mir nur, Madame, daß ich nicht begriff, wie man gehaßt werden kann, wenn man wahnsinnig liebt. Es ist an Euch, Königin, Gebieterin und frei in diesem Schlosse wie überall zu bleiben; es ist an mir, mich zu

entfernen, und ich entferne mich. In zehn Minuten habt Ihr Eure Freiheit wiedererlangt. Lebt wohl, Madame, lebt wohl auf ewig.«

Und in einer Verwirrung, welche, am Anfang gespielt, am Ende seiner Rede wahrhaft und schmerzlich geworden war, verbeugte sich Canolles vor Frau von Cambes, drehte sich um, suchte die Thüre, die er nicht fand, und wiederholte dabei die Worte:

»Lebt wohl! Lebt wohl!« mit einem tief gefühlten Ausdrucke, der vom Herzen kommend auch zum Herzen ging. Wahre Betrübniß hat ihre Stimme wie der Sturm.

Frau von Cambes hatte diesen Gehorsam von Canolles nicht erwartet; sie hatte Kräfte für einen Kampf und nicht für einen Sieg gesammelt, und wurde ihrer Seits durch so viel Resignation, gemischt mit so viel Liebe, überwältigt; und als der junge Mann die Arme auf den Zufall ausstreckend und mit einer Art von Schluchzen bereits zwei Schritte gegen die Thüre gemacht hatte, fühlte er plötzlich, wie sich eine Hand mit dem bezeichnendsten Drucke auf seine Schulter lenkte: man berührte ihn nicht nur, man hielt ihn zurück.

Er wandte sich um.

Sie stand immer noch vor ihm. Anmuthig ausgestreckt, berührte ihr Arm immer noch seine Schulter, und der Ausdruck von Würde, den er einen Augenblick vorher auf ihrem Antlitze wahrgenommen hatte, war in ein köstliches Lächeln zerschmolzen.

»Schön, mein Herr!« sprach sie, »so gehorcht Ihr der Königin! Ihr würdet abreisen, während Ihr Befehl habt, hier zu bleiben, Verräther, der Ihr seid!«

Canolles stieß einen Schrei aus, fiel auf die Kniee und rief, seine Stirne auf die Hände drückend, die sie ihm reichte:

»Oh! das ist um vor Freude zu sterben!«

»Ach! freut Euch noch nicht,« entgegnete die Vicomtesse; »denn wenn ich Euch zurückhalte, so geschieht es, damit wir uns nicht so verlassen, damit Ihr nicht die Meinung von mir mit fortnehmt, ich sei eine Undankbare, damit Ihr mir freiwillig mein Wort zurückgebt, damit Ihr in mir wenigstens eine Freundin sehen da die entgegengesetzten Parteien, denen wir folgen, mich hindern, je etwas Anderes für Euch zu sein.«

»Oh, mein Gott!« sprach Canolles, »ich habe mich also abermals getäuscht: Ihr liebt mich nicht!«

»Sprechen wir nicht von unseren Gefühlen, Baron, sondern von der Gefahr, der wir uns aussetzen, wenn wir Beide hier bleiben; geht oder laßt mich gehen; es muß sein.«

»Was sagt Ihr da?«

»Die Wahrheit. Laßt mich hier; kehrt nach Paris zurück; sagt Mazarin, sagt der Königin, was Euch begegnet ist. Ich werde Euch unterstützen, so viel ich vermag; aber geht, geht.«

»Muß ich Euch denn wiederholen,« rief Canolles, »Euch verlassen ist sterben!«

»Nein, nein, Ihr werdet nicht sterben, denn Ihr dürft die Hoffnung bewahren, daß wir uns in glücklicheren Zeiten wiederfinden.«

»Der Zufall hat mich auf Eure Straße geworfen, Madame, oder vielmehr Euch bereits zweimal auf die meinige gebracht. Der Zufall wird müde werden, und wenn ich Euch verlasse, finde ich Euch nicht wieder.«

»Wohl, ich werde Euch suchen!«

»Oh, verlangt von mir, daß ich für Euch sterbe; der Tod ist ein schmerzhafter Augenblick und nicht mehr. Aber verlangt noch nicht, daß ich Euch verlasse. Schon bei diesem Gedanken bricht

mein Herz. Bedenkt doch, ich habe Euch kaum gesehen, kaum mit Euch gesprochen.«

»Gut . . . wenn ich Euch erlaube, heute noch zu bleiben, wenn Ihr mich den ganzen Tag sehen und sprechen könnt, werdet Ihr zufrieden sein.«

»Ich verspreche nichts.«

»Dann ich auch nicht. Ich habe nur die Verbindlichkeit gegen Euch übernommen, Euch von dem Augenblick in Kenntniß zu setzen, wo ich abreisen würde. Wohl, in einer Stunde reise ich.«

»Man muß also Alles thun, was ihr wollt? Man muß Euch in jedem Punkte gehorchen? Ich muß also Selbstverleugnung üben, um blindlings Euren Willen zu befolgen? Nun denn, wenn es sein muß seid unbesorgt: Ihr habt nur noch einen Sklaven vor Euch, der bereit ist, Euch zu gehorchen. Befehlt, Madame, befehlt.«

Claire reichte dem Baron die Hand und sprach mit ihrem sanftesten, einschmeichelndsten Tone:

»Ein neuer Vertrag im Austausch gegen mein Worte wenn ich Euch von diesem Augenblick bis heute Abend um neun Uhr nicht verlasse, werdet Ihr um neun Uhr abreisen?«

»Ich schwöre es Euch.«

»Kommt also; der Himmel ist blau, er verheißt uns einen herrlichen Tag; der Thau benetzt den Rasen, Wohlgeruch durchströmt die Luft, balsamisch duftet das Gehölze. Holla, Pompée!«

Der würdige Intendant, welcher ohne Zweifel Befehl erhalten hatte, vor der Thüre zu warten, trat ein.

»Meine Lustrosse,« sprach Frau von Cambes mit ihrer fürstlichen Miene; »ich reite diesen Morgen nach den Teichen und komme durch den Pachthof zurück, wo ich frühstücken werde . . . Ihr begleitet mich, Herr Baron,« fuhr sie fort; »es liegt in den Attributen Eures Amtes, da Ihr von Ihrer Majestät der Königin den Befehl erhalten habt, mich nicht aus dem Auge zu lassen.«

Eine Wolke erstickender Freude blendete den jungen Mann und umhüllte ihn, wie jene Dünste, welche einst die Götter im Himmel entzückten; er ließ sich ohne Widerstand, beinahe ohne Willen führen; er athmete heftig, er war berauscht, er war verrückt. Inmitten eines reizenden Gehölzes, unter geheimnisvollen Baumgängen, deren schwankende Zweige auf seine entblößte Stirne fielen, öffnete er bald seine Augen wieder für die materiellen Dinge: er war zu Fuß, stumm, das Herz gepreßt durch eine Freude beinahe so brennend, als der Schmerz, einherschreitend, seine Hand verschlungen mit der Hand von Frau von Cambes, welche so bleich, so stumm, und wohl so glücklich war wie er.

Pompée ging hinter ihnen, nahe genug, um Alles zu sehen, fern genug, um nichts zu hören.

II.

Das Ende diesen berausenden Tages kam, wie das Ende einen Traumes immer kommt; die Stunden waren wie Sekunden für den seligen Edelmann vorübergegangen, und dennoch kam es ihm vor, als hätte er an diesem einzigen Tage Erinnerungen genug für drei gewöhnliche Existenzen zusammengehäuft. Jede von diesen Alleen war mit einem Worte, mit einer Erinnerung an die Vicomtesse bereichert worden; ein Blick, eine Geberde, ein Finger auf den Mund gelegt, Alles hatte seine Bedeutung. Den Park hinabgehend, hatte sie ihm die Hand gedrückt; am Ufer hinaufsteigend, hatte sie sich auf seinen Arm gestützt; an der Mauer des Parkes hinschreitend, war sie müde geworden und niedergesessen; und bei jeder von diesen Erscheinungen, welche wie Blitze vor den Augen des jungen Mannes vorübergingen, war die Landschaft, durch einen phantastischen Schimmer erleuchtet, seiner Erinnerung nicht nur in ihrer Gesamtheit, sondern auch in ihren geringsten Einzelheiten gegenwärtig geblieben.

Canolles sollte die Vicomtesse den Tag hindurch nicht verlassen: frühstückend, lud sie ihn zum Mittagessen, beim Mittagessen lud sie ihn zum Abendbrod ein.

Mitten unter allem Glanze, den die falsche Prinzessin entwickeln mußte, um den Gesandten des Königs zu empfangen, unterschied Canolles die süßen Aufmerksamkeiten der verliebten Frau. Er vergaß die Diener, die Etiquette, die Welt; er vergaß sogar sein Versprechen, sich zu entfernen, und wählte sich für die Ewigkeit in dieses irdische Paradies einquartiert, dessen Adam er wäre, während Frau von Cambes die Eva sein sollte.

Als aber die Nacht gekommen war, als man das Abendbrod, wie die andern Acte des Tages, mit unsäglicher Freude beendet hatte, als bei dem Dessert eine Ehrendame Herrn Pierrot, der immer noch als Herzog von Enghien verkleidet war und die Umstände benützte, um zu speisen, wie es kaum vier Prinzen von Geblüt mit einander gethan hätten, einführte, und die Glocke der Pendeluhr zu schlagen anfang, sagte Frau von Cambes, nachdem sie sich versichert hatte, daß es zehnmal schlagen sollte:

»Nun ist die Stunde eingetreten.«

»Welche Stunde?« fragte Canolles, der zu lächeln und einem großen Unglück durch einen Scherz zu begegnen suchte.

»Die Stunde, das Wort zu halten, das Ihr mir gegeben habt.«

»Ei, Madame,« versetzte Canolles traurig, »Ihr vergeßt also nichts?«

»Vielleicht hätte ich vergessen wie Ihr; aber dieses verleiht mir das Gedächtniß.«

Und sie zog aus ihrer Tasche einen Brief, den sie in dem Augenblick, wo sie sich zu Tische setzte, empfangen hatte.

»Von wem ist dieser Brief?« sagte Canolles.

»Von der Frau Prinzessin, die mich zu sich ruft.«

»Das ist wenigstens ein Vorwand! Ich danke Euch, daß Ihr diese Schonung für mich gehabt habt.«

»Täuscht Euch nicht, Herr von Canolles,« erwiderte die Vicomtesse mit einer Traurigkeit, welche sie zu verbergen sich nicht die Mühe nahm. »Ich hätte diesen Brief nicht so früh empfangen, würde ich Euch zur verabredeten Stunde an Eure Abreise erinnert, haben. Glaubt Ihr,

die Leute, von denen wir umgeben sind, konnten lange unser Einverständniß gar nicht wahrnehmen? Unsere Umgangsverhältnisse, Ihr müßt es gestehen, sind nicht die einer verfolgten Prinzessin mit ihrem Verfolger. Nun aber, wenn Euch diese Trennung so grausam ist, als Ihr vorgeht, laßt Euch sagen, Herr Baron, daß es nur von Euch abhängt, wenn wir uns nicht trennen sollen.«

»Sprecht! oh sprecht!« rief Canolles.

»Errathet Ihr nicht?«

»Oh gewiß, Madame! ich errathe und zwar vollkommen. Ihr wollt davon sprechen, daß ich der Frau Prinzessin folge? . . .«

»Sie selbst spricht hiervon in diesem Briefe,« sagte lebhaft Frau von Cambes.

»Ich freue mich, daß dieser Gedanke nicht von Euch, kommt, ich freue mich über die Verlegenheit, mit der Ihr mir diesen Vorschlag macht; nicht als ob sich mein Gewissen über die Idee, dieser oder jener Partei zu dienen, empörte; nein, ich habe keine Ueberzeugung; wer hat eine solche bei diesem Krieg, abgesehen von den Betheiligten? Ist das Schwert aus der Scheide gezogen, mag der Streich von hier oder von dort kommen, was ist mir daran gelegen? Ich kenne nicht den Hof, ich kenne nicht die Prinzen: unabhängig durch mein Vermögen, ohne Ehrgeiz, erwarte ich nichts von den Einem, nichts von den Andern. Ich bin Offizier, sonst nichts.«

»Ihr willigt also ein, mir zu folgen?«

»Nein.«

»Warum nicht, wenn die Dinge sind, wie Ihr sagt?«

»Weil Ihr mich weniger schätzen würdet.«

»Ist dies das einzige Hinderniß, das Euch zurückhält?«

»Ich schwöre es Euch.«

»Oh, dann fürchtet nichts.«

»Ihr glaubt selbst nicht an das, was Ihr in diesem Augenblick sagt,« versetzte Canolles lächelnd und den Finger aufhebend; »ein Ueberläufer ist stets ein Verräther. Das erste Wort ist süßer, aber beide Worte sind gleich bedeutend.«

»Wohl, Ihr habt Recht,« sprach Frau von Cambes, »und ich werde nicht weiter darauf bestehen. Wäret Ihr in einer gewöhnlichen Lage, so hätte ich Euch für die Sache der Prinzen zu gewinnen gesucht. Aber abgesandt vom König, beauftragt mit einer Vertrauensendung von Ihrer Majestät der Königin Regentin und dem ersten Minister, geehrt durch das Wohlwollen des Herrn Herzogs von Epernon, der trotz des Verdachts, den ich Anfangs geschöpft hatte, Euch, wie man mich versichert, auf eine ganz besondere Weise begünstigt . . .«

Canolles erröthete.

»Werde ich mit der größten Discretion zu Werke gehen. Dach hört mich, Baron: seid versichert, wir verlassen uns nicht auf immer; wir sehen uns wieder, das sagen mir meine Ahnungen.«

»Wo dies?« fragte Canolles.

»Ich weiß es nicht; aber wir sehen uns gewiß wieder.«

Canolles schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

»Ich zähle nicht darauf; es besteht Krieg unter uns: das ist zu viel, besonders wenn nicht zugleich Liebe obwaltet.«

»Und dieser Tag?« fragte er mit einer bezaubernden Betonung die Vicomtesse, »rechnet Ihr ihn nichts?«

»Es ist der einzige, an welchem ich gelebt zu haben überzeugt sein darf, seitdem ich auf der Welt bin.«

»Ihr seht also, daß Ihr undankbar seid?«

»Gewährt mir einen zweiten Tag, wie diesen.«

»Ich kann nicht, ich muß heute Abend reisen.«

»Ich verlange ihn nicht für morgen, nicht für übermorgen; ich bitte darum einmal in der Zukunft. Nehmt die Zeit, die ihr wollt, wählt den Ort, der Euch beliebt, aber laßt mich mit einer Gewißheit leben; ich würde zu sehr leiden, hätte ich nur eine Hoffnung.«

»Wohin geht Ihr, wenn Ihr mich verlaßt?«

»Nach Paris, um von meiner Sendung Rechenschaft abzulegen.«

»Und sodann?«

»In die Bastille vielleicht.«

»Aber vorausgesetzt, Ihr geht nicht dahin?«

»Dann kehre ich nach Libourne zurück, wo mein Regiment sein muß.«

»Und ich nach Bordeaux, wo ohne Zweifel die Prinzessin verweilt. Kennt Ihr ein sehr vereinzelt liegendes Dorf aus der Straße von Bordeaux nach Libourne.«

»Ich kenne eines, dessen Andenken mir beinahe so theuer ist als Chantilly.«

»Jaulnay,« sagte lächelnd die Vicomtesse.

»Jaulnay,« wiederholte Canolles.

»Wohl, man braucht vier Tage, um nach Jaulnay zu gelangen; wir haben heute Dienstag; ich werde mich den ganzen Sonntag dort aufhalten.«

»Oh Dank! Dank!« rief Canolles, eine Hand an seine Lippen drückend, welche ihm zu entziehen Frau von Cambes nicht den Muth hatte.

Doch nach einem Augenblick sagte sie:

»Nun bleibt uns noch übrig, unsere kleine Komödie zu spielen.«

»Ah! Ja, das ist wahr, Madame. Die Komödie, welche mich in den Augen von ganz Frankreich vollkommen lächerlich machen muß. Ader ich habe nichts dagegen zu sagen: ich wollte es so, ich habe die Rolle, die ich spiele, nicht gewählt aber die Entwicklung veranlaßt, welche dieselbe krönt.«

Frau von Cambes schlug die Augen nieder.

»Nun lehrt mich, was ich noch zu thun habe,« sagte Canolles gelassen, »Ich erwarte Eure Befehle und bin zu Allem bereit.«

Claire war so bewegt, daß Canolles den Sammet ihres Kleides unter den ungleichen, hastigen Schlägen ihres Busens sich heben sehen konnte.

»Ihr bringt mir ein ungeheures Opfer, ich weiß es; aber beim Himmel, glaubt mir, ich bewahre Euch eine ewige Dankbarkeit. Ja, Ihr setzt Euch für mich der Ungnade des Hofes aus; ja, man wird Euch streng beurtheilen. Ich bitte Euch, verachtet Alles dies, wenn Euch der Gedanke, Ihr habet mich glücklich gemacht, ein gewisses Vergnügen bereitet.«

»Ich werde darnach trachten, Madame.«

»Glaubt mir, Baron,« fuhr Frau von Cambes fort, »der kalte Schmerz, dem ich Euch

preisgegeben sehe, ist eine furchtbare Gewissenspein für mich. Andere würden Euch vielleicht vollständiger belohnen, als ich es thue; aber, mein Herr, eine Belohnung, die man so leicht bewilligte, wurde Euer Opfer nicht würdig bezahlen.«

Bei diesen Worten schlug Claire die Augen mit einem Seufzer schamhafter Betrübniß nieder.

»Ist dies Alles, was Ihr mir zu sagen habt?« fragte Canolles.

»Nehmt,« sprach die Vicomtesse, aus ihrer Brust ein Porträt ziehend, das sie Canolles überreichte; »nehmt dieses Porträt, und bei jedem Schmerz, der für Euch aus dieser unglücklichen Angelegenheit hervorgehen wird, schaut es an, sagt Euch, das Ihr für diejenige leidet, deren Bildnis Ihr vor Euch habt, und daß jedes von Euren Leiden mit Bedauern bezahlt wird«

»Ist dies Alles?«

»Mit Achtung.«

»Ist dies Alles?«

»Mit Sympathie.«

»Ei, Madame, noch ein Wort!« rief Canolles, was kostet es Euch, mich vollkommen glücklich zu machen?«

Claire machte eine rasche Bewegung gegen den jungen Mann, reichte ihm die Hand und öffnete den Mund, um beizufügen:

»Mit Liebe.«

Aber in derselben Zeit wie der Mund, öffneten sich die Thüren, und der vorgebliche Kapitän der Garden erschien begleitet von Pompée.

»In Jaulnay werde ich vollenden,« sprach die Vicomtesse.

»Euren Satz oder Euren Gedanken?«

»Beides: der eine drückt immer den andern aus.«

»Madame,« sprach der Kapitän der Garden, »die Pferde Eurer Hoheit sind angespannt.«

»Spielt den Erstaunten,« sagte ganz leise Claire zu Canolles.

Der Edelmann lächelte mitleidig gleichsam gegen sich selbst und fragte:

»Wohin gebt Eure Hoheit?«

»Ich reife ab.«

»Vergißt Eure Hoheit, daß ich von Ihrer Majestät beauftragt bin, Euch nicht einen Augenblick zu verlassen?«

»Mein Herr, Eure Sendung ist vorbei.«

»Was soll das bedeuten?«

»Daß ich nicht Ihre Hoheit, die Frau Prinzessin von Condé, sondern nur die Frau Vicomtesse von Cambes, ihre erste Ehrendame bin. Die Frau Prinzessin ist gestern Abend abgereist, und ich gehe jetzt ab, um sie wieder einzuholen.«

Canolles blieb unbeweglich; es widerstrebte ihm sichtbar, diese Komödie vor einem Haufen von Lackeien fortzuspielen.

Um ihn zu ermuthigen, sandte ihm Frau von Cambes ihren süßesten Blick zu. Dieser Blick verlieh ihm einigen Muth.

»Man hat also den König getäuscht?« sprach er. »Und wo ist der Herr Herzog von Enghien?«

»Ich habe Pierrot den Befehl gegeben, auf den Rasen zurückzugehen,« sprach eine ernste

Stimme am Eingang des Gemaches.

Diese Stimme war die der Frau Prinzessin, welche von zwei Gesellschaftsdamen unterstützt, an der Thüre stand.

»Kehrt nach Paris, nach Nantes, nach Saint-Germain, an den Hof zurück, Eure Sendung ist vollbracht. Ihr werdet dem König melden, daß diejenigen, welche man verfolgt, zur List ihre Zuflucht nehmen und dadurch die Anwendung der Gewalt zunichte machen. Es steht Euch jedoch frei, in Chantilly zu bleiben, um mich zu bewachen, mich, die ich das Schloß nie verlassen habe und nie verlassen werde, weil dies nicht in meiner Absicht liegt. Wonach ich mich von Euch verabschiede, Herr Baron.«

Roth vor Scham, fand Canolles kaum die Kraft, sich zu verbeugen; er schaute die Vicomtesse an und sprach mit einem Tone des Vorwurfs:

»Oh Madame, Madame!«

Die Vicomtesse begriff diesen Blick und hörte diese Worte.

»Eure Hoheit erlaubt mir,« sagte sie sich an die Wittve wendend, »daß ich noch eine Secunde lang die Rolle der Frau Prinzessin spiele. Ich will dem Herrn Baron von Canolles im Namen der erhabenen Gäste für die Achtung und Zartheit danken, womit er bei Erfüllung einer so schwierigen Ausgabe zu Werke gegangen ist. Ich glaube, daß Eure Hoheit derselben Ansicht ist, und hoffe folglich, daß sie ihren Dank mit dem meinigen verbinden wird.«

Gerührt durch diese so festen Worte und mit ihrer Scharfsichtigkeit vielleicht einen Theil dieses neuen Geheimnisses durchdringend; sprach nun die Wittve mit einer Stimme, in der die Bewegung nicht zu verkennen war:

»Für Alles was Ihr gegen uns gethan habt, Vergessenheit; für Alles was Ihr für mein Haus gethan habt, Dank!«

Canolles setzte ein Knie vor der Prinzessin auf die Erde, und sie reichte ihm dieselbe Hand zum Kusse, welche Heinrich IV. so oft geküßt hatte.

Dies war die Vollendung der Scene; dies war der unabweisbare Abschied, und es blieb Canolles nur noch übrig, abzureisen, wie Frau von Cambes dies zu thun sich anschickte. Er zog sich also in sein Gemach zurück und beeilte sich, Mazarin das verzweiflungsvollste Bulletin zu schicken, das er zu ersinnen vermochte: dieses Bulletin sollte ihm das Aufbrausen und Anfahren der ersten Bewegung des Erstaunens ersparen; dann durchschritt er mit einiger Furcht vor Beleidigungen die Reihen der Diener des Schlosses Ersatz drang in den Hof, wo man ihm sein Pferd bereit hielt.

In dem Augenblick, wo er den Fuß in den Steigbügel zu setzen im Begriffe war, ließ eine gebieterische Stimme die Worte vernehmen:

»Erweist dem Gesandten Seiner Majestät den Königs, unseres Herrn, die schuldige Ehre!«

Bei diesen Worten senkten sich alle Stirnen vor Canolles, der, nachdem er, sich vor dem Fenster, woran die Frau Prinzessin stand, verbeugt hatte, seinem Pferde die Sporen gab und den Kopf hochgetragen verschwand.

Castorin aber, aus dem Zauber den schönen Traumes gerissen, den ihm Pompée in seiner falschen Intendantenrolle bereitet hatte, folgte seinem Gebieter mit hängenden Ohren.

III.

Es ist nun Zeit, zu einer der wichtigsten Personen dieser Geschichte zurückzukehren, welche auf einem guten Pferde reitend der Landstraße von Bordeaux nach Paris folgt, umgeben von fünf Gefährten, deren Augen sich bei dem geringsten Schütteln einen Sackes voll Goldthalern den der Lieutenant Ferguzon an seinem Sattelbogen hängen hat, weit aufsperrten.

Diese Harmonie erfreut und erfrischt die Truppe, wie der Klang der Trommeln und Instrumente den Soldaten auf dem Marsche wiederbelebt.

»Gleichviel, gleichviel,« sagte einer von den sechs Männern, »zehntausend Livres, das ist ein schöner Pfennig.«

»Das heißt,« erwiderte Ferguzon, »man könnte es einen schönen Pfennig nennen, wäre derselbe Niemand etwas schuldig; aber dieser Pfennig ist der Frau Prinzessin eine Compagnie schuldig. *Nimum satis est!* wie die Alten sagen, was sich mit den Worten übersehen läßt: Nur das zuviel ist genug. Wir aber, mein lieber Barrabas, haben das berühmte *genug* nicht, welches dem *zuviel* entspricht.«

»Wie theuer ist es doch, ein ehrlicher Mann zu scheinen,« sprach Cauvignac; »der ganze Geldvorrath den königlichen Steuereintreibers ist in Sattel und Zeug, in Röcken und Stickereien aufgegangen. Wir funkeln wie vornehme Herren und treiben den Luxus so weit, daß wir sogar Börsen haben; allerdings ist nichts darin. Oh trügerischer Schein!«

»Sprecht für uns, Kapitän, und nicht für Euch,« versetzte Barrabas; »Ihr habt die Börse und damit zehntausend Livres.«

»Freund,« entgegnete Cauvignac, »hast Du nicht gehört oder schlecht verstanden, was Ferguzon in Beziehung auf unsere Verbindlichkeiten gegen die Frau Prinzessin sagte? Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche sich zu einer Sache anheischig machen und etwas Anderes thun. Herr Lenet hat mir zehn tausend Livres ausbezahlt, um eine Compagnie zu errichten; ich errichte sie oder der Teufel soll mich holen. An dem Tage, wo ich sie errichtet habe, ist er mir vierzigtausend weitere schuldig; bezahlt er diese vierzigtausend Livres nicht, so werden wir sehen . . .«

»Mit zehntausend Livres!« riefen im Chor vier ironische Stimmen; denn Ferguzon schien, voll Vertrauen zu den Mitteln des Führers, von der ganzen Truppe allein überzeugt zu sein, Cauvignac würde zu dem versprochenen Resultate gelangen. »Mit zehntausend Livres wollt Ihr eine Compagnie errichten?«

»Ja,« sagte Cauvignac, »wenn man auch etwas beifügen müßte.«

»Und wer wird etwas beifügen?« fragte eine Stimme.

»Ich nicht!« versetzte Ferguzon.

»Wer denn?« fragte Barrabas.

»Bei Gott! der erste Beste. Halt, ich bemerke gerade einen Menschen, dort auf der Landstraße. Ihr werdet sehen . . .«

»Ich begreife,« sprach Ferguzon.

»Ist das Alles?« fragte Cauvignac.

»Und ich bewundere.«

»Ja,« sagte einer von den Reitern, Cauvignac nähernd, »ja, ich sehe ein, daß Euch daran gelegen ist, Kapitän, Eure Verbindlichkeiten zu erfüllen, wir könnten jedoch dabei verlieren, wenn wir zu ehrlich wären. Heute sind wir nothwendig; aber morgen, wenn die Compagnie auf den Beinen ist, wird man vertraute Offiziere dabei ernennen und uns entlassen, uns, die wir die Mühe gehabt haben, sie zu bilden.«

»Ihr seid mit wenigen Buchstaben ein Dummkopf,« mein Freund Carrotel, und es ist nicht das erste Mal, daß ich das sage,« erwiderte Cauvignac; »die elende Einwendung, die Ihr gemacht habt, beraubt Euch des Grades, den ich für Euch bei dieser Compagnie bestimmt hattet denn wir werden offenbar die sechs Offiziere dieses Kerns der Armee sein. Ich hatte Euch zum Unterlieutenant ernannt, Carrotel; Ihr werdet nur Sergent. In Folge der Armseligkeit, die Ihr so eben vernommen habt, sollt Ihr, Barrabas, der Ihr nichts sagtet, diesen Posten einnehmen, die Ihr, wenn Ferguzon gehängt ist, durch das Recht der Ancienneté zum Lieutenant vorrückt. Doch verlieren wir unsern ersten Soldaten, den ich dort erblicke, nicht aus dem Auge.«

»Habt Ihr einen Gedanken, wer dieser Mensch sein dürfte, Kapitän?« fragte Ferguzon.

»Keinen.«

»Er muß ein Bürger sein, denn er trägt einen schwarzen Mantel.«

»Bist Du dessen gewiß?«

»Seht, der Wind hebt ihn auf.«

»Trägt er einen schwarzen Mantel, so ist er ein reicher Bürger; desto bessere wir rekrutieren für den Dienst der Herren Prinzen und die Compagnie muß folglich gut zusammengesetzt sein. Hätten wir für den Knauser Mazarin zu werben, da wäre Alles gut; aber für die Prinzen, Teufel! Ferguzon, mir dünkt, meine Compagnie wird mir Ehre machen, wie Falstaff sagt.«

Die ganze Treppe gab den Pferden die Sporen, um den Bürger zu erreichen, welcher friedlich mitten, auf dem Pflaster einherzog.

Als der würdige Mann, welcher ein gutes Maulthier ritt, die schönen Herren auf sich zu galoppieren sah, stellte er sich ehrfurchtsvoll am Rande der Straße auf und grüßte Cauvignac.

»Er ist höflich,« sagte dieser, »das ist schon gut, aber er kennt den militärischen Gruß nicht und den muß man ihn lehren.«

Cauvignac gab ihm den Gruß zurück, stellte sich an seiner Seite auf und fragte:

»Mein Herr, wollt uns sagen, ob Ihr den König liebt?«

Bei Gott!« antwortete der Bürger.

»Vortrefflich!« rief Cauvignac und machte dabei entzückte Augen. »Und die Königin?«

»Die Königin? ich hege die größte Verehrung für sie!«

»Herrlich! Und Herrn den Mazarin?«

»Herr den Mazarin ist ein großer Mann, mein Herr, und ich bewundere ihn.«

»Ausgezeichnet! Wir haben also die Ehre gehabt, einem guten Diener Seiner Majestät zu begegnen.«

»Mein Herr, ich rühme mich dessen.«

»Der bereit ist, dem König seinen Eifer zu beweisen?«

»Bei jeder Gelegenheit.«

»Wie sich das glücklich trifft! Nur die Landstraßen gewähren ein solches Zusammentreffen.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte der Bürger, der Cauvignac mit einer gewissen Unruhe zu

betrachten anfang.

»Ich will damit sagen,« mein Herr, daß Ihr uns folgen müßt.«

»Euch folgen, und wohin, mein Herr?«

»Ich weiß es nicht genau; wohin wir gehen.«

»Mein Herr, ich reise nur in Gesellschaft von Leuten, die ich kenne.«

»Das ist ganz schön und dient zum Beweise, daß Ihr ein kluger Mann seid; ich will Euch also sagen, wer wir sind.«

Der Bürger machte eine Bewegung, welche andeutete, er glaube es bereits errathen zu haben. Cauvignac fuhr fort, ohne daß es schien, als hätte er diese Bewegung wahrgenommen:

»Ich bin Roland den Cauvignac, Kapitän einer allerdings abwesenden Compagnie, welche jedoch würdig vertreten wird: durch Louis Gabriel Ferguzon, meinen Lieutenant, durch George Guiliannte Barrabas, meinen Unterlieutenant, durch Zephirin Carrotel, meinen Sergent, und durch diese zwei Herren, von denen der eine mein Fourrier, der andere mein Quartiermeister ist. Ihr kennt uns nun, mein Herr,« fügte Cauvignac mit der lächelndsten Miene bei, »und ich wage zu hoffen, daß Ihr keinen Widerwillen gegen uns habt.«

»Aber mein Herr, ich habe bereite Seiner Majestät in der Stadtgarde gedient, und bezahle regelmäßig meine Steuern und Abgaben,« antwortete der Bürger.

»Mein Herr,« entgegnete Cauvignac, »ich werde Euch auch nicht für den Dienst Seiner Majestät, sondern vielmehr für den der Herren Prinzen, deren unwürdigen Stellvertreter Ihr vor Euch seht.«

»Für den Dienst der dem König feindseligen Prinzen!« rief der Bürger immer mehr erstaunt; »aber wie kommt es, daß Ihr mich fraget, ob ich Seine Majestät liebte?«

»Mein Herr, weil ich, hättet Ihr den König nicht geliebt, hättet Ihr die Königin angeklagt und auf Herrn von Mazarin geschmäht, mich wohl gehütet haben würde, Euch in Euren Geschäften zu stören; Ihr wäret mir heilig gewesen wie ein Bruder!«

»Aber, mein Herr, ich bin kein Sklave, kein Leibeigener.«

»Nein, Ihr seid ein Soldat; das heißt, es steht Euch vollkommen frei, Kapitän zu werden, wie ich, oder Marschall von Frankreich, wie Herr den Turenne.«

»Mein Herr, ich habe in meinem Leben viel plaidirt.«

»Desto schlimmer, das Prozessiren ist eine abscheuliche Gewohnheit! Ich habe nie einen Prozeß gehabt. . . vielleicht weil ich studierte, um Advocat zu werden.«

»Aber beim Plaidiren habe ich die Rechte des Königreichs kennen gelernt.«

»Das ist eine sehr lange Sache. Ihr wißt, mein Herr, daß es von den Pandecten des Justitian bis zum Parlamentsspruche, welcher bei Gelegenheit des Todes des Marschalls d'Ancre erklärt, ein Fremder könne nie Minister in Frankreich sein, achtzehntausend, siebenhundert und zweiundsiebzig Gesetze gibt, die Ordonanzen nicht zu rechnen; aber man findet bevorzugte Organisationen, welche ein erstaunliches Gedächtnis besitzen: Pico von Mirandola sprach mit achtzehn Jahren zwölf Sprachen. Und welchen Vortheil habt Ihr aus der Kenntniß dieser Gesetze gezogen, mein Herr?«

»Den Vorteil, zu wissen, daß man nicht auf der Landstraße wirbt, ohne eine Vollmacht zu haben.«

»Ich habe eine, mein Herr, hier ist sie.«

»Von der Frau Prinzessin?«

»Von Ihrer Hoheit selbst.«

Hierbei lüpfte Cauvignac ehrfurchtsvoll den Hut.

»Es gibt also zwei Könige in Frankreich?« rief der Bürger.

»Ja, mein Herr, und ich gebe mir die Ehre, Euch zu bitten, dem meinigen den Vorzug zu gönnen, und betrachte es als eine Pflicht, Euch für seinen Dienst zu gewinnen.«

»Mein Herr, ich werde an das Parlament appellieren.«

»Das ist wirklich ein dritter König, und Ihr werdet wahrscheinlich Gelegenheit haben, ihm ebenfalls zu dienen. Vorwärts, mein Herr!«

»Unmöglich, man erwartet mich in Geschäften.«

»In Orleans.«

»Wer?«

»Mein Anwalt.«

»In Geldangelegenheiten.«

»Die erste Angelegenheit ist der Dienst für den Staat.«

»Kann man meiner nicht entbehren?«

»Wir zählen auf Euch, und Ihr würdet uns in der That fehlen. Wenn Ihr Euch jedoch, wie Ihr sagt, in Geldangelegenheiten nach Orleans begeben wolltet. . .«

»Ja, in Geldangelegenheiten.«

»Um wie viel Geld handelt es sich?«

»Um viertausend Livres.«

»Die Ihr einziehen wolltet?«

»Nein, die ich bezahlen sollte.«

»An Euren Anwalt?«

»Ganz richtig.«

»Für einen gewonnenen Prozeß?«

»Für einen verlorenen.«

»In der That, das verdient Beachtung . . . Viertausend Livres?«

»Viertausend Livres.«

»Das ist gerade die Summe, welche Ihr zu bezahlen hättet, falls die Herren Prinzen einwilligen würden, Eure Dienste durch einen Söldner ersetzen zu lassen.«

»Den Teufel! ich bekäme einen Stellvertreter für hundert Thaler.«

»Einen Stellvertreter von Eurem Aussehen, einen Stellvertreter der sein Maulthier die Füße auswärts reitet, einen Stellvertreter, der achtzehntausend siebenhundert und zweiundsiebzig Gesetze kennt! Geht doch, mein Herr, für einen gewöhnlichen Menschen würden hundert Thaler sicherlich zureichen: aber wenn wir uns mit gewöhnlichen Menschen begnügten, so lohnte es sich nicht der Mühe, mit dem König zu konkurrieren. Wir brauchen Leute von Eurem Verdienst, von Eurem Rang, von Eurer Gestalt. Den Teufel! setzt Euch nicht herab; mir scheint, Ihr seid viertausend Livres werth.«

»Ich sehe wohl, wo das hinaus will,« rief der Bürger, »das ist ein Raub mit bewaffneter Hand.«

»Mein Herr, Ihr beleidigt uns,« entgegnete Cauvignac, »und wir würden Euch zur Genugthuung bei lebendigem Leibe schinden, wäre uns nicht daran gelegen, einen guten Ruf in den Armeen der Herren Prinzen zu bewahren; nein, mein Herr, gebt uns Eure viertausend Livres, aber haltet dies nicht für eine Erpressung, denn es ist nur Notwendigkeit.«

»Wer wird dann meinen Anwalt bezahlen?«

»Wir.«

»Ihr? Bringt Ihr mir einen Empfangsschein?«

»In aller Ordnung.«

»Von ihm unterzeichnet?«

»Von ihm unterzeichnet.«

»Dann ist es etwas Anderes.«

»Ihr willigt also ein?«

»Ich muß, da ich es nicht anders machen kann.«

»So gebt uns nun die Adresse des Anwalts und einige unerläßliche Notizen.«

»Ich habe Euch bereits gesagt, es wäre eine Verurtheilung in Folge eines verlorenen Prozesses.«

»Gegen wen?«

»Gegen einen gewissen Biscarros, Kläger, als Erbe seiner Frau, welche von Orleans war.«

»Aufgepasst!« rief Ferguzon.

Cauvignac machte aus dem Winkel seines Auges ein Zeichen, welches sagen wollte: »Fürchte nichts, ich bin auf der Lauer.«

»Biscarros,« wiederholte Cauvignac, »ist das nicht ein Wirth in der Gegend des Libourne?«

»Allerdings; er wohnt zwischen diesem Dorfe und Saint-Martin de Cubsac.«

»Und besitzt den Gasthof zum Goldenen Kalb?«

»So ist es. Kennt Ihr ihn?«

»Ein wenig.«

»Der Elende! mich zur Wiedererstattung einer Summe verurtheilen zu lassen.«

»Die Ihr ihm nicht schuldig waret?«

»Doch . . . die ich ihm aber nie zu bezahlen hoffte.«

»Ich begreife, das ist hart.«

»Ich gebe auch mein Wort, daß ich dieses Geld lieber in Euren Händen, als in den seinigen sehen würde.«

»Ich glaube, Ihr werdet befriedigt werden.«

»Aber mein Empfangsschein?«

»Kommt mit uns und Ihr sollt ihn in guter Form haben.«

»Wie werdet Ihr Euch dabei benehmen?«

»Das ist meine Sache.«

Man setzte den Marsch gegen Orleans fort, wo man zwei Stunden nachher ankam. Der Bürger führte die Werber in das Wirthshaus, welches am nächsten bei seinem Anwalt lag. Es war eine abscheuliche Winkelkneipe mit dem Schilde zur *Taube der Arche*.

»Wie wollen wir es nun machen?« sagte der Bürger. »Ich möchte nur gegen meinen

Empfangsschein mich meiner viertausend Livres entäußern.«

»Es mag so sein. Kennt Ihr den Schreiber Eures Anwalts?«

»Ganz genau.«

»Wenn wir Euch seine Bescheinigung überbrächten, würdet Ihr keine Schwierigkeit machen, uns Euer Geld zuzustellen?«

»Keine; aber ohne Geld wird mein Anwalt keinen Schein geben: ich kenne ihn.«

»Ich schieße die Summe vor,« sagte Cauvignac.

Und er zog aus seiner Reisetasche viertausend Livres, zweitausend in Louisd'or und zwei in Halbpistolen, und reihte die Stöße vor den Augen des erstaunten Bürgers an einander.

»Wie heißt Euer Anwalt?« sagte er nun.

»Meister Rabodin.«

»Wohl, nehmt eine Feder und schreibt.«

Der Bürger gehorchte.

»Meister Rabodin, ich schicke Euch hier die viertausend Livres Unkosten und Schadenersatz, wozu ich gegen Meister Biscarros verurtheilt worden bin, den ich im Verdacht habe, daß er einen verbrecherischen Gebrauch davon machen will.« Habt die Güte, dem Ueberbringer Euren Empfangsschein in guter Form ausgestellt zu übergeben.«

»Weiter?« fragte der Bürger.

»Datiert und unterzeichnet.«

Der Bürger datierte und unterzeichnete.

»Nun nimm diesen Brief und dieses Geld,« sprach Cauvignac zu Ferguzon, »verkleide Dich als Müller und gehe zu dem Anwalt.«

»Was soll ich bei dem Anwalt thun?«

»Du übergibst ihm diese Summe und nimmst seinen Schein in Empfang.«

»Sonst nichts?«

»Sonst nichts.«

»Ich begreife nicht.«

»Desto besser, der Auftrag wird pünktlicher vollzogen werden.«

Ferguzon hatte erwähnenswerthen großen Zutrauen zu seinem Kapitän und ging auch, ohne etwas zu erwiedern auf die Thüre zu.

»Laß uns Wein heraufbringen, und zwar vorn besten,« sprach Cauvignac; »der Herr muß etwas angegriffen sein.«

Ferguzon verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und trat ab. Nach einer halben Stunde laut er zurück und fand Cauvignac mit dem Bürger an einem Tische sitzend; Beide thaten dem berühmten Orleans-Weine Ehre an, der den gascognischen Gaumen von Heinrich IV. so sehr entzückte.

»Nun?« fragte Cauvignac.

»Hier ist der Schein.«

»Ist er so richtig?«

Cauvignac reichte dem Bürger den gestempelten Zettel.

»Allerdings.«

»Der Empfangsschein ist in Ordnung?«

»Vollkommen.«

»Ihr macht also keine Schwierigkeit, mir gegen diesen Schein das Geld zu geben?«

»Nein.«

»Gebt es.«

Der Bürger zählte die viertausend Livres auf; Cauvignac steckte sie in seine Reisetasche, wo sie die viertausend abgegangenen Livres ersetzten.

»Und hiermit bin ich freigekauft?« sprach der Bürger.

»Oh! mein Gott, ja, wenn Ihr nicht durchaus dienen wollt.«

»Nicht in Person, aber . . .«

»Aber was? Sprecht, ich habe eine Ahnung, wir werden uns nicht verlassen, ohne ein zweites Geschäft zu machen.«

»Es ist möglich,« versetzte der Bürger, völlig erheitert durch den Besitz seines Scheines; »aber ich habe einen Neffen . . .«

»Ah! Ah!«

»Ein widerspenstiger, leichtsinniger Bursche!«

»Dessen Ihr Euch gern entledigen möchtet?«

»Nicht gerade, der aber, glaube ich, einen guten Soldaten geben würde.«

»Schickt ihn mir, ich mache einen Helden aus ihm.«

»Ihr werdet ihn also anwerben?«

»Mit Vergnügen.«

»Ich habe auch einen Taufpathen, einen Jungen von Verstand, der in den geistlichen Stand eintreten will; ich muß ein schweres Kostgeld für ihn bezahlen.«

»Ihr würdet es deßhalb vorziehen, wenn er die Muskete nähme, nicht wahr? Schickt mir den Pathen mit dem Neffen; das kostet Euch fünfhundert Livree für Beide, mehr nicht.«

»Fünfhundert Livres! ich begreife nicht.«

»Gewiß, man bezahlt beim Eintritt.«

»Warum wollt Ihr mich also für den Nichteintritt bezahlen lassen?«

»Da walten besondere Gründe ob; Euer Neffe und Euer Pathe bezahlen jeder zweihundert und fünfzig Livres, und Ihr hört nie mehr von ihnen reden.«

»Teufel, es ist verführerisch, was Ihr mir da sagt, und sie werden sich wohl dabei befinden?«

»Das heißt, haben sie einmal den Dienst unter meinen Befehlen gekostet, so würden sie ihre Lage nicht mehr gegen die des Kaisers von China vertauschen.« Fragt diese Herren, wie ich sie nähre. Sprecht Barrabas antwortet Carrotel!«

»In der That.« sagte Barrabas, »wir leben wie die vornehmen Herren.«

»Und wie sind sie gekleidet? Seht.«

Carrotel machte eine Pirouette, um seinen glänzenden Anzug auf allen Seiten zu zeigen.

»Es ist allerdings nichts gegen das Aussehen einzuwenden,« sprach der Bürger.

»Ihr schickt mir also Eure zwei jungen Leute?«

»Ich habe große Lust. Werdet Ihr Euch lange hier aufhalten?«

»Nein, wir ziehen morgen früh weiter; aber um sie zu erwarten, reiten wir nur im Schritt.

Bezahlt die fünfhundert Livres und die Sache ist abgemacht.«

»Ich habe nur zweihundert und fünfzig bei mir.«

»Ihr gebt ihnen die zweihundert und fünfzig andern mit, das ist sogar ein Vorwand, sie zu mir zu schicken; denn Ihr begreift, sie könnten sonst, wenn Ihr keinen Vorwand hättet, etwas vermuthen.«

»Aber vielleicht werden sie mir antworten, ein Einziger genüge zur Besorgung des Auftrags?«

»Ihr sagt ihnen, die Wege seien nicht sicher, und gebt jedem fünf und zwanzig Livres, das ist ein Vorschuß auf ihren Sold.«

Der Bürger machte ganz verwunderte Augen.

»In der That,« sagte er, »nur für die Militäre gibt es keine Schwierigkeit, welche sie aufzuhalten vermöchte.«

Und hierauf bezahlte er die zweihundert und fünfzig Livres an Cauvignac und entfernte sich ganz entzückt, daß er Gelegenheit gefunden hatte, für fünfhundert Livres einen Neffen und einen Pathen unterzubringen, welche ihn mehr als hundert Pistolen jährlich gekostet hatten.

IV.

»Nun, Meister Barrabas,« sprach Cauvignac, »habt Ihr in Eurem Felleisen irgend einen Anzug, der etwas weniger elegant ist, als derjenige, welchen Ihr tragt, und Euch das Ansehen eines Steuerbeamten bekleiden würde?«

»Ich habe den des Einnehmers, welchen Ihr, wie Ihr wißt . . .«

»Gut, sehr gut, Ihr habt wohl auch sein Patent?«

»Der Lieutenant Ferguzon sagte mir, ich solle es nicht verlieren, und ich habe es sorgfältig aufbewahrt.«

»Der Lieutenant Ferguzon ist der vorsichtigste Mensch den ich kenne. Kleidet Euch als Einnehmer und steckt das Patent zu Euch.«

Barrabas ging hinaus und kam nach zehn Minuten völlig umgestaltet wieder zurück.

Er fand Cauvignac ganz schwarz gekleidet und zum Täuschen einem Manne der Justiz ähnlich.

Beide wanderten nach dem Hause des Anwalts: Meister Rabodin hatte eine Wohnung im dritten Stocke, bestehend aus einem Vorzimmer, einer Schreibstube und einem Cabinet. Ohne Zweifel waren dabei noch andere Zimmer. Da sie aber für seine Kunden nicht geöffnet wurden, so sprechen wir nicht davon.

Cauvignac durchschritt das Vorzimmer, ließ Barrabas in der Schreibstube, warf im Vorübergehen einen forschenden Blick auf die zwei Schreiber, welche sich stellten, als kritzelten sie, während sie Marelle spielten, und ging in das Allerheiligste.

Meister Rabodin saß an einem Schreibtisch, welcher dergestalt mit Acten überladen war, daß der ehrwürdige Anwalt wirklich unter Urkunden, Contracten und Urtheilssprüchen begraben zu sein schien. Er war ein großer, ausgetrockneter, gelber Mann mit einem schwarzen Kleide, welches so fest an seinen Gliedern klebte, wie die Haut einer Schlange auf ihrem Körper klebt. Als er das Geräusch der Tritte von Cauvignac hörte, erhob er seinen langen gekrümmten Rücken und richtete den Kopf auf, der nun den Wall überragte, von welchem er umgeben war.

Cauvignac glaubte einen Augenblick den Basilisk gefunden zu haben, ein Thier, das die neueren Gelehrten als fabelhaft betrachteten, so sehr glänzten die kleinen Augen des Anwalts im düsteren Schimmer des Geizes und der Gierde.

»Mein Herrn,« sprach Cauvignac, »ich bitte um Verzeihung, wenn ich mich so bei Euch einfinde, ohne zuvor gemeldet zu sein; aber,« fügte er mit seinem reizendsten Lächeln bei, »das ist ein Vorrecht meines Amtes.«

»Ein Vorrecht Eures Amtes,« sprach Meister Rabodin, »was für ein Amt habt Ihr denn, wenn ich fragen darf?«

»Ich bin Executor Seiner Majestät, mein Herr.«

»Executor Seiner Majestät?«

»Ich habe diese Ehre.«

»Ich begreife nicht mein Herr.«

»Ihr werdet sogleich begreifen. Nicht war, Ihr kennt Herrn Biscarros?«

»Allerdings kenne ich ihn; er ist mein Client.«

»Was denkt Ihr von ihm, wenn ich fragen darf?«

Was ich von ihm denke?«

»Ja.«

»Ich denke . . . ich denke . . . ich denke, er ist ein sehr braver Mann.«

»Mein Herr, Ihr täuscht Euch.«

»Wie, ich täusche mich?«

»Euer braver Mann ist ein Rebell.«

»Wie, ein Rebell?«

»Ja, mein Herr, ein Rebell, der die vereinzelte Lage seines Wirthshauses benützte, um einen Herd der Verschwörung daraus zu machen.«

»In der Tat!«

»Der sich anheischig gemacht hat, den König, die Königin und Herrn von Mazarin zu vergiften, wenn sie zufällig bei ihm anhalten würden.«

»Wirklich!«

»Und den ich so eben verhaftet und wegen Hochverraths in den Kerker von Libourne gebracht habe.«

»Mein Herr, ich bin außer mir vor Erstaunen.« sprach Meister Rabodin, sich in seinem Stuhle umdrehend.

»Vernehmt noch mehr,« fuhr der falsche Executor fort: »Ihr seid in dieser Sache compromittirt.«

»Ich!« rief der Anwalt von Orange gelb zu Apfelgrün übergehend, »ich compromittirt, wie dies?«

»Ihr besitzt eine Summe, welche der schändliche Biscarros zu Bezahlung eines Heeres von Aufrührern bestimmt hatte.«

»Ich empfang allerdings für ihn . . .«

»Eine Summe von viertausend Livres; man hat mit ihm die Folter der spanischen Stiefeln vorgenommen und bei dem achten Keile gestand der Feige, diese Summe müßte sich bei Euch finden.«

»Sie ist allerdings hier; aber erst seit einem Augenblick.«

»Desto schlimmer, mein Herr, desto schlimmer.«

»Warum desto schlimmer?«

»Weil ich genöthigt bin, mich Eurer Person zu versichern.«

»Meiner Person?«

»Allerdings: die Anklageacte bezeichnet Euch als Mitschuldigen.«

Der Anwalt ging von Apfelgrün zu Bouteillengrün über.

»Ah, wenn Ihr diese Summe nicht empfangen hättet,« fuhr Cauvignac fort, »dann wäre es etwas Anderes. Aber Ihr gesteht, sie empfangen zu haben, und darin liegt ein Beweis, wie Ihr wohl begreift.«

»Mein Herr, wenn ich Euch dieselbe zu geben einwillige, wenn ich sie Euch sogleich zustelle, wenn ich erkläre, das ich in keiner Verbindung mit dem elenden Biscarros stehe, wenn ich ihn

verleugne?«

»Es wird nichtsdestoweniger schwerer Verdacht über Euch schweben. Ich muß Euch jedoch sagen, daß die schleunige Ausfolgung des Geldes . . .«

»Mein Herr, sogleich!« rief Meister Rabodin.

»Das Geld ist noch hier in dem Sack, in welchem man es mir überwachte. Ich habe die Summe nur nachgezählt.«

»Und sie ist genau?«

»Zählt selbst, mein Herr, zählt selbst.«

»Nein, mein Herr, denn ich bin nicht ermächtigt, das Geld Seiner Majestät einzuziehen; aber ich habe den Steuereinnahmer von Libourne bei mir, der mir beigegeben worden ist, um die verschiedenen Summen zu erheben, welche der elende Biscarros an einzelnen Orten niederlegte, um sie im Falle der Noth zu gebrauchen.«

»In der That, er hat mir sehr eingeschärft, ihm diese viertausend Livres, wenn ich sie empfangen hatte, ohne Verzug zu überschicken.«

»Seht Ihr? er weiß ohne Zweifel bereits, das die Frau Prinzessin aus Chantilly entflohen ist und nach Bordeaux zieht. Er raffte alle seine Mittel zusammen, um sich zum Parteiführer zu machen. Der Schuft! Und Ihr vermuthet nichts?«

»Nichts, mein Herr, nichts?«

»Und Niemand hat Euch davon in Kenntniss gesetzt?«

»Niemand.«

»Was sagt Ihr da?« rief Cauvignac, mit dem Finger nach dem Briefe des Bürgers deutend, der ganz offen auf dem Schreibtische von Meister Rabodin liegen geblieben war. »Was sagt Ihr da, während Ihr mir selbst den Beweis vom Gegentheile liefert?«

»Wie! den Beweis?«

»Lest nur selbst.«

Rabodin las mit zitternder Stimme:

»Meister Rabodin, ich schicke Euch hier die viertausend Livres Unkosten und Schadenersatz, wozu ich gegen Meister Biscarros verurtheilt worden bin, den ich im Verdacht habe, daß er einen verbrecherischen Gebrauch davon machen will.«

»Einem verbrecherischen Gebrauch!« wiederholte Cauvignac, »Ihr seht, daß sich der abscheuliche Ruf Eures Klienten bis hierher verbreitet hat.«

»Mein Herr, ich bin wie vom Donner gerührt,« sprach der Anwalt.

»Ich kann Euch nicht verbergen, daß meine Befehle streng sind,« versetzte Cauvignac.

»Mein Herr, ich schwöre Euch, ich bin unschuldig.«

»Biscarros sagte bei Gott dasselbe, bis man ihn der Folter unterworfen hatte; nur hat er bei dem fünften Keil die Sprache geändert.«

»Ich sage Euch, das ich bereit bin, Euch das Geld zu übergeben. Hier ist es, nehmt es. es brennt mich.«

»Wir wollen die Dinge ganz in Ordnung abmachen,« sprach Cauvignac. »Ich habe Euch bereits bemerkt, daß ich nicht beauftragt bin, die Gelder des Königs einzuziehen.« Dann gegen die Thüre schreitend, rief er: »Kommt herein, Herr Einnehmer. Jedem sein Amt.«

Barrabas trat ein.

»Der Herr gesteht Alles,« fuhr Cauvignac fort.

»Wie, ich gestehe Alles! rief der Anwalt.«

»Ja, Ihr gesteht, daß Ihr mit Biscarros eine Correspondenz unterhalten habt.«

»Mein Herr, ich habe nur zwei Briefe von ihm empfangen und nur einen an ihn geschrieben.«

»Der Herr gesteht, daß er Geldsummen in Verwahrung hat, die dem Angeklagten gehören.«

»Hier sind sie, mein Herr. Ich habe außer diesen viertausend Livres nie etwas von ihm erhalten und bin bereit, sie Euch zu übergeben.«

»Herr Einnehmer,« sprach Cauvignac, »zeigt Euer Patent vor, zahlt das Geld und gebt einen Schein im Namen Seiner Majestät.«

Barrabas reichte sein Patent dem Anwalt, dieser stieß es aber zurück, da er ihn nicht durch das Lesen desselben beleidigen wollte.

»Nun,« sprach Cauvignac, während Barrabas aus Furcht vor einem Irrthum das Geld zählte, »nun müßt Ihr mir folgen.«

»Euch folgen?«

»Allerdings. Habe ich Euch nicht gesagt, Ihr wäret verdächtig?«

»Mein Herr, ich schwöre Euch, das Seine Majestät keinen treueren Diener hat, als mich.«

»Es ist nicht genug mit der Versicherung, Ihr wißt das besser als ich, mein Herr Anwalt. Bei der Rechtspflege reicht das Behaupten nicht zu, es bedarf der Beweise.«

»Beweise, mein Herr, ich werde sie geben.«

»Welche?«

»Mein ganzes vergangenes Leben.«

»Das ist nicht genug: es bedarf einer Gewährschaft für die Zukunft.«

»Sagt mir, was ich thun kann, und ich werde es thun.«

»Es gäbe wohl ein Mittel, auf eine unbestreitbare Weise Eure Ergebenheit gegen den König an den Tag zu legen.«

»Welches?«

»Es ist in diesem Augenblick in Orleans einer meiner Freunde, ein Kapitän, der eine Compagnie für den König anwirbt.«

»Nun?«

»Das Mittel bestände darin, das Ihr bei dieser Compagnie eintreten würdet.«

»Ich, mein Herr, ein Anwalt . . .«

»Der König braucht sehr nothwendig Anwälte, denn seine Angelegenheiten sind äußerst verwirrt.«

»Ich würde sie gern betreiben, mein Herr, aber meine Schreibstube?«

»Ihr last sie durch Eure Schreiber führen.«

»Unmöglich, die Unterschriften?«

»Verzeiht, meine Herren, wenn ich mich in das Gespräch mische,« sagte Barrabas.

»Sprecht immerhin,« versetzte der Anwalt.

»Es scheint mir, böte der Herr, der einen sehr traurigen Soldaten geben würde . . .«

»Ja, Herr, Ihr habt Recht, einen sehr traurigen,« sprach der Anwalt.

»Böte der Herr an seiner Stelle Eurem Freunde oder vielmehr dem König . . .«

»Was kann ich dem König bieten?«

»Seine zwei Schreiber.«

»Allerdings,« rief der Anwalt, »allerdings, und zwar mit großem Vergnügen. Euer Freund mag beide nehmen, ich gebe sie ihm: es sind vortreffliche Jungen.«

»Der eine derselben schien mir nur ein Kind zu sein.«

»Fünfzehn Jahre, mein Herr, fünfzehn Jahre, und äußerst gewandt auf der Trommel. Komm hierher, Fricotin.«

Cauvignac bedeutete mit einem Zeichen der Hand, man möge Herrn Fricotin lassen, wo er war, und fuhr fort:

»Der Andere?«

»Achtzehn Jahre, mein Herr; fünf Fuß, sechs Zoll, strebt darnach, Schweizer in Saints-Sauveux zu werden, und hat folglich Kenntnisse in der Handhabung der Hellebarde. Hierher, Chalumeau!«

»Aber er schielt abscheulich, wie es mir vorkam,« sagte Cauvignac mit einem zweiten dem ersten ähnlichen Zeichen.

»Desto besser, mein Herr, desto besser. Ihr stellt ihn als Schildwache auf, und wenn er auf seinem Posten steht, wird er zugleich rechts und links sehen, während die Andern nur vor sich sehen.«

»Das ist wohl ein Vortheil; aber Ihr begreift, der König ist sehr beengt; wenn man mit Kanonenschüssen plaidirts kostet es noch mehr, als wenn man seine Prozesse mit Worten betreibt. Der König kann die Equipirung dieser zwei Bursche nicht übernehmen! Es ist genug, wenn er sich ihre Instructionen und ihren Sold ausladet.«

»Mein Herr,« sprach Meister Rabodin, »wenn es nur dessen bedarf, um meine Ergebenheit gegen den König darzuthun . . . Wohl, ich werde ein Opfer bringen.«

Cauvignac und Barrabas schauten sich gegenseitig an.

»Was denkt Ihr davon, Herr Einnehmer?« fragte Cauvignac.

»Ich denke, der Herr hat ein redliches Aussehen,« antwortete Barrabas.

»Und man muß folglich Rücksicht auf ihn nehmen. Gebt dem Herrn einen Schein für fünfhundert Livres.«

»Fünfhundert Livres!«

»Einen motivierten Schein für die Equipirung von zwei jungen Soldaten, welche Meister Rabodin in seinem Eifer Seiner Majestät anbietet.«

»Aber mittelst diesen Opfern werde ich doch wohl ruhig bleiben können?«

»Ich glaube es.«

»Man wird mich nicht belästigen?«

»Ich hoffe es.«

»Und wenn man mich gegen alle Gerechtigkeit verfolgt?«

»So würdet Ihr Euch auf mein Zeugniß berufen. Doch werden Eure zwei Schreiber einwilligen?«

»Sie werden entzückt sein.«

»Seid Ihr dessen gewiß?«

»Ja. Man sollte ihnen indessen nicht sagen, . . .«

»Welche Ehre ihnen Vorbehalten ist, nicht wahr?«

»Es wäre klüger.«

»Wie es also machen?«

»Das ist ganz einfach; ich schicke sie Eurem Freunde. Wie heißt derselbe?«

»Kapitän Cauvignac.«

»Ich schicke sie Eurem Freunde, dem Kapitän Cauvignac, unter irgend einem Vorwande. Es wäre besser, wenn es außerhalb Orleans geschehen könnte, damit es keinen Lärmen macht.«

»Ja, und damit die Einwohner von Orleans nicht die Lust erfaßt, Euch mit Ruthen zu streichen, wie es Camillus jenem Schulmeister des Alterthums thun ließ.«

»Ich schicke sie Euch vor die Stadt, auf die Landstraße von Orleans nach Tours zum Beispiel.«

»In das erste Wirtshaus.«

»Ja; sie finden den Kapitän Cauvignac bei Tisch; er bietet ihnen ein Glas Wein, sie nehmen es an, er schlägt ihnen die Gesundheit des Königs vor, sie trinken in der Begeisterung und sind Soldaten.«

»Vortrefflich, nun könnt Ihr sie rufen.«

Der Anwalt rief die zwei jungen Leute. Fricotin war ein kleiner Bursche von kaum vier Fuß, lebhaft und untersetzt; Chalumeau war ein großer Bengel von fünf Fuß sechs Zoll, dünn wie eine Spargel und roth wie eine Rübe.

»Meine Herren,« sagte Cauvignac, »Meister Rabodin, Euer Anwalt, beauftragt Euch mit einer Vertrauensendung. Ihr sollt morgen früh in dem ersten Wirthshause das sich auf der Straße von Orleans nach Blois findet, einen Bund Acten bezüglich auf einen Prozeß zwischen Kapitän Cauvignac und Herrn von Larochefoucault holen. Meister Rabodin wird jedem von Euch fünfundzwanzig Livres Belohnung für diesen Gang schenken.«

Fricotin, ein leichtgläubiger Junge, machte einen drei Fuß hohen Sprung. Chalumeau, welcher mißtrauischen Charakters war, schaute zugleich Cauvignac und den Anwalt mit einem zweifelhaften Ausdrücke an, wobei er noch dreimal mehr schielte, als gewöhnlich.

»Halt, halt,« versetzte Meister Rabodin lebhaft, »ich habe mich nicht zu den fünfzig Livres anheischig gemacht.«

»Ihr welche Summe,« fuhr der falsche Exemte fort, »sich Meister Rabodin bei dem Honorar des Prozesses zwischen Cauvignac und dem Herzog von Larochefoucault schadlos halten wird.«

Meister Rabodin ließ den Kopf sinken; er mußte durch diese Thüre oder durch die des Gefängnisses gehen.

»Gut,« sprach der Anwalt, »ich willige ein; aber Ihr werdet mir hiernach einen Schein geben.«

»Seht, sagte der Einnehmer, »seht, wie ich Eurem Verlangen zugekommen bin.«

Und er übergab ihm ein Papier, auf welchem folgende Zeilen geschrieben standen:

»Erhalten von Meister Rabodin, dem sehr getreuen Unterthanen Seiner Majestät, als freiwillige Gabe eine Summe von fünfhundert Livres zu Unterstützung des Königs in seinem Kriege gegen die Herren Prinzen.«

»Wenn Ihr besonderen Werth darauf legt,« sagte Barrabas, »so werde ich die zwei Schreiber auf den Schein setzen.«

»Nein,« entgegnete rasch der Anwalt, »es ist vortrefflich so.«

»Doch hört,« sprach Cauvignac zu Meister Rabodin, »heißt Fricotin seine Trommel nehmen und Chalumeau sich mit seiner Hellebarde bewaffnen. Man hat dies dann immer weniger zu kaufen.«

»Unter welchem Vorwand soll ich ihnen diesen Auftrag gehen?«

»Bei Gott, unter dem Verwand, daß sie sich unterwegs zerstreuen mögen.«

Hiernach entfernten sich der falsche Exemte und der falsche Einnehmer, Meister Rabodin aber blieb ganz verblüfft durch die Gefahr, der er preisgegeben gewesen war, und fühlte sich nur zu glücklich, so leichten Kaufes davon gekommen zu sein.

V.

Am andern Tage ging es, wie Cauvignac vorhergesehen hatte, der Neffe und der Pathe kamen zuerst, beide auf demselben Pferde reitend; dann erschienen Fricotin und Chalumeau, der eine mit seiner Trommel, der andere mit seiner Hellebarde. Es gab wohl, als man ihnen erklärte, sie hörten die Ehre in den Dienst der Prinzen eingereiht zu werden, von der einen oder der andern Seite Schwierigkeiten, aber diese hoben sich vor den Drohungen von Cauvignac, den Versprechungen von Ferguzon und der Logik von Barrabas.

Das Pferd des Neffen und des Pathen wurde dazu bestimmt, das Gepäck zu tragen, und da es eine Fußgänger Compagnie war, deren Bildung Cauvignac übernommen hatte, so konnten die Rekruten nichts dagegen einwenden.

Man begab sich auf den Weg. Der Marsch von Cauvignac glich einem Triumphzug. Der erfinderische Parteigänger fand Mittel, die hartnäckigsten Anhänger des Friedens in den Krieg zu führen. Die Einen ließ er der Sache des Königs, die Andern der Sache der Prinzen sich anschließen. Einige glaubten dem Parlamente zu dienen, Andere dem König von England, der von einer Landung in Schottlands um seine Staaten wiederzuerobern sprach. Wohl fand einige Abscheidung in den Farben statt, wohl zeigte sich eine Disharmonie in den Reclamationen, welche der Lieutenant Ferguzon trotz seiner Ueberredungsgabe der Tonart des leidenden Gehorsams zu unterwerfen Mühe hatte. Doch mit Hilfe einer beständigen, wie Cauvignac sagte, für den Erfolg des Unternehmens nothwendigen Operation rückte man vor, ohne zu wissen, was man thun sollte. Cauvignac hatte vier Tage, nachdem er Chantilly verlassen, fünfundzwanzig Mann beisammen: es war dies, wie man sieht, schon eine ziemlich hübsche Patrouille. Viele Flüsse, welche wenn sie sich in das Meer stürzen, großen Geräusch machen, haben einen minder mächtigen Ursprung.

Cauvignac suchte einen Mittelpunkt: er gelangte in ein kleines Dorf, welches zwischen Chatellerault und Poitiers lag, und glaubte hier gefunden zu haben, was er suchte. Es war Jaulnay; Cauvignac erkannte daß Dorf, in welchen er eines Abends den Befehl für Canolles gebracht hatte, und schlug sein Hauptquartier in dem Wirthshause auf, in welchem er an jenem Abend ziemlich gut gespeist zu haben sich erinnerte. Ueberdies hatte man keine Wahl, denn dieses Wirthshaus war erwähnenswerthen das einzige im ganzen Dorfe.

So gestellt, auf der Hauptstraße von Bordeaux nach Paris, hatte Cauvignac hinter sich die Truppen des Herrn von Larochefoucault, welcher Saumur belagerte, und vor sich die des Königs, welche sich in der Guienne zusammengezogen. Jedermann die Hand reichend, hütete sich Cauvignac wohl, irgend eine Farbe aufzupflanzen, ehe die geeignete Gelegenheit gekommen wäre, und war darauf bedacht, einen Kern von etwa hundert Mann zu bilden, um daraus erkleckerlichen Vortheil zu ziehen. Das Rekrutirungsgeschäft nahm seinen raschen Fortgang und Cauvignac hatte seine Arbeit beinahe zur Hälfte abgemacht.

Als nun Cauvignac, nachdem er den ganzen Morgen mit der Menschenjagd zugebracht hatte, seiner Gewohnheit gemäß vor der Thüre des Wirthshauses auf der Lauer stand und mit seinem Lieutenant und seinem Unterlieutenant plauderte, sah er am Ende der Straße eine junge Dame zu Pferde erscheinen, der ein Stallmeister ebenfalls zu Pferde und zwei mit Gepäck beladene Maulthiere folgten.

Das leichte Wesen, mit dem die schöne Amazone ihr Roß regierte, die steife, stolze Haltung ihres Stallmeisters machten eine Erinnerung im Kopfe von Cauvignac rege.

Er legte seine Hand auf den Arm von Ferguzon, der an diesem Tage übler Laune ziemlich traurig in die Welt schaute, und sagte auf die Reisende deutend, zu ihm:

»Hier kommt der fünfzigste Soldat des Regiments von Cauvignac, oder ich will des Todes sein.«

»Wie? diese Dame?«

»Allerdings.«

»Ah! wir haben bereits einen Neffen, der Advocat, einen Pathen, der Pfarrer werden sollte, zwei Schreiber, zwei Apotheker, einen Arzt, drei Bäcker und zwei Gänsehirtten; mir scheint, das sind genug schlechte Soldaten, ohne daß man eine Frau beizufügen nöthig hätte, denn eines Tags wird man sich doch schlagen müssen.«

»Ja, aber unser Schuß beläuft sich erst auf fünf- und-zwanzigtausend Livres (man sieht, der Schatz hatte wie die Truppe die Natur des Schneeballes), und ich denke, es wäre nicht übel, wenn man eine runde Summe, etwa dreißigtausend Livres, erreichen könnte.«

»Ah! wenn Du die Dinge aus diesem Gesichtspunkt betrachtetest, habe ich nichts einzuwenden, und pflichte Dir vollkommen bei.«

»Stille! Du wirst sehen.«

Cauvignac näherte sich der jungen Dame, welche vor einem der Fenster des Wirthshauses angehalten hatte und die Wirthin befragte, die ihr vom Zimmer aus Antwort gab.

»Eure Diener, mein edler Herr,« sagte er mit einer schlaun Miene, die Hand höflich an den Hut legend.

»Mein edler Herr! ich« erwiderte die Dame lächelnd.

»Ihr selbst, schöner Vicomte.«

Die Dame erröthete.

»Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt?« entgegnete sie.

»Oh! doch wohl, und zum Belege dient, daß Ihr bereits einen halben Fuß Roth auf den Wangen habt.«

»Ihr täuscht Euch offenbar, mein Herr.«

»Nein, nein, ich weiß im Gegentheil sehr gut, was ich sage.

»Genug des Scherzes, mein Herr.«

»Ich scherze nicht, und wenn Ihr den Beweise haben wollt, so werde ich Euch denselben geben. Ich habe die Ehre gehabt, Euch vor ungefähr drei Wochen in der Tracht Eures Geschlechts an dem Ufer der Dordogne zu begegnen; es folgte Euch damals Euer treuer Stallmeister, Herr Pompée. Habt Ihr noch Herrn Pompée? Ah! ja, da ist er! Dieser liebe Herr Pompée, werdet Ihr auch sagen, ich kenne ihn nicht?«

Der Stallmeister und die junge Dame schauten sich verwundert an.

»Ja, ja« fuhr Cauvignac fort, »Ihr staunt, mein schöner Vicomte; aber wagt es zu behaupten, ich habe Euch nicht begegnet, dort auf der Straße den Saint-Martin-de-Cubsac, eine Viertelmeile von dem Wirthshause des Meister Biscarros.«

»Ich leugne dieses Zusammentreffen nicht, mein Herr.«

»Ah! Ihr seht wohl.«

»Nur war ich an jenem Tage verkleidet.«

»Nein, nein, heute seid Ihr es. Uebrigens, da das Signalement des Vicomte von Cambes in ganz Guienne verbreitet worden ist, begreife ich wohl, daß Ihr es für klüger hielten um jeden Verdacht abzuwenden, für den Augenblick dieses Costume zu wählen, das Euch, um Euch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mein edler Herr, vortrefflich steht.«

»Mein Herr,« sprach die Vicomtesse mit einer Unruhe, welche sie vergebens zu verbergen suchte, »wenn Ihr Eure Rede nicht mit gescheiten Worten vermischet, würde ich Euch in der That für einen Narren halten.«

»Ich werde Euch nicht dasselbe Kompliment machen und finde es sehr vernünftig, sich zu umkleiden, wenn man conspirirt.«

Die junge Frau heftete einen immer ängstlicheren Blick auf Cauvignac und erwiderte:

»In der That, es scheint mir, ich habe Euch irgendwo gesehen, aber ich erinnere mich nicht mehr wo.«

»Das erste Mal, wie ich Euch sagte, an dem Ufer der Dordogne.«

»Und das zweite Mal?«

Das zweite Mal in Chantilly.«

»An dem Jagdtage?«

»Ganz richtig.«

»Dann habe ich nichts zu befürchten, Ihr seid Einer der Unsern.«

»Warum dies?«

»Weil Ihr bei der Frau Prinzessin gewesen seid.«

»Erlaubt mir, Euch zu bemerken, daß dies kein Grund ist.«

»Es scheint Mir jedoch . . .«

»Es waren dort zu viele Menschen, als daß man von allen hätte überzeugt sein können, es wären Freunde.«

»Nehmt Euch in Acht, mein Herr, Ihr würdet mir einen sonderbaren Begriff von Euch geben.«

»Oh! denkt von mir, wie Ihr wollt, ich bin nicht sehr empfindlich.«

»Aber was wünscht Ihr denn?«

»Ich wünschte Euch, wenn Ihr es annehmen wollt, die Honneurs dieses Gasthofes zu machen.«

»Ich danke, mein Herr, und bedarf Eurer nicht. Ich erwarte Jemand.«

»Es ist gut, steigt ab, und in Erwartung dieses Jemand wollen wir plaudern.«

»Was soll ich thun, gnädige Frau?« fragte Pompée.

»Absteigen, ein Zimmer verlangen und Abendbrod bestellen,« sagte Cauvignac.

»Mein Herr,« versetzte die Vicomtesse, »mir dünkt, es ist meine Sache, Befehle zu geben.«

Es kommt darauf an, Vicomte, insofern ich in Jaulnay commandiere und fünfzig Mann zu meiner Verfügung habe. Pompée thut, was ich Euch gesagt habe.«

Pompée ließ den Kopf sinken und trat in das Wirthshaus.

»Aber, mein Herr, Ihr nehmt mich in Haft?« fragte die junge Frau.

»Vielleicht.«

»Wie, vielleicht?«

»Ja, das hängt von der Unterredung ab, die wir miteinander pflegen werden; aber habt doch die Güte, abzusteigen, Vicomte; gut, nehmt meinen Arm; die Leute vom Hanse werden Euer Pferd in den Stall führen.«

»Ich gehorche, mein Herr, denn Ihr seid, wie Ihr gesagt habt, der Stärkere; ich habe kein Mittel, Widerstand zu leisten; ich mache Euch jedoch auf Eines aufmerksam: die Person, welche ich erwarte; wird kommen, und diese Person ist ein Officier des Königs.«

»Wohl, Vicomte, Ihr erweist mir die Ehre, mich Ihm vorzustellen, und ich werde entzückt sein, seine Bekanntschaft zu machen.«

Die Vicomtesse begriff, daß kein Widerstreben möglich war, und ging voraus, wobei sie Cauvignac durch ein Zeichen andeutete, es stünde ihm frei, ihr zu folgen.

Cauvignac begleitete sie bis an die Thüre des Zimmers, welches Pompée hatte bereit machen lassen, und war im Begriff, die Schwelle hinter ihr zu überschreiten, als Ferguzon, rasch die Treppe heraufsteigend, sich seinem Ohre näherte und ihm zuflüsterte:

»Kapitän, ein Wagen mit drei Pferden, ein verlarvter langer Mann in dem Wagen, zwei Lackeien an den Schlägen.«

»Gut,« sagte Cauvignac. »Das ist ohne Zweifel der erwartete Herr.«

»Ah! man erwartet einen Herrn?«

»Ja, und ich gehe ihm entgegen. Du, bleibe im Gange, verliere die Thüre nicht aus dem Auge, lasse Jedermann hinein, aber Niemand heraus.«

»Gut, Kapitän.«

Ein Reisewagen hielt in der That vor der Thüre des Wirthshauses, begleitet von vier Mann von der Compagnie Cauvignac, die ihm eine Viertelmeile vor der Stadt begegnet waren und von diesem Augenblicke als Escorte gedient hatten.

Ein Herr, in blauen Sammet gekleidet und in einen Pelzmantel gehüllt, lag in dem Wagen. Seit dem Augenblicke, wo die vier Mann seine Carrosse umgaben, hatte er viele Fragen an sie gerichtet; als er aber sah, daß diese Fragen, so dringend sie auch waren, keine Antwort erhielten, schien er in Geduld zu warten und hob nur von Zeit zu Zeit den Kopf empor, um zu sehen, ob sich nicht irgend ein Führer näherte, von dem er eine Erläuterung über das sonderbare Benehmen seiner Leute verlangen könnte.

Es wart übrigens unmöglich, den Eindruck, den dieses Ereigniß auf den jungen Reisenden hervorgebracht hatte, richtig zu beurtheilen, insofern eine von den Masken von schwarzem Atlaß, Wolf genannt, welche damals so sehr in der Mode waren, die Hälfte seines Gesichtes verbarg. Was indessen die Maske sehen ließ, der Obertheil der Stirne und der Untertheil des Gesichtes, deutete Jugend, Schönheit und Geist an; die Zähne waren klein, und weiß, und durch die Larve funkelten die Augen.

Zwei große Lackeien, bleich und zitternd, obgleich sie die Muskete auf dem Knie hielten, ritten auf der Seite den Wagens und schienen an den Schlägen auf ihre Pferde genagelt; das Bild hätte für eine Scene gehalten werden können, wobei Räuber sich einen Reisenden und seiner Begleitung bemächtigt, — abgesehen vom hellen Tage, vom Wirthshause, von dem lachenden Gesichte von Cauvignac und dem ruhigen Wesen der scheinbaren Räuber.

Bei dem Anblick von Cauvignac, der, wie gesagt, an der Thüre erschien, stieß der junge Mann einen halb unterdrückten Schrei des Erstaunens aus und fuhr rasch mit der Hand an sein Gesicht, als wollte er sich versichern, daß seine Maske immer noch daran wäre. Die Gewißheit hierüber

schien ihn ruhiger zu machen.

So rasch auch die Bewegung gewesen war, so war sie Cauvignac doch nicht entgangen; er schaute den Reisenden als ein Mann an, der die Signalements, selbst auf den verstelltesten Zügen, zu buchstabieren gewohnt ist; dann bebte er in Folge eines Erstaunens, das beinahe dem gleichkam, welches der in blauen Sammet gekleidete Cavalier kundgegeben hatte; aber er faßte sich bald wieder, nahm den Hut mit ganz besonderer Artigkeit in die Hand und sprach:

»Seid willkommen, schöne Dame.«

Die Augen des Reisenden glänzten vor Erstaunen durch die Oeffnungen seiner Maske.

»Wohin geht Ihr?« fuhr Cauvignac fort.

»Wohin ich gehe?« erwiderte der Reisende, ohne den Gruß von Cauvignac zu beachten und nur seine Frage beantwortend; »wohin ich gehe? Ihr müßt es besser wissen, als ich, da es mir nicht frei steht, meine Reise fortzusetzen. Ich gehe dahin, wohin Ihr mich führt.«

»Glaubt mir, Euch zu bemerken,« entgegnete Cauvignac mit zunehmender Höflichkeit, »daß dies nicht antworten heißt, schöne Dame. Ihr seid nur für den Augenblick in Verhaft genommen. Haben wir eine Minute mit offenem Herzen und offenem Gesichte über unsere kleinen gegenseitigen Angelegenheiten gesprochen, so werdet Ihr Eure Reise ohne irgend ein Hinderniß fortsetzen.«

»Verzeiht,« sagte der junge Mann, »aber ehe wir weiter gehen, wollen wir vor Allem einen Irrthum berichtigen. Ihr gebt Euch den Anschein, als hieltet Ihr mich für eine Frau, während Ihr im Gegentheil an meinen Kleidern sehr gut seht, daß ich ein Mann bin.«

»Ihr kennt das lateinische Sprichwort: *Ne nimium crede colori*. Der Weise urtheilt nicht nach dem Scheine. Ich maße mir nun an, ein Weiser zu sein, und so erkannte ich unter dieser lügenhaften Tracht . . .«

»Was?« fragte der Reifende ungeduldig.

»Wie ich Euch sagte: eine Frau.«

»Aber wenn ich Euch eine Frau bin, warum verhaftet Ihr mich dann?«

»Teufel, weil in diesen Zeitläufen die Frauen gefährlicher sind, als die Männer; man könnte auch streng genommen unseren Krieg den Frauenkrieg nennen. Die Königin und Frau von Condé sind die zwei kriegsführenden Mächte. Sie haben zu Generallieutenants Fräulein von Chevreuse, Frau von Montbazon, Frau von Longueville . . . und Euch genommen. Fräulein von Chevreuse ist der General des Herrn Coadjutors; Frau von Montbazon ist der General von Herrn von Beaufort; Frau von Longueville ist der General von Larochefoucault, und Ihr, Ihr habt ganz das Aussehen, als wäret Ihr der General von Herrn Herzog von Epernon.«

»Ihr seid ein Narr, mein Herr,« sagte der junge Reisende die Achseln zuckend.

»Ich werde Euch ebenso wenig glauben, schöne Dame, als ich vorhin dem jungen Manne glaubte, der mir dasselbe Compliment machte.«

»Ihr behauptet vielleicht gegen sie, sie wäre ein Mann.«

»Allerdings. Ich erkannte meinen kleinen Edelmann, den ich an einem gewissen Abend Anfangs Mai um das Gasthaus von Meister Biscarros hatte herumstreichen sehen, und ließ mich durch seinen Weiberrock, seinen Kopfputz und seine kleine Flötenstimme nicht täuschen; so wenig als ich mich durch Euer blaues Wamms, Euren grauen Filzhut und Eure Stiefeln mit den Spitzen täuschen lasse. Ich sagte ihm: »Nehmt eine Namen an, welchen Ihr wollt, nehmt eine Tracht nach Eurem Belieben, nehmt eine Stimme, wie es Euch gefällt, Ihr seid darum

nichtsdestoweniger der Vicomte von Cambes.«

»Der Vicomte von Cambes!« rief der junge Reisende.

»Ah! der Name fällt Euch auf, wie es scheint. Solltet Ihr ihn zufällig auch kennen?«

»Ein sehr junger Mensch, beinahe ein Kind?«

»Höchstens siebzehn, bis achtzehn Jahre.«

»Sehr blond?«

»Sehr blond.«

»Große blaue Augen?«

»Sehr groß, sehr blau.«

»Er ist hier.«

»Er ist da.«

»Und Ihr sagt: er sey . . .«

»Als Frau verkleidet, der schlimme Mensch, wie Ihr als Mann, Böse.«

»Und was macht er hier!« rief der junge Mann mit einer Heftigkeit, welche immer stärker hervortrat, je mehr Cauvignac im Gegentheil nüchtern wurde in Geberden und geizig an Worten.

»Er behauptet, ein Rendezvous mit einem seiner Freunde zu haben,« antwortete Cauvignac, auf jeden seiner Worte einen besonderen Nachdruck legend.

»Mit einem seiner Freunde?«

»Ja.«

»Einem Edelmann?«

»Wahrscheinlich.«

»Baron?«

»Vielleicht.«

»Und sein Name?«

Die Stirne von Cauvignac faltete sich unter einem neuen Gedanken, der sich zum ersten Male seinem Geiste darbot und bei seinem Eintritt in diesen eine sichtbare Revolution in seinem Gehirne hervorbrachte.

»Oh, oh,« murmelte er, »das wäre ein hübscher Netzzug.«

»Und sein Name?« wiederholte der junge Reisende.

»Wartet doch!« sprach Cauvignac, »wartet. . . sein Name endigt mit *olles*.«

»Herr von Canolles,« rief der junge Reisende, dessen Lippen sich mit einer Todenblässe bedeckten, wodurch seine schwarze Maske furchtbar von der Weiße seiner Haut abstach.

»So ist es, Herr von Canolles,« berichte Cauvignac, auf den sichtbaren Theilen des Gesichtes und auf dem ganzen Körper den jungen Mannes der Revolution folgend, welche in ihm vorging.

»Herr von Canolles, ganz richtig. Ihr kennt Herrn von Canolles ebenfalls! Ihr kennt, scheint es, die ganze Welt?«

»Scherz bei Seite,« stammelte der junge Mann der an allen Gliedern zitterte und einer Ohnmacht nahe zu sein schien. »Wo ist die Dame?«

»In jenem Zimmer; seht, dort das dritte Fenster, jenes mit den gelben Vorhängen.«

»Ich will sie sehen!« rief der Reisende.

Oho! sollte ich mich getäuscht haben,« sprach Cauvignac, »und Ihr wäret der Herr von

Canolles, den sie erwartet? Oder vielmehr wäre Herr von Canolles nicht der hübsche Cavalier der dort im Trabe einherreitet, gefolgt von einem Lackeien, welcher ganz das Aussehen einen Einfaltspinsels hat?«

Der junge Reisende warf sich mit solcher Eile gegen die vordere Glasscheibe des Wagens, daß er sie mit der Stirne zerbrach.

»Er ist es! er ist es!« rief er, ohne nur wahrzunehmen, daß einige Tropfen Blutes aus seiner leichten Wunde flossen. »Oh, Unglückliche! Er kommt, findet sie wieder, ich bin verloren! . . .«

»Ah, Ihr seht wohl, daß Ihr eine Frau seyd?«

»Sie hatten sich Rendezvous gegeben,« fuhr der junge Mann die Hände ringend fort; »oh! ich werde mich rächen.«

Cauvignac wollte einen neuen Scherz versuchen, aber der junge Mann machte ihm ein gebieterisches Zeichen mit einer Hand, während er mit der andern seine Maske abriß, und es erschien das bleiche Antlitz von Nanon ganz bewaffnet mit Drohungen vor den ruhigen Blicken von Cauvignac.

VI.

»Guten Morgen, Schwesterchen,« sagte Cauvignac zu Nanon, der jungen Frau mit unstörbarem Phlegma die Hand reichend.

»Guten Morgen; Ihr hattet mich also wiedererkannt, nicht wahr?«

»In dem Augenblick, wo ich Euch erblickte; es war nicht hinreichend, Euer Gesicht zu verbergen, Ihr mußtet auch das reizende kleine Mahl und diese Perlzähne verschleiern. Nehmt wenigstens eine ganze Maske vor, wenn Ihr Euch verkleiden wollt, Eitle; aber Ihr, seid nicht vorsichtig . . . *et fugi ad salices.*«

»Genug,« sprach gebieterisch Nanon, »sprechen wir im Ernste.«

»Es ist mir ganz lieb; nur wenn man im Ernste spricht, macht man gute Geschäfte.«

»Ihr sagt also, die Vicomtesse von Cambes sei hier?«

»In Person.«

»Und Herr von Canolles trete in diesem Augenblick in das Wirthshaus?«

»Noch nicht. Er steigt vom Pferde und wirft seinem Lackeien die Zügel zu. Ah, er ist von jener Seite auch bemerkt worden. Seht, das Fenster mit den gelben Vorhängen öffnet sich und der Kopf der Vicomtesse kommt hervor. Ah! sie stößt einen Freudenschrei aus. Herr von Canolles stürzt in das Haus; Verbergt Euch, Schwesterchen, oder es ist Alles verloren.«

Nanon warf sich zurück und drückte krampfhaft die Hand von Cauvignac, der sie mit einer Miene väterlichen Mitleids anschaute.

»Und ich, die ich so eben nach Paris reisen wollte,« rief Nanon, »ich, die ich Alles wagte, um ihn wiederzusehen!«

»Ah! Opfer, Schwesterchen, und zwar für einen Undankbaren. Bei meiner Seele, Ihr hättet Eure Wohlthaten besser anbringen können!«

»Was werden sie nun sagen, da sie vereinigt sind? Was werden sie thun?«

»In der That, teure Nanon, Ihr bringt mich, sehr in Verlegenheit, daß Ihr eine solche Frage an mich richtet,« sprach Cauvignac, »bei Gott, sie werden sich ungemein lieben, wie ich vermüthe.«

»Oh,« das wird nicht sein!« rief Nanon und biß sich wüthend in die elfenbeinglatten Nägel.

»Ich glaube im Gegentheile, es wird seyn,« versetzte Cauvignac. »Ferguzon, welcher Befehl erhalten hat, Niemand herauszulassen, ist nicht beauftragt, Niemand hineinzulassen. Alter Wahrscheinlichkeit nach tauschen in diesem Augenblicke die Vicomtesse und Canolles alle Arten von Liebkosungen aus, von denen die einen immer reizender sind, als die andern. Teufel! meine liebe Nanon, Ihr habt Euch zu spät auf den Weg gemacht.«

»Ihr glaubt,« versetzte die junge Frau mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke tiefer Ironie und gehässiger Verschmitztheit, »Ihr glaubt! wohl, steigt zu mir ein.«

Cauvignac gehorchte.

»He, Bertrand,« fuhr Nanon, sich an einen von den Musketenträgern wendend, fort, »sagt dem Kutscher, er solle ohne Geräusch umkehren und sich unter der Baumgruppe ausstellen, welche wir beim Eingange des Dorfes rechts gelassen haben.«

Dann sich gegen Cauvignac umwendend:

»Werden wir dort nicht gut sein, um miteinander zu sprechen?«

»Vollkommen, aber erlaubt mir, ebenfalls meine Vorsichtsmaßregeln zu treffen.« Trefft sie.«

Cauvignac machte vier von seinen Leuten, welche summend und sich ausbreitend, wie Hornisse im Sonnenschein, um das Wirthshaus lungerten, ein Zeichen, ihm zu folgen.

»Ihr thut wohl daran, daß Ihr diese Leute mitnehmt,« sagte Nonen, »und wenn Ihr mir glauben wollt, nehmt lieber sechs als vier, wir könnten Arbeit für sie bekommen.«

»Gut,« sprach Cauvignac, »Arbeit, das ist es, was ich brauche.«

»Dann sollt Ihr befriedigt werden,« erwiderte die junge Frau.

Und der Wagen drehte sich um und nahm Nanon, roth von dem Feuer ihres Gedankens, und Cauvignac mit, welcher scheinbar ruhig und kalt war, darum sich aber nicht minder anschickte, den Eröffnungen, welche ihm seine Schwester machen wollte, eine tiefe Aufmerksamkeit zu schenken.

Mittlerweile war Canolles, angezogen durch, den Freudenschrei, den Frau von Cambes, ihn erblickend, ausgestoßen hatte, in das Wirthshaus geeilt und hatte das Zimmer der Vicomtesse erreicht, ohne auf Ferguzon zu achten, der im Gange stand, aber da er keinen Befehl in Beziehung aus Canolles erhalten hatte, seinem Eintritte auch keine Schwierigkeit entgegengesetzte.

»Ah-Herr!« rief Frau von Cambes, als sie ihn gewahrte, »kommt geschwinde, denn ich erwarte Euch mit der größten Ungeduld.«

»Diese Worte würden mich zum glücklichsten Menschen der Welt machen, Madame, wenn Eure Blässe und Eure Unruhe mir nicht deutlich sagten, daß Ihr mich nicht meinetwegen allein erwartet.«

»Ja, Herr, Ihr habt Recht,« versetzte Claire mit ihrem reizenden Lächeln, »ich will eine Verbindlichkeit mehr gegen Euch haben.«

»Welche?«

»Die, daß Ihr mich irgend einer Gefahr entzieht, welche mich bedroht.«

»Einer Gefahr?«

»Ja. Wartet.«

Claire ging an die Thüre und stieß den Riegel vor.

»Ich bin erkannt worden,« sagte sie zurückkehrend.

»Von wem?«

»Von einem Manne, dessen Namen ich nicht weiß, dessen Gesicht und Stimme mir aber nicht fremd sind. Mir däucht, ich habe seine Stimme an dem Abend gehört, an welchem Ihr in diesem Zimmer den Befehl erhieltet, sogleich nach Mantes zu reisen. Es scheint mir, ich habe sein Gesicht auf der Jagd in Chantilly an dem Tage gesehen, wo ich die Stelle von Frau von Condé einnahm.«

»Für wen haltet Ihr diesen Menschen?«

»Für einen Agenten des Herrn Herzogs von Epernon, folglich für einen Feind.«

»Teufel!« rief Canolles; »und Ihr sagt, man habe Euch erkannt? . . .«

»Ich bin dessen gewiß: er nannte mich bei meinem Namen und behauptete nur ich wäre ein Mann. Es sind überall hier in der Gegend Offiziere der königlichen Partei. Man weiß, daß ich zu der Partei der Prinzen gehöre, und gedachte mich zu beunruhigen; aber Ihr seid hier, und ich fürchte nichts mehr. Ihr seid selbst Offizier, Ihr gehört zu derselben Partei wie sie, Ihr werdet mir

als Schutzwache dienen.«

»Ach, ich fürchte sehr, Euch nichts Anderes zu Schutz und Vertheidigung bieten zu können, als meinen Degen.«

»Wie so?«

»Von diesem Augenblick an, Madame, bin ich nicht mehr im Dienste des Königs.«

»Sprecht Ihr wahr?« rief Claire voll Freude.

»Ich habe mir gelobt, meine Entlassung, datiert von dem Orte aus einzugeben, wo ich Euch treffen würde. Ich habe Euch getroffen, meine Entlassung wird von Jaulnay datiert sein.«

»Oh, frei! Frei! Ihr seid frei; Ihr könnt Euch der Partei der Gerechtigkeit der Redlichkeit anschließen; Ihr könnt der Sache der Herren Prinzen, das heißt der des ganzen Adels dienen. Oh, ich wußte wohl, daß Ihr ein zu würdiger Edelmann wäret, um nicht auf diese Seite zu treten.«

Und sie reichte Canolles eine Hand, die er mit Entzücken küsste.

»Wie hat sich das gemacht?« rief Claire, »wie ist das gegangen? Erzählt mir die Sache in allen ihren Einzelheiten.«

»Oh, das wird nicht lange währen. Ich schrieb zum Voraus an Herrn von Mazarin, um ihm zu melden, was vorgefallen war. In Mantes anlangend, erhielt ich Befehl, mich zu ihm zu begeben. Er nannte mich ein armseliges Gehirn, ich nannte ihn einen armseligen Kopf; er lachte, ich ärgerte mich. Er erhob hie Stimme, ich schickte ihn über alle Berge. Ich kehrte in mein Hotel zurück und wartete, ob es ihm belieben würde, mich in die Bastille zu werfen; er erwartete, daß die Überlegung mich bewegen würde, Mantes zu verlassen. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden kam mir die Überlegung, und auch diese habe ich Euch zu verdanken, denn ich erinnerte mich dessen, was Ihr mir versprochen hattet, und dachte, Ihr könntet auf mich warten, und wäre es auch nur eine Secunde. Die freie Luft athmend, von jeder Verantwortlichkeit; von jeder Partei losgebunden, ohne Verbindlichkeit und ohne Bevorzugung, stellte sich nur Eines vor mein Gedächtnis: daß ich Euch liebte, Madame, und daß ich es Euch nun laut und unumwunden sagen könnte.«

»Ihr habt also für mich Euren Grad verloren, Ihr seid für mich in Ungnade gefallen, für mich zu Grunde gerichtet! Lieber Herr von Canolles, wie soll ich je meine Schuld gegen Euch abtragen, wie soll ich Euch je meine Dankbarkeit beweisen?«

Und mit einem Lächeln und einer Thräne, welche ihm hundertmal ersetzten, was er verloren hatte, machte Frau von Cambes Canolles zu ihren Füßen sinken.

»Ah! Madame,« sprach er, »von diesem Augenblick an bin ich im Gegentheil reich und glücklich, denn ich werde Euch folgen, ich werde Euch nicht mehr verlassen; denn ich werde glücklich sein durch Euren Anblick, reich durch Eure Liebe.«

»Es hält Euch also nichts zurück?«

»Nein!«

»Ihr gehört ganz mein, und indem ich Euer Herz behalte, kann ich Euren Arm der Frau Prinzessin anbieten?«

»Ihr könnt es.«

»Ihr habt also Eure Entlassung abgeschickt?«

»Noch nicht; ich wollte Euch zuvor wiedersehen; aber wie gesagt, nun da ich Euch gesehen habe, werde ich sie sogleich hier schreiben. Ich hatte mir das Glück, Euch zu gehorchen, vorbehalten.«

»So schreibt denn, schreibt vor Allem! Wenn Ihr nicht schreibt, wird man Euch als Überläufer betrachten. Ihr müßt sogar warten, ehe Ihr einen entscheidenden Schritt thut, bis diese Entlassung angenommen ist.«

»Lieber kleiner Diplomat, fürchtet nichts, sie werden sie mir bewilligen und zwar gern. Meine Ungeschicklichkeit in Chantilly läßt sie meinen Verlust nicht sehr bedauern. Haben sie nicht gesagt, ich wäre ein armseliges Gehirn?« fügte Canolles lachend bei.

»Ja, doch seid unbesorgt, wir werden uns für die Meinung, die sie von Euch gefaßt haben, entschädigen. Eure Sache in Chantilly wird einen günstigeren Erfolg in Bordeaux haben, als in Paris. Doch schreibt, Baron, schreibt geschwinde, damit wir reisen können; denn ich gestehe Euch, der Aufenthalt in diesem Wirthshause beruhigt mich nicht im Mindesten.«

»Sprecht Ihr von der Vergangenheit und ängstigen Euch Erinnerungen- so sehr?« sagte Canolles, indem er die Augen voll Liebe umherlaufen ließ und dann auf den kleinen Alkoven mit zwei Betten heftete, der bereits seinen Blick wiederholt angezogen hatte.

»Nein, ich spreche von der Gegenwart- und es handelt sich nicht mehr um Euch bei meinem Schrecken. Heute fürchte ich Euch nicht mehr.«

»Und wen fürchtet Ihr denn? was habt Ihr zu, befürchten?«

»Ei, mein Gott, wer weiß!«

In diesem Augenblick, als sollte die Bangigkeit, der Vicomtesse gerechtfertigt werden, erschollen drei Schläge mit feierlichem Ernste an der Thüre.

Canolles und die Vicomtesse schwiegen und schauten einander unruhig und fragend an.

»Im Namen des Königs« sprach eine Stimme, öffnet!«

Und plötzlich flog die zerbrechliche Thüre in Stücke. Canolles wollte nach seinem Degen eilen, aber bereits hatte sich ein Mann zwischen diesen und ihn geworfen.

»Was soll das bedeuten?« fragte der Baron.

»Ihr seid Herr von Canolles, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Kapitän im Regiment Navailles?«

»Ja.«

»Abgesandter im Auftrage des Herrn Herzogs von Epernon?«

Canolles machte ein Zeichen mit dem Kopfe.

»So verhafte ich Euch im Namen des Königs und Ihrer Majestät der Königin Regentin.«

»Euer Befehl?«

»Hier ist er.«

»Aber mein Herr,« sprach Canolles, das Papier zurückgebend, nachdem er einen raschen Blick darauf geworfen hatte, »mir scheint, ich kenne Euch.«

»Bei Gott, ich glaube wohl, daß Ihr mich kennt! Habe ich Euch nicht in diesem Dorfe, wo ich Euch heute verhafte, von Seiten des Herrn Herzogs von Epernon den Auftrag überbracht, an den Hof abzureisen? Euer Glück lag in diesem Auftrage, mein edler Herr; Ihr habt ihn verletzt; desto schlimmer für Euch!«

Claire erbleichte und fiel weinend auf einen Stuhl. Sie hatte den unbescheidenen Frager ebenfalls erkannt.

»Herr von Mazarin rächt sich,« murmelte Canolles.

»Vorwärts, mein Herr, vorwärts,«- sprach Cauvignac.

Claire rührte sich nicht. Canolles schien nahe daran, verrückt zu werden. Sein Unglück war so groß, so schwer, so unerwartet, daß er unter seinem Gewichte niedersank: er beugte das Haupt und fügte sich.

Ueberdies hatten zu jener Zeit die Worte: *Im Namen des Königs!* noch ihren ganzen Zauber, und Niemand wagte es, zu widerstehen.

»Wohin führt Ihr mich, mein Herr?« sprach er; »oder ist es Euch vielleicht verboten, mir den Trost zu geben, daß ich weiß, wohin ich gehe?.«

»Nein, mein Herr, »ich will es Euch sagen. Wir führen Euch nach der Festung der Insel Saint-George.«

»Gott befohlen, Madame,« sprach Canolles, sich ehrfurchtsvoll vor Frau von Cambes vorbeugend, »Gott befohlen.«

»Sieh, sieh,« sagte Cauvignac zu sich selbst, »die Dinge sind weniger vorgerückt, als ich glaubte. Ich will es Nanon sagen und das wird ihr Vergnügen machen.«

Dann auf die Thürschwelle tretend, rief er:

»Vier Mann, um den Kapitän zu geleiten, und vier Mann voraus.«

»Und ich!« rief Frau von Cambes, die Arme gegen den Gefangenen ausstreckend, »wohin führt man mich? Denn wenn der Baron schuldig ist, oh! so bin ich es noch viel mehr,«

»Ihr, Madame,« antwortete Cauvignac, »Ihr, könnt Euch entfernen, Ihr seid frei.«

Und er ging, den Baron mit sich nehmend, hinaus.

Frau von Cambes erhob sich, belebt durch einen Hoffnungsstrahl, und traf Vorkehrungen zu ihrer schleunigen Abreise, damit nicht entgegengesetzte Befehle dem guten Stande der Dinge für sie in den Weg treten möchten.

»Frei,« sagte sie, »ich kann also über ihm wachen. Vorwärts!«

Und an das Fenster eilend, erblickte sie den Reiterzug, der Canolles fortschleppte, tauschte mit ihm ein letztes Lebewohl mit der Hand, rief Pompée, der sich in der Hoffnung einen Aufenthaltes von zwei bis drei Tagen bereite in dem besten Zimmer, das er gefunden, eingerichtet hatte, und gab ihm Befehl, Alles für, ihre Abreise vorzubereiten.

VII.

Der Weg gestaltete sich für Canolles noch trauriger, als er sich vorgestellt hatte. Auf das Pferd, welches selbst dem scharf bewachten Gefangenen das falsche Aussehen der Freiheit verleiht, folgte der Wagen — ein schlechtes, ledernes Ding, einem Wachtschiffe ähnlich, Patache genannt, wie man es in der Touraine nach seiner Form und seiner schlagenden Bewegung noch finden kann; überdies hatte Canolles seine Kniee in die eines Menschen mit einer Adlernase verhalfert, dessen Hand mit einer Art von Eitelkeit an dem Kolben einer eisernen Pistole lag. Zuweilen in der Nacht — bei Tag schlief er — hoffte der Gefangene die Wachsamkeit des neuen Argus zu überlisten; aber neben der Adlernase glänzten zwei große, runde, flammende, zu nächtlichen Beobachtungen besonders geeignete Augen, so daß Canolles, auf welche Seite er sich auch wandte, stete diese runden Augen in der Richtung seines Blickes funkeln sah.

Während er schlief, schlief eines von diesen Augen ebenfalls, aber nur eines: die Natur hatte diesem Menschen die Gabe verliehen, nur mit einem Auge zu schlafen.

Zwei Tage und zwei Nächte vergingen Canolles in traurigen Betrachtungen; denn die Festung der Insel Saint-George, eine im Ganzen unschuldige Festung, nahm in den Augen den Gefangenen einen immer gräßlicheren Charakter an, je tiefer sich Furcht und Gewissensbisse in sein Herz eingruben.

Gewissensbisse, weil er einsah, daß seine Sendung an die Frau Prinzessin eine Vertrauenssendung gewesen war, die er um einen geringen Preis an seine Liebe verkauft hatte, und daß die Folge des Fehlers, den er begangen, unberechenbar war. In Chantilly war Frau von Condé nur eine flüchtige Frau. In Bordeaux war Frau von Condé eine rebellische Prinzessin.

Die Furcht, weil er aus der Überlieferung die finsternen Rachewerke einer zornigen Anna von Oesterreich kannte.

Hierzu kam noch ein anderer Gewissensbiß, der vielleicht heftiger in seinem Gemüthe brannte, als die so eben erwähnten. Es gab in der Welt eine Frau, jung, schön, geistreich, die ihren Einfluß nur benutzt hatte, um ihn vorwärts zu bringen, eine Frau, die sich ihren Ansehens nur bedient hatte, um ihn zu beschützen, eine Frau, welche aus Liebe für ihn zwanzigmal ihre Lage, ihre Zukunft, ihr Glück gewagt hatte, diese Frau nun, nicht nur die Reizendste der Geliebten, sondern auch die Ergebenste der Freundinnen, hatte er auf eine rohe Weise, ohne Entschuldigung, ohne Ursache, in dem Augenblick verlassen, wo sie an ihn dachte, und statt sich zu rächen, hatte sie ihn mit neuer Huld verfolgt, und ihr Name, statt sich mit dem Tone den Vorwurfs bei ihm einzufinden, hatte mit der schmeichelnden Süßigkeit einer beinahe königlichen Gunst an sein Ohr geklungen. Diese Gunst war allerdings in einem schlimmen Augenblick erschienen, in einem Augenblick, wo Canolles sicherlich eine Ungnade vorgezogen hätte, aber war dies der Fehler von Nanon? Nanon hatte in der Sendung zu Ihrer Majestät nur eine Vergrößerung von Glück und Ehre für den Mann erblickt, an welchen sie beständig dachte.

Alle Diejenigen, welche zwei Frauen zugleich geliebt haben — ich bitte meine Leserinnen um Verzeihung, dieses für sie, welche immer nur eine Liebe hegen, unbegreifliche Phänomen ist bei uns Männern ein gewöhnliches, — alle Diejenigen, sage ich, welche zwei Frauen zugleich geliebt haben, werden auch begreifen, daß Nanon, je mehr sich Canolles in diese Betrachtungen vertiefte, immer mehr auf seinen Geist den Einfluß wiedergewann, den er bereits für sie verloren

geglaubt hatte. Die rauhen Ecken des Charakters, welche bei den Reibungen des innigen Umgangs verletzen und vorübergehenden Verdruß erzeugen, verschwinden in der Entfernung, während im Gegentheil gewisse süße Erinnerungen in der Einsamkeit an Stärke gewinnen. Die ätherische Liebe endlich, die nur Gunstbezeugungen versprach — es ist dies eine traurige Wahrnehmung — verflüchtigt sich in der Abgeschiedenheit; während sich im Gegentheil in der Abgeschiedenheit, die materielle Liebe dem Gedächtniß, bewaffnet mit ihren irdischen Genüssen, welche auch ihren Werth haben, darstellt. Schön und verloren, gut und hintergangen, so erschien nun Nanon dem gefangenen Canolles.

Canolles stieg in sein Inneres mit einer gewissen Naivität, und nicht mit dem bösen Willen der Angeklagten hinab, welche man zu einem allgemeinen Geständniß nöthigt. Was hatte ihm Nanon gethan, daß er sie verließ? Was hatte ihm Frau von Cambes gethan, daß er ihr folgte? Was leg denn so Wünschenswerthes, so Liebreizendes in dem kleinen Cavalier des Wirthshauses zum Goldenen Kalbe? Gebührt Frau von Cambes auf eine so siegreiche Weise der Vorzug vor Nanon? Haben die blonden Haare so sehr den Vorrang vor den schwarzen, daß man sich meineidig und undankbar gegen seine Geliebte, verrätherisch und unredlich gegen seinen König nur in der Absicht benehmen dürfte, die schwarzen Flechten gegen blonde zu vertauschen? Und dennoch, o Elend der menschlichen Organisation! Canolles stellte, wie man sieht, alle diese sinnreichen Betrachtungen an . . . und überzeugte sich nicht.

Das Herz ist voll solcher Geheimnisse, welche das Glück der Liebenden und die Verzweiflung der Philosophen bilden.

Dies hielt jedoch Canolles nicht ab, sich selbst zu grollen und ganz kräftig mit sich zu zanken.

»Man wird mich bestrafen,« sagte er, von dem Gedanken ausgehend, die Strafe tilge den Fehler; »man wird mich bestrafen, desto besser! Es wird dort irgend ein guter, rauhborstiger, sehr grober Kapitän sein, der mir von der Höhe feiner Würde als Oberkerkermeister herab einen Befehl von Mazarin vorliest; der mir mit dem Finger ein Kerkerloch anweist und mich fünfzehn Fuß unter der Erde mit den Ratten und Kröten verfaulen läßt, während ich hätte am hellen Tage leben, in der Sonne blühen und mich meines Daseins in den Armen einer Frau erfreuen können, welche mich liebte, welche ich liebte und meiner Treue! vielleicht noch liebe.

»Verdammter, kleiner Vicomte, warum dienstest Du einer so reizenden Vicomtesse als Hülle?

»Ja, aber gibt es auf der Welt eine Vicomtesse, welche wert wäre, was diese mich kosten wird?

»Denn es ist nicht genug mit dem Gouverneur und dem Kerker fünfzehn Fuß unter der Erde; hält man mich für einen Verräther, so wird man die Dinge nicht halb aufgeklärt lassen; man wird mit mir anbinden wegen meines Aufenthalts in Chantilly, den ich, ich muß es gestehen, nicht genug sühnen würde, wenn er fruchtbarer für mich gewesen wäre, der mir aber im Ganzen, wenn ich die Rechnung schließe, nur drei Küsse auf die Hand eingetragen hat. Dreifacher Thor, der die Macht besaß, sie mißbrauchen konnte, und nicht einmal Gebrauch davon gemacht hat! Armseliges Gehirn, wie Herr von Mazarin sagte, daß verrathen hat, und sich nicht einmal für seinen Verrath bezahlt machte! Wer wird ihn mir nun bezahlen?«

Verächtlich durch eine Bewegung die Frage seines Geistes beantwortend, zuckte Canolles dies Achseln.

Der Mann mit den runden Augen, der, so hellsehend er auch war, diese Pantomime doch nicht verstehen konnte, schaute ihn erstaunt an.

»Wenn man fragt,« fuhr Canolles fort, werde ich nicht antworten, denn was hätte ich zu antworten? Daß ich Herrn von Mazarin nicht liebte? Dann mußte ich ihm nicht dienen. Daß ich Frau von Cambes liebte? Ein schöner Grund einer Königin und einem ersten Minister gegenüber! Aber die Richter, sind sehr empfindliche Menschen; wenn sie fragen, wollen sie, daß man ihnen antworte; es giebt rohe Keile in den Provinzkerkern; man wird mir diese kleinen Kniee brechen, auf die ich so stolz war, und mich ganz verkrümmt zu meinen Ratten und Kröten zurückschicken. Ich werde mein ganzes Leben krummbeinig; bleiben, wie der Herr Prinz von Conti, und das ist sehr häßlich, vorausgesetzt sogar, daß mich die Gnade Ihrer Majestät unter ihre Fittiche nimmt, was sie zu thun sich wohl hüten wird.«

Es gab außer diesem Gouverneur, diesen Ratten, diesen Kröten, diesen Ketten, gewisse Schaffotte, auf denen man die Rebellen enthauptet, gewisse Galgen, um die Verräther daran zu hängen, gewisse Paradeplätze, denen man die Deserteurs erschießt. Aber dies war, wie man leicht begreift für einen hübschen Jungen, wie Canolles, nichts im Vergleich mit krummen Beinen.

Er beschloß also, sich einen klaren Blick zu verschaffen und seinen Reisegefährten in dieser Hinsicht zu befragen.

Die runden Augen, die Adlernase und das verdrießliche Aussehen dieses Menschen ermuthigten Canolles nicht besonders, ein solches Gespräch zu wagen. So unempfindlich jedoch ein Gesicht sein mag, so giebt es doch Momente, wo es sich ein wenig entrunzelt, und Canolles benützte eine Secunde, in der eine Grimasse, welche einem Lächeln glich, über das Gesicht des Gefreiten hinzog, der ihn so gut bewachte.

»Mein Herr?« sagte er.

»Mein Herr . . .« antwortete der Gefreit.

»Entschuldigt mich, wenn ich Euch Euren Betrachtungen entreiße.«

»Es bedarf keiner Entschuldigung; ich stelle nie Betrachtungen an.«

»Ah, Teufel! da seid Ihr mit einer glücklichen Natur begabt.«

»Ich beklage mich auch nicht.«

»Das ist nicht wie bei mir, denn ich habe große Lust, mich zu beklagen.«

»Worüber?«

»Daß man mich in einem Augenblick, wo ich am wenigsten daran dachte, fortnimmt, um mich ich weiß nicht wohin zu führen.«

»Doch, mein Herr, Ihr wißt es, denn man hat es Euch gesagt.«

»Richtig. Nicht wahr, wir gehen nach der Insel Saint-George?«

»Allerdings.«

»Glaubt Ihr, ich werde lange dort bleiben?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr; aber nach der Art und Weise, wie Ihr mir empfohlen seid, denke ich ja.«

»Ah! Ah! Die Insel Saint-George ist sehr häßlich?«

»Kennt Ihr die Festung nicht?«

»Im Innern, nein; ich hin nie hineingekommen.«

»Mein Herr, es ist nicht schön dort, und abgesehen von den Zimmern des Gouverneur, die man neu hat herstellen lassen, wodurch sie sehr angenehm geworden sind, bildet das Uebrige

einen ziemlich traurigen Aufenthalt.«

»Gut. Glaubt Ihr, daß man mich verhört?«

»Es ist so gebräuchlich.«

»Und wenn ich nicht antworte?«

»Wenn Ihr nicht antwortet?«

»Ja.«

»Teufel! Ihr wißt, dann gibt es die Folter.«

»Die ordentliche?«

»Die ordentliche oder die außerordentliche, je nach der Anschuldigung. Welches Verbrechens bezichtigt man Euch?«

»Ich befürchte, einen Staatsverbrechens.«

»Ah! dann bekommt Ihr die außerordentliche Folter zu kosten . . . Zehn Krüge.«

»Wie, zehn Krüge?«

»Ja.«

»Was sagt Ihr?«

»Ich sage, daß Ihr die zehn Flaschenkessel bekommen werdet.«

»Auf der Insel Saint-George besteht also das Wasser in Kraft?«

»Verdammt! Herr, Ihr begreift, an der Garonne . . .«

»Das ist richtig; man hat die Sache bei der Hand. Und wie viel Eimer machen zehn Flaschenkessel?«

»Drei Eimer, drei und einen halben Eimer.«

»Ich werde aufschwellen.«

»Ein wenig. Aber wenn Ihr so vorsichtig seid, Euch mit dem Kerkermeister gut zu stellen. . .«

»Nun?«

»Er wird mit sich handeln lassen.«

»Habt die Güte, mir zu sagen: worin besteht der Dienst, den der Kerkermeister mir leisten kann?«

»Er kann Euch Oel trinken lassen.«

»Den Oel ist also ein Specificum?«

»Vortrefflich, Herr.«

»Ihr glaubt?«

»Ich spreche aus Erfahrung, denn ich habe getrunken . . .«

»Ihr habt getrunken?«

»Um Vergebung, ich wollte sagen, ich habe es gesehen. Die Gewohnheit, mit Gascognern zu reden, macht, daß ich zuweilen ein Wort falsch ausspreche oder gar verwechsele.«

»Ihr sagtet also,« versetzte Canolles, der sich trotz des Ernstes seiner Unterredung eines Lächelns nicht enthalten konnte, »Ihr sagtet also, Ihr hättet gesehen . . .«

»Ja, mein Herr, ich habe einen Mann die zehn Flaschenkessel mit der größten Leichtigkeit trinken sehen, weil die Sache durch Oel auf die gehörige Weise vorbereitet war. Er schwoll allerdings auf, wie das gewöhnlich ist; aber mit einem guten Feuer bewirkte man, daß er ohne großen Verlust abschwoll. Das ist das Wesentliche bei dem zweiten Theile der Operation.

Behaltet wohl die Worte: Warmen ohne zu brennen.«

»Ich begreife,« sagte Canolles. »Der Herr war vielleicht Scharfrichter?«

»Nein, nein, Herr,« erwiderte der Andere mit bescheidenem Tone.

»Oder Gehilfe?«

»Nein, nur wißbegieriger Liebhaber.«

»Ah! Ah! und der Herr heißt?«

»Barrabas.«

»Ein schöner Name, ein alter Name, rühmlichst in der Schrift bekannt.«

»In der Passion, mein Herr.«

»So wollte ich sagen, aber alte Gewohnheit bediente ich mich des andern Ausdrucks.«

»Der Herr zieht die Schrift vor, der Herr ist also Hugenott?«

»Ja, aber ein sehr unwissender Hugenott. Solltet Ihr wohl glauben, daß ich kaum dreitausend Verse aus den Psalmen auswendig weiß?«

»In der That, das ist sehr wenig.«

»Die Musik behielt ich besser . . . Man hat in meiner Familie viel gehenkt und verbrannt.«

»Ich hoffe, es wird den Herrn kein solches Schicksal treffen.«

»Nein, man ist heut zu Tage viel duldsamer; man wird mich höchstens ertränken.«

Barrabas brach in ein Gelächter aus.

Das Herz von Canolles jauchste vor Freude. Er hatte seinen Wächter gewonnen. Würde der Interimsgefangenenwärter sein bleibender Kerkermeister, so hatte er alle Hoffnung, das Oel zu erhalten; er beschloß daher, das Gespräch wieder, aufzunehmen, wo er es abgebrochen hatte.

»Herr Barrabas,« sagte er, »sind wir bestimmt, uns bald zu trennen, oder wird mir länger die Ehre Eurer Gesellschaft zu Theil werden?«

»Mein Herr, ich werde es bei meiner Ankunft auf der Insel Saint-George lebhaft bedauern, Euch verlassen zu müssen; ich habe Befehl, zu meiner Compagnie zurückzukehren.«

»Seht gut. Ihr gehört dann zu einer Compagnie Bogenschützen?«

»Nein, mein Herr, zu einer Compagnie Soldaten.«

»Durch den Minister errichtet?«

»Nein, durch den Kapitän Cauvignac, welcher Euch zu verhaften die Ehre gehabt hat.«

»Und Ihr dient dem König?«

»Ich glaube ja, mein Herr.«

»Was Teufels sagt Ihr da! seid Ihr dessen nicht gewiß?«

»Man ist auf dieser Welt keiner Sache gewiß.«

»Wenn Ihr einen Zweifel habt, so müßt Ihr, um Euch Sicherheit zu verschaffen, Einen thun.

»Was?«

»Mich gehen lassen.«

»Unmöglich, Herr.«

»Ich werde Euch Eure Gefälligkeit anständig bezahlen.«

»Womit?«

»Mit Geld, bei Gott!«

»Der Herr hat keines?«

»Wie, ich habe keines?«

»Nein.«

Canolles durchsuchte seine Taschen.

»In der That,« sagte er, »meine Börse ist verschwunden; wer bat mir meine Börse genommen?«

»Ich, mein Herr,« antwortete Barrabas mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

»Und warum dies?

»Damit mich des Herr nicht bestechen kann.«

Canolles schaute den würdigen Wächter mit Bewunderung an, und da ihm das Argument unwiderlegbar vorkam, so entgegnete er auch durchaus nichts.

So kam es, daß die Reisenden wieder in ein Stillschweigen versanken, wodurch die Fahrt gegen das Ende abermals den schwermüthigen Gang nahm, den sie am Anfang gehabt hatte.

VIII.

Der Tag fing an zu grauen, als die Patache zu dem Dorf gelangte, welchen unfern von der Insel lag, auf die man sich begab. Canolles fühlte, daß der Wagen anhielt, und streckte seinen Kopf durch das Loch, welches mit seiner Klappe dazu bestimmt war, den freien Leuten Luft zu verschaffen, und zugleich auf eine bequeme Weise dazu diente, den Gefangenen dieselbe abzuschneiden.

Ein hübschen Dörfchen, bestehend aus etwa hundert um eine Kirche gruppierten Häusern auf dem Abhänge eines Hügels und beherrscht von einem Schlosse, hob sich in der durchsichtigen Morgenluft hervor, überströmt von den Sonnenstrahlen, welche Dunstflocken, schwimmenden Gasen ähnlich, vor sich hertrieben. In diesem Augenblick fuhr der Wagen eine Anhöhe hinan, und der Kutscher, welcher von seinem Sitze abgestiegen war, ging neben demselben.

»Mein Freund,« fragte Canolles, »seid Ihr nun dieser Gegend?«

»Ja, Herr, ich bin aus Libourne.«

»Dann müßt Ihr dieses Dorf kennen. Was für ein Haus ist das? Was für reizende Hütten sehe ich hier?«

»Mein Herr,« antwortete der Bauer, »dieses Schloß ist die Domäne Cambes, und das Dorf gehört zu der Herrschaft.«

Canolles bebte und ging in einem Augenblick von dem dunkelsten Purpur zur Leichenblässe über.

»Mein Herr,« sagte Barrabas, dessen runden Auge nichts entging, »solltet Ihr Euch zufällig an dieser Oeffnung verwundet haben?«

»Nein . . . Ich danke.«

Dann fuhr Canolles den Bauern befragend fort:

»Wem gehört dieses Gut?«

»Der Vicomtesse von Cambes.«

»Einer jungen Wittwe?«

»Sehr hübsch und sehr reich.«

»Und folglich sehr von Bewerbern umschwärmt?«

»Allerdings: Schöne Mitgift, schöne Frau; dabei fehlt es nie an Bewerbern.«

»Guter Ruf?«

»Ja, aber wüthend für die Herren Prinzen.«

»In der That, ich glaube ich habe dies gehört.«

»Ein Teufel, mein Herr, ein wahrer Teufel.«

»Ein Engel,« murmelte Canolles, der so oft er auf Claire zurückkam, mit dem Entzücken der Anbetung zu ihr zurückkehrte. »Ein Engel.«

Dann fügte er laut bei:

»Wohnt sie zuweilen hier?«

»Selten, mein Herr, aber sie hat sich lange hier aufgehalten. Ihr Gemahl hatte sie hier gelassen, und die ganze Zeit, die sie im Schlosse zubrachte, war sie der Segen der Gegend. Jetzt ist sie bei

den Herren Prinzen, wie man sich erzählt.«

Der Wagen hatte die Anhöhe erreicht und sollte nun auf der andern Seite hinabfahren; der Führer bat mit einem Zeichen der Hand um Erlaubniß, wieder auf seinen Bock steigen zu dürfen. Canolles befürchtete durch das Fortsetzen seiner Fragen Verdacht zu erregen, zog seinen Kopf in die Patache zurück, und das schwere Gefährt wurde wieder im kurzen Trabe, dem höchsten Maße seiner Eile, fortgezogen.

Nach einer Viertelstunde, während welcher Canolles, immer unter dem Blicke von Barrabas, in das tiefste Nachdenken versenkt geblieben war, machte die Patache Halt.

»Halten wir an, um zu frühstücken?« fragte Canolles.

»Wir halten hier ganz an, mein Herr, denn wir sind an Ort und Stelle. Dort ist die Insel Saint-George, und wir haben nur noch über den Fluß zu setzen.«

»Es ist wahr,« murmelte Canolles. »So nahe und so fern!«

»Mein Herr, man kommt uns entgegen,« sprach Barrabas; »wollt Euch zum Aussteigen bereit halten.«

Der zweite Wächter von Canolles, welcher auf dem Bocke neben dem Kutscher saß, stieg ab und öffnete den verschlossenen Schlag, wozu er den Schlüssel hatte.

Canolles wandte seine Blicke von dem kleinen weißen Schlosse, das er nicht aus dem Auge verloren hatte, nach der Festung, welche sein Wohnort werden sollte. Er gewahrte zuerst jenseits eines ziemlich raschen Flußarmes eine Fähre, und bei der Fähre einen Posten von acht Mann.

Hinter dem Posten erhoben sich die Werke der Citadelle.

»Gut,« sagte Canolles zu sich selbst, »man hat mich erwartet und die gewöhnlichen Maßregeln getroffen. «Das sind meine neuen Wächter?« fragte er laut seinen Begleiter Barrabas.

»Gerne würde ich dem Herrn gehörig antworten,« erwiederte Barrabas, »aber in der That, ich weiß nicht.«

In diesem Augenblick, nachdem sie ein Signal gegeben hatten, welchen von der Schildwache am Thore den Fort wiederholt wurde, stiegen die acht Soldaten und der Sergent in das Schiff, fuhren über die Garonne und landeten in der Sekunde, wo Canolles den Fußtritt verließ.

Als der Sergent einen Officier erblickte, näherte er sich sogleich, grüßte militärisch und fragte:

»Habe ich die Ehre mit dem Herrn Baron von Canolles, Kapitän im Regimente Navailles, zu sprechen?«

»Mit ihm selbst,« antwortete Canolles, erstaunt über die Höflichkeit dieses Menschen.

Der Sergent wandte sich gegen seine Leute, commandierte: Gewehr auf die Schulter, und bezeichnete sodann Canolles mit dem Ende seiner Pike das Schiff. Canolles nahm seinen Platz zwischen den zwei Wächtern; die acht Soldaten und der Sergent stiegen nach ihm ein, und das Fahrzeug entfernte sich vom Ufer, während Canolles einen letzten Blick auf Cambes warf, das allmählich durch die Veränderung des Terrain verschwand.

Beinahe die ganze Insel war bedeckt mit äußeren und inneren Böschungen, mit Glacis und Basteien; ein kleinen Fort in ziemlich gutem Zustande beherrschte die Gesamtheit dieser Werke. Man gelangte in das Innere durch ein gewölbtes Thor, vor welchem eine Schildwache auf und ab ging.

»Wer da, rief diese.«

Die kleine Treppe machte Halt, der Sergent entfernte sich von derselben, rückte gegen die

Schildwache vor und sagte ihr einige Worte.

»Ins Gewehr!« rief die Schildwache.

Sogleich kamen etwa zwanzig Mann, aus denen der Posten bestand, aus der Wachtstube hervor und stellten sich in aller Eile vor dem Thore in Reih und Glied auf.

»Kommt, mein Herr!« sagte der Sergent zu Canolles.

Der Trommler schlug den Marsch.

»Was soll das bedeuten?« fragte sich der junge Mann.

Und er marschierte vorwärts, ohne zu begreifen, was hier verging, denn alle diese Vorbereitungen glichen mehr einem hohen Officier erwiesenen militärischen Honneurs als Vorsichtsmaßregeln gegen einen Gefangenen.

Das war noch nicht Alles, Canolles hatte nicht wahrgenommen, daß sich in dem Augenblick, wo er aus dem Wagen stieg, ein Fenster in der Wohnung des Gouverneurs öffnete, und daß ein Officier aufmerksam die Bewegungen des Schiffes und die Aufnahme beobachtete, die dem Gefangenen und seinen zwei Wächtern bereitet wurde.

Als dieser Officier sah, daß Canolles den Faß aus die Insel setzte, stieg er rasch herab und kam ihm entgegen.

»Ah! Ah!« sagte Canolles zu sich selbst, »das ist der Commandant des Platzes, der seinen Miethsman in Augenschein nehmen will.«

»In der That,« sprach Barrabas, »Ihr werdet nicht verschmachten, wie gewisse Personen, welche man acht volle Tage in einem Hausgange läßt; man wird Euch sogleich in die Gefangenenliste eintragen.«

»Desto besser,« erwiderte Canolles.

Mittlerweile näherte sich der Officier. Canolles nahm die stolze, würdige Haltung einen verfolgten Mannes an.

Einige Schritte vor Canolles zog der Officier den Hut ab und fragte:

»Habe ich die Ehre mit dem Herrn Baron von Canolles zu sprechen?«

»Mein Herr,« antwortete Canolles, »Eure Artigkeit macht mich in der That verwirrt. Ja, ich bin der Baron von Canolles, ich bitte Euch, behandelt mich mit der Höflichkeit eines Officiers gegen einen andern Officier, und weist mir ein Quartier so wenig schlecht als möglich an.«

»Mein Herr,« sprach der Officier, »der Aufenthalt hier ist eigener Art; um jedoch Euren Wünschen zuvorzukommen, hat man alle mögliche Verbesserungen vorgenommen.«

»Und wem habe ich diese ungewöhnlichen Maßregeln zu verdanken?« fragte Canolles lächelnd.

»Dem König, der Alles was er thut, gut thut.«

»Ganz gewiß, ganz gewiß, mein Herr. Gott soll mich behüten, daß ich den König verleumde, besondere bei dieser Gelegenheit; es wäre mir indessen nicht unangenehm, einige Auskunft zu erhalten.

»Befehlt, mein Herr, ich stehe zu Eurer Verfügung; aber ich nehme mir die Freiheit, Euch zu bemerken, daß die Garnison Euch erwartet, um Euch zu empfangen.«

»Pest!« murmelte Canolles, »eine ganze Garnison, um einen Gefangenen zu empfangen, den man einsperrt, mir scheint, das sind gar zu viele Umstände.« Dann fügte er laut bei: »Ich bin zu Euren Befehlen, mein Herr, und bereit, Euch zu folgen, wohin Ihr mich führen wollt,«

»Erlaubt mir also, Euch voran zu gehen, um Euch die Honneurs zu machen.«

Canolles folgte ihm, sich im Stillen Glück wünschend, daß er in die Hände eines so höflichen Mannes gefallen war.

»Ich glaube, Ihr kommt mit der gewöhnlichen Folter davon, nur vier Flaschenkessel,« flüsterte ihm Barrabas zu.

»Desto besser!« sprach Canolles, »ich werde um die Hälfte weniger anschwellen.«

Als Canolles in den Hof der Citadelle kam, fand er einen Theil der Garnison unter den Waffen. Der Officier, der ihn führte, zog nun den Degen und verbeugte sich vor ihm.

»Mein Gott, was für Umstände!« murmelte Canolles.

In demselben Augenblick ertönte die Trommel unter dem Gewölbe; Canolles wandte sich um, zweite Reihe von-Soldaten, welche aus diesem Gewölbe hervormarschirte, stellte sich hinter der ersten auf.

Zugleich überreichte der Officier Canolles zwei Schlüssel.

»Was ist das?« fragte der Baron, »was macht Ihr denn?«

»Wir erfüllen das gewöhnliche Ceremoniel nach den strengsten Regeln der Etiquette«

»Für wen haltet Ihr mich denn?« fragte der Baron im höchsten Maße erstaunt.

»Für den, der Ihr seid, wie mir scheint, für den Herrn Baron von Canolles.«

»Weiter?«

»Gouverneur der Insel Saint- George.«

Canolles war so geblendet, daß er beinahe zu Boden sank.

Der Officier fuhr fort:

»Ich werde sogleich die Ehre haben, dem Herrn Gouverneur die Ernennung zu übergeben, welche mir diesen Morgen in Begleitung eines Briefes zugekommen ist, der mir seine Ankunft auf heute ankündigte.«

Canolles schaute Barrabas an, dessen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrücke von Verwunderung auf ihn geheftet waren.

»Ich bin also Gouverneur der Insel Saint-George?« stammelte Canolles.

»Ja, mein Herr,« antwortete der Officier, »und Seine Majestät hat uns durch diese Wahl sehr glücklich gemacht.«

»Ihr seid ganz sicher, daß kein Irrthum obwaltet?«

»Mein Herr, folgt mir in Eure Wohnung und Ihr werdet dort Euer Patent finden.«

Ganz verblüfft über ein Ereigniß, das entfernt nicht demjenigen gleicht, welches er erwartet hatte, setzte sich Canolles in Marsch und folgte, ohne ein Wort zu sagen, dem Officier, der ihm den Weg zeigte, mitten durch die Trommeln, die man nun wieder rührte, durch die Soldaten, welche ihre Gewehre präsentierten, und durch alle Bewohner der Festung, die ihn mit freudigem Zuruf empfingen; bleich und zitternd grüßte er rechte und linke und befragte Barrabas mit verwirrten Blicken.

Als er in einem hübschen Zimmer angelangt war, von dessen Fenstern man, wie er sogleich wahrnahm, das Schloß Cambes erschaute, las er sein Patent, das in gehöriger Form abgefaßt, von der Königin unterzeichnet und von dem Herzog von Epernon contrasignirt war.

Bei diesem Anblick brachen Canolles die Beine, und er fiel ganz bestürzt in einen Lehnstuhl.

Doch nach allen diesen Fanfaren, nach dem Musketenfeuer, nach den geräuschvollen

Kundgebungen militärischer Huldigung, und besondere nach dem ersten Erstaunen, das diese Kundgebungen in ihm hervorgebracht hatten, wünschte Canolles zu wissen woran er sich in Beziehung auf den ihm von der Königin übertragenen Posten zu halten hätte, und schlug die Augen wieder auf, die er eine Zeit lang auf den Boden geheftet hatte.

Er sah nun seinen Exkerkermeister, nicht minder erstaunt als er selbst, mit dem Wesen seines gehorsamsten Dieners vor sich stehen.

»Ah! Ihr seid es, Meister Barrabas,« sagte er zu ihm.

»Ja, Herr Gouverneur.«

»Könnt Ihr mir erklären, was vorgefallen ist? Ich habe alle Mühe, es für etwas Anderes, als für einen Traum zu halten,«

»Ich erkläre Euch, gnädiger Herr, daß ich, als ich von der außerordentlichen Folter, das heißt von den acht Flaschenkesseln sprach, Euch, so wahr ich Barrabas heiße, die Pille noch zu vergolden glaubte.«

»Ihr wart also überzeugt?«

»Daß ich Euch zum Rädern hierher führte.«

»Ich danke,« sprach Canolles unwillkürlich schauernd: »habt Ihr eine bestimmte Ansicht über das, was mir begegnet?«

»Ja, mein Herr.«

»Habt die Güte, mir dieselbe auseinanderzusetzen.«

»Hört also. Die Königin wird eingesehen haben, wie schwierig die Sendung war, mit der sie Euch beauftragt hatte. Als die erste Bewegung den Zornes vorüber war, hat sie wohl bereut, und der Ihr im Ganzen kein hasseswerther Mann seid, so hat Euch Ihre allergnädigste Majestät für die zu harte Bestrafung wieder entschädigt.«

»Unzulässig,« erwiderte Canolles.

»Unzulässig, Ihr glaubt?«

»Wenigstens unwahrscheinlich.«

»Unwahrscheinlich?«

»Ja.«

»Mein Herr Gouverneur, dann habe ich Euch nur noch meine unterthänige Reverenz zu machen. Ihr könnt auf der Insel Saint-George glücklich sein wie ein König. Vortrefflicher Wein, Wildpret, das die Ebene liefert, Fische, welche bei jeder Fluth die Barken von Bordeaux und die Weiher von Saint-George bringen; gnädiger Herr, oh! das ist wundervoll.«

»Seht gut, ich werde Euren Rath zu befolgen suchen; nehmt diese Anweisung und geht zu dem Zahlmeister, der Euch zehn Pistolen dagegen einhändigen wird. Ich würde sie Euch selbst gehen, da Ihr mir aber aus Klugheit mein Geld genommen habt . . .«

»Und daran habe ich wohl gethan,« rief Barrabas; »denn hättet Ihr mich bestochen, so wäret Ihr geflohen, und wäret Ihr geflohen, so hättet Ihr ganz natürlich die hohe Stellung verloren, zu der Ihr nun gelangt seid, was mich für immer untröstlich gemacht haben würde.«

»Vortrefflich geschlossen, weißer Barrabas. Ich habe bereits bemerkt, daß Ihr große Stärke in der Logik besitzt. Mittlerweile nehmt diesen Papier als ein Zeugniß Eurer Beredsamkeit. Die Alten stellten, wie Ihr wißt, die Beredsamkeit mit goldenen Ketten dar, welche aus ihrem Munde hervorkamen.«

»Gnädiger Herr,« versetzte Barrabas, »dürfte ich es wagen, Euch zu bemerken, daß ich es für unnöthig halte, zu dem Zahlmeister zu gehen . . .«

»Wie! Ihr schlagt es aus?« rief Canolles erstaunt.

»Nein, Gott soll mich bewahren! Dem Himmel sei es gedankt, ich habe keinen solchen falschen Stolz. Aber ich bemerke, daß aus einem Kistchen, welches auf Eurem Kamin steht, gewisse Schnüre hervorstehen, welche ganz den Eindruck von Börsenschnüren auf mich machen.«

»Ihr versteht Euch auf Schnüre, Meister Barrabas,« sagte Canolles ganz erstaunt; denn es stand wirklich auf dem Kamin ein Kistchen von alter Fayence mit Silber incrustirt und mit Schmelzwerk der Renaissance. »Wir wollen sehen, ob Eure Ahnungen richtig sind.«

Canolles hob den Deckel des Kistchens auf und fand in der That eine Börse und in der Börse tausend Pistolen mit folgendem Billet:

»Für die Privatkasse des Herrn Gouverneur der Insel Saint-George.«

»Bei Gott,« sprach Canolles erröthend, »die Königin macht ihre Sachen gut.«

Und unwillkürlich kam ihm die Erinnerung an Buckingham in den Kopf; vielleicht hatte die Königin hinter irgend einem Vorhange das siegreiche Antlitz des schönen Kapitäns erschaut, vielleicht begünstigte sie ihn mit einer zärtlichen Theilnahme; vielleicht . . ., man erinnert sich, daß Canolles ein Gascogner war.

Leider zählte die Königin damals zwanzig Jahre mehr, als zur Zeit von Buckingham.

Wie dem sein mochte und von welcher Seite ihm das Geschenk auch zukam, Canolles tauchte seine Hand in die Börse, nahm zehn Pistolen heraus und übergab sie Barrabas, der sich hiernach unter wiederholten ehrfurchtsvollen Bücklingen entfernte.

IX.

Als Barrabas weggegangen war, rief Canolles den Officier und bat diesen, ihn zu der Revue zu führen, die er mit seinen neuen Staaten vornehmen wollte.

Der Officier unterzog sich sogleich seinen Befehlen. An der Thüre fand Canolles eine Art von Generalstab, bestehend aus den übrigen Hauptpersonen der Citadelle; er plauderte mit ihnen, ließ sich alle Mittel und Quellen erklären, welche die Oertlichkeit bot, und beschaute unter ihrer Führung die Basteien, die Glacis, die Halbmonde, die Keller und Speicher. Er lehrte endlich um elf Uhr, nachdem er Alles gesehen hatte, zurück. Sein Gefolge zerstreute sich, und Canolles blieb allein mit dem ersten Officier, den er Anfangs getroffen hatte.

»Nun,« sprach dieser sich ihm geheimnisvoll nähernd, »nun hat der Herr Gouverneur nur noch ein Zimmer und eine Person zu sehen.«

»Was beliebt?« fragte Canolles.

»Das Zimmer dieser Person ist dort,« erwiderte der Officier, den Finger nach einer Thüre ausstreckend, welche Canolles wirklich noch nicht geöffnet hatte.«

»Ah! es ist dort?« sagte Canolles.

»Ja.«

»Und die Person auch?«

»Ja,«

»Sehr gut. Doch verzeiht: ich bin sehr müde, da ich Tag und Nacht reisen mußte, und mein Kopf ist diesen Morgen nicht ganz gesund; ich bitte daher, erklärt Euch ein wenig deutlicher.«

»Wohl,« fuhr der Officier mit seinem feinsten Lächeln fort, »das Zimmer . . .«

»Die Person . . .« versetzte Canolles.

»Welche Euch erwartet, ist dort. Ihr begreift nun, nicht wahr?«

Canolles machte eine Bewegung, als käme er aus dem Lande der Abstractionen zurück, und sprach:

»Ja, ja, sehr gut; und ich kann dort eintreten?«

»Allerdings, denn man ermattet Euch.«

»Vorwärts,« sagte Canolles.

Sein Herz pochte, um die Brust zu zersprengen; er sah nicht mehr, er fühlte nur, wie sich seine Furcht und sein Verlangen in einem Grade vermischtem daß er ein Narr zu werden bange hatte, stieß in diesem Zustande eine zweite Thüre auf und erblickte hinter einem Vorhange die lachende, muthwillige Nanon, welche einen gewaltigen Schrei ausstieß, als wollte sie ihm Angst machen, und dann rasch ihre beiden Arme um den Hals des Barons schlang.

Canolles blieb unbeweglich, mit hängenden Armen und blicklosem Auge.

»Ihr!« stammelte er.

»Ich!« sprach sie, ihr Lachen und ihre Küsse verdoppelnd.

Die Erinnerung an sein Unrecht durchzuckte den Geist von Canolles, der, sogleich die neue Wohlthat seiner treuen Freundin errathend, von dem Gewichte der Reue und der Dankbarkeit niedergeschmettert blieb.

»Ah!« sagte er, »Ihr habt mich also gerettet, während ich mich wie ein Wahnsinniger zu Grunde richtete; Ihr wacht über mir, Ihr seid mein Schutzengel.«

»Nennt mich nicht Euren Engel, denn ich bin ein Teufel; doch erscheine ich nur im geeigneten Augenblick, das müßt ihr gestehen?«

»Ihr habt Recht, teure Freundin, denn in der That, ich glaube, Ihr errettet mich vom Schaffot.«

»Ich glaube es auch. Ah! Baron, wie kam es, daß Ihr, der Scharfsichtige, der Schlaue, Euch, durch diese Zieraffen von Prinzessinnen bethören ließt?«

Canolles erröthete bis unter das Weiße der Augen, aber Nanon war entschlossen, nichts von dieser Verlegenheit zu bemerken.

»In der That,« sagte er, »ich weiß es nicht, ich begreife es selbst nicht.«

»Oh! sie sind sehr verschmitzt. Ah! meine Herren, Ihr wollt mit den Frauen den Krieg führen. Was hat man mir doch erzählt? Man zeigte Euch statt der jungen Prinzessin ein Ehrenfräulein, eine Kammerfrau, irgend ein unbedeutendes Geschöpf . . . was?«

Canolles fühlte, wie das Fieber aus seinen zitternden Fingern in sein ausgetrocknetes Gehirn stieg.

»Ich glaubte die Prinzessin zu sehen,« sagte er, denn ich kannte sie nicht,«

»Und wer war es denn?«

»Ich denke eine Ehrendame.«

»Armer Junge, daran ist dieser Verräther Mazarin Schuld. Den Teufel! wenn man den Leuten eine so schwierige Sendung überträgt, gibt man ihnen, auch ein Portrait. Hättet Ihr nur ein Portrait der Frau Prinzessin gehabt oder gesehen, so würdet Ihr sie sicherlich erkannt haben. Sprechen wir übrigens nicht mehr hiervon. Wisst Ihr, daß Euch dieser abscheuliche Mazarin, unter dem Vorwande, Ihr hättet den König verrathen, zu den Kröten werfen wollte?«

»Ich vermuthete es.«

»Ich aber sagte: »Wir wollen ihn zu den Nanons werfen lassen.«« Sprecht, habe ich wohl daran gethan.

Ogleich ganz eingenommen von der Erinnerung an die Vicomtesse, obgleich er das Portrait der Vicomtesse auf seinem Herzen trug, konnte Canolles doch nicht gegen die außerordentliche Güte, gegen diesen in den schönsten Augen der Welt strahlenden Geist Stand halten: er neigte das Haupt und drückte seine Lippen auf die hübsche Hand, die man ihm reichte.

»Und Ihr seid hierher gekommen, um mich zu erwarten?«

»Ich war im Begriff, Euch in Paris aufzusuchen, um Euch hierher zu führen. Ich brachte Euch Euer Patent; diese Abwesenheit währte mir zu lang; Herr von Epernon fiel allein mit seinem ganzen Gewicht auf mein einförmigen Leben zurück. Da erfuhr ich Euer Mißgeschick . . . Doch ich vergaß, Euch zu sagen: Ihr wißt Ihr seid mein Bruder?«

»Ich vermuthete es, als ich Euren Brief las,«

»Man hatte Euch ohne Zweifel verrathen. Der Brief, den ich Euch schrieb, war in schlechte Hände gefallen. Der Herzog kam wüthend an. Ich ernannte Euch zu meinem Bruder, armer Canolles, und wir werden durch die legitimste Verbindung beschützt. Ihr seid nun beinahe verheirathet, mein armer Freund,«

Canolles ließ sich durch die unglaubliche Gewalt dieser Frau hinreißen. Nachdem er ihre weißen Hände geküßt hatte, küßte er ihre schwarzen Augen. Der Schatten von Frau von Cambes

mußte, traurig das Haupt verhüllend, entfliehen,«

»Von da an,« fuhr Nanon fort, »habe ich für Alles gesorgt, Alles geordnet; ich machte aus Herrn von Epernon Euren Beschützer oder vielmehr Euren Freund; ich beschwichtigte den Zorn von Mazarin. Dann wählte ich als Zufluchtsort Saint-George, denn Ihr wißt lieber Freund, man will mich immer noch steinigen. Nur Ihr allein in der Welt liebtet mich ein wenig, teurer Canolles. Sprecht, sagt mir, daß Ihr mich liebet.«

Und die reizende Nation schlang ihre Arme abermals um den Hals von Canolles und tauchte ihren glühenden Blick in die Augen des jungen Mannes, als wollte sie seinen Gedanken in der tiefsten Tiefe seines Herzens suchen.

Canolles fühlte in diesem Herzen, worin Nanon zu lesen suchte, daß er gegen so große Ergebenheit nicht unempfindlich bleiben konnte. Eine geheime Ahnung sagte ihm, es läge etwas mehr als Liebe in Nanon, es läge Großmuth in ihr, sie liebte nicht nur, sondern sie vergäbe auch.

Der junge Mann machte ein Zeichen mit dem Kopfe, um die Frage von Nanon zu beantworten, denn er hätte es nicht gewagt, ihr mit dem Munde zu sagen, daß er sie liebte, obgleich im Grunde seiner Brust alle Erinnerungen zu ihren Gunsten sprachen.

»Ich wählte also die Insel Saint-George, fuhr es sie fort, »nur mein Geld, meine Juwelen und meine Person in Sicherheit zu bringen. Welcher Andere, sagte ich mir, als der Mann, der mich liebt, kann mein Leben vertheidigen? Welcher Andere, als mein Geliebter kann mir meine Schätze bewahren? Alles ist in Euren Händen, Leben und Reichthum: teurer Freund, werdet Ihr sorgfältig über Alles wachen, werdet Ihr ein treuer Freund und treuer Wächter sein?«

In diesem Augenblick erklang eine Trompete im Hofe, und sie vibrierte in dem Herzen von Canolles; er hatte vor sich die Liebe beredet, als sie je gewesen war, er hatte hundert Schritte von sich den drohenden Krieg, den entflammenden, berauschenden Krieg.

»Oh! ja, Nanon,« rief er, »Eure Person und Eure Habe sollen bei mir in Sicherheit sein, und ich, schwöre Euch, ich werde sterben, um Euch vor der geringsten Gefahr zu retten,«

»Ich danke Euch, mein wackerer Ritter, ich bin von Eurer Tapferkeit eben so sehr, als von Eurem Edelmuth überzeugt. Ach!« fügte sie lächelnd bei, wäre ich auch Eurer Liebe so gewiß!«

»Oh!« murmelte Canolles, »seid versichert . . .«

»Gut, gut,« sprach Nanon, »die Liebe beweist sich nicht durch Schwüre, sondern durch Handlungen; nach dem, was Ihr thun werdet, mein Freund, wollen wir Eure Liebe beurtheilen.«

Und die schönsten Arme der Welt um den Hals von Canolles schlingend, neigte sie ihr Haupt auf die pochende Brust des jungen Mannes.

»Nun muß er vergessen,« sagte sie zu sich selbst, »und er wird vergessen.«

X.

An demselben Tag, an welchem Canolles in Jaulnay unter den Augen von Frau von Cambes verhaftet worden war, reiste diese ab, um sich wieder zu der Frau Prinzessin zu begeben, welche sich vor Coutras befand.

Der würdige Stallmeister bemühte sich vor Allem, seiner Gebieterin zu beweisen, daß man, wenn die Bande von Cauvignac kein Lösegeld verlangt oder keine Gewaltthat gegen die schöne Reisende begangen habe, dies einzig und allein seinem entschlossenen Aussehen und seiner Kriegserfahrenheit verdanke. Weniger leicht zu überzeugen, als Pompée Anfangs gehofft hatte, bemerkte ihm Frau von Cambes allerdings, er sei eine Stunde lang völlig verschwunden; Pompée aber erklärte ihr, er sei während dieser Stunde in einem Gange verborgen gewesen, wo er mit Hilfe einer Leiter eine sichere Flucht für die Frau Vicomtesse vorbereitet habe; nur sei er genöthigt worden, mit jenen unbändigen Soldaten, die ihm den Besitz der Leiter streitig gemacht, zu kämpfen, was er auch, wie sich errathen lasse, mit seinem wohlbekanntem unzählbaren Muthethan habe.

Dieses Gespräch führte Pompée natürlich auf das Lob der Soldaten seiner Zeit, welche, wild gegen den Feind, wie sie dies bei der Belagerung von Montauban und in der Schlacht bei Corbie bewiesen, sich sanft; und höflich gegen ihre Landsleute benommen hätten, Eigenschaften, deren sich die Soldaten der Neuzeit nicht rühmen könnten. Es ist nicht zu leugnen, Pompée war, ohne es zu vermuthen, einer ungeheuren Gefahr entgangen, der Gefahr, in Werberhände zu fallen. Da er wie gewöhnlich mit funkelnden Augen und mit ganz militärischen Brustwendungen einherging, so hatte er gleich von Anfang die Blicke von Cauvignac auf sich gezogen; aber in Folge der nächsten Ereignisse, welche den Ideengang des Kapitäns veränderten, in Folge der zweitausend Pistolen, die dieser empfing, um sich nur mit dem Baron von Canolles zu beschäftigen, in Folge der philosophischen Betrachtung endlich, daß die Eifersucht die herrlichste der Leidenschaften ist, und daß man die Eifersucht ausbeuten muß, wenn man sie auf seinem Wege trifft, verachtete der teure Bruder unsern Meister Pompée und ließ Frau von Cambes ihren Weg nach Bordeaux fortsetzen; in den Augen von Nanon war Bordeaux immer noch sehr nahe bei Canolles. Sie hätte die Vicomtesse gern in Peru, in Indien oder in Grönland gehabt.

Anderer Seits, wenn Nanon daran dachte, daß sie fortan ganz allein ihren lieben Canolles zwischen guten Mauern halten würde, und daß vortreffliche, für die Soldaten des Königs sehr wenig zugängliche, Festungswerke auch Frau von Cambes in ihrer Rebellion einschließen sollten, fühlte sie ihre Brust von der unsäglichen Freude sich ausdehnen, welche die Kinder und die Liebenden allein auf Erden kennen.

Wir haben gesehen, wie dieser Traum sich verwirklichte, und wie Canolles und Nanon sich auf der Insel Saint-George wiederfanden.

Frau von Cambes reiste also traurig und zittern. Pompée vermochte sie, trotz seiner Prahlereien, entfernt nicht zu beruhigen, und nicht ohne große Furcht sah sie gegen Abend an demselben Tag, an welchem sie wieder von Jaulnay aufgebrochen war, einem Querwege folgend eine beträchtliche Truppe von Reitern erscheinen.

Es waren die Edelleute, welche von dem bekannten Leichenbegängnisse des Herzogs von

Larochefoucault zurückkehrten, das unter dem scheinbaren Grunde, seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, dem Prinzen von Marsillac als Vorwand gedient hatte, um aus Frankreich und der Picardie den ganzen Adel zusammenzuziehen, welcher Mazarin noch mehr haßte, als er dem Prinzen zugethan war. Aber ein Umstand fiel Frau von Cambes und besonders Pompée auf: unter diesen Edelleuten trugen die Einen den Arm in der Schlinge, Andere ließen in den Steigbügel ein in Compressen eingepacktes Bein herabhängen; Mehre trugen blutige Binden um die Stirne; man mußte daher diese so grausam zugerichteten Edelleute sehr von Nahem sehen, um in ihnen die munteren, flinken Jäger zu erkennen, welche den Hirsch im Parke von Chantilly gehetzt hatten.

Doch die Furcht hat scharfe Augen: Pompée und Frau von Cambes erblickten unter diesen blutigen Binden einige ihnen bekannte Gesichter.

»Teufel! gnädige Frau,« sprach Pompée »dieses Leichenbegängniß ist schlimm abgelaufen. Die Edelleute müssen der Mehrzahl nach vom Pferde gefallen sein; seht, wie sie gestriegelt sind,«

»Das betrachtete ich eben auch,« versetzte Frau von Cambes.

»Mich erinnert es an die Rückkehr von Corbie,« sagte Pompée; »nur war ich damals nicht unter den Braven, welche zurückkamen, sondern unter den Braven, welche man zurückbrachte.«

»Aber,« fragte Claire einiger Maßen beunruhigt über ein Unternehmen, das sich unter so traurigen Auspicien ankündigte, »aber werden denn diese Herren nicht durch irgend Jemand befehligt? Haben sie keinen Chef? Ist dieser Chef todt, daß man ihn nicht sieht? Schaut doch,«

Madame,« antwortete Pompée sich stolz in seinen Sattel aufrichtend, »nichts ist leichter, als einen Chef unter den Leuten zu erkennen, welche er befehligt. Gewöhnlich marschirt bei der Schwadron der Officier im Centrum mit seinen Unterofficieren; im Treffen marschirt er hinter oder auf der Seite der Truppe. Richtet also die Augen nach den verschiedenen Punkten, die ich Euch bezeichne, und Ihr könnt selbst urtheilen.«

»Ich sehe nichts, Pompée; aber es scheint mir, man folgt uns; schaut hinter uns.«

»Hm! Hm! nein, gnädige Frau,« erwiderte Pompée hustend, aber ohne sich umzuwenden, aus Furcht, er könnte wirklich Jemand sehen. »Nein, Niemand; aber wartet auf den Anführer. Sollte es nicht der mit der rothen Feder sein? . . . Nein . . . Der mit dem goldenen Degengriffe? Nein . . . Der den Schenken reitet . . . ein Pferd, wie das von Herrn von Turenne? . . . Nein. Das ist seltsam, es kann von keiner Gefahr die Rede sein, aber der Anführer dürfte sich doch zeigen; es ist hier nicht wie in Corbie . . .«

»Ihr täuscht Euch, Meister Pompée,« sprach hinter dem armen Stallmeister, der beinahe vom Pferde gefallen wäre, eine scharfe, spöttische Stimme: »Ihr täuscht Euch, es ist schlimmer, als bei Corbie.

Claire wandte sich rasch um und erblickte zwei Schritte hinter sich einen Reiter von mittlerem Wachse und in einer Kleidung von gesuchter Einfachheit, welcher sie mit glänzenden, kleinen Fuchsaugen anschaute. Mit seinen dicken schwarzen Haaren, mit seiner beweglichen, gekniffenen Lippe, mit seiner galligen Blässe und verdrießlicher Stirne flöbte dieser Reiter Traurigkeit am lichten Tage ein, und würde vielleicht Schrecken am Abend eingeflößt haben.

»Der Herr Prinz von Marsillac!« rief Claire ganz bewegt. »Oh! seid willkommen, mein Herr,«

»Sagt, der Herr Herzog von Larochefoucault, denn nun, da mein Vater gestorben ist, habe ich diesen Namen geerbt, unter welchem sich meine Handlungen, die guten wie die bösen, einschreiben werden,«

Ihr kommt zurück?« fragte Claire zögernd.

»Wir kommen geschlagen zurück, Madame,«

»Geschlagen, gerechter Himmel! Ihr?«

»Ich sage, wir kommen geschlagen zurück, Madame, weil ich meiner Natur nach nur sehr wenig Prahler bin und weil ich mir die Wahrheit sage, wie ich sie Anderen sage; sonst könnte ich behaupten, wir kämen als Sieger zurück; aber wir sind in der That geschlagen, insofern unser Plan auf Saumur gescheitert ist. Ich bin zu spät gekommen; wir verlieren diesen wichtigen Platz, welchen Jarzé kurz zuvor übergeben hatte. Er wird sich nun, vorausgesetzt, daß die Frau Prinzessin Bordeaux inne hat, wie ihr dies versprochen war, der ganze Krieg in der Guienne concentriren.«

»Aber, mein Herr, wenn die Capitulation von Saumur ohne Schwertstreich stattgefunden hat, — so habe ich Eure Worte verstanden, — was bedeutet denn das, was ich sehe, warum sind so viele Edelleute verwundet?«

»Weil wir,« sprach Larochefoucault mit einem gewissen Stolze, den er trotz seiner Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte, »weil wir einigen königlichen Truppen begegnet sind.«

»Und man hat sich geschlagen?« fragte rasch Frau von Cambes.

»Oh! Mein Gott, ja, Madame.«

»Also ist bereite das erste französische Blut durch Franzosen vergossen worden, und Ihr, Herr Herzog, habt das Beispiel gegeben?«

»Ich, Madame!«

»Ihr, der Ihr so kalt, so ruhig, so vernünftig seid.«

»Wenn man eine ungerechte Sache gegen mich vertheidigt, werde ich zuweilen ziemlich unvernünftig.«

»Ihr seid wenigstens nicht verwundet?«

»Nein. Ich habe diesmal mehr Glück gehabt, als bei den Schanzen von Paris. Damals glaubte ich genug vom Bürgerkrieg bekommen zu haben, um nicht mehr mit ihm in Rechnung zu treten. Aber ich täuschte mich. Der Mensch baut stets Plane, ohne die Leidenschaft um Rath zu fragen, — den einzigen und wahren Architecten seines Lebens, der sein Gebäude wiederherstellt, wenn es ihn nicht gänzlich niederwirft.«

Frau von Cambes lächelte; sie erinnerte sich, daß Herr von Larochefoucault gesagt hatte, für die schönen Augen von Frau von Longueville habe er mit Königen den Krieg geführt und wurde ihn mit Göttern führen.

Dieses Lächeln entging dem Herzog nicht; er gönnte der Vicomtesse auch nicht Zeit, dem Lächeln den Gedanken folgen zu lassen, der es erzeugt hatte, und fuhr fort:

»Aber Ihr, Madame, laßt Euch mein Kompliment machen, Ihr seid ein wahres Muster von Tapferkeit,«

»Warum?«

»Wie! allein reisen, mit einem einzigen Stallmeister, gleich einer Clorinde oder Bradamante! Oh! man hat mir auch Euer reizendes Benehmen in Chantilly mitgetheilt. Ihr habt auf eine bewunderungswürdige Weise einen armen Teufel von einem königlichen Officier überlistet . . . Ein leichter Sieg, nicht wahr?« fügte der Herzog mit einem Lächeln und einem Blicke bei, welche bei ihm so viel sagen wollten.

»Wie so?« fragte Frau von Cambes äußerst bewegt.

»Ich sage leicht, weil er nicht mit gleichen Waffen gegen Euch kämpfte. Indessen ist mir etwas bei der Erzählung aufgefallen, die man mir von diesem Abenteuer gemacht hat.«

Und durchdringender als je heftete der Herzog seine kleinen Augen auf die Vicomtesse.

Es gab für Frau von Cambes kein Mittel, sich ehrenhaft fechtend zurückzuziehen. Sie schickte sich daher zu einer Vertheidigung an, welche sie so kräftig als nur immer möglich auszuführen entschlossen war, und sprach:

»Sagt, Herr Herzog, was ist Euch aufgefallen?«

»Die außerordentliche Geschicklichkeit, Madame, mit der Ihr diese komische Rolle spieltet, wenn ich dem, was man mir erzählt, glauben darf, hatte der Officier Euren Stallmeister und sogar Euch selbst schon gesehen.«

Diese letzten Worte, obgleich mit der ganzen zurückhaltenden Geschicklichkeit eines Mannes von Takt gegen die Vicomtesse abgeschossen, brachten nichtsdestoweniger einen tiefen Eindruck auf Frau von Cambes hervor.

»Er hatte mich gesehen, sagt Ihr, mein Herr?«

»Verständigen wir uns, Madame: nicht ich sage es, sondern immer die unbestimmte Person, *Man* genannt, deren Macht die Könige eben so gut, als die, letzten ihrer Unterthanen unterworfen sind,«

»Und wo hatte er mich gesehen?«

»Man sagt, auf der Straße von Libourne nach Chantilly, in einem Dorfe, welchen Jaulnay heiß; nur dauerte das Zusammensein nicht lange, weil der Officier von dem Herrn Herzog von Epernon Befehl erhielt, auf der Stelle nach Mantes abzureisen.«

»Aber wenn dieser Officier mich gesehen hätte, wie sollte er mich nicht wieder erkannt haben?«

»Oh! das *Man*, von dem ich Euch so eben sprach, und das auf Alles Antwort gibt, sagte, die Sache wäre möglich gewesen, insofern das Zusammensein in der Finsterniß stattgefunden hätte,«

»Diesmal,« mein Herr Herzog,« versetzte die Vicomtesse völlig zitternd, »diesmal weiß ich in der That nicht, was Ihr meint,«

»Dann werde ich wohl schlecht unterrichtet worden sein« erwiderte der Herzog mit geheuchelter Gutmüthigkeit. »Übrigens, was ist im Ganzen ein Zusammentreffen von einem Augenblick? Allerdings, Madame,« fügte er artig bei, »allerdings seid Ihr nach Antlitz, Gestalt und Haltung ganz geeignet, einen tiefen Eindruck zu hinterlassen, und sollte das Beisammensein auch nur einen Augenblick dauern,«

»Aber die Sache wäre nicht möglich,« versetzte die Vicomtesse, »denn Ihr sagt selbst, das Zusammentreffen habe in der Finsterniß stattgefunden,«

»Das ist richtig, Ihr pariert geschickt, Madame; ich täusche mich also, wenn Euch nicht der junge Mann bereite vor diesem Zusammensein wahrgenommen hat; dann wäre das Abenteuer in Jaulnay nicht mehr gerade ein Begegnen . . .«

»Und was wäre es dann?« erwiderte Claire. »Nehmt Euch in Acht mit Euren Worten, Herr Herzog,«

»Ihr seht auch, daß ich inne halte; unsere liebe französische Sprache ist so arm, daß ich vergebens ein Wort suche, um meinen Gedanken auszudrücken. Es wäre ein *Appuntamento*, wie die Italiener, eine *Assignment*, wie die Engländer sagen,«

»Wenn ich mich nicht irre, Herr Herzog, übersetzen sich diese Worte in das Französische mit *Rendez-vous*.«

»Sieh' da! ich sage eine Albernheit in zwei fremden Sprachen, und das geschieht mir gerade einer Person gegenüber, welche diese beiden Sprachen versteht. Verzeiht, Madame, Englisch und Italienisch sind entschieden so arm, als das Französische.

Claire druckte mit der linken Hand an ihr Herz, um freier zu athmen; Eines, woran sie immer gezweifelt, regte sich wieder in ihrem Geiste, daß nämlich Herr von Larochefoucault für sie, wenigstens in Gedanken und im Verlangen, eine Untreue an Frau den Longueville begangen hatte, und daß ihn die Eifersucht veranlaßte, so zu sprechen. Zwei Jahre früher hatte sich in der That der Prinz von Marsillac so hartnäckig um ihre Gunst beworben, als es der mürrische Charakter, die beständigen Schwankungen und übrigen Zaghaflichkeiten gestatteten, welche aus ihm den gehässigsten Feind machten, wenn er nicht der dankbarste Freund war. Die Vicomtesse hielt es auch für klüger, nicht geradezu mit einem Manne zu brechen, welcher auf diese Weise die öffentlichen Angelegenheiten und die Familien-Interessen nebeneinander in einer Linie behandelte, und erwiderte deshalb:

»Weißt Ihr, Herr Herzog, daß Ihr unter den Umständen, in denen wir uns befinden, ein kostbarer Mann seid, und daß Herr von Mazarin, der sich doch etwas daran einbildet, keine Polizei hat, welche besser beschaffen ist, als die Eurige?«

»Wenn ich nicht wüßte, Madame,« entgegnete der Herzog von Larochefoucault, »so würde ich zu sehr diesem guten Minister gleichen, und dann hätte ich keinen Grund, Krieg gegen ihn zu führen. Ich gebe mir auch Mühe, mich in Allem auf dem Laufenden zu erhalten.«

»Selbst in Beziehung auf die Geheimnisse Eurer Verbündeten, wenn sie hätten?«

»Ihr habt da ein Wort ausgesprochen, das sich schlecht verdolmetschte, versteht man darunter: ein Frauen-Geheimniß.?« Diese Reise und diesen Zusammentreffen waren also ein Geheimniß?«

»Verständigen wir uns, Herr Herzog, denn Ihr habt nur zur Hälfte Recht. Das Zusammentreffen war ein Zufall. Die Reise war ein Geheimniß und sogar ein Frauen-Geheimniß, denn sie war in der That nur mir und der Frau Prinzessin bekannt.«

Der Herzog lächelte. Diese gute Vertheidigung stachelte seinen Scharfsinn.

»Und Lenet,« sagte er, »und Richon, und Frau von Tourville und einem gewissen Vicomte von Cambes, den ich nicht kenne, von welchem ich zum ersten Male bei dieser Gelegenheit habe sprechen hören? Da der letztere Euer Bruder ist, so werdet Ihr mir allerdings sagen, das Geheimniß sei nicht aus der Familie gekommen.«

Claire lachte, um den Herzog nicht zu erzürnen, dessen Stirne sie bereite sich falten sah, und erwiderte:

»Wißt Ihr was, Herzog?«

»Nein, aber theilt es mir mit, und wenn es ein Geheimniß ist, Madame, so verspreche ich Euch, so verschwiegen zu sein als Ihr und es nur meinem Generalstab zu sagen.«

»Thut das, nur ist es ganz lieb, obgleich ich mich dadurch der Gefahr aussetze, mir eine Prinzessin zur Feindin zu machen, deren Haß sich bloßzustellen nicht, gerathen ist.«

Der Herzog erröthete unmerklich.

»Nun, das Geheimniß?« sagte er.

»Wißt Ihr, wer bei der Reise, die man mich unternehmen ließ, der von der Frau Prinzessin für

mich bestimmte Begleiter war?»

»Nein,«

»Ihr selbst,«

»In der That, ich erinnere mich, daß die Frau Prinzessin mich fragen ließ, ob ich einer Person, welche von Libourne nach Paris zurückkehrte, als Escorte dienen könnte.«

»Und Ihr habt es abgelehnt?«

»Ich war durch wichtige Geschäfte in Poitou zurückgehalten.«

»Ja; Ihr hattet die Couriere von Frau von Longueville zu empfangen,«

Larochefoucault schaute Frau von Cambes lebhaft an, als wollte er die Tiefe ihrer Herzens durchforschen, ehe die Spur dieser Worte verschwunden wäre, und sagte dann, sich ihr nähernd:

»Macht Ihr mir einen Vorwurf hierüber?«

»Nein; Euer Herz ist an diesem Orte so gut angebracht, daß Ihr statt der Vorwürfe Komplimente zu erwarten berechtigt seid.«

»Oh!« versetzte der Herzog, unwillkürlich seufzend, »wäre es der Wille den Himmels gewesen, daß ich diese Reise mit Euch gemacht hätte!«

»Und warum dies?«

»Weil ich nicht nach Saumur gegangen wäre,« antwortete der Herzog mit einem Tone, aus dem sich schließen ließ, daß er eine andere Antwort bereit hatte, diese aber nicht geben wollte, oder nicht zu geben wagte.

»Richon wird ihm Alles gesagt haben,« dachte Claire.

»Uebrigens beklagt ich mich nicht über mein Privatunglück,« fuhr der Herzog fort, insofern ein öffentliches Glück daraus entspringt.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr Herzog? Ich verstehe Euch nicht,«

»Ich will damit sagen, wenn ich bei Euch gewesen wäre, so würdet Ihr nicht mit dem Officier zusammengetroffen sein, welcher — so offenbar begünstigt der Himmel unsere Sache — zufällig derselbe war, den Mazarin nach Chantilly schickte,«

»Oh! Herr Herzog,« sprach Claire mit einer von einer schmerzlichen, frischen Erinnerung zusammengepreßten Stimme, »scherzt, nicht über diesen unglücklichen Officier!«

»Warum? Ist er eine geheiligte Person?«

»Ja, jetzt, denn großes Unglück hat für edle Herzen etwas Heiliges, wie hohes Glück. Der Officier ist vielleicht zu dieser Stunde todt und hat seinen Irrthum oder seine Ergebenheit mit dem Leben bezahlt.«

»An Liebe gestorben?« fragte der Herzog.

»Sprechen wir ernsthaft. Ihr wißt, daß wenn ich mein Herz verschenkte, dies nicht an Leute geschehen würde, welchen ich auf der Landstraße begegne. Ich sage Euch, daß dieser Unglückliche heute auf Befehl von Herrn von Mazarin verhaftet worden ist,«

»Verhaftet! woher wißt Ihr dies? abermals durch ein Zusammentreffen?«

»Ob! mein Gott, ja. Ich kam durch Jaulnay . . . kennt Ihr Jaulnay?«

»Sehr genau; ich habe dort einen Degenstich in die Schulter bekommen . . . Ihr kamt also durch Jaulnay? . . . und dann, ist es nicht dasselbe Dorf, von welchem die Erzählung versichert? . . .«

»Lassen wir die Erzählung, Herr Herzog,« erwiederte Claire erröthend. »Ich kam also, wie ich

Euch sagte, durch Jaulnay, als ich eine Truppe bewaffneter Leute sah, welche einen Mann verhafteten und fortführten: dieser Mann war er.«

»Er, sagt Ihr? Ah! nehmt Euch in Acht, Madame, Ihr habt gesagt er.«

»Er, der Officier! Mein Gott, Herr Herzog, wie scharf seid Ihr! Laßt Eure Feinheiten, und wenn Ihr kein Mitleid mit dem Unglücklichen habt . . .«

»Mitleid, ich?« rief der Herzog. »Ei! Madame, bleibt mir Zeit, Mitleid zu haben, besonders mit Leuten, die ich nicht kenne?«

Claire schaute verstohlen das bleiche Gesicht und die von einem Lächeln ohne Ausstrahlung zusammengezogenen Lippen von Larochefoucault an, und bebte unwillkürlich.

»Madame,« fuhr der Herzog fort, »gern möchte ich die Ehre haben, Euch weiter zu geleiten, aber ich muß eine Garnison nach Montrond werfen; entschuldigt mich daher, wenn ich Euch verlasse. Zwanzig Edelleute, glücklicher als ich, werden Euch als Wache dienen, bis Ihr wieder zu der Frau Prinzessin gelangt seid, der sehr gefälligst meine Achtung bezeigen wollt,«

»Komm Ihr nicht nach Bordeaux?«

»Für den Augenblick nicht; ich gehe nach Turenne, um Herrn von Bouillon zu holen. Wir wetteifern an, Höflichkeit, wer in diesem Kriege nicht General sein soll; ich habe es mit einer starken Partei zu thun, aber ich will sie besiegen und Lieutenant bleiben.«

Nach diesen Worten grüßte der Herzog auf eine ceremoniöse Weise die Vicomtesse und schlug mit langsamen Schritten wieder den Weg ein, den seine Reitertruppe verfolgte.

Claire schaute ihm nach und murmelte:

»Sein Mitleid! ich rief sein Mitleid an! Er aber sagte, es bliebe ihm keine Zeit, um Mitleid zu haben!«

Sie sah nun, wie eine Gruppe von Reitern sich gegen sie detachirte und der übrige Theil des Haufens in einen nahen Wald drang.

Hinter der Truppe ritt träumerisch und die Zügel auf dem Halse seines Pferdes, der Mann mit dem falschen Blicke und den weißen Händen, der später oben an seine Memoiren folgenden, für einen moralistischen Philosophen etwas seltsamen, Satz schrieb:

»Ich glaube, man muß sich darauf beschränken, Mitgefühl an den Tag zu legen, aber sich wohl hüten, zu haben. Es ist ein Gefühl, das im Innern einer wohl beschaffenen Seele nichts taugt und nur dazu dient, das Herz zu schwächen, weshalb man es dem Volk überlassen muß, das, nichts aus Vernunft vollbringend, des Gefühles bedarf, um die Dinge zu thun,«

Zwei Tage nachher war Frau von Cambes der Prinzessin wiedergegeben.

XI.

Frau von Cambes hatte oft instinkartig daran gedacht, was aus einem Hasse, wie der von Larochefoucault, entstehen könnte; aber jung, schön, reich, begriff sie nicht, daß dieser Haß, wenn sie auch sein Vorhandensein voraussetzte, jemals einen traurigen Einfluß auf ihr Leben ausüben dürfte.

Als jedoch Frau von Cambes auf eine unbezweifelbare Weise erfuhr, er habe sich so sehr um sie bekümmert, daß er ausgekundschaftet, was er wußte, so beschloß sie, bei der Prinzessin vorzubeugen.

»Madame,« sagte sie, in Erwiederung der Komplimente, die ihr die Prinzessin machte, »beglückwünscht mich nicht zu sehr wegen der angeblichen Gewandtheit, die ich bei dieser Sache entwickelt habe, denn es gibt Leute, welche behaupten, der von uns scheinbar bethörte Officier wäre ganz im Reinen gewesen, was er von der wahren und von der falschen Prinzessin von Condé zu halten hätte,«

Da diese Ansicht der Frau Prinzessin einen Theil des Verdienstes benahm, das sie sich bei Ausführung der List zuschrieb, so wollte sie natürlich den Worten von Claire keinen-Glauben schenken, und sie erwiderte deshalb:

»Ja, ja, meine liebe Claire, ja, ich begreife: jetzt da unser Mann sieht, daß wir ihn getäuscht haben, möchte er sich gern das Ansehen geben, als hätte er uns begünstigt; leider greift er etwas spät nach diesem Mittel, da er gewartet hat, bis er in Ungnade gefallen war. Doch Ihr habt, wie Ihr sagt, auf Eurem Wege Herrn von Larochefoucault getroffen?«

»Ja, Madame.«

»Was hat er Euch Neues erzählt?«

»Daß er nach Turenne gehe, um sich mit Herrn von Bouillon zu verständigen,«

»Ja, ich weiß es, sie streiten mit einander; während sie sich das Ansehen geben, als schlugen sie diese Ehre aus, kämpfen sie, wer Generalissimus unserer Heere werden soll. Wenn wir Frieden machen, wird der Rebell, je mehr er zu fürchten gewesen ist, sich seine Rückkehr desto teurer bezahlen zu lassen berechtigt sein. Doch ich besitze, um sie in Einklang zu bringen, einen Plan von Frau von Tourville.«

»Oh! Oh!« rief die Vicomtesse, bei diesem Namen lächelnd, »Eure Hoheit hat sich also mit ihrer gewöhnlichen Rätin versöhnt?«

»Ich mußte wohl; sie kam zu uns nach Montrond und brachte ihre Papierrolle mit einer Gravität, daß Lenet und ich nun bald darüber zu Tode gelacht hätten.

»»Wenn auch Eure Hoheit,«« sprach sie, »»keinen Werth auf diese Reflexionen, die Frucht emsiger Nachtwachen, legt, so bringe ich doch meinen Tribut zu der hochherzigen Verbindung.««

»Das war eine wahre Rede.«

»Ein drei Punkten.«

»Und Eure Hoheit antwortete?«

»Nein, ich überließ Lenet das Wort. »»Madame.«« sprach er, »»wir haben nie an Eurem Eifer und noch weniger an Eurem erleuchteten Geiste gezweifelt; dieser ist uns so kostbar, daß die

Frau Prinzessin und ich ihn jeden Tag vermißten und beklagten . . .« Kurz, er sagte ihr eine Menge so schöner Dinge, daß er sie verführte, wonach sie ihm ihren Plan übergab.«

»Worin besteht er?«

»Daß nicht Herr von Bouillon, nicht Herr von Larochefoucault, sondern Herr von Turenne zum Generalissimno ernannt werden soll.«

»Mir scheint, die Rätin hat diesmal ziemlich gut gerathen: was sagt Ihr dazu, Herr Lenet?«

»Ich sagte daß die Frau Vicomtesse Recht hat, und daß sie eine gute Stimme mehr zu unsern Verhandlungen bringt,« antwortete Lenet, der gerade in diesem Augenblick mit einer Papierrolle eintrat, welche er so gravitatisch in der Hand hielt, als es nur immer Frau von Tourville hätte thun können. »Leider kann Herr von Turenne die Nord-Armee nicht verlassen, und unser Plan verlangt, daß er gegen Paris marschiere, während Mazarin und die Königin gegen Bordeaux marschieren werden,«

»Ihr möget wahrnehmen, teure Freundin, daß Lenet der Mann der Unmöglichkeiten ist. Auch ist nicht Herr von Bouillon, nicht Herr von Larochefoucault, nicht Herr von Turenne unser Generalissimus, sondern Lenet! Was hält Eure Excellenz in der Hand? etwa eine Proclamation?«

»Ja, Madame,«

»Wohl verstanden, die von Frau von Tourville.«

»Allerdings, abgesehen von einigen nothwendigen Abänderungen in der Redaktion. Ihr wißt, der Kanzleystyl?«

»Gut, gut,« sprach die Prinzessin lachend, »wir wollen nicht an dem Buchstaben festhalten, wenn nur der Geist darin ist,«

»Er ist darin,«

»Und wo wird Herr von Bouillon unterzeichnen?«

»Auf derselben Linie mit Herrn von Larochefoucault.«

»Damit sagt Ihr mir nicht wo Herr von Larochefoucault unterzeichnet.«

»Herr von Larochefoucault wird unter dem Herrn Herzog von Enghien unterzeichnen.«

»Der Herr Herzog von Enghien soll eine solche Acte nicht unterzeichnen! Bedenkt doch, ein Kind, Lenet.«

»Ich habe hieran gedacht, Madame. Wenn der König stirbt, wird der Dauphin sein Nachfolger, und wäre er nur einen Tag alt. Warum sollte es bei dem Hause Condé nicht wie bei dem Hause Frankreich sein?«

»Aber was wird Herr von Larochefoucault, was wird Herr von Bouillon sagen?«

»Der Erste hat gesagt, und ist gegangen, nachdem er gesagt hat; der Zweite erfährt die Sache erst, wenn sie geschehen ist, und mag dann sagen, was er will, — uns gleichviel!«

»Das ist also die Ursache der Kälte, welche der Herzog gegen Euch kundgegeben hat, Claire?«

»Laßt ihn kalt, Madame,« sprach Lenet, »er wird sich bei dem ersten Kanonenschuß erwärmen, den der Marschall de La Meilleraye gegen uns abfeuert. Diese Herren wollen den Krieg; wohl, sie sollen ihn führen,«

»Hütet Euch, daß Ihr sie nicht zu unzufrieden macht,« sprach die Prinzessin, »wir haben nur sie . . .«

»Und sie haben nur Euren Namen; sie mögen es versuchen, sich für eigene Rechnung zu schlagen, und Ihr werdet sehen, wie lange sie es aushalten, wenn ich etwas geben soll, so muß

ich auch etwas bekommen,«

Frau von Tourville war bereit einige Sekunden eingetreten; doch auf die strahlende Miene, die ihr Antlitz bei ihrem Eintritt verherrlicht hatte, folgte eine Nuance von Unruhe, welche die letzten Worte ihren Nebenbuhlers, des Rathes, noch verdoppelten.

Sie ging rasch vor und sprach:

»Sollte der Plan, den ich Eurer Hoheit vorgeschlagen habe, so unglücklich gewesen sein, nicht die Billigung von Herrn Lenet zu erhalten?«

»Im Gegentheil, Madame,« antwortete Lenet sich vorbeugend, »ich habe sorgfältig den größeren Theil Eurer Abfassung beibehalten; nur wird die Proclamation, statt von dem Herzog von Bouillon oder von dem Herzog von Larochefoucault, von seiner Hoheit dem Herzog von Enghien unterzeichnet werden; der Name dieser Herren wird nach dem des Prinzen kommen.«

»Ihr gefährdet den jungen Prinzen, mein Herr.«

»Es ist nur zu billig, daß er gefährdet wird, Madame, insofern man sich für ihn schlägt.«

»Aber die Bordelesen lieben den Herrn Herzog von Bouillon, sie beten den Herrn Herzog von Larochefoucault an, während sie den Herzog von Enghien nicht einmal kennen.«

»Ihr seid in einem Irrthum begriffen,« antwortete Lenet ein Papier aus der Tasche ziehend, welche die Frau Prinzessin stets durch ihren Inhalt in Erstaunen setzte, »denn hier ist ein Brief von dem Herrn Präsidenten von Bordeaux, worin er mich bitter, die Proklamationen durch den jungen Herzog unterzeichnen zu lassen.«

»Ei! kümmert Euch nichts um die Parlamente, Lenet,« rief die Prinzessin, »es lohnt sich nicht der Mühe, der Gewalt der Königin und des Herrn von Mazarin zu entgehen, wenn wir in die der Parlamente fallen.«

»Will Eure Hoheit nach Bordeaux hinein?« fragte Lenet.

»Allerdings.«

»Wohl, das ist die *conditio sine qua non*; sie werden kein Zündkraut für einen Andern als den Herzog von Enghien abbrennen.«

Frau von Tourville biß sich in die Lippen.

»Ihr habt uns also von Chantilly fliehen, Ihr habt uns hundertundfünfzig Lieues machen lassen,« sprach die Prinzessin, »damit wir eine Schmach von den Bordelesen hinnehmen?«

»Was Ihr für eine Schmach haltet, Madame, ist eine Ehre. Was kann für die Prinzessin von Condé schmeichelhafter sein, als zu sehen, daß man sie aufnimmt und nicht die Andern?«

»Also werden die Bordelesen selbst die zwei Herzoge nicht aufnehmen.«

»Sie nehmen nur Eure Hoheit auf.«

»Was kann ich allein thun?«

»Ei! mein Gott, zieht immerhin ein, laßt bei Eurem Einzug die Thore offen, und die Andern ziehen hinter Euch ein.«

»Wir können ihrer nicht entbehren.«

»Das ist meine Meinung und in vierzehn Tagen wird es auch die Meinung des Parlaments sein. Bordeaux stößt Eure Armee zurück, vor der es bange hat, und in vierzehn Tagen wird es dieselbe zur Vertheidigung rufen. Ihr könnt dann das doppelte Verdienst ansprechen, zweimal gethan zu haben, was die Bordelesen von Euch verlangen, und dann, seid unbesorgt, lassen sie sich vom ersten bis zum letzten Tage für Euch tödten.«

»Bordeaux ist also bedroht?« fragte Frau von, Tourville.

»Seht bedroht,« antwortete Lenet, »deßhalb ist es dringend, dort eine bestimmte Stellung einzunehmen. So lange wir nicht innen sind, kann Bordeaux, ohne daß sein Glück dadurch gefährdet wird, sich weigern, uns seine Thore zu öffnen; sind wir einmal dort, so kann uns Bordeaux nicht ohne sich zu entehren aus seinen Mauern jagen.«

»Und wer bedroht Bordeaux, wenn ich fragen darf?«

»Der König, die Königin, Herr von Mazarin. Die königlichen Streitkräfte rekrutieren sich; unsere Feinde fassen festen Fuß; die Insel Saint-George, welche nur drei Lieues von der Stadt entfernt liegt, hat so eben Verstärkung, eine Zufuhr an Munition und einen neuen Gouverneur erhalten. Die Bordelesen werden es versuchen, die Insel zu nehmen, und sich natürlich schlagen lassen, insofern sie es mit den besten Treppen des Könige zu thun haben. Gehörig gestriegelt, wie es Bürgern gebührt, welche Soldaten parodieren wollen, werden sie mit lauter Stimme die Herzoge von Bouillon und Larochefoucault herbeirufen. Dann haltet *Ihr* diese zwei Herzoge in Euren Händen, dann schreibt *Ihr* den Parlamenten die Bedingungen vor.«

»Aber wäre es nicht besser, einen Versuch zu machen, diesen neuen Gouverneur für uns zu gewinnen, ehe die Bordelesen eine Niederlage erlitten haben, welche sie entmuthigen dürfte?«

»Seid *Ihr* in Bordeaux, wenn diese Niederlage stattfindet, so habt *Ihr* nichts zu befürchten; den Gouverneur zu gewinnen, ist nicht möglich.«

»Nicht möglich! Warum?«

»Weil der Gouverneur ein persönlicher Feind Eurer Hoheit ist.«

»Ein persönlicher Feind von mir?«

»Ja.«

»Woher rührt diese Feindschaft?«

»Davon, daß er Eurer Hoheit die Mystification, deren Opfer er in Chantilly gewesen ist, nie verzeihen wird. Oh! Herr von Mazarin ist kein Dummkopf, wie *Ihr* glaubt, obgleich ich mich beständig abmühe, um Euch das Gegentheil zu beweisen; es mag zum Belege dienen, daß er auf die Insel Saint-George, das heißt in die beste Stellung des Landes, rathet wen geschickt hat.«

»Ich sagte Euch bereits, daß ich durchaus nicht wüßte, wer es sein könnte,«

»Nun, den Officier, über den *Ihr* so viel lachtet, und der durch seine unbegreifliche Ungeschicklichkeit Euch entfliehen ließ?«

»Herr von Canolles!« rief Claire.

»Ja.«

»Herr von Canolles, Gouverneur der Insel Saint-George!«

»In Person,«

»Unmöglich! ich habe ihn in meiner Gegenwart, *vor* meinen eigenen Augen verhaften sehen.«

»Ganz richtig, aber er erfreut sich ohne Zweifel einer mächtigen Protection, und seine Ungnade bat sich in Gunst verwandelt.«

»Und *Ihr* hieltet ihn bereits für todt, meine arme Claire!« sprach lachend die Prinzessin.

»Seid *Ihr* Eurer Sache ganz sicher?« fragte Claire im höchsten Maße erstaunt.

Lenet steckte die Hand seiner Gewohnheit gemäß in die bekannte Tasche, zog ein Papier heraus und erwiderte:

»Hier ist ein Brief von Richon, der mir alle Umstände der Bestallung des neuen Gouverneurs

meldet und nur sein Bedauern darüber ausdrückt, daß Eure Hoheit nicht ihn selbst auf die Insel Saint-George gesetzt hat.«

»Die Frau Prinzessin sollte Herrn Richon auf die Insel Saint-George setzen!« sprach Frau von Tourville mit einem triumphierenden Lachen. »Verfügen wir über die Ernennung von Gouverneure auf die Plätze Seiner Majestät?«

»Wie verfügten über eine, Madame, und das war, genug,« antwortete Lenet.

»Über welche?«

Frau von Tourville bebte, als sie Lenet in seine Tasche greifen sah.

»Das Blanquett des Herrn Herzogs von Epernon,« rief die Prinzessin, »es ist wahr, ich hatte es vergessen.«

»Bah! was bedeutet das?« entgegnete Frau von Tourville mit verächtlichem Tone; »ein Fetzen Papier und nichts Anderes.«

»Dieser Fetzen Papier, Madame,« sprach Lenet, ist die Ernennung, der wir als Gegengewicht gegen das, was geschehen ist, bedürfen. Es ist das Gegengewicht der Insel Saint-George, es ist unser Heil, es ist irgend ein anderer Platz an der Dordogne, wie die Insel Saint-George an der Garonne ist.«

»Und Ihr seid sicher,« fragte Claire, welche nichts von dem, was seit fünf Minuten gesprochen wurde, gehört hatte und bei der von Lenet mitgetheilten und durch Richon bestätigten Nachricht geblieben war, »Ihr seid sicher, mein Herr, daß derselbe Herr von Canolles, den man in Jaulnay verhaftet hat, nunmehr Gouverneur der Insel Saint-George ist?«

»Ich habe die vollkommene Sicherheit.«

»Herr von Mazarin hat eine eigene Art, seine Gouverneurs in ihre Gouvernements zu führen,« sprach Frau von Cambes.

»Ja, sagte die Prinzessin, »und dahinter steckt sicherlich etwas.«

»Allerdings,« erwiederte Lenet, »Fräulein Nanon den Lartigues.«

»Nanon von Lartigues!« rief die Vicomtesse von Cambes, der eine furchtbare Erinnerung das Herz zerriß.

»Diese Dirne!« sprach die Prinzessin verächtlich.

»Ja, Madame,« antwortete Lenet. »Das Mädchen, welches Eure Hoheit zu sehen sich weigerte, als es sich um die Gunst, vorgestellt zu werden, bewarb, und das die Königin, in den Gesetzen der Etiquette weniger streng als Ihr, empfangen hatte; weshalb das Mädchen Eurem Kammerherrn antwortete, die Frau Prinzessin von Condé könnte möglicher Weise eine größere Dame sein, als Anna von Oesterreich, aber, Anna von Oesterreich besitze sicherlich mehr Klugheit, als die Prinzessin von Condé.«

»Eure Gedächtniß täuscht Euch, oder Ihr wollt mich schonen,« rief die Prinzessin. »Die Unverschämte begnügte sich nicht zu sagen: Mehr Klugheit, sie sagte auch: Mehr Geist.«

»Es ist möglich,« sprach Lenet lächelnd. »Ich ging in diesem Augenblick in das Vorzimmer und hörte das Ende des Satzes nicht.«

»Aber ich, die ich an der Thüre horchte,« versetzte die Frau die Frau Prinzessin, »ich hörte ihn vollständig.«

»Wohl, Ihr begreift, Madame, daß diese Frau Euch auf das Erbittertste bekriegen wird. Die Königin hätte Euch Soldaten zu bekämpfen geschickt. Nanon wird Euch Feinde schicken, die

man niederschmettern muß.«

»Ihr hättet sie vielleicht an der Stelle Ihrer Hoheit ehrfurchtsvoll empfangen?« sagte Frau von Tourville mit spitzem Tone zu Lenet.

»Nein Madame,« erwiderte dieser, »ich hätte sie lachend empfangen und würde sie erkauft haben.«

»Wenn es sich nur darum handelt, sie zu erkaufen, so ist es immer noch Zeit.«

»Es ist allerdings immer noch Zeit; nur wird zu dieser Stunde unsere unsere Börse zu teuer sein.

»Wieviel kostet sie?« fragte die Prinzessin.«

»Fünfmahlhunderttausend Livres vor dem Kriege.«

»Aber jetzt?«

»Eine Million.«

»Um diesen Preis würde ich Herrn von Mazarin erkaufen.«

»Wohl möglich,« sprach Lenet; »die Dinge, welche bereits verkauft und wieder erkauf worden sind, sinken im Preise.«

»Aber, wenn man sie nicht erkaufen kann, so muß man sie festnehmen,« sprach Frau von Tourville, welche stets für gewaltsame Mittel war.

»Madame, Ihr würdet dieses Ziel erreichend Ihrer Hoheit einen wahren Dienst erweisen, aber es wird schwer zu erreichen sein, insofern man gar nicht weiß, wo sie ist. Doch, wir wollen uns nicht hiermit beschäftigen, ziehen wir zuerst in Bordeaux ein, und dann werden wir auch noch der Insel Saint-George gelangen.«

»Nein, nein,« rief Claire, »ziehen wir zuerst nach der Insel Saint-George.«

Dieser aus der Tiefe des Herzens der Vicomtesse hervorbrechende Ausruf machte, daß die zwei Frauen sich noch ihr umwandten, während Lenet Claire so aufmerksam, als es nur immer Herr von Larochefoucault hätte thun können, aber mit mehr Wohlwollen anschaute.«

»Bist Du denn toll?« sprach die Prinzessin, »Du hörst doch, das Lenet sagt, der Platz sei uneinnehmbar.«

»Das ist möglich,« entgegnete Claire, »aber ich glaube, daß wir ihn nehmen werden.«

»Solltet Ihr einen Plan haben?« fragte Frau von Tourville mit der Miene einer Frau, welche Übergriffe in ihr Territorium zu sehen befürchtet.

»Vielleicht,« entgegnete Claire.

»Aber wenn die Insel so theuer zu erkaufen ist, wie Lenet sagt,« sprach die Prinzessin lachend, »so sind wir wohl nicht reich genug?«

»Man wird sie nicht erkaufen,« erwiderte Claire, »und dennoch wird man sie bekommen.«

»Durch Gewalt also,« sprach Frau von Tourville; »meine liebe Freundin, Ihr geht auf meinen Plan ein.«

»So ist es!« sagte die Prinzessin. »Wir schicken Richon ab, um Saint-George zu belagern; er ist aus der Gegend, er kennt die Örtlichkeiten, und vermag ein Mann sich dieser Festung zu bemächtigen, die Ihr für so mächtig erklärt, so ist er es.«

»Ehe Ihr dieses Mittel anwendet,« entgegnete Claire, »laßt mich das Abenteuer versuchen. Scheitere ich, so macht die Sache nach Eurem Gutdünken.«

»Wie!« rief die Prinzessin erstaunt, »Du willst nach der Insel Saint-George gehen?«

»Ich gehe,« .

»Allein?«

»In Begleitung von Pompée.«

»Und Du hast nicht bange?«

»Ich gehe als Parlamentär, wenn Eure Hoheit die Gnade haben will, mir ihre Instructionen zu übergeben.«

»Oh! das ist neu,« rief Frau von Tourville; »mir scheint, daß sich die Diplomaten nicht auf diese Art improvisieren, und daß man lange Studien in dieser Wissenschaft machen muß, welche Herr von Tourville, einer der besten Diplomaten seiner Zeit, wie er einer der größten Krieger war, für die schwierigste von allen Wissenschaften erklärte,«

»Wie unzulänglich ich auch sein mag, Madame,« antwortete Claire, »so werde ich es doch versuchen, wenn es nur die Frau Prinzessin erlauben will,«

»Sicherlich wird es Euch die Frau Prinzessin erlauben,« sprach Lenet, der Prinzessin einen Blick zuwerfend, »und ich bin sogar überzeugt, daß, wenn es auf der Welt eine Person gibt, welche bei einer solchen Unterhandlung durchzudringen vermag, Ihr dies seid . . .«

»Und was wird denn die Frau Vicomtesse thun, was ein Anderer nicht zu thun vermöchte?«

»Sie wird ganz einfach mit Herrn von Canolles handeln, was ein Mann nicht thun würde, ohne zum Fenster hinausgeworfen zu werden.«

»Ein Mann, das mag sein,« versetzte Frau von Tourville, »aber eine Frau . . .«

»Geht eine Frau nach der Insel Saint-George,« sprach Lenet, »so ist es besser, wenn es die Frau Vicomtesse unternimmt, da sie zuerst den Gedanken gehabt hat,«

In diesem Augenblick trat ein Bote bei der Frau Prinzessin ein. Er war der Ueberbringer eines Briefes vom Parlament von Bordeaux.

»Ah!« rief die Prinzessin, »ohne Zweifel die Antwort auf meine Antrage.«

Die zwei Frauen näherten sich, angetrieben von einem Gefühle der Neugierde und der Theilnahme. Lenet aber blieb mit seinem gewöhnlichen Phlegma an seinem Platze; ohne Zweifel wußte er bereits, was der Brief enthielt.

Die Prinzessin las mit gierigen Blicken.

»Sie fordern mich, sie rufen mich, sie erwarten mich!« sprach sie.

»Ah!« rief Frau von Tourville mit triumphierendem Tone.

»Aber die Herzoge,« entgegnete Lenet, »aber das Herr?«

»Sie sprechen nicht davon,«

»Dann sind wir entblößt,« versetzte Frau von Tourville.

»Nein,« entgegnete die Prinzessin, »denn durch das Blanquett des Herzogs von Epernon werde ich Vayres haben, das die Dordogne beberrscht.«

»Und ich,« sagte Claire, »ich werde Saint-George, den Schlüssel der Garonne, haben,«

»Und ich,« fügte Lenet bei, »ich werde die Herzoge und das Heer haben, wenn Ihr mir Zeit dazu gönnt.«

XII.

Am zweiten Tage kam man vor Bordeaux an; man mußte sich endlich darüber entscheiden, wie man in die Stadt gelangen sollte. Die Herzoge waren mit ihrem Heer nur noch etwa zehn Lieues entfernt; man konnte daher eben sowohl einen friedlichen Einzug, als ein gewaltsames Eindringen versuchen. Die Hauptsache war, zu ermitteln, ob man einen höheren Werth darauf zu legen hätte, wenn man in Bordeaux befehligen oder wenn man dem Parlamente gehorchen würde. Die Frau Prinzessin versammelte ihren Rath, bestehend aus Frau von Tourville, Claire, ihren Ehrendamen und Lenet. Frau von Tourville, welche ihren Gegner kannte, hatte darauf gedrungen, ihn dem Rathe nicht beiwohnen zu lassen, insofern der Krieg ein Frauenkrieg wäre, wobei man sich der Männer nur zum Kämpfen bediente. Aber die Frau Prinzessin erklärte, da ihr Lenet durch den Prinzen, ihren Gemahl, beigegeben wäre, so könnte sie ihn nicht aus dem Sitzungssaale ausschließen, in welchem überdies seine Gegenwart kein Gewicht hätte, in Betracht, daß man zum Voraus übereingekommen wäre, ihn sprechen zu lassen, so viel er wollte, ohne im Geringsten auf seine Worte zu hören.

»Die Vorsichtsmaßregel von Frau von Tourville war keineswegs eine unnütze Maßregel; sie hatte die zwei abgelaufenen Marschtage dazu angewendet, in dem Geiste der Frau Prinzessin kriegerische Gedanken rege zu machen, zu denen sich diese nur zu sehr hinneigte, und sie befürchtete, Lenet könnte abermals das mit so vieler Sorgfalt aufgebaute Gerüste ihrer Arbeit zerstören.

Als der Rath versammelt war, setzte Frau von Tourville wirklich ihren Plan auseinander; man sollte insgeheim die Herzoge und ihr Heer kommen lassen, sich mit Gewalt oder in Güte eine Anzahl Schiffe verschaffen und den Fluß hinabfahrend unter dem Geschrei: »Herbei Bordelesen! Es lebe Condé! Nieder mit Mazarin!« in die Stadt gelangen.

Der Einzug der Frau Prinzessin wurde auf diese Art ein wahrer Triumphzug, und Frau von Tourville kam auf einem Umweg auf ihren berühmten Plan zurück, sich mit Gewalt der Stadt Bordeaux zu bemächtigen und so der Königin bange vor einem Heere zu machen, dessen Probestück ein so schöner Handstreich wäre.

Lenet billigte Alles mit dem Kopfe und unterbrach dabei Frau von Tourville zuweilen durch bewundernde Ausrufungen; als sie ihren Plan völlig auseinandergesetzt hatte, sagte er:

»Herrlich, Madame; nun wollt die Güte haben, Eure Gedanken zusammenzufassen,«

»Das ist sehr leicht und wird mit zwei Worten geschehen sein,« erwiderte die gute Dame triumphierend und sich durch ihre eigenen Worte begeisternd: »Inmitten des Kugelregens, beim Klange der Glocken, bei dem Geschrei der Wuth oder der Liebe der Einwohnerschaft wird man schwache Frauen unerschrocken ihre hochherzige Sendung verfolgen sehen; man wird ein Kind in den Armen seiner Mutter das Parlament um seinen Schutz anflehen sehen. Dieses rührende Schauspiel wird unfehlbar die rohesten Gemüther erweichen. Wir siegen so halb durch die Gewalt, halb durch die Gerechtigkeit unserer Sache, und dies ist wie ich glaube, der Zweck Ihrer Hoheit der Frau Prinzessin.«

Das Resumé machte noch mehr Wirkung, als die Rede; die Prinzessin klatschte Beifall; Claire welche das Verlangen, zum Parlamentär auf der Insel Saint-George ernannt zu werden,- immer

mehr stachelte, klatschte Beifall; der Kapitän der Garden, in dessen Stand es lag, die großen Schwertstreiche zu lieben, klatschte Beifall; Lenet ging noch über das Beifallklatschen hinaus, er nahm die Hand von Frau von Tourville, drückte sie mit eben so viel Ehrfurcht als Empfindsamkeit und rief:

»Madame, hätte ich nicht gewußt, wie groß Eure Klugheit ist, wie genau Ihr aus Instinkt oder durch Studium die große bürgerliche und militärische Frage kennt, welche uns beschäftigt, so wäre ich sicherlich zu dieser Stunde davon überzeugt, und ich würde mich vor der nützlichsten Rätthin, welche Ihre Hoheit je finden konnte, in den Staub niederwerfen,«

»Nicht wahr, Lenet,« sprach die Prinzessin, »nicht wahr, das ist schön? Ja, es war auch meine Ansicht Rasch, vorwärts, Vialas, man bekleide den Herrn Herzog von Enghien mit dem kleinen Degen, den ich für ihn habe machen lassen, so wie mit seinem Helme und seiner übrigen Rüstung,«

»Ja, thut das, Vialas. Doch erlaubt zuvor noch ein einziges Wort,« sprach Lenet, während Frau von Tourville, welche sich Anfangs vor Stolz ganz aufgeblasen hatte, vertraut mit den Spitzfindigkeiten Lenet's, ihr gegenüber, sich zu verdüstern anfang.

»Laßt hören,« sagte die Prinzessin, »was gibt es noch?«

»Gewiß, nichts, Madame; denn nie bot man eine Sache, welche mehr im Einklang mit dem Charakter einer so erhabenen Prinzessin stand, wie Ihr seid, und eine solche Ansicht konnte nur aus Eurem Hause kommen,«

Diese Worte brachten ein neues Aufblasen bei Frau von Tourville hervor und führten das Lächeln auf die Lippen der Frau Prinzessin zurück, welche die Stirne zu falten angefangen hatte.

»Aber, Madame,« sprach Lenet, dessen Blick die Wirkung diesen furchtbaren *Aber* auf dem Gesichte seiner geschworenen Feindin verfolgte, »während ich — ich sage nicht einmal ohne Widerstreben, sondern sogar mit Begeisterung — diesem Plane als dem einzigen passenden beipflichte, erlaube ich mir doch eine kleine Modification zum Vorschlag zu bringen.«

Frau von Tourville machte eine halbe Wendung um sich selbst und nahm dann zur Vertheidigung bereit eine steife, trockene Haltung an. Die Stirne der Frau Prinzessin runzelte sich wieder. Lenet verbeugte sich, bat durch ein Zeichen mit der Hand, fortfahren zu dürfen, und sprach<.

»Der Klang der Glocken, das Geschrei der Liebe der Einwohnerschaft erfüllen mich zum Voraus mit einer Freude, die ich nicht auszudrücken vermag. Ader ich bin über den Kugelregen, von welchem die gnädige Frau gesprochen hat, keines Wegs so sehr beruhigt, als ich es gern sein möchte,«

Frau von Tourville richtete sich hoch auf und nahm eine Martialische Stellung an. Lenet verbeugte sich noch tiefer und fuhr, indem er die Stimme nur einen halben Ton sinken ließ, fort:

»Es wäre sicherlich schön, eine Frau und ihr Kind ruhig inmitten diesen Sturmes zu sehen, der gewöhnlich selbst die Männer mit Schrecken erfüllt. Aber ich befürchte, es könnte eine von diesen Kugeln nach dem Gebrauche roher, verstandloser Dinge blindlings treffend Herrn von Mazarin gegen uns Recht geben und unsern, übrigens so herrlichen Plan, zerstören. Ich bin der Meinung, daß man, wie das Frau von Tourville mit so viel Beredsamkeit gesagt hat, den Jungen Prinzen und seine erhabene Mutter sich einen Weg bis zum Parlament öffnen sehen soll, aber durch die Bitte und nicht durch die Waffen. Ich denke endlich, es werde schöner sein so die rohesten Gemüther zu erweichen, als auf eine andere Art, die stärksten Herzen zu besiegen. Ich

denke, daß das eine von den beiden Mitteln unendlich mehr Chancen bietet, als das andere, und daß es vor Allem Zweck der Frau Prinzessin ist, in die Stadt Bordeaux zu gelangen. Ich sage aber, daß nichts weniger sicher sein kann, um dieses Ziel zu erreichen, als wenn wir eine Schlacht liefern.«

»Ihr werdet sehen,« sprach Frau von Tourville spitzig, »daß der Herr meinen Plan Stein für Stein niederreißt und ganz sachte einen Plan von seiner Art an der Stelle des meinigen vorschlägt.«

»Ich!« rief Lenet, während die Prinzessin Frau von Tourville mit einem lächeln und einem Blicke beruhigte, »ich, der Eifrigste von Euren Bewunderern? Nein, tausendmal nein! Aber ich weiß, daß ein Officier Seiner Majestät, der von Blaye kommt, Herr Dalvimar, mit dem Auftrage, die Juraten³ und das Voll gegen Ihre Hoheit aufzuwiegeln, in der Stadt erschienen ist. Und ich sage, daß Herr von Mazarin, wenn er den Krieg mit einem Schlage endigen kann, dies thun wird. Darum fürchte ich diesen Hagel von Kugeln, wovon so eben Frau von Tourville gesprochen hat, und unter diesen Kugeln mehr noch die verständigen, als die rohen und verstandlosen.«

Diese letzten Worte von Lenet schienen die Prinzessin nachdenklich zu machen.

»Ihr wißt immer Alles, Herr Lenet,« entgegnete Frau von Tourville mit einer vor Zorn zitternden Stimme.

»Ein gutes, heißes Treffen wäre übrigens etwas Schönes gewesen,« sagte sich zurückwerfend und mit dem Fuße Appels machend, als wäre er in einem Fechtsaale, der Kapitän der Gardes, ein alter Soldat, welcher besonderen Vertrauen zur Gewalt hatte und im Falte eines Treffens sich mit Ruhm zu bedecken hoffte.

Lenet trat ihm auf den Fuß, während er ihn zugleich lächelnd anschaute.

»Ja, Kapitän,« sagte er, »aber nicht wahr, Ihr denkt auch, daß das Heil des Herrn Herzogs von Enghien für unsere Sache höchst nothwendig ist, und daß, wenn er stirbt oder gefangen wird, der wahre Generalissimus des Heeres der Prinzen gefangen oder todt ist?«

Der-Kapitän der Gardes wußte, daß der pomphafte hatte Titel Generalissimus zum Scheine eines Prinzen von sieben Jahren verliehen ihn in Wirklichkeit zum ersten Brigadier des Heeres machte; er begriff die Albernheit, welche er begangen hätte, leistete auf seinen Vorschlag Verzicht und unterstützte auf das Wärmste die Meinung von Lenet.

Mittlerweile hatte sich Frau von Tourville der Prinzessin genähert und leise mit ihr gesprochen. Lenet sah, daß er einen neuen Kampf zu bestehen haben sollte. Die Prinzessin wandte sich wirklich gegen ihn um und sagte mit ärgerlichem Tone:

»Es ist nichtdestoweniger seltsam, daß man mit so großer Erbitterung vernichtet, was so gut gemacht war.«

»Ihre Hoheit ist in einem Irrthum begriffen,« entgegnete Lenet. »Nie bin ich mit Erbitterung bei meinen Rathschlägen zu Werke gegangen, und wenn ich vernichte, so geschieht es, um wiederherzustellen. Will sich Eure Hoheit trotz der Gründe, die ich ihrer Prüfung zu unterwerfen die Ehre habe, immer noch mit ihrem Sohne tödten lassen, so hat sie zu gebieten, und wir lassen uns an ihrer Seite tödten, das ist eine Sache, welche sich leicht ausführen läßt, und der erste Knecht Eures Gefolges oder der letzte Schlucker der Stadt ist im Stande, es zu thun. Wenn wir aber trotz Mazarin, trotz der Königin, trotz der Parlamente, trotz des Fräuleins Nanon von Lortigued, trotz aller schlimmen Chancen, welche unzertrennlich von der Schwäche sind, auf die wir uns beschränkt sehen, siegen wollen, so haben wir glaube ich, so zu verfahren . . .«

»Mein Herr,« rief Frau von Tourville mit der größten Heftigkeit, »es gibt keine Schwäche da, wo man den Namen Condé einer Seits und zweitausend, Soldaten von Rocroy, Nördlingen, Lens anderer Seits findet, und wenn dessen ungeachtet Schwäche statt hat, so sind wir auf jede Weise verloren, und Euer Plan, so herrlich er auch sein mag, wird, uns nicht retten,«

»Madame, ich habe gelesen,« erwiderte Lenet ruhig und zum Voraus sich an der Wirkung ergötzend, welche er auf die unwillkürlich auf seine Worte aufmerksame Prinzessin hervorzubringen gedachte, »ich habe gelesen, daß die Wittve eines der erhabensten Römer, unter Tiber, die hochherzige Agrippina, der die Verfolgung Germanicus, ihren Gemahl, entrissen hatte, eine Fürstin, welche nach ihrem Belieben ein Heer, zitternd vor Unwillen bei der Erinnerung an den todten Führer, in das Feld rufen konnte, lieber allein nach Brundisium ging, in Trauer gekleidet und ein jeder Hand ein Kind haltend, Apulien und Campanien durchzog und so, bleich, die Augen von Thränen geröthet, den Kopf gesenkt einherschritt, während die Kinder schluchzten und mit ihren Blicken flehten . . . das sodann Alle, welche dies sehen — und es lebten mehr als zwei Millionen zwischen Brundisium und Rom — in Thränen zerflossen, in Verwünschungen und Drohungen ausbrachen, wodurch ihre Sache nicht allein vor Rom, sondern auch vor ganz Italien, nicht allein bei ihren Zeitgenossen, sondern auch bei der Nachwelt gewonnen war; denn sie fand keinen Widerstand gegen ihre Theorien und Seufzer, während sie den Lanzen die Lanzen, den Schwertern die Schwerter sich hätte entgegenstellen sehen. Ich glaube, daß die Aehnlichkeit zwischen Ihrer Hoheit und Agrippina, zwischen dem Herrn Prinzen und Germanicus, zwischen Piso, seinem Verfolger und Mörder, und Herrn von Mazarin als groß betrachtet werden darf. Ist nun die Aehnlichkeit identisch, die Lage der Dinge dieselbe, so Verlange ich auch dasselbe Verfahren; denn meiner Ansicht nach muß das, was in einer Epoche so gut gelungen ist, in der andern auch gelingen,«

Ein beifälliges Lächeln verbreitete sich über die Züge der Prinzessin und sicherte Lenet den Triumph seiner Rede. Frau von Tourville verschanzte sich in der Ecke des Zimmers und bedeckte, einer antiken Statue ähnlich, ihr Antlitz mit einem Schleier. Frau von Cambes, welche einen Freund in Lenet gefunden hatte, gab ihm die Unterstützung, die er ihr gewährte, mit dem Kopfe Beifall nickend zurück. Der Kapitän weinte wie ein Kriegstribun, und der kleine Herzog von Enghien rief:

»Mama! nicht wahr, Ihr haltet mich bei der Hand und kleidet mich in Trauer?«

»Ja, mein Sohn,« antwortete die Prinzessin, »Lenet, Ihr wißt, daß es stets meine Absicht gewesen ist, vor den Bordelesen in Trauer zu erscheinen.«

»Um so mehr,« sprach Frau von Cambes leise, »als Schwarz Eurer Hoheit vortrefflich steht.«

»Stille, liebe Kleine,« versetzte die Prinzessin, »Frau von Tourville wird es laut genug schreien, ohne daß Ihr es ganz leise zu sagen braucht.«

Das Programm über die Art und Weise, wie man in Bordeaux erscheinen wollte, wurde nach dem Vorschlag von Lenet festgestellt. Die Damen der Escorte erhielten Befehl, Vorkehrungen zu treffen. Der Junge Prinz bekam ein mit silbernen und weißen Posamenten besetztes Kleid von gewässertem Taffet, nebst einem mit weißen und schwarzen Federn bedeckten Hut. Die Prinzessin, welche die größte Einfachheit heuchelte, um Agrippina zu gleichen, an deren Vorbild sie sich in jeder Beziehung zu halten beschloß, kleidete sich in Schwarz, ohne irgend ein Geschmeide.

Lenet, der Unternehmer des Festes, vervielfältigte sich, damit es den Zwecken entsprechend ausfallen möchte. Das Haus, welches er in einer kleinen Stadt, zwei Lieues von Bordeaux

bewohnte, wurde nicht leer von Parteigängern der Frau Prinzessin, die, ehe sie dieselbe in Bordeaux einziehen ließen, wissen wollten, welche Art des Einzugs ihr angenehm wäre. Lenet rieth ihnen, wie ein moderner Theaterdirector, Blumen, Beifallsgeschrei und Glocken; da er auf die kriegerische Frau von Tourville bedacht sein wollte, so trug er nebenbei auch noch auf eine Begrüßung mit einigen Kanonenschüssen an.

Am 31-sten Mai setzte sich die Prinzessin auf Einladung des Parlaments in Marsch. Wohl hatte ein gewisser Lavie, Generaladvocat beim Parlament und wüthender Parteigänger von Mazarin, zwei Tage vorher die Thore schließen lassen, um zu verhindern, daß die Prinzessin Aufnahme fände, wenn sie sich zeigen würde; aber die Parteigänger von Condé waren anderer Seite thätig gewesen, und das Volk hatte sich von ihnen aufgewiegelt, an demselben Morgen unter dem Geschrei: »Es lebe die Frau Prinzessin! Es lebe der Herzog von Enghien!« zusammengerottet und die Thore mit der Axt erbrochen, so daß sich nichts dem Einzuge widersetzte, der in der That den Charakter eines Triumphes annahm. Die Beobachter konnten in diesen zwei Ereignissen die Eingebung der Häupter der zwei Parteien finden, welche die Stadt theilten; denn Lavie empfing unmittelbar die Anweisungen des Herzogs von Epernon, und die Anstifter des Volkes handelten ganz nach den Rathschlägen und Aufträgen von Lenet.

Kaum hatte die Prinzessin das Thor hinter sich, als die seit gekannter Zeit vorbereitete Scene in riesigen Verhältnissen stattfand. Die militärische Begrüßung wurde von den im Hafen liegenden Schiffen angeführt und die Kanonen der Stadt antworteten darauf. Die Blumen fielen auf die Straßen oder durchzogen die Stadt in Gewinden, so daß das Pflaster bedeckt und die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert war; das Beifallsgeschrei ertönte von dreißigtausend Eifrigen jedes Alters und jedes Geschlechts, deren Begeisterung mit dem Interesse, das die Frau Prinzessin und ihr Sohn einflößten, und mit dem Hasse zunahm, den sie gegen Mazarin hegten.

Der kleine Herzog von Enghien war übrigens der geschickteste Schauspieler bei dieser ganzen Scene. Die Frau Prinzessin hatte darauf Verzicht geleistet, denselben an der Hand zu führen, aus Furcht, ihn zu sehr zu ermüden, oder damit er nicht unter den Rosen begraben wurde; er wurde deßhalb von seinem Kammerherrn getragen, bekam dadurch freie Hände, sandte rechte und links Küsse aus und nahm auf das Anmuthigste seinen Federhut ab.

Das Volk von Bordeaux berauscht sich leicht; die Frauen gelangten zu einer wüthenden Begeisterung für dieses so anmuthreich weinende Kind, die alten Magistrate wurden erschüttert durch die Worte des kleinen Redners, welcher sagte: »Meine Herren, dient mir als Vater, da der Herr Cardinal mir den meinigen genommen hat.«

Vergebens versuchten es die Anhänger des Ministers einiger Maßen Widerstand zu leisten; die Fäuste, die Steine und selbst die Hellebarden schärften ihnen Klugheit ein, und man mußte sich darein fügen, das Feld den Triumphatoren frei zu lassen.

Frau von Cambes, welche ihren Platz hinter der Prinzessin hatte, zog indessen vieler Menschen Blicke auf sich. Sie konnte nicht an so viel Glorie denken, ohne sich innerlich darüber zu betrüben, das der Erfolg des laufenden Tages vielleicht den Beschluß des vorhergehenden vergessen machen würde. Sie befand sich also auf dem Wege, gestoßen von Anbetern, bedrängt vorn Volke, überströmt von Blumen und ehrfurchtsvollen Liebkosungen, zitternd, man könnte sie im Triumphe forttragen, womit einige Rufe die Frau Prinzessin, den Herzog von Enghien und ihr Gefolge zu bedrohen begannen, als sie Lenet erblickte, der, ihre Verlegenheit wahrnehmend, Claire die Hand bot, damit sie mit seiner Unterstützung einen Wagen erreichen könnte. Ihren eigenen Gedanken beantwortend, sagte sie zu ihm:

»Ah! Ihr seid sehr glücklich, Herr Lenet, Ihr macht Eure Ansichten in allen Dingen geltend, und stets sind es diejenigen, welche man befolgt. Allerdings,« fügte sie bei, »sind sie gut und man befindet sich wohl dabei.«

»Mir scheint, Ihr hebt Euch nicht zu beklagen, Madame,« erwiderte Lenet, »die einzige Meinung, welche Ihr ausgesprochen habt, ist angenommen worden.«

»Wie so?«

»Ist man nicht übereingekommen, daß Ihr die Insel Saint-George für uns zu bekommen versuchen sollt?«

»Ja, aber wann wird man mir erlauben, mich in das Feld zu begeben?«

»Schon morgen, wenn Ihr mir zu scheitern versprechen wollt.«

»Seid unbesorgt, ich fürchte nur zu sehr, daß ich Euren Absichten entsprechen werde.«

»Desto besser.«

»Ich begreife Euch nicht.«

»Wir brauchen den Widerstand der Insel Saint-George, um den den Bordelesen das Heer und unsere zwei Herzoge zu erhalten, welche mir, ich muß es sagen, obgleich sich hierin meine Meinung der von Frau von Tourville nähert, unter den Umständen, in denen wir uns befinden, höchst nothwendig erscheinen.«

»Allerdings,« antwortete Claire, »aber obgleich ich in Kriegssachen nicht die Kenntnisse von Frau von Tourville besitze, so dünkt mir doch, daß man einen Platz nicht angreift, ohne zuvor eine Aufforderung an denselben ergehen zu lassen.«

»Was Ihr da sagt, ist vollkommen richtig.«

»Man wird also einen Parlamentär nach der Insel Saint-George abschicken?«

»Ohne Zweifel.«

»Wohl! ich verlange dieser Parlamentär zu sein.«

Die Augen von Lenet erweiterten sich vor Erstaunen.

»Ihr!« sagte er, »Ihr! Es sind also unsere Damen insgesamt Amazonen geworden?«

»Laßt mir diese Phantasie hingehen, mein lieber Herr Lenet.«

»Ihr habt Recht. Das Schlimmste, was Euch im Ganzen begegnen kann, ist, daß Ihr Saint-George nehmt.«

»Abgemacht also?«

»Ja,«

»Ihr versprecht nur Eines?«

»Was?«

»Daß Niemand den Namen und die Eigenschaft des Parlamentärs, den Ihr abgeschickt habt, unter einer andern Bedingung erfährt, als wenn ihm das Unternehmen gelungen ist.«

»Einverstanden,« sprach Lenet, Frau den Cambes die Hand reichend.

»Und wann werde ich abgehen?«

»Wann Ihr wollt.«

»Morgen?«

»Morgen, es sei.«

»Gut. Seht, die Frau Prinzessin steigt nun auf die Terrasse des Herrn Präsidenten von Lallasne.

Ich trete Frau von Tourville meinen Theil an dem Triumphe ab. Ihr entschuldigt mich bei Ihrer Hoheit mit einer Unpäßlichkeit. Laßt mich nach der Wohnung fahren, die man für mich zubereitet hat: ich will meine Vorkehrungen treffen und über meine Sendung nachdenken, welche mich unablässig beunruhigt, weil es die erste dieser Art ist, die ich vollziehe, und Alles in dieser Welt, wie man sagt, vom ersten Auftreten abhängt.«

»Teufel!« rief Lenet, »ich wundere mich nicht, daß Herr von Larochevoucault auf dem Punkte war, für Euch eine Untreue an Frau von Longueville zu begehen; Ihr seid in gewissen Dingen so viel und in manchen mehr werth als sie.«

»Das ist möglich,« sprach Claire, »ich weise das Kompliment nicht ganz von mir; aber wenn Ihr einigen Einfluß auf Herrn von Larochevoucault ausübt, mein lieber Herr Lenet, so befestigt ihn in seiner ersten Liebe, denn die zweite macht mir bange.«

»Wir werden uns bemühen,« erwiderte Lenet lächelnd; »diesen Abend gebe ich Euch Eure Instruktionen.«

»Ihr willigt also ein, daß ich Saint-George für Euch nehme?«

»Ich muß wohl, da Ihr es wünscht,«

»Und die zwei Herzoge und das Heer?«

»Ich habe in meiner Tasche noch ein anderes Mittel, um sie kommen zu lassen.«

Hiernach gab Lenet dem Kutscher die Adresse der Wohnung von Frau von Cambes, verabschiedete sich von dieser und eilte der Prinzessin nach.

XIII.

Am Tage nach der Ankunft der Frau Prinzessin in Bordeaux fand ein großes Mittagmahl auf der Insel Saint-George statt, wozu Canolles die vornehmsten Officiere der Garnison und die anderen Festungs-Gouverneure der Provinz eingeladen hatte.

Um zwei Uhr Nachmittags, zu der für das Mahl, festgesetzten Stunde, war Canolles umgeben von einem Dutzend Herren, die er der Mehrzahl nach zum ersten Male sah; sie erzählten von dem großen Ereigniß des vorhergehenden Tages, belustigten sich auf Rechnung der Damen, welche die Prinzessin begleiteten und glichen nur sehr wenig Leuten, welche in das Feld zu rücken im Begriffe sind und die wichtigsten Interessen des Königreichs in ihren Händen haben.

Ganz strahlend und prachtvoll in seinem mit Gold überzogenen Kleide belebte Canolles noch diese Heiterkeit durch sein Beispiel. Man sollte auftragen.

»Meine Herren,« sagte er, »ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber es fehlt uns noch ein Gast.«

»Wer?« fragten die jungen Leute, sich einander anschauend.

»Der Gouverneur von Vayres, dem ich geschrieben habe, obgleich ich ihn nicht kenne, und der, gerade weil ich ihn nicht kenne, auf einige Rücksicht Anspruch zu machen hat. Ich bitte Euch also, mir eine Frist den einer halben Stunde zu bewilligen.«

»Der Gouverneur von Vayres!« sprach ein alter Officier, der, ohne Zweifel an militärische Regelmäßigkeit gewöhnt über diese Zögerung einen Seufzer ausstieß; »wenn ich mich nicht täusche, ist es der Marquis von Bernay, aber er versieht den Dienst nicht selbst, sondern hat einen Stellvertreter.«

»Dann wird er nicht kommen,« versetzte Canolles, »oder es kommt sein Stellvertreter statt seiner. Er selbst wird bei Hofe sein und nach Gunstbezeugungen streben.«

»Baron,« sprach einer der Gäste, »mir scheint, man hat nicht nöthig bei Hofe zu sein, um zu avancieren, und ich kenne einen Commandanten, der sich nicht zu beklagen hat. Teufel! in drei Monaten Kapitän, Oberst-Lieutenant, Gouverneur der Insel Saint-George! Gesteht, das ist ein hübscher Weg,«

»Ich muß es gestehen,« sagte Canolles erröthend, »und da ich nicht weiß, wem ich eine solche Gunst zuschreiben soll, so muß ich annehmen, es walte ein guter Genius in meinem Hause, daß es so trefflich gedeiht.«

»Wir kennen den guten Genius des Herrn Gouverneur,« sprach sich verbeugend der Lieutenant, welcher Canolles in die Festung eingeführt hatte, »es ist sein Verdienst.«

»Ich will das Verdienst nicht in Abrede ziehen,« versetzte ein anderer Officier, »ich bin im Gegentheil der erste, der es anerkennt. Aber diesem Verdienste füge ich die Empfehlung einer gewissen Dame bei . . . der geistreichsten, der liebenswürdigsten, der wohlthätigsten Dame von Frankreich, wohl verstanden, nach der Königin,«

»Keine Zweideutigkeit, Graf,« entgegnete Canolles demjenigen zulächelnd, welcher zuletzt gesprochen hatte; »habt Ihr eigene Geheimnisse, so behaltet sie für Euch; gehören sie Euren Freunden, so behaltet sie für diese.«

»Ich gestehe,« sagte ein Officier, »als ich von einem Aufschub sprechen hörte, glaubte ich,

man würde uns zu Gunsten irgend einer glänzenden Toilette um Entschuldigung bitten. Nun sehe ich, daß ich mich getäuscht habe.«

»Wir werden also ohne Frauen speisen?« fragte ein Anderer.

»Allerdings! wenn ich nicht die Frau Prinzessin und ihr Gefolge einlade, sehe ich nicht ein, wen wir haben könnten,« antwortete Canolles. »Vergessen wir nicht, meine Herren, daß unser Mittagsmahl ein ernstes Mahl ist; wenn wir von Staatsangelegenheiten und Geschäften sprechen, so werden wir wenigstens nur uns belästigen.«

»Gut gesagt, Commandant, obgleich in diesem Augenblick die Frauen einen wahren Kreuzzug gegen unser Ansehen und unsere Herrschaft machen; dafür zeugt, was in meiner Gegenwart der Herr Cardinal zu Don Louis de Haro sagte,«

»Was sagte er?« fragte Canolles.

»Ihr seid sehr glücklich! Die Frauen Spaniens beschäftigen sich nur mit Geld, mit Coquetterie und Galants, während die Frauen Frankreichs keinen Liebhaber mehr annehmen, ohne ihm zuvor über die politische Frage auf den Zahn gefühlt zu haben, so daß die Liebes-Rendezvous gegenwärtig in ernster Besprechung den Regierungs-Angelegenheiten hingehen.«

»Man nennt auch den Krieg, den wir führen, den Frauenkrieg,« sprach Canolles, »was übrigens nur schmeichelhaft für uns sein kann,«

In diesem Augenblick war die halbe Stunde Frist, welche Canolles gefordert hatte, abgelaufen; die Thüre wurde geöffnet, es erschien ein Lackei und meldete, es sei serviert.

Canolles lud seine Gäste ein, ihm zu folgen; als sie sich aber in Marsch setzten, erscholl eine andere Meldung im Vorzimmer.

»Der Herr Gouverneur von Vayres.«

»Ah! Ah!« sagte Canolles, »das ist sehr liebenswürdig von ihm.«

Und er machte einen Schritt, um dem ihm unbekanntem Collegen entgegenzugehen; plötzlich aber wich er voll Erstaunen zurück und rief:

»Richon! Richon, Gouverneur von Vayres.«

»Ich selbst mein lieber Baron,« antwortete Richon, trotz seiner Leutseligkeit die ihm eigenthümliche ernste Miene beibehaltend.

»Ah! desto besser, tausendmal bessert,« sprach Canolles ihm herzlich die Hand drückend. »Meine Herren,« fügte er bei, »Ihr kennt diesen Ehrenmann nicht, aber ich kenne ihn und sage laut, man konnte ein so wichtiges Amt keinem rechtschaffeneren Manne anvertrauen.«

Richon liest einen Blick so stolz wie der einen Adlers umhergehen, und als er in allen Augen nur ein leichtes Erstaunen, gemäßigt durch die Wohlwollen, wahrnahm, sagte e:

»Mein lieber Baron, nun, da Ihr so offen für mich gebürgt habt, wollt mich gütigst denjenigen Herren vorstellen, denen ich bekannt zu sein nicht die Ehre habe.«

Und hierbei bezeichnete Richon mit den Augen drei bis vier Edelleute, denen er wirklich ganz fremd war.

Es fand nun der Austausch von Artigkeiten statt, der einen so edlen und zugleich so freundschaftlichen Charakter allen Verbindungen und Verhältnissen jener Zeit verliehen. Richon war nach Verlauf einer Viertelstunde bereits der Freund von allen diesen jungen Officieren und konnte von jedem derselben seinen Degen oder seine Börse verlangen. Seine Gewährschaft waren sein wohlbekanntes Muth, sein fleckenloser Ruf und sein in seine Augen geschriebener Adel,

»Bei Gott! meine Herren,« sagte der Commandant von Braunes, »man muß zugeben, das Herr von Mazarin, obgleich ein Mann der Kirche, sich auf die Kriegsleute versteht und seit einiger Zeit die Sachen gut macht. Er wittert den Krieg und wählt seine Gouverneurs: Canolles hier, Richon in Vayres.«

»Wird man sich schlagen?« fragte Richon nachlässig.

»Ob man sich schlagen wird,« antwortete ein junger Mann, welcher unmittelbar vom Hof kam. »Ihr fragt, ob man sich schlagen werde, Herr Richon?«

»Wohl, ich frage Euch, in welchem Zustand sind Eure Basteien?«

»Sie sind beinahe neu, mein Herr, denn seit den drei Tagen, die ich auf diesem Platze bin, habe ich mehr Ausbesserungen vornehmen lassen, als man seit drei Jahren gemacht hat.«

»Nun, sie werden bald eingeweiht werden,« sprach der junge Mann.

»Desto besser,« versetzte Richon; »was können Kriegsleute verlangen? den Krieg.«

»Gut,« rief Canolles, »der König mag jetzt auf beiden Ohren schlafen, denn er hält die Bordelesen mit seinen zwei Flüssen im Zaume.«

Derjenige, welcher mich auf meinen Posten gesetzt hat, kann allerdings auf mich zählen,« sagte Richon.

»Seit wann seid Ihr in Vayres, mein Herr?«

»Seit drei Tagen; und Ihr Canolles, seit wann seid Ihr auf Saint-George?«

»Seit acht; hat man Euch einen Einzug bereitet, wie mir, Richon? Mein Einzug war glänzend, und ich habe diesen Herren in der That noch nicht genug gedankt; ich hatte Glocken, Trommeln, Vivat's; es fehlte nur die Kanone, aber man verspricht sie mir in wenigen Tagen, und das tröstet mich.«

»Wohl, das ist der Unterschied, welcher zwischen uns stattfand,« erwiderte Richon; »mein Einzug ist eben so bescheiden gewesen, als der Eurige glänzend war; ich hatte Befehl hundert Mann in die Festung zu führen, hundert Mann vom Regiment Turenne, und ich wußte nicht, wie ich sie einführen sollte, als mir in Saint-Pierre, wo ich mich aufhielt, mein Patent, unterzeichnet von Herrn von Epernon, zukam. Ich brach sogleich auf, übergab meinen Brief dem Lieutenant, und nahm ohne Trommeln und Trompeten Besitz vom Platze. Nun bin ich daselbst.«

Canolles, der Anfangs lachte, fühlte, wie sich bei dem Tone, mit welchem die letzten Worte gesprochen wurden, sein Herz unter dem Drucke einer düsteren Ahnung zusammenschnürte.

»Und Ihr seid zu Hause?« fragte er Richon.

»Ich niste mich zu diesem Behufe ein,« sprach Richon ruhig.

»Wie viel Mann habt Ihr?« fragte Canolles.

»Zuerst die hundert Mann vom Regiment Turenne, alte Soldaten von Rocroy, auf die man zählen kann; sodann eine Campagnie, welche ich in der Stadt bilde, und die ich instruiere, sobald die Angeworbenen mir zukommen: Bürger, junge Leute, Arbeiter, ungefähr zweihundert Mann; endlich erwarte ich eine letzte Verstärkung von hundert bis hundertundfünfzig Mann, welche ein Kapitän auf dem Lande anwirbt.«

Der Kapitän Ramblay?« fragte einer von den Gästen.

Nein, der Kapitän Cauvignac,« antwortete Richon.

»Ich kenne ihn nicht,« riefen mehrere Stimmen.

»Ich kenne ihn,« sprach Canolles.

»Ist er ein erprobter Royalist?«

»Ich kann es nicht bestimmt sagen; doch habe ich alle Ursache zu glauben, daß der Kapitän Cauvignac eine Creatur von Herrn von Epernon und dem Herzog sehr ergeben ist.«

»Das entscheidet die Frage: wer dem Herzog ergeben ist, ist es auch Seiner Majestät.«

»Es ist ein Läufer von der Vorhut des Königs,« sagte der alte Officier, welcher bei Tische die durch das Warten verlorene Zeit wieder gewann. »So habe ich wenigstens sprechen hören.«

»Ist Seine Majestät unter Wegs?« fragte Richon mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

»Zu dieser Stunde muß der König mindestens in Blois sein,« antwortete der junge Mann, welcher vom Hof kam.

»Wißt Ihr das gewiß?«

»Ganz gewiß. Das Heer wird von dem Marschall de La Meilleraye befehligt, welcher sich hier in der Gegend mit dem Herrn Herzog von Epernon in Verbindung setzen soll.«

»Vielleicht in Saint-George?« sagte Canolles.

»Oder vielmehr in Vayres,« sprach Richon. »Der Marschall de La Meilleraye kommt von Bretagne und Vayres liegt auf seinem Wege.«

»Wer das Zusammenstoßen der beiden Armeen aufzuhalten hat, risquirt viel für seine Basteien,« sprach der Gouverneur von Braunes. »Herr de La Meilleraye hat dreißig Kanonen bei sich und Herr von Epernon fünfundzwanzig.«

»Das wird ein schönes Feuer geben,« sagte Canolles; »leider werden wir es nicht sehen.«

»Oh!« versetzte Richon, »wenn sich nicht einer von uns für die Herren Prinzen erklärt.«

»Ja, aber Canolles ist stets sicher, irgend ein Feuer zu sehen. Erklärt er sich für die Prinzen, so sieht er das Feuer von Herrn de La Meilleraye und Herrn von Epernon; bleibt er Seiner Majestät anhänglich, so sieht er das Feuer der Bordelesen.«

»Oh! was die Letzteren betrifft,« versetzte Canolles, »ich halte sie nicht für sehr furchtbar und schäme mich gewisser Maßen, daß ich es nur mit ihnen zu thun habe. Leider gehöre ich mit Leib und Seele Seiner Majestät und muß mich am Ende mit einem bürgerlichen Kriege begnügen.«

»Den sie mit Euch anfangen werden, seid unbesorgt,« sprach Richon.

»Ihr habt einige Wahrscheinlichkeit in dieser Beziehung?« fragte Canolles.

»Ich habe mehr, ich habe Gewißheit,« antwortete Richon. »Der Rath der Bürger hat beschlossen, vor Allem die Insel Saint-George zu nehmen.«

»Gut,« rief Canolles, »sie mögen kommen, ich erwarte sie.«

So weit war man in der Unterhaltung, und man hatte eben das Dessert anzugreifen begonnen, als man plötzlich vor den Thoren der Festung die Trommel rasseln hörte.

»Was soll das bedeuten?« fragte Canolles.

»Ah! bei Gott!« rief der Officier, welcher die Nachrichten vom Hof gegeben hatte, »es wäre seltsam, wenn man Euch in diesem Augenblick angreifen würde, mein lieber Canolles; ein Sturm und eine Ersteigung müßten einen herrlichen Nachmittag geben.«

»Der Teufel soll mich holen! das sieht ganz so aus,« sagte der alte Commandant; »diese elenden Bürger richten es immer so ein, daß sie die Leute bei der Mahlzeit stören. Ich war auf den Vorposten von Charenton während den Pariser Kriegen; wir konnten nie ruhig frühstücken oder zu Mittag speisen.«

Canolles läutete. Die Ordonnanz trat aus dem Vorzimmer ein.

»Was geht vor?« fragte Canolles.

»Ich weiß noch nicht, Herr Gouverneur, ohne Zweifel ein Bote vom König oder von der Stadt.

»Erkundige Dich und bringe mir Antwort.«

»Der Soldat entfernte sich in größter Eile.

»Setzen wir und wieder zu Tische, meine Herren,« sagte Canolles zu seinen Gästen, welche der Mehrzahl nach aufgestanden waren. »Es wird Zeit sein, die Tafel zu verlassen, wenn wir die Kanone hören.«

Alle Gäste setzten sich lachend. Richon allein, über dessen Gesicht eine Wolke hingezogen war, blieb in Erwartung der Rückkehr des Soldaten unruhig und die Augen starr auf die Thüre geheftet. Aber statt des Soldaten erschien ein Officier mit entblößtem Degen und sprach:

»Herr Gouverneur, ein Parlamentär.«

»Ein Parlamentär?« fragte Canolles, »und von wem?«

»Von den Prinzen.«

»Woher kommt er.«

»Von Bordeaux.«

»Von Bordeaux!« wiederholten alle Gäste, Richon ausgenommen.

»Ah! der Krieg ist also im Ernste erklärt, da man Parlamentäre schickt?« sprach der alte Officier.

Canolles dachte einen Augenblick nach, und während dieses Augenblicks nahm sein zehn Minuten vorher noch lächelndes Antlitz den ganzen Ernst an, welchen die Umstände heischten.

»Meine Herren,« sagte er, »vor Allem die Pflicht. Ich werde wahrscheinlich mit dem Gesandten der Herren Bordelesen eine schwierige Frage zu lösen haben, und weiß nicht, in welchem Augenblick ich Euch wiedersehen dürfte . . .«

Nein! Nein!« riefen im Chor die Gäste. »Im Gegentheile, entlaßt uns, Gouverneur; was Euch begegnet, ist ein Wink für uns, an unsere Posten zurückzukehren . . . Wir müssen uns nothwendig sogleich trennen.«

»Es war nicht an mir, Euch dies vorzuschlagen, meine Herren,« erwiderte Canolles; »da Ihr es mir aber selbst anbietet, so bin ich genöthigt, zu gestehen, das es das Klügste ist, und ich willige ein. Die Pferde oder die Equipagen dieser Herren!« rief Canolles.

So rasch in ihren Bewegungen, als wären sie bereits auf dem Schlachtfeld, schwangen sich die Gäste in den Sattel oder stiegen in ihre Wagen, und entfernten sich in der Richtung ihrer Wohnsitze.

Richon blieb bis zuletzt.

»Baron,« sagte er zu Canolles, »ich wollte Euch nicht ganz wie die Anderen verlassen, in Betracht, daß wir uns länger kennen, als Ihr die Anderen kennt. Nun aber lebt wohl; gebt mir die Hand, und gut Glück.«

Canolles reichte Richon die Hand und erwiderte, ihn fest anschauend:

»Richon, ich kenne Euch, es geht etwas in Euch vor; Ihr sagt es mir nicht, denn wahrscheinlich ist es nicht Euer Geheimniß. Ihr seid jedoch bewegt, und, ist ein Mann Eures Schlage bewegt, so rührt dies nicht von einer Geringfügigkeit her.«

»Sind wir nicht im Begriff, uns zu verlassen?«

»Wir schickten uns auch zur Trennung an, als wir im Gasthause von Biscarros von einander

Abschied nahmen, und dennoch waret Ihr ruhig.«

Richon lächelte traurig und sprach:

»Baron, ich habe das Vorgefühl, daß wir uns nicht mehr sehen werden.«

Canolles schauerte, so viel tiefe Schwermuth lag in der gewöhnlich so festen Stimme des kühnen Parteigängers.

»Wohl,« sagte er, »sehen wir uns nicht wieder, Richon, so ist dies der Fall, weil einer von uns gestorben sein wird . . . den Tod der Braven gestorben, und in diesem Fall ist derjenige, welchen es trifft, wenigstens sterbend sicher, daß er in dem Herzen eines Freundes fortlebt. Umarmen wir uns, Richon! Ihr habt mir gesagt: Viel Glück: ich sage Euch: Guten Muth!«

Die zwei Männer warfen sich einander in die Arme und hielten eine Zeit lang ihre edlen Herzen aneinander gepreßt.

Als sie sich trennten, trocknete Richon eine Thräne, vielleicht die einzige, welche je seinen stolzen Blick verdunkelt hatte; dann stürzte er, als befürchtete er, Canolles könnte diese Thräne wahrnehmen, aus dem Zimmer, denn er schämte sich ohne Zweifel, einem Manne, dessen Muth er kannte, ein solches Zeichen von Schwäche gegeben zu haben.

XIV.

Außer Canolles und dem Officier, welcher den Parlamentär gemeldet hatte und nun in einem Winkel neben der Thüre stand, war Niemand mehr in dem Speisesaal.

»Was befiehlt der Herr Gouverneur?« sprach der Officier nach kurzem Stillschweigen.

Canolles, welcher Anfangs in seine Gedanken vertieft geblieben war, bebte bei dieser Stimme, erhob das Haupt und fragte:

»Wo ist der Parlamentär?«

»Im Waffensaal.«

»Wer begleitet ihn?«

»Zwei Wachen von der Bürgermiliz von Bordeaux.«

»Wer ist es?«

»Ein junger Mensch, so viel sich beurtheilen läßt, denn er trägt einen breitkrämpigen Filzhut und ist in einen weiten Mantel gehüllt.«

»Und wie hat er sich angekündigt?«

»Als der Ueberbringer von Briefen der Frau Prinzessin und des Parlaments von Bordeaux.«

»Bittet ihn, einen Augenblick zu warten,« sagte Canolles. »Ich stehe zu Dienst.«

Der Officier entfernte sich, um seinen Auftrag zu vollziehen, und Canolles schickte sich an, ihm zu folgen, als Nanon, ganz bleich und zitternd, aber mit ihrem liebevollen Lächeln erschien und ihn bei der Hand fassend zu dem jungen Manne sagte:

»Ein Parlamentär, mein Freund, was soll das bedeuten?«

»Das soll bedeuten, liebe Nanon, daß die Herren von Bordeaux mich erschrocken oder verführen wollen,«

»Und was habt Ihr beschlossen?«

»Ihn zu empfangen.«

»Könnt Ihr Euch dessen nicht überheben?«

»Unmöglich. Es ist ein Gebrauch, dem man sich nicht entziehen darf.«

»Ah! mein Gott!«

»Was habt Ihr, Nanon?«

»Ich habe bange.«

»Wovor?«

»Sagtet Ihr nicht, dieser Parlamentär komme, um Euch zu erschrocken oder zu verführen?«

»Allerdings; ein Parlamentär taugt nur zu dem einen oder dem andern von diesen zwei Gebräuchen. Habt Ihr bange, er könnte mich erschrecken?«

»Oh! nein; aber er wird Euch vielleicht verführen.«

»Ihr beleidigt mich, Nanon.«

»Ach! mein Freund, ich sage, was ich befürchte.«

»Ihr zweifelt an mir in dieser Hinsicht, und für was haltet Ihr mich denn?«

»Für das, was Ihr seid, Canolles, für ein edles, aber zärtliches Herz.«

»Ah!« sprach Canolles lachend, »was für einen Parlamentär schickt man mir? Sollte es Cupido in Person sein?«

»Vielleicht.«

»Ihr habt ihn also gesehen?«

»Ich habe ihn nicht gesehen, aber seine Stimme gehört; sie ist sehr zart für die Stimme eines Parlamentärs.«

»Nanon, Ihr seid toll, laßt mich meinen Dienst vollziehen; Ihr habt mich zum Gouverneur gemacht . . .«

»Um mich zu vertheidigen, Freund.«

»Haltet Ihr mich für so feig, daß ich Euch verrathen könnte? In der That, Ihr beleidigt mich, daß Ihr so an mir zweifelt.«

»Ihr seid also entschlossen, diesen jungen Mann zu sehen?«

»Ich muß, und wüßte Euch wahrlich wenig Dank, wenn Ihr Euch noch ferner der Erfüllung meiner Pflicht widersetzen würdet.«

»Ihr möget nach Eurem Belieben handeln, mein Freund,« erwiderte Nanon traurig. »Nur noch ein Wort . . .«

»Sprecht.«

»Wo werdet Ihr ihn empfangen?«

»In meinem Cabinet.«

»Canolles, gewährt mir eine Bitte.«

»Welche?«

»Statt ihn in Eurem Cabinet zu empfangen, empfangt ihn in Eurem Schlafzimmer.«

»Was für ein Gedanke!«

»Begreift Ihr nicht?«

»Nein.«

»Mein Zimmer geht in Euren Alkoven.«

»Und Ihr werdet horchen?«

»Hinter den Vorhängen, wenn Ihr es erlaubt.«

»Nanon!«

»Laßt mich in Eurer Nähe bleiben, Freund; ich habe Vertrauen auf mein Gestirn und bringe Euch Glück.«

»Aber, Nanon, wenn dieser Parlamentär . . .«

»Nun?«

»Käme, um mir ein Staatsgeheimniß anzuvertrauen?«

»Könnt Ihr derjenigen, welche Euch ihr Leben und ihr Glück anvertraut hat, nicht ein Staatsgeheimnis anvertrauen?

»Wohl, so hört uns, Nanon, da Ihr es durchaus wollt, aber haltet mich nicht länger zurück, denn der Parlamentär erwartet mich.«

»Geht, Canolles, geht, zuvor aber seid gesegnet für das Gute, das Ihr mir erweist.«

Die junge Frau wollte die Hand ihren Geliebten küssen.

»Tolle,« sprach Canolles, zog sie an seine Brust und küßte sie auf die Stirne. Ihr, werdet also .

. .«

»Hinter den Vorhängen Eures Bettes sein. Von dort aus kann ich sehen und hören.«

»Lacht wenigstens nicht, Nanon, denn es sind ernste Dinge.«

»Seid unbesorgt, erwiderte die junge Frau, »ich werde nicht lachen.«

Canolles ab Befehl, den Boten einzuführen, und ging in sein Zimmer, ein weites, unter Karl IX. ausgestattetes Gemach von ernstem Ansehen; zwei Kandelaber brannten auf dem Kamin, warfen aber nur einen schwachen Schein in den ungeheuren Raum; der anstoßende Alkoven lag völlig im Schatten.

»Seid Ihr da, Nanon?« fragte Canolles.

Ein ersticktes, keuchendes Ja gelangte zu ihm.

In diesem Augenblick erschollen Tritte; die Schildwache präsentierte das Gewehr. Der Bote trat ein und folgte mit den Augen demjenigen, welcher ihn eingeführt hatte, bis er mit Canolles allein zu sein glaubte; dann lüpfte er seinen Hut und warf seinen zurück. Als bald fielen blonde Haare auf reizende Schultern herab; die feine, geschmeidige Gestalt einer Frau erschien unter dem Wehrgehänge und Canolles erkannte an ihrem sanften, traurigen Blick die Vicomtesse von Cambes.

»Ich habe Euch gesagt, ich würde Euch wiederfinden, und halte mein Wort,« sprach sie. »Hier bin ich.«

Canolles schlug mit einer Bewegung des Staunens und der Furcht die Hände an einander, sank auf einen Stuhl und murmelte:

»Ihr! Ihr! . . . Oh! mein Gott, was habt Ihr gemacht, was wollt Ihr hier?«

»Ich will Euch fragen, ab Ihr Euch meiner noch erinnert?«

Canolles stieß einen Seufzer aus und hielt seine Hände vor die Augen, um diese zugleich bezaubernde und unselige Erscheinung zu beschwören.

Nun war ihm Alles klar: die Furcht, die Blässe, das Zittern von Nanon und besonders ihr Verlangen, der Zusammenkunft beizuwohnen. Nanon hatte mit den Augen der Eifersucht eine Frau in dem Parlamentär erkannt.

»Ich will Euch fragen,« fuhr Claire fort, »ob Ihr bereit seid die Verpflichtung, die Ihr gegen mich in dem kleinen Zimmer in Jaulnay übernommen habt, zu erfüllen, von der Königin Eure Entlassung zu nehmen und in den Dienst der Prinzen zu treten?«

»Oh! Stille! Stille! Madame,« rief Canolles.

Claire schauderte bei dem Ausdrücke des Schreckens, der sich in dem Zittern der Stimme des jungen Mannes offenbarte, schaute unruhig umher und fragte:

»Sind wir nicht allein hier?«

»O ja, doch! Madame,« erwiderte Canolles; »kann und aber nicht Jemand durch diese Wände hören?«

»Ich hielt die Mauern des Fort Saint-George für stärker,« sagte Claire lächelnd.

Canolles antwortete nicht.

»Ich bin also gekommen, um Euch zu fragen,« fuhr Claire fort, »warum ich in den acht bis zehn Tagen, die Ihr hier seid, nicht von Euch habe sprechen hören, so daß ich gar nicht wüßte, wer auf der Insel Saint-George kommandiert, wenn mich nicht der Zufall oder das öffentliche Gerücht belehrt hätte, es sei der Mann, der mir vor kaum zwölf Tagen geschworen hat, die

Ungnade, die er sich zugezogen, wäre ein Glück, denn sie gestattete ihm, seinen Arm, seinen Muth, sein Leben der Partei zu widmen, der ich angehöre.«

Nanon konnte sich einer Bewegung nicht erwehren, welche Canolles beben und Frau von Cambes sich umdrehen machte.

»Was ist das?« fragte diese.

»Nichts,« antwortete Canolles, »ein gewöhnliches Geräusch in diesem alten Zimmer voll unheimlichen Krachens.«

»Wenn es etwas Anderes ist,« sprach Claire, ihre Hand auf den Arm von Canolles legend, »so verbergt es mir nicht, Baron, denn Ihr begreift, von welcher Bedeutung von dem Augenblick an, wo ich mich entschloß, Euch selbst aufzusuchen, die Unterredung ist, die wir haben werden.«

Canolles trocknete den Schweiß, der von seiner Stirne lief, suchte zu lächeln und sagte:

»Sprecht; ich bitte Euch.«

»Ich wollte Euch also an dieses Versprechen erinnern und Euch fragen, ob Ihr bereit seid, es zu halten?«

»Ach! Madame, die Sache ist unmöglich geworden.«

»Warum?«

»Weil seit jener Zeit viele unerwartete Ereignisse eingetreten sind, viele Bande, welche ich für zerrissen hielt, sich wieder geknüpft haben; an die Stelle der Strafe, welche ich zu verdienen glaubte, hat die Königin eine Belohnung gesetzt, der ich nicht würdig war. Heute bin ich an die Partei Ihrer Majestät durch die . . . *Dankbarkeit* gebunden.«

Ein Seufzer durchdrang die Luft, die arme Nanon erwartete ohne Zweifel ein anderes Wort als das, welches ausgesprochen wurde.

»Sagt durch den Ehrgeiz, Herr von Canolles, und ich werde das begreifen; Ihr seid von adeligem Geblüt; man hat Euch mit achtundzwanzig Jahren zum Oberstlieutenant und Gouverneur einer Festung gemacht; das ist schön, ich weiß es wohl; aber es ist nur die natürliche Belohnung für Euer Verdienst; dieses Verdienst schätzt jedoch nicht allein Herr von Mazarin . . .«

»Madame, kein Wort mehr, ich bitte Euch.«

»Entschuldigt, mein Herr, diesmal ist es nicht mehr die Vicomtesse von Cambes, welche mit Euch spricht, es ist die Abgesandtin der Frau Prinzessin, die einen Auftrag an Euch übernommen hat und ihre Botschaft erfüllen muß.«

»Sprecht, Madame,« erwiderte Canolles mit einem Seufzer, der einem Stöhnen glich.

»Die Frau Prinzessin, vertraut mit den Gefühlen, die Ihr mir zuerst in Chantilly und dann in Jaulnay kundgegeben habt, ängstlich besorgt, zu erfahren, welcher Partei Ihr wirklich angehört, beschloß, Euch einen Parlamentär zu schicken und einen Versuch auf Euren Platz zu machen; diesen Versuch, welchen ein anderer Parlamentär auf eine etwas unpassende Weise gemacht haben dürfte, übernahm ich; denn ich dachte, in Eure geheimsten Gedanken in dieser Hinsicht eingeweiht, könnte ich ihn besser, als irgend Jemand ausführen.«

»Ich danke, Madame,« sprach Canolles, »seine Brust mit der Hand zerfleischend, denn während der kargen Zwischenräume des Gesprächs vernahm er den keuchenden Athem von Nanon.

»Hört also, was ich Euch im Namen der Frau Prinzessin vorschlage, denn geschähe es in dem meinigen,« fuhr Claire mit ihrem bezaubernden Lächeln fort, »so würde ich die Ordnung der

Vorschläge umkehren.«

»Ich höre,« sprach Canolles mit dumpfem Tone.

»Ihr übergebt die Insel Saint-George gegen eine von den drei Bedingungen, die ich Eurer Wahl anheimstelle. Die erste ist . . . erinnert Euch wohl, nicht ich spreche so: eine Summe den zweimal hunderttausend Livres.«

»Oh! Madame, geht nicht weiter,« sagte Canolles, bemüht das Gespräch abubrechen. »Die Königin hat mich mit einem Commando beauftragt; diesen Commando ist die Insel Saint-George, und ich werde sie bis zum Tod vertheidigen.«

»Erinnert Euch der Vergangenheit,« rief Claire traurig, »das sagtet Ihr mir nicht bei unserer letzten Zusammenkunft, als Ihr mir den Antrag machtet Alles zu verlassen, um mir zu folgen, als Ihr bereite die Feder in der Hand hieltet, um denjenigen, welchen Ihr heute Euer Leben opfern wollt, Eure Entlassung anzubieten.«

»Ich konnte das anbieten, Madame, als es mir noch frei stand, meinen Weg zu wählen; heute bin ich nicht mehr frei . . .«

»Ihr seid nicht mehr frei!« rief Claire erbleichend, »wie versteht Ihr das? was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß ich durch die Ehre gebunden bin.«

»Wohl, so hört meinen zweiten Vorschlag.«

»Wozu? habe ich Euch nicht bereits wiederholt, ich wäre unerschütterlich in meinem Entschluß? Versucht mich also nicht ferner.«

»Verzeiht, mein Herr,« entgegnete Claire, »ich habe auch eine Sendung und muß sie bis zum Ende erfüllen.«

»Thut es,« murmelte Canolles, »aber in der That, Ihr seid sehr grausam.«

»Fordert Eure Entlassung, und wir werden sodann nachdrücklicher auf Euren Nachfolger einwirken als auf Euch. In einem, in zwei Jahren nehmt Ihr wieder Dienst unter dem Herrn Prinzen mit dem Grade eines Brigadier.«

Canolles schüttelte traurig den Kopf und erwiderte:

»Ach! Madame, warum verlangt Ihr nur unmögliche Dinge von mir?«

»Mir antwortet Ihr das? in der That, ich verstehe Euch nicht, mein Herr. Wart Ihr nicht im Begriff, Eure Entlassung zu unterzeichnen? Sagtet Ihr nicht zu derjenigen, welche damals bei Euch war und Euch mit so viel Freude zuhörte, Ihr nehmt sie freiwillig und aus dem Grunde Eures Herzens? Warum solltet Ihr also nicht hier thun, wenn ich es von Euch fordern, wenn ich Euch darum bitte, was Ihr in Jaulnay zu thun vorgeschlagen habt?«

Alle diese Worte drangen wie Dolchstiche in das Herz der armen Nanon, und Canolles fühlte, wie sie eindrangten.

»Was damals eine Handlung ohne Belang war, wäre heute ein Verrath, ein schändlicher Verrath!« sagte Canolles mit dumpfer Stimme. »Nie werde ich die Insel Saint-George übergeben! nie werde ich meine Entlassung nehmen!«

»Wartet, wartet,« sprach Claire mit ihrem sanftesten Tone, während sie jedoch unruhig umherschaut, denn dieser Widerstand von Canolles, und besondere der Zwang, der denjenigen zu drücken schien, welcher ihn leistete, kamen ihr seltsam vor. »Hört noch den letzten Vorschlag, mit welchem ich anfangen wollte, denn ich wußte und habe zum Voraus gesagt, Ihr windet die zwei ersten zurückweisen; die materiellen Vortheile, . . . ich bin glücklich, daß ich es

errathen habe, sind keine Dinge, welche ein Herz, wie das Eurige, in Versuchung führen; Ihr braucht andere Hoffnungen, als die des Ehrgeizes und des Vermögens; edle Instinkte bedürfen edler Belohnungen. Hört also . . .«

»In des Himmels Namen, Madame, habt Mitleid mit mir!« sagte Canolles und machte eine Bewegung um sich zurückzuziehen.

Claire glaubte, er wäre erschüttert, und in der Ueberzeugung, das, was sie ihm sagen wollte, müßte Ihren Sieg vollenden, hielt sie ihn zurück und fuhr fort:

»Wenn man Euch statt eines gemeinen Interesses ein reineres ehrenhafteres Interesse böte; wenn man Euch Eure Entlassung, die Ihr ohne Schmach nehmen könnt, denn da die Feindseligkeiten noch nicht begonnen haben, so ist diese Entlassung weder ein Abfall, noch eine Treulosigkeit, sondern eine einfache Wahl, wenn man Euch, sage ich, Eure Entlassung mit einer Verbindung bezahlen würde; wenn eine Frau, der Ihr gesagt habt, Ihr liebtet sie, und die trotz dieser Schwüre Eure Leidenschaft nie offen erwiderte, zu Euch spräche: »Herr von Canolles, ich bin frei, ich bin reich, ich liebe Euch, werdet mein Gatte . . . gehen wir mit einander, gehen wir, wohin Ihr wollt, fern von allen bürgerlichen Zwistigkeiten, an irgend einen Ort außerhalb Frankreich, . . .« nun, Herr von Canolles, würdet Ihr diesmal nicht einwilligen?«

Trotz der Röthe, trotz des reizenden Zögerns von Claire, trotz der Erinnerung an das hübsche kleine Schloß Cambes, das er dort seinem Fenster aus hatte sehen können, wenn nicht während der von uns mitgetheilten Scene die Nacht vom Himmel herabgestiegen wäre, blieb Canolles fest und unerschütterlich in seinem Entschluß, denn er sah von ferne, bleich im Schatten, den Kopf der vor Angst zitternden Nanon aus den gothischen Vorhängen hervorkommen.

»Antwortet mir doch in des Himmels Namen!« fuhr die Vicomtesse fort; »ich kann Euer Stillschweigen gar nicht begreifen. Seid Ihr nicht der Herr Baron von Canolles? Seid Ihr nicht derselbe Mann, der mir in Chantilly gesagt hat, er liebe mich? der es mir in Jaulnay wiederholte, der mir schwur, er liebe nur mich auf der ganzen Welt und sei bereit, mir jede andere Liebe zu opfern? Sprecht! spricht! antwortet in des Himmeln Namen. Antwortet doch.«

Es ließ sich ein Seufzer hören, der diesmal so verständlich, so deutlich war, daß Frau von Cambes nicht zweifeln konnte, es wohne eine dritte Person der Unterredung bei; ihre erschrockenen Augen folgten der Richtung der Augen von Canolles, und dieser vermochte seine Blicke nicht so rasch abzuwenden, daß die Vicomtesse, von denselben geleitet, nicht den bleichen, unbeweglichen Kopf, diese geisterartige Form bemerkt hätte, welche keuchend allen Phasen den Gesprächen folgte.

Die zwei Frauen wechselten durch die Dunkelheit einen Flammenblick und stießen beide einen Schrei aus.

Nanon verschwand.

»Frau von Cambes ergriff hastig ihren Hut und ihren Mantel, wandte sich gegen Canolles und sprach:

»Mein Herr, ich begreife nun das, was Ihr Pflicht und Dankbarkeit nennt; ich begreife, welche Pflicht hintanzusetzen oder zu verrathen Ihr Euch geweigert; ich begreife, daß es für jede Verführung unzugängliche Neigungen gibt, und überlasse Euch ganz diesen Neigungen, dieser Macht, dieser Dankbarkeit. Lebt wohl, mein Herr; lebt wohl.«

Sie machte eine Bewegung, um sich zu entfernen, ohne daß Canolles sie aufzuhalten suchte; aber eine schmerzliche Erinnerung hielt sie zurück.

»Noch einmal, mein Herr,« sagte sie, »im Namen einer Freundschaft, die ich Euch für den Dienst schuldig bin, den Ihr mir zu leisten die Güte gehabt habt, im Namen der Freundschaft, die Ihr mir für den Dienst, welchen ich Euch leistete, schuldig seid, im Namen aller Derer, welche Euch lieben und welche Ihr liebt, ich nehme Niemand aus, macht nicht, daß es zum Kampfe kommt; morgen, übermorgen vielleicht wird man Euch in Saint-George angreifen; bereitet mir nicht den Schmerz, Euch besiegt oder todt zu wissen.«

Canolles bebte und erwiederte aus seiner Verwirrung erwachend:

»Madame, ich danke Euch auf den Knien für die Versicherung, die Ihr mir über diese Freundschaft gegeben habt, welche mir kostbarer ist, als ich Euch sagen kann. Oh! mein Gott, man komme, man greife mich an. Oh! ich rufe den Feind mit heißerem Eifer herbei, als er je an den Tag legen wird, um mit mir zusammenzutreffen. Ich bedarf des Kampfes, ich bedarf der Gefahr, um mich in meinen eigenen Augen zu erheben; es komme der Kampf, es komme die Gefahr, es komme selbst der Tod; der Tod wird mir willkommen sein, da ich weiß, daß ich reich durch Eure Freundschaft, stark durch Euer Mitleid und geehrt durch Eure Achtung sterben werde.«

»Lebet wohl, mein Herr,« sprach Claire und wandte sich der Thüre zu.

Canolles folgte ihr. Mitten in dem düsteren Gange ergriff er ihre Hand und sprach mit so leiser Stimme, daß er selbst Mühe hatte, seine Worte zu hören:

»Claire, ich liebe Euch mehr, als ich Euch je geliebt habe, aber das Unglück will, daß ich Euch diese Liebe nur beweisen kann, indem ich fern von Euch sterbe.«

Ein kurzes ironisches Lachen war für den Augenblick die einzige Antwort von Frau von Cambes; aber kaum befand sie sich außerhalb des Schlosses, als ein schmerzliches Schluchsen sich aus ihrer zerrissenen Brust hervordrängte, und sie rief die Hände ringend:

»Ah! er liebt mich nicht, nein Gott! er liebt mich nicht. Und ich, ich Unglückliche liebe ihn!«

XV.

Als Canolles Frau von Cambes verließ, kehrte er in seine Wohnung zurück. Nanon stand bleich und unbeweglich mitten im Zimmer. Canolles ging mit einem traurigen Lächeln auf sie zu; je näher er zu ihr kam, desto mehr bog Nanon das Knie: er reichte ihr die Hand, sie fiel zu seinen Füßen.

»Verzeiht mir,« sprach sie, »verzeiht mir, Canolles! Ich habe Euch hierher gebracht, ich habe Euch diesen schwierigen und gefährlichen Posten übergeben lassen; werdet Ihr getödtet, so bin ich die Ursache Eures Todes. Ich bin eine Selbstsüchtige und dachte nur an mein Glück. Verlaßt mich, geht.«

Canolles hob sie sachte auf und erwiderte:

»Ich Euch verlassen! nie, Nanon, nie, Ihr seid mir heilig; ich habe geschworen, Euch zu beschützen, zu verteidigen, zu retten; und ich werde Euch vertheidigen, oder ich sterbe.

»Sprichst Du dies aus dem Grunde Deines Herzens, Canolles ohne Zögern, ohne Bedauern?«

»Ja,« antwortete Canolles lächelnd.

»Ich danke, mein würdiger, mein edler Freund, ich danke. Siehst Du, diesen Leben, an das ich mich anklammerte, ich würde es Dir heute ohne eine Klage opfern; denn seit heute erst weiß ich, was Du für mich gethan hast. Man bot Dir Geld; gehören meine Schätze nicht Dir? Man bot Dir Liebe; kann es in der Welt eine Frau geben, welche Dich lieben wird, wie ich Dich liebe? Man bot Dir einen Grad! Höre, man wird Dich angreifen. Gut wir wollen Soldaten anwerben, Waffen und Munition aufhäufen, unsere Kräfte verdoppeln, uns vertheidigen. Ich werde für meine Liebe kämpfen. Du kämpfst für Dein Glück. Du wirst sie schlagen, mein braver Canolles; Du wirst machen, daß die Königin sagt, sie habe keinen tapfereren Kapitän, als Du bist; Deine Beförderung übernehme ich, und wenn Du reich, mit Ruhm und Ehre beladen bist, magst Du mich verlassen; ich werde meine Erinnerungen zum Troste haben.«

So sprechend schaute Nanon Canolles an und erwartete die Antwort, welche die Frauen immer auf überspannte Reden erwarten, das heißt, eine Antwort so toll und überspannt als diese Reden. Aber Canolles senkte traurig den Kopf und erwiderte:

Nanon, nie werdet Ihr einen Schaden erleiden, nie werdet Ihr eine Schmach erdulden, so lange ich auf der Insel Saint-George lebe. Beruhigt Euch also, denn Ihr habt nichts zu befürchten.«

»Ich danke sprach Nanon, »obgleich dies nicht Alles ist, was ich fordere.«

Dann ganz leise:

»Ach! ich bin verloren, er liebt mich nicht mehr.«

Canolles erhaschte einen Flammenblick der wie ein Blitz schimmert, jene furchtbare Blässe einer Sekunde, welche so viel Schmerz enthüllt.

»Wir wollen ganz und gar edelmüthig sein,« sagte er zu sich selbst, »sonst wären wir ehrlos! Komm Nanon,« fuhr er fort, »komm meine Freundin; wirf Deinen Mantel über Deine Schultern, nimm Deinen Männerhut, die Nachtluft wird Dir wohlthun. Ich kann jeden Augenblick angegriffen werden, und will meine Runde machen.«

Zitternd vor Freude kleidete sich Nanon wie ihr Geliebter es ihr sagte, und folgte ihm.

Canolles war ein wahrer Kapitän. Beinahe als Kind in den Dienst eingetreten, hatte er ein

wirkliches Studium in seinem rauhen Gewerbe gemacht. Er visitierte auch die Festung nicht allein als Commandant, sondern ebenso als Ingenieur. Die Officiere die ihn als Günstling hatten ankommen sehen und es mit einem Parade-Gouverneur zu thun zu haben glaubten, wurden einer nach dem andern von ihm über alle Vertheidigungs- und Angriffsmittel befragt. Sie sahen sich genöthigt, in dem frivolen jungen Manne einen erfahrenen Kapitän anzuerkennen; die Aeltesten sprachen voll Achtung mit ihm. Das Einzige was sie Canolles vorwerfen konnten, war die Weichheit seiner Stimme, wenn er Befehle gab, und seine außerordentliche Höflichkeit, wenn er fragte. Sie befürchteten diese Höflichkeit könnte eine Maske der Schwäche sein. Da jedoch Alle die dräuende Gefahr fühlten, so wurden die Befehle des Gouverneur mit einer pünktlichen Schnelligkeit ausgeführt, welche dem Chef dieselbe Ansicht von seinen Soldaten gab, die sie von ihm gefaßt hatten. Eine Compagnie Pioniere war im Verlaufe des Tags eingetroffen. Canolles ertheilte Befehl zu Arbeiten, welche sogleich angefangen wurden. Vergebens versuchte es Nanon ihn in das Fort zurückzuführen, um ihm die Anstrengung einer auf diese Art zugebrachten Nacht zu ersparen; Canolles setzte seine Runde fort und verabschiedete auf eine sanfte Weise Nanon, indem er von ihr verlangte, daß sie nach Hause kehre. Nachdem er sodann noch drei bis vier Kundschafter abgeschickt hatte, welche ihm von dem Lieutenant als die Gescheitesten im Dienste empfohlen wurden, legte er sich auf einen Steinblock, um die Arbeiten zu beaufsichtigen.

Während aber seine Augen maschinenmäßig der Bewegung der Karrie und Hacken folgten, verweilte sein Geist, den materiellen, in der Ausführung begriffenen Dingen entrissen, ganz und gar nicht allein bei den Ereignissen des Tages, sondern auch bei allen den seltsamen Abenteuern, deren Held er seit dem Tage gewesen war, wo er Frau von Cambes zum ersten Male gesehen hatte. Doch seltsamer Weise ging sein Geist nicht darüber hinaus; es kam ihm vor, als hätte er erst von dieser Stunde zu leben angefangen; als hätte er bis dahin in einer andern Welt mit niedrigeren Instinkten, mit unvollständigen Empfindungen gelebt. Von dieser Stunde war in seinem Leben ein Licht, das Allem einen neuen Anblick verlieh, und in diesem neuen Tage wurde Nanon, die arme Nanon unbarmherzig einer andern Liebe geopfert, einer Liebe heftig von ihrer Entstehung an, wie alle solche Leidenschaften, die sich des ganzen Lebens bemächtigen, in welchen sie eingetreten sind.

Nach schmerzhaften Betrachtungen, vermischt mit himmlischem Entzücken bei dem Gedanken, daß er von Frau von Cambes geliebt sei, gestand sich Canolles, nur die Pflicht allein schreibe ihm vor, ein Mann von Ehre zu sein, und die Freundschaft, welche er für Nanon hege, lege kein Gewicht in die Waagschale bei seiner Entschließung.

Arme Nanon! Canolles nannte sein Gefühl für sie Freundschaft. Die Freundschaft kommt aber in der Liebe der Gleichgültigkeit sehr nahe.

Nanon wachte ebenfalls, denn sie hatte sich nicht entschließen können, zu Bette zu gehen; am Fenster stehend, in einen Nachtmantel gehüllt, um nicht gesehen zu werden, verfolgte sie nicht den traurigen, verschleierte Mond, wie er durch die Wolken hinglitt, nicht die anmuthig von dem Nachtwinde gewiegten hohen Pappelbäume, nicht die majestätische Garonne, welcher eher ein rebellischer Vasall, der sich erhebt, um seinen Herrn zu bekriegen, als ein treuer, dem Ocean seinen Tribut überbringender Sklave zu sein scheint, sondern die langsame, peinliche Arbeit, die sich gegen sie in dem Geiste ihres Geliebten bewerkstelligte; sie erblickte in der braunen, auf dem Steine sich abzeichnenden Gestalt, in dem unbeweglichen, vor einer Leuchtpfanne gekauerten Schatten das lebendige Gespenst ihres vergangenen Glückes; sie, die einst so

Energische, so Stolze, so Gewandte, hatte nun ihre ganze Gewandtheit, ihren ganzen Stolz, ihre ganze Energie verloren; man hätte glauben sollen, ihre durch die Empfindung ihres Unglücks angespannten Sinne erlangten das doppelte Maß ihrer Schärfe; sie fühlte die Liebe im Grunde des Herzens ihres Geliebten keimen, wie Gott, sich auf das unermeßliche Himmelsgewölbe neigend, den Grashalm in den Eingeweiden der Erde keimen fühlt.

Der Tag brach an; Canolles kehrte jetzt erst in sein Zimmer zurück; Nanon war wieder in das ihrige gegangen, und er wußte also nicht, was sie die Nacht hindurch gemacht hatte; er kleidete sich nun sorgfältig an, versammelte abermals die Garnison, besuchte bei Tag die verschiedenen Batterien und besonders diejenige, welche das linke Ufer der Garonne beherrschte, ließ den kleinen Hafen durch Ketten schließen, richtete mit Falkonetten und Espingolen beladene Schaluppen, lies seine Mannschaft die Revue passieren, belebte sie mit seinem so farbenreichen, so hochherzigen Worte, und konnte somit erst gegen zehn Uhr zurückkehren.

Nanon erwartete ihn ein Lächeln auf den Lippen: es war nicht mehr die stolze, gebieterische Nanon, deren Launen selbst Herrn von Epernon zittern machten; es war eine schüchtern Liebende, eine furchtsame Sklavin, die nicht einmal mehr darauf Anspruch machte, daß man sie liebte, sondern nur verlangte, das man ihr zu lieben erlaubte.

Der Tag verging ohne ein anderes Ereignis, als die verschiedenen Entwicklungen des innern Dramas, das im Herzen von jedem der zwei jungen Leute spielte. Die von Canolles abgesandten Läufer kamen einer nach dem andern zurück. Keiner brachte eine bestimmte Nachricht; es herrschte nur große Aufregung in Bordeaux, und offenbar bereitete sich daselbst irgend Etwas vor.

Frau von Cambes hatte wirklich bei ihrer Rückkehr in die Stadt, die einzelnen Umstände ihrer Unterredung in den geheimsten Falten ihres Herzens verbergend, Lenet den Erfolg mitgetheilt. Die Bordelesen verlangten mit lauter Stimme, man sollte sich der Insel Saint-George bemächtigen. Das Volk erbot sich in Masse, an der Expedition Theil zu nehmen. Die Häupter hielten dasselbe nur unter dem Vorwande zurück, es fehle noch an einem Kriegsmanne, um die Expedition zu leiten, und an regelmäßigen Soldaten, welche dieselbe unterstützen könnten. Lenet benützte diesen Augenblick, um den Namen der Herzoge durchgleiten zu lassen und ihr Heer anzubieten: diese Eröffnung wurde mit der größten Begeisterung aufgenommen, und selbst diejenigen, welche am Tage zuvor dafür gestimmt hatten, daß man ihnen die Thore verschließe, riefen sie nun mit gewaltigem Geschrei herbei.

Lenet überbrachte eiligst diese gute Nachricht der Prinzessin, welche sogleich ihren Rath versammelte.

Claire schützte Müdigkeit vor, weil sie an keiner Entschließung gegen Canolles Theil zu nehmen genöthigt sein wollte, und zog sich in ihr Zimmer zurück, um nach Belieben weinen zu können.

Von diesem Zimmer aus hörte sie das Geschrei und die Drohungen des Volkes. Alles dieses Geschrei, alle diese Drohungen waren gegen Canolles gerichtet.

Bald erscholl die Trommel; die Compagnien versammelten sich, die Juraten ließen das Volk bewaffnen, welches Piken und Büchsen verlangte; man zog die Kanonen aus dem Arsenal, man theilte Pulver aus, und zweihundert Schiffe hielten sich bereit, mit Hilfe der Nachtfluth die Garonne hinaufzufahren, während dreitausend Mann, am linken Ufer marschierend, zu Land angreifen würden.

Die Seearmee sollte von d'Espagnet, Rath im Parlament, einem braven und verständigen

Mann, und die Landarmee von Herrn von Larochefoucault befehligt werden, welcher so eben mit beinahe zweitausend Edelleuten in die Stadt eingezogen war. Der Herzog von Bouillon sollte erst zwei Tage nachher mit zweitausend weiteren Streitern eintreffen. Der Herzog von Larochefoucault betrieb den Angriff so sehr als er konnte, damit sein College sich nicht dabei befände.

XVI.

Zwei Tage, nachdem Frau von Cambes unter dem Gewande eines Parlamentärs auf der Insel Saint-George erschienen war, meldete man Canolles, welcher auf den Wällen seine Runde machte, ein Bote mit einem Briefe verlange ihn zu sprechen.

Der Bote wurde sogleich eingeführt und übergab Canolles seine Depeche.

Diese Depeche hatte sichtbar nichts Officielles; es war ein kleiner Brief, mehr lang als breit, geschrieben mit einer feinen, leichten, zitternden Handschrift auf bläuliches, glattes, wohlriechendes Papier.

Canolles fühlte schon bei dem Anblick des Papiers sein Herz unwillkürlich schlagen.

»Wer hat Dir diesen Brief gegeben?« fragte er.

»Ein Mann von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren.«

»Mit grauem Schnurrbart und Knebelbart?«

»Ja.«

»Militärische Haltung?«

»So ist es.«

Canolles gab dem Manne einen Louisd'or und machte ihm ein Zeichen, sich sogleich zu entfernen.

Dann zog er sich mit behendem Herzen in einen Winkel der Bastei zurück, um den Brief, den er empfangen hatte, zu lesen.

Er enthielt nur folgende Worte:

»Man wird Euch angreifen. Seid Ihr meiner nicht mehr würdig, so zeigt Euch wenigstens Eurer würdig.«

Der Brief war nicht unterzeichnet; aber Canolles erkannte Frau von Cambes, wie er Pompée erkannt hatte; er schaute umher, ob ihn Niemand beobachtete und drückte erröthend, wie ein Kind bei seiner ersten Liebe, das Papier an seine Lippen, bedeckte es mit glühenden Küssen und verbarg es sodann an seinem Herzen.

Hierauf stieg er auf den Kranz der Bastei, von wo aus er den Lauf der Garonne auf ungefähr eine Meile und die umliegende Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung überschauen konnte.

Er vermochte weder auf dem Fluß, noch auf dem Lande irgend etwas wahrzunehmen.

»So wird der Morgen vorübergehen,« murmelte er, »sie werden nicht am hellen Tage kommen; ohne Zweifel rasten sie unterwegs und beginnen den Angriff am Abend.«

Canolles hörte ein leichtes Geräusch hinter sich und erblickte sich umwendend seinen Lieutenant.

»Nun, Herr von Vibrac,« fragte Canolles, »was sagt man?«

»Mein Commandant, man sagt, die Fahne der Prinzen werde morgen auf der Insel Saint-George flattern.«

»Wer sagt dies?«

»Zwei von unseren zurückkehrenden Läufern; sie haben die Vorkehrungen gesehen, welche die-Bürger der Stadt gegen uns treffen.«

»Und was habt Ihr denjenigen geantwortet, welche Euch sagten, die Fahne der Herren Prinzen würde morgen auf dem Fort Saint-George flattern?«

»Mein Commandant, ich antwortete, das wäre mir gleichgültig, in Betracht, daß ich es nicht sehen würde.«

»So habt Ihr mir meine Antwort gestohlen.«

»Bravo Commandant! wir verlangten nichts Anderes, und die Soldaten werden kämpfen wie die Löwen, wenn sie Eure Antwort erfahren.«

»Sie mögen sich schlagen wie Männer, mehr fordere ich nicht. . . Und was spricht man von der Angriffsweise?«

»General, es ist eine Ueberraschung, die man uns bereitet,« antwortete Vibrac lachend.

»Teufel, was für eine Überraschung!« rief Canolles; »das ist bereits die zweite Warnung, weiche ich erhalte . . . Und wer befehligt die Angreifenden.

»Herr von Larochefoucault die Landtruppen d'Espagnet, Rath im Parlament, die Seetruppen.«

»Wohl, ich werde ihm einen Rath geben,«

»Wem?«

»Dem Rath im Parlament.«

»Welchen?«

»Die städtischen Milizen mit einem wohl disziplinierten Regiment zu verstärken, welches diese Bürger lehre, wie man ein gut genährtes Feuer empfängt.«

»Er hat nicht auf Euren Rath gewartet, Commandant, denn ehe er ein Justizmann war, ist er, glaube ich ein Kriegsmann gewesen, und er hat sich für diese Expedition mit dem Regiment Navailles in Verbindung gesetzt.«

»Wie, mit dem Regiment Navailles?«

»Ja.«

»Meinem ehemaligen Regiment?

»Demselben. Es ist, wie es scheint, mit Sack und Pack zu den Prinzen übergegangen.«

»Wer commandiert es?«

»Der Baron von Ravailly.«

»Wirklich!«

»Kennt Ihr ihn?«

»Ja; ein trefflicher Junge, brav wie sein Schwert. Dann wird es wärmer werden, als ich glaubte, und wir bekommen Unterhaltung.«

»Was befiehlt Ihr, Commandant?«

»Man verdoppele die Posten; die Soldaten sollen sich ganz angekleidet mit den geladenen Gewehren im Bereiche ihrer Hand niederlegen; eine Hälfte hat zu wachen, während die andere ruht; die wachende Hälfte soll sich hinter den Böschungen verborgen halten. Wartet noch.«

»Ich warte.«

»Habt Ihr irgend Jemand die Meldung des Boten mitgetheilt?«

»Niemand in der Welt.«

»Gut. Haltet die Sache noch einige Zeit geheim. Wählt etwa zehn von Euren schlechtesten Soldaten; Ihr müßt Wilddiebe und Fischer hier haben?«

»Wir haben nur zu viele, Commandant.«

Wählt also, wie ich Euch sage, zehn aus; gebt ihnen Urlaub bis morgen Mittag; sie werden ihre Angeln in die Garonne werfen, ihre Schlingen auf der Ebene legen. Diese Nacht werden sie sicherlich von d'Espagnet und Herrn Von Larochefoucault aufgefangen und ausgeforscht.«

»Ich begreife nicht.«

»Ihr begreift nicht, daß die Angreifenden glauben sollen, wir leben in völliger Sicherheit? Diese Menschen welche nichts wissen, werden ihnen mit einer Miene der Wahrheit, wodurch sie sich hintergehen lassen, weil sie nicht geheuchelt ist, schwören, daß wir auf beiden Ohren schlafen.«

»Ah! sehr gut.«

»Laßt den Feind herannahen, laßt ihn sich ausschiffen, laßt ihn seine Leitern aufpflanzen.«

»Aber wann wird man feuern?«

»Wann ich es befehle; geht ein einziger Schuß aus unseren Reihen, ehe ich Commandire, los, so lasse ich denjenigen, welcher gefeuert hat, so wahr als ich Commandant bin, erschießen,«

»Ah! Teufel,«

»Der Bürgerkrieg ist zweimal Krieg; es liegt also Alles daran, daß der Bürgerkrieg nicht wie eine Jagdpartie betrieben wird. Laßt die Herren Bordelesen lachen, lacht selbst, wenn es Euch Freude wacht, aber erst, wann ich sage, man möge lachen.«

Der Lieutenant entfernte sich und überbrachte die Befehle von Canolles den anderen Officieren, welche einander erstaunt anschauten. Es lagen zwei Menschen in dem Gouverneur: der höfliche Edelmann, der unbeugsame Commandant.

Canolles kehrte zum Abendbrod zu Nanon zurück; nur war diesen Abendbrod um zwei Stunden vorgerückt, denn Canolles hatte beschlossen, den Wall von Sonnenuntergang bis zur Morgendämmerung nicht zu verlassen. Er fand Nanon in einer umfangreichen Correspondenz blätternd.

»Ihr könnt Euch kühn vertheidigen, lieber Canolles,« sagte sie zu ihm; »denn Ihr werdet nicht lange auf Unterstützung zu warten haben: der König kommt. Herr de La Meilleraye bringt eine Armee und Herr von Epernon erscheint mit fünfzehntausend Mann.«

»Mittlerweile vergehen aber acht Tage, zehn Tage, Nanon,« entgegnete Canolles lächelnd; »die Insel Saint-George ist nicht uneinnehmbar.«

»Oh! so lange Ihr kommandiert, stehe ich für Alles.«

»Ja; aber gerade weil ich kommandiere, kann ich getödtet werden. Nanon, was würdet Ihr in diesem Falle thun? Habt Ihr wenigstens dafür vorgesehen?«

»Ja,« antwortete Nanon ebenfalls lächelnd.

»Wohl, haltet Euer Gepäck bereit. Ein Bootsmann wird an einem bezeichneten Posten sein; müßt Ihr ins Wasser springen., so habt Ihr hier von meinen Leuten, gute Schwimmer, denen Befehl gegeben worden ist, Euch nicht zu verlassen, und die Euch an das andere Ufer bringen werden.«

»Alle diese Vorsichtsmaßregeln sind unnöthig, Canolles; werdet Ihr getödtet, so brauche ich nichts mehr.«

Man meldete, daß aufgetragen war. Zehnmal während den Abendbrodes stand Canolles auf und ging an das Fenster, von welchem aus man nach dem Flusse sehen konnte; vor dem Ende

des Mahles verließ Canolles die Tafel . . . Die Nacht brach eben ein.

Nanon wollte ihm folgen.

»Nanon,« sprach Canolles, »kehrt zurück und schwört mir, nicht auszugehen. Wenn ich Euch außen wüßte . . . irgend einer Gefahr preisgegeben, könnte ich nicht mehr für mich stehen. Nanon, es handelt sich um meine Ehre, spielt nicht mit meiner Ehre.«

Nanon reichte Canolles ihre Lippen, deren Roth sich noch mehr durch die Blässe ihrer Wangen hervorhob, und kehrte dann mit den Worten zurück:

»Ich gehorche Euch, Canolles; Freunde und Feinde sollen den Mann kennen lernen, den ich liebe; geht!«

Canolles entfernte sich; er konnte nicht Umhin, diese unter alle seine Wünsche sich beugende, in allen Stücken seinem Willen gehorchende Natur zu bewundern. Kaum war er an seinem Posten, als die Nacht furchtbar und drohend eintrat, wie sie stets erscheint, wenn sie in ihren schwarzen Falten ein blutigen Geheimniß verbirgt.

Canolles hatte sich an das Ende der Esplanade gestellt; er beherrschte den Lauf des Flusses und seine zwei Ufer. Kein Mond: ein Wolkenschleier zog schwerfällig am Himmel hin. Unmöglich, gesehen zu werden, aber auch beinahe unmöglich, zu sehen.

Um Mitternacht kam es ihm vor, als gewahrte er, wie dunkle Massen auf dem linken Ufer sich bewegten und riesige Formen auf dem Flusse hinglitten. Uebrigens war kein Geräusch zu bemerken, als das des Windes, der durch die Blätter der Bäume wehklagte.

Diese Massen hielten an, diese Formen blieben in der Entfernung stille stehen. Canolles glaubte, er hätte sich getäuscht, verdoppelte jedoch seine Wachsamkeit; seine glühenden Augen durchdrangen die Finsterniß, sein unablässig gespanntes Ohr faßte das geringste Geräusch auf.

Die Glocke der Festung schlug drei Uhr und der Schall verlor sich langsam und düster in der Nacht. Canolles fing an zu glauben, er habe eine falsche Nachricht erhalten und war im Begriff, sich zurück zuziehen, als plötzlich der Lieutenant Vibrac, der sich in seiner Nähe befand, eine Hand auf seine Schulter legte und mit der andern nach dem Flusse deutete.

»Ja, ja!« sagte Canolles, »sie sind es vorwärts, wir werden durch das Warten nichts verloren haben. Weckt die Leute, welche schlafen; sie sollen ihren Posten hinter der Mauer nehmen. Nicht wahr, Ihr habt ihnen gesagt, daß ich den Ersten, welcher Feuer gibt, erschießen lasse?«

»Ja,«

»Wohl, so sagt es Ihnen zum zweiten Male.«

Man sah wirklich bei dem ersten Schimmer des Tags lange Barken, beladen mit Menschen, welche lachten und leise plauderten, herannahen, während man in der Ebene seine Art von Erhöhung wahrnahm, die am Tage vorher noch nicht bestanden hatte. Es war eine Batterie von sechs Kanonen, welche Herr von Laroche foucault in der Nacht hatte errichten lassen; die Leute von den Barken hatten nur so sehr gezögert, weil bis jetzt die Batterie noch nicht zu beginnen im Stande gewesen war.

Canolles fragte, ob die Gewehre geladen wären, und bedeutete auf eine bejahende Antwort durch ein Zeichen, man solle aufmerken.

Die Barken kamen immer näher, und bei der ersten Tageshelle unterschied Canolles das Lederwerk und den eigenthümlichen Hut der Compagnie Navailles, welche erwähnter Maßen die seinige gewesen war: auf dem Vordertheile von einer der ersten Barken stand der Baron von Ravailly, der ihn im Commando der, Compagnie ersetzt hatte, und auf dem Hintertheil der

Lieutenant, sein Milchbruder, den seine Kameraden wegen seiner heiteren Laune und seiner nie versiegenden Scherze ungemein liebten.

»Ihr werdet sehen,« sagte er; »sie rühren sich nicht, und Herr von Larochefoucault muß sie am Ende mit der Kanone aufwecken. Teufel! wie schläft man in Saint-George; wäre ich krank, so ließe ich mich dahin bringen.«

»Dieser gute Canolles,« versetzte Ravailly, »er spielt seine Gouverneurrolle als Familienvater; er befürchtet, seine Soldaten könnten den Schnupfen bekommen, wenn sie bei Nacht die Wache beziehen müßten.«

»In der That,« sagte ein Anderer, »man sieht nicht einmal eine Schildwache.«

»Oho!« rief der Lieutenant an das Land springend, »wacht doch auf da oben und gebt uns die Hand, daß wir hinaufsteigen können.«

Bei diesem letzten Scherz durchlief das Gelächter die ganze Linie der Belagernden, und während drei bis vier Barken in der Richtung des Hafens verrückten, schiffte sich der Rest der Landtruppen aus.

»Vorwärts!« sprach Ravailly, »ich begreife, Canolles will das Ansehen haben, als würde er überrumpelt, um sich mit dem Hofe nicht zu entzweien. Meine Herren, wir wollen seine Höflichkeit erwidern und Niemand tödten. Sind wir einmal in der Festung. . . Gnade für Alle, mit Ausnahme der Frauen, welche wohl gar keine verlangen werden! Meine Kinder, vergessen wir nicht, daß dies ein Krieg von Freunden ist,- ich lasse euch den Ersten, der vom Leder zieht, über die Klinge springen.«

Bei dieser mit echt französischer Heiterkeit ausgesprochenen Einschärfung begann das Gelächter abermals, und die Soldaten theilten die muntere Laune der Officiere.

»Ah! meine Freunde,« sagte der Lieutenant, »es ist etwas Schönes um das Lachen, aber man darf darüber das Geschäft nicht vergessen. Zu den Leitern und geklettert!«

Die Soldaten zogen lange Leitern aus den Barken und reckten gegen die Mauern.

Nun stand Canolles auf und näherte sich, den Stock in der Hand, den Hut auf dem Kopf, wie ein Mensch, der am Morgen zu seinem Vergnügen frische Luft schöpft, der Brustwehr, die er bis zum Gürtel überragte.

Es war hell genug, daß man ihn erkennen konnte.

»Ei guten Morgen, Navailles,« rief er dem ganzen Regimente zu; »guten Morgen, Ravailly; guten Morgen, Remonenq.«

»Halt, das ist Canolles,« riefen die jungen Leute. »Bist Du endlich erwacht, Baron?«

»Oh ja, was wollt Ihr? man führt hier ein Leben wie der König von Ivetot, man legt sich früh nieder und steht spät auf; aber was Teufels macht Ihr so frühzeitig?«

»Bei Gott,« erwiderte Ravailly, »Du siehst es wohl, wie es scheint: wir wollen Dich belagern, sonst nichts.«

»Und warum wollt Ihr mich belagern?«

»Um Dein Fort zu nehmen.«

Canolles brach in Gelächter aus.

»Nicht wahr, Du capitulirst?« rief Ravailly.

»Zuvor muß ich wissen, muß ich mich wissen, wem ich mich ergebe. Wie kommt es, daß Navailly gegen den König dient?«

»Meiner Treue, Freund, wir Rebellen sind. Bei genauer Ueberlegung faßten wir die Ansicht, Mazarin wäre offenbar ein Knauser, unwürdig der Dienste braver Edelleute, und dem zu Folge gingen wir zu den Prinzen über. Und Du?«

»Ich, mein Lieber, bin ein wüthender Epernonist.«

«Bah! laß Deine Leute und komm mit uns.»

»Unmöglich. He! Ihr da unten, laßt die Ketten vom Hafen. Ihr wißt wohl, daß man dergleichen Dinge anschaut, aber nur von ferne; berührt man sie, so bringt es Unglück. Navailly, befiehl ihnen doch, die Kette nicht zu berühren,« fuhr Canolles die Stirne faltend fort, »oder ich lasse auf sie schießen, und ich sage Dir zum Voraus, Navailly, ich habe gute Schützen.«

»Bah! Du scherzest,« antwortete der Officier, »sei vernünftig, Du hast keine Kräfte zum Widerstand.«

»Ich scherze nicht, die Leitern nieder! Ravailly, ich bitte Dich, es ist das Haus des Königs, das Du belagerst, gib wohl darauf Acht.«

»Saint-George! Haus des Königs?«

»Bei Gott! schau nur, und Du wirst die Fahne an der Ecke der Bastei sehen. Laß Deine Barken wieder in das Wasser setzen und Deine Leitern in die Barken legen, oder ich schieße. Willst Du plaudern, so konnte allein oder mit Remonenq und wir plaudern beim Frühstück, ich habe einen vortrefflichen Koch auf der Insel Saint-George.«

Ravailly lachte und ermutigte seine Leute mit dem Blick. Während dieser Zeit schickte sich eine andere Compagnie an, aus den Schiffen zu steigen.

Canolles bemerkte, daß der entscheiden-de Augenblick gekommen war, nahm die feste Haltung und die ernste Miene an, wie es einem mit so schwerer Verantwortlichkeit belasteten Mann geziemte und rief:

»Halt, Ravailly; genug des Scherzes, Nemonenq; kein Wort mehr, keinen Schritt mehr, keine Geberde mehr, oder ich lasse schießen, so wahr, als dies hier die Fahne den Könige ist und Ihr gegen die Lilien von Frankreich marschirt.«

Und die That mit der Drohung verbindend, warf er mit kräftigem Arme die erste Leiter um, welche ihren Kopf über den Steinen des Walles zeigte.

Fünf oder sechs von den eifrigsten Leuten fingen gerade an hinaufzusteigen; der Stoß schleuderte sie nieder. Sie fielen und ihr Sturz veranlaßte ein ungeheures Gelächter unter den Angreifenden und unter den Belagerten: man hätte glauben sollen, es wären Schülerschwänke.

In diesem Augenblick verkündigte ein Signal, daß die Belagerer die Ketten gesprengt hatten, welche den Hafen schossen.

Sogleich nahmen Ravailly und Nemonenq eine Leiter, schickten sich ebenfalls an, in die Gräben hinabzusteigen, und riefen:

»Herbei, Navailles! zu den Sturmleitern! Aufgestiegen!«

»Mein armer Ravailly,« rief Canolles, »halt ein, ich bitte Dich!,«

Aber in demselben Augenblick brach die Landbattery, welche bis jetzt geschwiegen hatte, in Lärmen und Licht aus und eine Kugel riß die Erbe rings um Canolles auf.

»Vorwärts, da sie es durchaus haben wollen,« sprach Canolles seinen Stock ausstreckend; »Feuer, meine Freunde, Feuer auf die ganze Linie.«

Nun sah man, ohne daß man einen einzigen Mann erblickte, eine Reihe von Musketen sich

gegen die Brustwehr senken, ein Flammengürtel umhüllte den Kranz der Mauer, während der Donner von zwei ungeheuren Kanonen der Batterie den Herzoge von Larochefoucault antwortete.

Es fielen etwa zehn Mann, aber ihr Sturz verlieh ihren Gefährten statt sie zu entmuthigen, neuen Eifer; die Landbatterie antwortete ihrer Seits der Batterie vom Wall, eine Kugel schlug die königliche Fahne nieder, eine zweite Kugel zerschmetterte einen Lieutenant von Canolles Namens d'Elboin.

Canolles schaute abermals um sich her, sah, daß seine Leute ihre Gewehre wieder geladen hatten, und rief:

»Feuer überall!«

Dieser Befehl wurde mit derselben Pünktlichkeit ausgeführt, wie sein erster.

Zehn Minuten, nachher war keine Scheibe mehr auf der ganzen Insel Saint-George übrig; die Steine zitterten und zersprangen in Stücke; das schwere Geschütz durchlöcherte die Mauern, die Kugeln prallten von den großen Platten ab, und ein dichter Rauch verdunkelte die von Geschrei, Drohungen und Seufzern erfüllte Luft.

Canolles sah, daß die Batterie von Herrn von Larochefoucault seinem Fort am meisten Schaden zufügte, und sagte:

»Vibrac, beschäftigt mit Navailly und laßt ihn in meiner Abwesenheit keinen Zoll Boden gewinnen. Ich laufe zu unseren Batterien.«

Canolles eilte wirklich zu den zwei Kanonen, welche das Feuer von Herrn von Larochefoucault erwiederten, leitete selbst den Dienst, machte sich zum Stücklader, Stückrichter und Commandanten, brachte in einem Augenblick drei Kanonen von sechs zum Schweigen und streckte gegen fünfzig Mann auf das Blachfeld nieder. Die Anderen, welche diesen scharfen Widerstand nicht erwartet hatten, singen an auseinander zu laufen und zu fliehen. Herr von Larochefoucault, der sie wieder zu sammeln suchte, wurde von einem Kieselsplitter getroffen, der ihm den Degen aus der Hand riß.

Als Canolles diesen Erfolg wahrnahm, überließ er den Rest der Arbeit dem Anführer der Artillerie und lief zu dem Sturme zurück, den die Compagnie Navailles unterstützt von den Leuten von d'Espagnet fortsetzte.

Vibrac hielt fest, aber er hatte eine Kugel in die Schulter bekommen.

Die Erscheinung von Canolles wurde mit Freudengeschrei empfangen und verdoppelte den Muth seiner Truppen.

»Vergib,« rief er Ravailly zu, »vergib, wenn ich genöthigt war, Dich einen Augenblick zu verlassen, lieber Freund, aber es geschah, wie Du sehen kannst, um die Kanonen des Herrn Herzogs von Larochefoucault zum Schweigen zu bringen; sei nur ruhig, ich bin wieder hier.«

Und da der Kapitän von Navailles, zu sehr aufgeregt, um den Scherz zu erwiedern, den er überdies vielleicht unter dem furchtbaren Lärmen der Kanonen und Musketen nicht gehört hatte, in diesem Augenblick seine Leute zum dritten Male zum Sturme führte, zog Canolles eine Pistole aus seinem Gürtel und drückte die Hand gegen seinen alten Kameraden ausstreckend, welcher sein Feind geworden war, rasch los.

Die Kugel war von einer festen Hand und von einem sichern Auge gelenkt und zerschmetterte den Arm von Ravailly.

»Ich danke,« rief der Kapitän, welcher gesehen hatte, woher die Kugel kam; »ich danke und

werde Dir diese wett machen.«

Aber trotz seiner Selbstbeherrschung war der junge Kapitän genöthigt stille zu stehen, und sein Degen entfielen seinen Händen. Remonenq lief hinzu und faßte ihn in seine Arme.

»Willst Du Dich bei mir verbinden lassen. Ravailly?« rief Canolles, »ich habe einen Wunderarzt, der in keiner Beziehung meinem Koch nachsteht.«

»Nein, ich kehre nach Bordeaux zurück; aber erwarte mich jeden Augenblick, ich verspreche Dir zurückzukommen. Nur werde ich diesmal meine Stunde wählen.«

»Zum Rückzug,« rief Remonenq, »zum Rückzug! man flieht dort. Auf Wiedersehn, Canolles, Ihr habt die erste Partie gewonnen.«

Remonenq sprach die Wahrheit, die Artillerie hatte furchtbare Verheerungen unter den Landtruppen angerichtet, welche bei dieser Affaire wenigstens hundert Mann verloren; die Seetruppen hatten nicht weniger verloren. Den stärksten Verlust hatte jedoch die Compagnie Navailles erlitten, welche, um die Ehre der Uniform aufrecht zu erhalten, stets an der Spitze der Bürger von d'Espagnet marschieren wollte.

Canolles hob seine entladene Pistole in die Höhe und rief:

»Stellt das Feuer ein, last sie ruhig sich zurückziehen; wir haben keine Munition zu verlieren.«

Die Schüsse, welche man ferner abgefeuert hätte, waren wirklich verlorene Schüsse gewesen. Die Angreifenden zogen sich in Eile zurück, ließen ihre Todten an dem Platze und nahmen nur ihre Verwundeten mit. Canolles zählte die Seinigen; er hatte sechzehn Verwundete und vier Todte. Er selbst hatte keine Schramme bekommen.

»Teufel!« sagte er, während er zehn Minuten nachher die freudigen Liebkosungen von Nanon in Empfang nahm, »meine liebe Freundin, man hat nicht gesäumt, mich mein Gouverneurs-Patent gewinnen zu lassen. Welche alberne Schlächtere! Ich habe ihnen wenigstens hundertundfünfzig Mann getödtet und einem meiner besten Freunde den Arm zerschmettert, um ihn zu verhindern, sich völlig todt schießen zu lassen.«

»Ja, erwiderte Nanon, »aber Ihr seid wohlbehalten.«

»Gott sei Dank, und Ihr habt mir ohne Zweifel Glück gebracht, Nanon; aber aufgepaßt vor der zweiten Partie! Die Bordelesen sind hartnäckig, und Navailly und Remonenq haben mir überdies wiederzukommen versprochen.«

»Wohl,« versetzte Nanon, »derselbe Mann commandiert im Fort Saint-George und dieselben Soldaten vertheidigen es; sie mögen kommen und sie werden das zweite Mal noch besser empfangen werden, als das erste Mal; denn nicht wahr, bin dahin habt Ihr Zeit, Eure Vertheidigungsmittel noch zu vermehren?«

»Meine Liebe, «sprach Canolles vertraulich zu Nanon, »man lernt einen Platz nur durch den Gebrauch gut kennen; der meinige ist nicht uneinnehmbar, ich habe es bald entdeckt, und wenn ich Herzog von Larochefoucault hieße, so hätte ich die Insel Saint-George morgen früh. Doch hört, d'Elboin wird nicht mit uns frühstücken.«

»Warum?«

»Weil er durch eine Kanonenkugel entzwei gerissen worden ist.«

XVII.

Die Rückkehr der Belagerer nach Bordeaux bot ein trauriges Schauspiel. Die Bürger waren triumphierend ausgezogen, denn sie rechneten auf ihre Anzahl, auf die Geschicklichkeit ihrer völlig ruhigen Generale, auf den Ausgang des Ereignisses, in Folge der Gewohnheit, diesen zweiten Vertrauen des Menschen in, Gefahr.

In der That, wer von den Belagernden war in seiner Jugend nicht auf den Wiesen und in den Wäldern der Insel Saint-George allein oder in Gesellschaft umhergelaufen? Welcher Bordenese hatte nicht das Ruder, die Jagdmuskete, oder die Fischernetze in der Gegend gehandhabt, die er nun als Soldat wiedersehen sollte?

Für unsere Bürger war die Niederlage zweimal schwer: die Oertlichkeit machte ihnen eben so sehr Schande, als der Feind. Man sah sie daher mit gesenktem Haupte zurückkehren und mit Resignation die Seufzer und Wehklagen der Frauen anhören, die, nach Art der Wilden in Amerika, die abwesenden Krieger zählend, allmählich die Verluste wahrnahmen, welche die Besiegten erlitten hatten.

Ein allgemeines Gemurre erfüllte nun die große Stadt mit Trauer und Verwirrung. Die Soldaten kehrten nach Hause, um das Unglück jeder auf seine Weise zu erzählen. Die Anführer begaben sich zu der Prinzessin, welche erwähnter Maßen bei dem Präsidenten wohnte.

Frau von Condé erwartete an ihrem Fenster die Rückkehr der Expedition. Geboren in einer Kriegerfamilie, die Frau einen der größten Sieger der Welt, erzogen in der Verachtung der verrosteten Waffen und des lächerlichen Aufzugs der Bürger, konnte sie sich einer unbestimmten Unruhe nicht erwehren, wenn sie bedachte, daß ihre Parteigänger eine Armee von wahren Soldaten bekämpfen sollten. Drei Dinge beruhigten sie jedoch: einmal, daß Herr von Larochevoucault die Expedition befehligte; zweitens, daß das Regiment Navailles an der Spitze marschierte; drittens, daß der Name Condé auf die Fahnen geschrieben war.

Aber durch einen leicht begreiflichen Contrast war Alles, was der Prinzessin Hoffnung gewährte, Schmerz für Frau von Cambes; wie auch Alles, was der erhabenen Dame Schmerz bereiten sollte, ein Triumph für die Vicomtesse werden mußte.

Der Herzog von Larochevoucault erschien ganz staubig und blutig bei Frau von Condé. Der Ärmel seinen schwarzen Wammes war offen und seine Hand mit Blut befleckt.

»Ist es wahr, was man mir sagt?« rief die Prinzessin, dem Herzog entgegeneilend.

»Und was sagt man, Madame?« fragte der Herzog mit kaltem Tone.

»Man sagt, Ihr wäret zurückgetrieben worden?«

»Man sagt nicht genug, Madame; wir sind, um die Wahrheit zu sprechen, geschlagen worden.«

»Geschlagen,« rief die Prinzessin erbleichend; »geschlagen, das ist nicht möglich!«

»Geschlagen,« murmelte die Vicomtesse, »geschlagen von Herrn von Canolles!«

»Und wie hat sich das zugetragen?« fragte Frau von Condé mit einem stolzen, ihre tiefe Entrüstung verrathenden Tone.

»Das hat sich zugetragen, wie sich alle Verstöße im Spiel, in der Liebe, im Kriege zutragen; wir haben mit einem Feineren oder Stärkeren, als wir sind, angebunden.«

»Er ist also tapfer, dieser Herr von Canolles?« fragte die Prinzessin.

Das Herz von Frau den Cambes zitterte vor Freude.

»Ei! mein Gott,« erwiderte Larochefoucault die Achseln zuckend, »tapfer wie Jedermann! . . . nur hatte er, da er frische Soldaten und gute Mauern besaß und auf seiner Hut war, leichten Kauf mit unsern Bordelesen. Ah! Madame, beiläufig gesagt, was für traurige Soldaten! sie flohen beim zweiten Feuer.«

»Und Navailles?« rief Claire, ohne die Unklugheit dieses Ausrufs wahrzunehmen.

»Madame,« antwortete Larochefoucault, »der ganze Unterschied zwischen Navailles und den Bürgern bestand darin, daß die Bürger geflohen sind und Navailles eine Wendung gemacht hat.«

»Nun fehlte uns nur noch, daß wir Vayres verlieren würden!«

»Ich sage nicht nein,« erwiderte Larochefoucault kalt.

»Geschlagen!« wiederholte die Prinzessin mit dem Fuße stampfend, »geschlagen von nichtsnutzigen Volk, befehligt von einem Herrn von Canolles! der Name ist lächerlich.«

Claire erröthete bis unter das Weiße der Augen.

»Ihr findet diesen Namen lächerlich, Madame,« versetzte der Herzog; »Herr von Mazarin findet ihn erhaben. Und ich möchte beinahe behaupten, daß er nicht allein dieser Ansicht ist,« fügte er mit einem raschen, durchdringenden Blick auf Claire bei. »Die Namen sind wie die Farben, Madame,« fuhr er mit seinem gallichten Lächeln fort, »es läßt sich nicht darüber streiten.«

»Glaubt Ihr, Richon wäre der Mann, der sich schlagen ließ?«

»Warum nicht? ich habe mich auch schlagen lassen! Wir müssen darauf gefaßt sein, den bitteren Kelch bis auf die Hefe zu leeren; der Krieg ist ein Spiel; früher oder später werden wir unsere Entschädigung nehmen.«

»Das wäre nicht geschehen, wenn man meinen Plan befolgt hätte.« sagte Frau von Tourville.

»Allerdings,« sprach die Prinzessin, »man will nie thun, was wir vorschlagen, unter dem Vorwande, wir seien Frauen und verstehen nichts vom Kriege: Die Männer handeln nach ihrem Kopf, und lassen sich schlagen.«

»Ei, mein Gott! Ja, Madame; aber das begegnet den besten Generalen. Paulus Aemilius wurde bei Cannä, Pompejus bei Pharsalus und Attila bei Chalons geschlagen. Nur Alexander und Ihr, Frau von Tourville sind nie geschlagen worden. Laßt Euren Plan hören.«

»Mein Plan, Herr Herzog,« erwiderte Frau von Tourville mit ihrem trockensten Tone, »bestand darin, daß man regelmäßig belagere. Man wollte mich nicht hören und gab einem Handstreich den Verzug. Ihr seht den Erfolg.«

»Antwortet Frau von Tourville, Herr Lenet,« sagte der Herzog, »ich fühle mich nicht stark genug in der Strategie, um den Streit auszuhalten.«

»Madame,« sprach Lenet, dessen Lippen sich bis jetzt nur zu einem Lächeln geöffnet hatten, »gegen die von Euch beantragte Belagerung war einzuwenden, daß die Bordelesen keine Soldaten, sondern Bürger sind; sie bedürfen des Abendbrodes zu Hause und des Nachtlagers im Ehebett. Eine regelmäßige Belagerung aber schließt eine Menge Bequemlichkeiten aus, an welche unsere braven Städter gewöhnt sind. Sie belagerten daher Saint-George als Liebhaber; schmäht sie nicht, weil sie heute gescheitert sind; sie werden die vier Stunden noch einmal machen und den Krieg so oft wieder beginnen, als es nothwendig sein mag.«

»Ihr glaubt, sie werden wieder beginnen?« fragte die Prinzessin.

»Oh! was das betrifft,« sprach Lenet, »ich bin es fest überzeugt: »sie lieben ihre Insel zu sehr, um sie dem König zu überlassen.«

»Und wann werden sie dieselbe nehmen?«

»Ohne Zweifel eines Tags . . .«

»Wohl an dem Tage, an welchem sie die Insel genommen haben,« rief die Prinzessin, »soll dieser unverschämte Canolles erschossen werden, wenn er sich nicht auf Gnade oder Ungnade ergibt,«

Claire fühlte, wie ein tödtlicher Schauer ihre Adern durchlief.

»Ihn erschießen!« sagte der Herzog von Larochefoucault; »Teufel! wenn Eure Hoheit so das Kriegshandwerk treibt, so wünsche ich mir von Herzen Glück, daß ich zu der Zahl ihrer Freunde gehöre.«

»Dann mag er sich ergeben.«

»Ich möchte wohl wissen, was Eure Hoheit sagte, wenn sich Richon ergeben würde?«

»Richon ist nicht im Spiele, Herr Herzog, es ist nicht von Richon die Rede. Man bringe mir einen Bürger, einen Juraten, kurz irgend Jemand, mit dem ich sprechen kann, und der mir die Versicherung gibt, daß diese Schmach nicht ohne Bitterkeit für diejenigen sein wird, welche mir dieselbe zugezogen haben.«

»Das kommt vortrefflich,« versetzte Lenet, »Herr d’Espagnet bittet eben um die Ehre, bei Eurer Hoheit eingeführt zu werden.«

»Laßt ihn eintreten,« erwiderte die Prinzessin.

Während diesen ganzen Gesprächen hatte das Herz von Claire bald geschlagen, als wollte es die Brust zersprengen, bald war es zusammengedrückt wie in einem Schraubstock; sie sagte sich auch, die Bordelesen würden Canolles seinen ersten Sieg theuer bezahlen lassen. Aber es war noch schlimmer, als d’Espagnet erschien, um durch seine Betheuerungen die Zusagen von Lenet zu überbieten.

»Madame,« sagte er zu der Prinzessin, »Eure Hoheit mag sich beruhigen, statt viertausend Mann werden wir achttausend schicken; statt sechs Kanonen pflanzen wir zwölf auf; statt hundert Mann, verlieren wir zweihundert, dreihundert, vierhundert, wenn es sein muß, aber wir nehmen Saint-George.«

»Bravo! Herr,« rief der Herzog: »den heiße ich sprechen; Ihr wißt, daß ich Euer Mann bin, sei es als Anführer, sei es als Freiwilliger, so oft Ihr dieses Unternehmen versuchen werdet. Doch bedenkt, daß bei fünfhundert Mann jedes mal, wenn wir nur vier Züge wie diesen annehmen, unser Heer auf den fünften Theil vermindert werden wird.«

»Herr Herzog,« erwiderte d’Espagnet, »wir haben in Bordeaux dreißigtausend waffenfähige Männer. Wir schleppen, wenn es sein muß, alle Kanonen des Arsenal vor die Festung; wir machen ein Feuer, das einen Granitberg in Staub zu verwandeln im Stande ist; ich setze selbst an der Spitze der Sapeurs über den Fluß und wir nehmen Saint-George: so eben haben wir zu diesem Behuf einen feierlichen Eid geleistet.«

»Ich zweifle, ob Ihr Saint-George nehmen werdet, so lange Herr von Canolles am Leben ist,« sprach Claire mit einer beinahe unverständlichen Stimme.

»Wohl,« erwiderte d’Espagnet, »wir tödten ihn oder lassen ihn tödten, und erobern Saint-George hernach.«

Frau von Cambes drängte einen Angstschrei zurück, der ans ihrer Brust hervorbrechen wollte.

»Will man Saint-George nehmend?«

»Wie! ob man es will,« rief die Prinzessin. »Ich glaube wohl, denn man will nur dieses.«

»Wohl,« sprach Frau von Cambes, »man lasse mich handeln, und ich überliefere den Platz.«

»Bah!« entgegnete die Prinzessin, »Du hast mir bereits dergleichen versprochen und bist gescheitert.«

»Ich hatte Eurer Hoheit versprochen, einen Versuch bei Herrn von Canolles zu machen. Dieser Versuch ist gescheitert, ich fand Herrn von Canolles unbeugsam.«

»Hoffst Du ihn nach seinem Siege zugänglicher zu finden.«

»Nein. Diesmal sagte ich Euch auch nicht, ich würde den Gouverneur, sondern ich würde den Platz überliefern.«

»Wie dies?«

»Indem ich Eure Soldaten bis in den Hof der Festung führe.«

»Seid Ihr eine Fee, Madame, daß Ihr eine solche Arbeit übernehmt?« fragte Larochefoucault.

»Nein, mein Herr, ich bin Grundherrin.«

»Ihr scherzt?« versetzte der Herzog.

»Nein, nein,« sagte Lenet, »ich erschaue Vieles in den drei Worten, welche Frau von Cambes so eben ausgesprochen hat.«

»Das genügt mir,« sprach die Vicomtesse, »die Ansicht von Herrn Lenet ist Alles für mich. Ich wiederhole also, daß Saint-George genommen ist, wenn man mich ein paar Worte mit Herrn Lenet allein sprechen lassen will.«

»Madame,« versetzte Frau von Tourville die Vicomtesse unterbrechend, »ich nehme Saint-George ebenfalls, wenn man mich gewähren läßt.«

»Laßt zuerst Frau von Tourville ihren Plan laut auseinandersetzen,« sprach Lenet, Frau von Cambes zurückhaltend, welche ihn in einen Winkel ziehen wollte, »dann werdet Ihr mir den Eurigen leise mittheilen.«

»Sprecht, Madame,« sagte die Prinzessin.

»Ich breche in der Nacht mit fünfundzwanzig Barken aufs welche zweihundert Musketiere führen; eine andere Truppe von derselben Zahl schleicht längs dem rechten Ufer hin; vier- bis fünfhundert Andere marschieren am linken Ufer hinauf; während dieser Zeit machen tausend bis zwölfhundert Bordelesen . . .«

»Gebt wohl achte Madame,« jagte Larochefoucault, »es sind bereits tausend bis zwölfhundert Mann in Anspruch genommen.«

»Ich nehme Saint-George mit einer einzigen Compagnie,« »gebt mir Navailles und ich stehe für alles.«

»Das ist in Betracht zu ziehen,« sprach die Prinzessin, während Larochefoucault auf die verächtlichste Weise lächelnd mitleidig die Frauen anschaute, die über Kriegsdinge urtheilten, welche die kühnsten und unternehmendsten Männer in Verlegenheit setzten.

»Ich höre,« sagte Lenet. »Kommt, Madame,«

Und er führte die Vicomtesse in eine Fenstervertiefung.

Claire flüsterte ihm ihr Geheimnis in das Ohr, und es entschlüpfte Lenet ein Freudenschrei.

»In der That,« sprach er sich gegen die Prinzessin wendend, »wenn Ihr diesmal Frau den Cambes unumschränkte Vollmacht geben wollt, so ist Saint-George genommen.«

»Und wann dies?« fragte die Prinzessin.

»Wann man will.«

»Die Frau Vicomtesse ist ein großer Kapitän,« sagte Larochefoucault ironisch.

»Ihr werdet darüber urtheilen, Herr Herzog«, erwiderte Lenet, »wenn Ihr im Triumph in Saint-George einzieht, ohne einen Flintenschuß gethan zu haben.«

»Dann werde ich meine Billigung nicht verweigern.«

»Wenn die Sache so sicher ist, wie ihr sagt,« sprach die Prinzessin, »so bereite man Alles für morgen.«

»An dem Tage und in der Stunde, wie es Ihrer Hoheit belieben wird,« antwortete Frau von Cambes; »ich werde ihre Befehle in meinem Gemache erwarten.«

Nach diesen Worten verbeugte sie sich und ging in ihre Wohnung; die Prinzessin, welche in einem Augenblick vorn Zorn zur Hoffnung übergegangen war, that dasselbe; Frau von Tourville folgte ihr. D'Espagnet entfernte sich ebenfalls, nachdem er seine Betheuerungen wiederholt hatte, und der Herzog befand sich allein mit Lenet.

»Mein lieber Lenet,« sagte der Herzog, »da sich die Frauen des Krieges bemächtigt haben, so wäre es glaube ich, für die Männer gut, ein wenig Intriguen zu machen. Ich habe von einem gewissen Cauvignac sprechen hören, der beauftragt ist, für Euch eine Compagnie zu rekrutieren; man hat ihn mir als einen gewandten Burschen geschildert und ich verlangte nach ihm; kann man ihn wohl sehen?«

»Monseigneur, er wartet.«

»Er mag kommen.«

Lenet zog an einer Klingelschnur; ein Diener erschien.

»Führt den Kapitän Cauvignac ein,« sagte Lenet.

Einen Augenblick nachher zeigte sich unser alter Bekannter auf der Schwelle. Aber stets klug, blieb er hier stehen.

»Nähert Euch, Kapitän,« sagte der Herzog, »ich bin der Herr Herzog von Larochefoucault.«

»Monseigneur,« antwortete Cauvignac, »ich kenne Euch vollkommen.«

»Ah! desto besser. Ihr habt den Auftrag erhalten, eine Compagnie anzuwerben?«

»Sie ist geworben.«

»Wie viel Mann habt Ihr zu Entree Verfügung?«

»Hundertundfünfzig.«

»Gut equipirt, gut bewaffnet?«

»Gut bewaffnet, schlecht equipirt. Ich habe mich vor Allem mit den Waffen als dem Wesentlichsten beschäftigt. War die Equipirung betrifft, so fehlte es an Geld, in Betracht, daß ich ein sehr uneigennütziger Mensch bin, einzig und allein von meiner Liebe für die Herren Prinzen angetrieben wurde und von Herrn Lenet nur zehntausend Livree erhalten hatte.«

»Und mit zehntausend Livres habt Ihr hundertundfünfzig Soldaten angeworben?«

»Ja, Monseigneur.«

»Das ist wunderbar.«

»Monseigneur, ich habe nur mir allein bekannte Mittel, mit deren Hilfe ich zu Werke gehe.«

»Und wo sind diese Leute?«

»Sie sind hier, Monseigneur; Ihr sollt sehen, wie schön die Compagnie ist, besondere in

moralischer Beziehung; lauter Leute von Stand; nicht ein einziger Schlucker aus dem Bauernvolk.«

Der Herzog von Larochefoucault trat an das Fenster und sah wirklich auf der Straße hundertundfünfzig Menschen von jedem Alter, von jedem Stand, durch Ferguzon, Barrabas, Carrotel und ihre zwei anderen Gefährten, insgesamt in ihren schönsten Gewändern, in zwei Reihen gehalten. Diese Menschen hatten unendlich mehr das Aussehen einer Truppe von Banditen, als einer Compagnie Soldaten.

Sie waren, wie Cauvignac gesagt hatte, sehr abgerissen, aber vortrefflich bewaffnet.

»Habt Ihr einen Befehl in Beziehung auf Eure Leute erhalten?« fragte der Herzog.

»Ich habe den Befehl erhalten, sie nach Vayres zu führen, und erwarte nur die Bestätigung dieses Befehls durch den Herrn Herzog, um meine ganze Compagnie an Richon zu übergeben, welcher derselben entgegen harrt.«

»Aber Ihr bleibt nicht bei ihnen in Vayres?«

»Nein, Monseigneur, es ist mein Grundsatz, nie die Dummheit zu begehen, mich zwischen die vier Mauern einzuschließen, wenn ich im freien Felde umherstreifen kann. »Ich bin geboren, das Leben der Patriarchen zu führen.«

»Wohl, so verweilt, wo es Euch beliebt, aber, bringt Eure Leute nach Vayres.«

»Dann bilden sie also entschieden einen Theil der Garnison dieses Platzes?«

»Ja.«

»Unter dem Befehle von Herrn Richon?«

»Ja.«

»Aber, Monseigneur, was sollen meine Leute dort thun, da bereits ungefähr dreihundert Mann in der Festung liegen?«

»Ihr seid sehr neugierig.«

»Oh! ich frage nicht aus Neugierde, Monseigneur, sondern aus Furcht.«

»Was fürchtet Ihr?«

»Ich befürchte, man konnte sie zur Unthätigkeit verurtheilen, und das wäre ärgerlich; wer eine gute Waffe rosten läßt, hat Unrecht.«

»Seid unbesorgt, Kapitän, sie werden nicht rosten; in acht Tagen schlagen sie sich.«

»Dann wird man sie mir wohl tödten?«

»Wahrscheinlich, wenn Ihr nicht, wie Ihr ein Mittel habt, Soldaten zu rekrutieren ein Geheimniß besitzt, um sie unverwundbar zu machen.«

»Oh! das ist es nicht; ich wünschte nur, daß sie bezahlt wären, ehe man sie mir tödtet.«

»Sagtet Ihr nicht, Ihr hättet zehntausend Livres empfangen?«

»Ja, auf Abschlag. Fragt Herrn Lenet, der ein geordneter Mann ist und sich gewiß unserer Uebereinkunft erinnern wird.«

Der Herzog wandte sich gegen Lenet.

»Er spricht die Wahrheit,« sagte der tadellose Rath; »wir haben Herrn Cauvignac zehntausend Livree baares Geld für die ersten Auslagen gegeben; ihm aber, abgesehen den dem Verbrauch dieser zehntausend Livres noch hundert Thaler für den Mann versprochen.«

»Dann sind wir dem Kapitän fünfunddreißigtausend Livres schuldig?« sprach der Herzog.

»Ganz richtig, Monseigneur.«

»Man wird sie Euch geben.«

»Könnten wir nicht in der gegenwärtigen Zeit sprechen, Herr Herzog?«

»Nein, unmöglich.«

»Warum?«

»Weil Ihr zu unseren Freunden gehört und die Fremden Allem vorgehen müssen. Ihr begreift, daß man den Leuten nur schmeicheln muß, wenn man vor ihnen Angst hat.«

»Eine vortreffliche Maxime,« erwiderte Cauvignac; »es ist jedoch bei allen Händeln Gewohnheit, eine Frist zu bestimmen.«

»Wohl, setzen wir acht Tage,« sprach der Herzog.

»Setzen wir acht Tage,« wiederholte Cauvignac.

»Wenn wir aber in acht Tagen nicht bezahlt haben?« sagte Lenet.

»Dann werde ich wieder Herr meiner Compagnie,« antwortete Cauvignac.

»Das ist nur zu billig,« sprach der Herzog.

»Ich mache damit, was ich will.«

»Da sie Euch gehört.«

»Jedoch . . .« bemerkte Lenet.

»Bah!« sagte der Herzog, »wir werden sie in Vayres eingeschlossen halten.«

»Ich liebe solche Händel nicht,« erwiderte Lenet den Kopf schüttelnd.

»Sie sind indessen sehr gebräuchlich im Landrecht der Normandie,« entgegnete Cauvignac; »man nennt das einen Verkauf auf Wiederkauf.«

»Er ist also abgemacht?« fragte der Herzog.

»Vollkommen abgemacht?« antwortete Cauvignac.

»Und wann werden Eure Leute abgehen?«

»Sogleich, wenn Ihr befiehlt.«

»Ich befehle es.«

»Dann sind sie abgegangen, Monseigneur.«

Der Kapitän ging hinab, sagte Ferguzon zwei Worte in das Ohr, und die Compagnie Cauvignac, marschierte, begleitet von allen den Neugierigen, welche ihr seltsamer Anblick um sie her versammelt hatte, nach dem Hafen, wo drei Schiffe ihrer harren, auf denen sie die Dordogne hinauf nach Vayres fahren sollte, während ihr Führer, getreu den einen Augenblick vorher gegen den Herzog von Larochefoucault ausgedrückten Freiheits-Grundsätzen, ihr mit verliebten Blicken nachschaute.

In ihre Wohnung zurückgezogen, schluchzte und betete die Vicomtesse mittlerweile.

»Ach!« sagte sie, »ich konnte ihm die Ehre nicht ganz retten, aber ich werde ihm wenigstens den Schein wahren. Er soll naht durch die Gewalt besiegt werden; denn ich kenne ihn, durch die Gewalt überwunden wird er sich vertheidigend sterben; er muß durch den Verrath zu unterliegen scheinen. Wenn er dann erfährt, was ich für ihn gethan und besondere in welcher Absicht ich es gethan habe, wird er mich obgleich besiegt, noch segnen.«

Und durch diese Hoffnung beruhigt, erhob sie sich, schrieb einige Worte, die sie an ihrer Brust verbarg, und ging zu der Frau Prinzessin, welche sie hatte rufen lassen, um mit ihr Hilfe den Verwundeten und Trost und Geld den Witwen und Waisen zu bringen.

Die Prinzessin versammelte alle Diejenigen, welche an dem Zuge Theil genommen hatten; sie

erhob in ihrem Namen und in dem des Herrn Herzogs von Enghien die Thaten der Männer, die sich ausgezeichnet hatten; sprach lange mit Ravailly, der, den Arm in der Binde, ihr schwor, er wäre bereit, am andern Tage wieder anzufangen; legte ihre Hand auf die Schulter von d'Espagnet und sagte ihm, sie betrachte ihn und seine braven Bordelesen als die festesten Stützen ihrer Partei; erwärmte endlich so gut die Phantasie Aller, daß die Entmuthigtsten feierlich gelobten, sie würden ihre Entschädigung nehmen, und auf der Stelle nach der Insel Saint-George zurückkehren wollten.

»Nicht auf der Stelle,« sagte die Prinzessin, »benützt den Tag und die Nacht zur Ruhe, und übermorgen werdet Ihr für immer dort eingesetzt sein.«

Diese Versicherung, mit fester Stimme ausgesprochen, wurde mit lauten Rufen kriegerischen Eifers aufgenommen. Jeder von diesen Rufen tauchte sich tief in das Herz der Vicomtesse, denn sie erschienen ihr wie eben so viele das Leben ihres Geliebten bedrohende Dolche.

»Du siehst, wozu ich mich anheischig gemacht habe, Claire,« sprach die Prinzessin; »es ist Deine Sache, meine Schuld gegen diese braven Leute abzutragen.«

»Seid unbesorgt, Madame,« antwortete die Vicomtesse, »ich werde halten, was ich versprochen habe.

An demselben Abend ging ein Eilbote nach Saint-George ab.

Siebentes bis achttes Bändchen

I.

Während Canolles am anderen Tage seine Morgenrunde machte, näherte sich ihm Vibrac und übergab ihm ein Billet nebst einem Schlüssel; Beiden hatte in der Nacht ein Unbekannter gebracht und dem Lieutenant von der Wache mit der Bemerkung, es bedürfe keiner Antwort, eingehändigt.

Canolles bebte, als er die Handschrift von Frau von Cambes erkannte, und vermochte nur zitternd das Billet zu öffnen.

Es enthielt folgende Worte:

»In meinem letzten Schreiben benachrichtigte ich Euch, daß das Fort Saint-George in der Nacht angegriffen werden würde; in diesem sage ich Euch, daß das Fort Saint-George morgen genommen sein wird; als Mann, als Soldat des Königs seid Ihr keiner anderen Gefahr preisgegeben, als der Gefangener zu werden; Fräulein von Lartigues aber befindet sich in einer ganz andern Lage; der Haß, den man gegen sie hegt, ist so groß, daß ich nicht für ihr Leben stehen würde, wenn sie in die Hände der Bordelesen fiel. Bestimmt sie, zu fliehen, ich gebe Euch die Mittel dazu.

»Oben an Eurem Bette, hinter einer Tapete mit dem Wappen der Herren von Cambes, denen einst die Insel Saint-George als ein Theil ihres Grundbesitzes gehörte, womit mein verstorbener Gemahl den König beschenkt hat, findet Ihr eine Thüre, zu der ich Euch hiermit den Schlüssel schicke. Diese Thüre ist eine von den Oeffnungen eines unterirdischen Ganges, welcher sich unter dem Flusse durchzieht und in dem Herrenhause von Cambes ausmündet, Laßt Fräulein Nanon von Lartigues durch diesen Hang fliehen, und wenn Ihr sie liebt . . . flieht mit ihr.

»Ich stehe mit meiner Ehre für ihr Leben.

»Gott befohlen. Wir sind quitt.«

Vicomtesse von C a m b e s.«

Canolles las dieses Billet wieder und wieder, schauerte vor Schrecken bei jeder Zeile, erbleichte bei jedesmaligem Lesen; er fühlte, ohne dieses Geheimniß ergründen zu können, daß eine fremde Macht ihn umhüllte und über ihn verfügte. Der unterirdische Gang, welcher von seinem Bette aus mit dem Schlosse Cambes zusammenhing, hätte er nicht dazu dienen können, wenn das Vorhandensein desselben bekannt gewesen wäre, Saint-George in die Hände des Feindes zu liefern?

Vibrac folgte auf dem Gesichte des Gouverneur den letzten Bewegungen, welche sich darauf abspiegelten, und fragte:

»Schlimme Nachrichten, Commandant?«

»Ja, es scheint, man wird uns in der nächsten Nacht angreifen.«

»Die Starrköpfe!« rief Vibrac; »ich hätte geglaubt, sie könnten sich für gehörig gestriegelt

halten, und mir würden vor mindestens acht Tagen nicht mehr von ihnen sprechen hören.«

»Ich brauche Euch nicht die strengste Wachsamkeit zu empfehlen,« sagte Canolles.

»Seid unbesorgt, Commandant. Ohne Zweifel werden sie uns zu überrumpeln suchen, wie das letzte Mal.«

»Ich weiß es nicht, aber wir wollen uns für jeden Fall bereit halten und dieselben Vorsichtsmaßregeln nehmen, wie jüngst. Vollendet die Runde an meiner Stelle; ich kehre in meine Wohnung zurück, wo ich einige Befehle auszufertigen habe.«

Vibrac machte ein Zeichen der Beistimmung und entfernte sich mit der ganzen militärischen Sorglosigkeit die den Männern eigenthümlich ist, welche bei jedem Schritte der Gefahr zu begegnen ausgesetzt sind.

Canolles kehrte in seine Wohnung zurück und ging mit aller möglichen Behutsamkeit zu Werk, um von Nanon nicht gesehen zu werden; nachdem er sich versichert hatte, daß er allein war, schloß er sich ein.

Oben an seinem Bette erblickte er das Wappen der Herren von Cambes aus einem von einem goldenen Band umgebenen Stück Tapete.

Canolles hob das Band auf, das, sich von der Tapete losmachend, den Rand einer Thüre zeigte.

Diese Thüre öffnete sich mit dem Schlüssel, den die Vicomtesse dem jungen Mann zugleich mit dem Billet hatte zustellen lassen, und die Mündung eines unterirdischen Ganges bot sich, gähnend und sichtbar in der Richtung des Schlosses Cambes sich vertiefend, den Augen von Canolles.

Canolles blieb einen Augenblick stumm und der Schweiß lief von seiner Stirne. Dieser geheimnisvolle Gang, der nicht der einzige sein konnte, erschreckte ihn unwillkürlich.

Er zündete eine Kerze an, um denselben zu untersuchen.

Zuerst stieg er zwanzig steile Treppen hinab, dann fuhr er auf einem sanfteren Abhänge fort, in die Tiefe der Erde einzudringen.

Bald hätte er ein dumpfes Geräusch, das ihm Anfangs bange machte, da er nicht wußte, welche Ursache er dasselbe zuschreiben sollte; aber weiter vorrückend erkannte er über seinem Haupte das ungeheure Tosen des sein Gewässer nach dem Meere wälzenden Flusses.

Mehre Spalten hatten sich in dem Gewölbe gebildet, durch welche in verschiedenen Perioden Wasser eingedrungen sein mußte, aber ohne Zweifel zu rechter Zeit wahrgenommen, hatte man diese Spalten mit einem Cement verstopft, das später härter geworden war, als der Stein, den es befestigte.

Beinahe zehn Minuten lang hörte Canolles das Rollen des Wassers über seinem Kopfe; dann verminderte sich das Geräusch allmähig und bald war es nur noch ein Gemurmel. Endlich erlosch das Gemurmel ebenfalls, Stillschweigen trat ein, und nachdem er fünfzig Schritte unter diesem Stillschweigen gemacht hatte, gelangte Canolles zu einer Treppe, der ähnlich, auf welcher er herabgestiegen war; diese Treppe schloß auf ihrer letzten Stufe eine massive, durch eine eiserne Platte feuerfeste, Thüre, welche zehn Mann mit vereinigten Kräften nicht zu erschüttern im Stande gewesen wären.

»Nun begreife ich,« sagte Canolles; »man wird Nanon an dieser Thüre erwarten und sie retten.«

Canolles kehrte um, ging unter dem Wasser durch, fand seine Treppe wieder, stieg in sein

Zimmer hinauf, befestigte das Band und begab sich äußerst nachdenkend zu Nanon.

Nanon war, wie gewöhnlich, umgeben von Karten, Briefen und Büchern. Die arme Frau führte auf ihre Weise den Bürgerkrieg für den König. Sobald sie Canolles gewährte, reichte sie ihm entzückt die Hand und sprach:

»Der König kommt, und in acht Tagen sind wir außer Gefahr.«

»Er kommt immer,« erwiderte Canolles, »doch leider trifft er nie ein.«

»Oh! dießmal bin ich gut unterrichtet, lieber Baron, und er wird vor acht Tagen hier sein.«

»So sehr er sich auch beeilen mag, Nanon, so wird er doch für uns zu spät kommen.«

»Was sagt Ihr?«

»Ich sage, daß Ihr, statt Euch auf diesen Karten und Papieren zu erhitzen, wohl daran thun würdet, an Mittel zur Flucht zu denken.«

»Fliehen! und warum?«

»Weil ich schlimme Kunde habe, Nanon.« Eine neue Expedition bereitet sich vor: dießmal kann ich unterliegen.«

»Wohl, mein Freund, ist es nicht abgemacht, daß Euer Geschick das meinige, daß Euer Glück das meine ist?«

»Nein, das kann nicht sein; ich wäre zu schwach, wenn ich für Euch zu befürchten hätte. Wollten sie Euch nicht in Agen im Feuer sterben lassen? Wollten sie Euch nicht in den Fluß stürzen? Hört, Nanon, aus Mitleid für mich besteht nicht darauf hier zu bleiben, Eure Gegenwart würde mich irgend eine Feigheit begehen lassen.«

»Mein Gott, Canolles, Ihr erschreckt mich.«

»Nanon, ich flehe Euch an, schwört mir, wenn man mich angreift, das zu thun, was ich befehlen werde.«

»Oh! mein Gott, wozu soll dieser Eid nützen?«

»Um mir die Kraft zum Leben zu geben. Nanon, wenn Ihr mir nicht blindlings zu gehorchen gelobt, so schwöre ich Euch, daß ich mich bei der nächsten Gelegenheit tödten lasse.«

»Ah! ich schwöre Euch bei unserer Liebe, ich werde Alles thun, was Ihr wollt.«

»Gott sei Dank theuere Nanon, nun bin ich ruhig. Packt Eure kostbarsten Juwelen zusammen. Wo ist Euer Gold?«

»In einem in Eisen gebundenen Faß.«

»Haltet Alles bereit, damit man es mit Euch fortnehmen kann.«

»Oh! Canolles, Ihr wißt wohl, daß der wahre Schatz meines Herzens weder in meinem Geld, noch in meinen Juwelen besteht. Canolles, soll alles Dieß nicht dazu dienen, mich von Euch zu entfernen?«

»Nanon, nicht wahr, Ihr haltet mich für einen Mann von Ehre? Wohl, bei meiner Ehre, was ich thue, wird mir einzig und allein von der Furcht vor der Gefahr, der Ihr preisgegeben seid, eingegeben.«

»Und Ihr glaubt im Ernste an diese Gefahr?«

»Ich glaube, daß die Insel Saint-George morgen genommen sein wird.«

»Aber wie?«

»Ich weiß nicht, aber ich glaube es.«

»Und wenn ich zur Flucht einwillige?«

»So werde ich Alles thun, um zu leben, Nanon, das schwöre ich Euch.«

»Ihr befehlt, Freund, und ich gehorche,« sagte Nanon, ihm die Hand reichend, und sie vergaß in ihrem Eifer, ihn anzuschauen, die zwei schweren Thränen, welche an ihren Wangen herabließen.

Canolles drückte Nanon die Hand und ging hinaus. Wäre er noch einen Augenblick geblieben, so würde er diese zwei Perlen mit seinen Lippen aufgefaßt haben, aber er legte die Hand auf den Brief der Vicomtesse, und dieser Brief verlieh ihm, einem Talisman ähnlich, die Kraft, sich zu entfernen.

Der Tag war grausam. Die so bestimmte Drohung: »Morgen wird die Insel Saint-George genommen sein« toste unablässig in den Ohren von Canolles. Wie? durch welches Mittel? welche Gewißheit hatte die Vicomtesse, um so zu ihm zu sprechen? Würde er zu Wasser, würde er zu Lande angegriffen werden? Von welchem Punkte aus sollte diesen unsichtbare, aber dennoch gewisse Unglück, über ihn einbrechen? Es war, um verrückt zu werden.

So lange der Tag währte, verbrannte Canolles, überall seine Feinde suchend, die Augen in der Sonne. Am Abend gebrauchte Canolles seine Augen, um die Tiefen des Waldes, die Horizonte der Ebene, die Krümmungen des Flusses zu sondieren. Alles vergebens, er sah nichts.

Und als es völlig Nacht geworden war, erleuchtete sich ein Flügel des Schlosses Cambes: es war das erste Mal, daß Canolles daselbst Licht erblickte, seitdem er sich auf der Insel Saint-George befand.

»Ah!« sagte er, »die Retter von Nanon sind an ihrem Posten.«

Und ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust.

Welch ein seltsames, geheimnisvolles Räthsel umschließt das menschliche Herz! Canolles liebte Nanon nicht mehr, Canolles betete Frau von Cambes an, und dennoch fühlte Canolles seine Seele in dem Augenblick brechen, wo er sich von derjenigen, welche er nicht mehr liebte, trennen sollte; nur fern von ihr und wenn er sie zu verlassen im Begriffe war, fühlte er die wahre Kraft der sonderbaren Zuneigung, die er für dieses reizende Geschöpf hegte.

Die ganze Garnison war auf den Wällen, um zu wachen. Des Schauens müde, befragte Canolles die nächtliche Stille. Nie war eine Finsternis stummer gewesen, kein Geräusch störte diese Ruhe, welche die einer Wüste zu sein schien.

Plötzlich kam Canolles der Gedanke, der Feind würde vielleicht durch den von ihm durchforschten unterirdischen Gang in das Fort dringen. Es war dies nicht sehr wahrscheinlich, denn in diesem Falle würde man ihn nicht zum Voraus darauf aufmerksam gemacht haben; nichtsdestoweniger beschloß er, diesen Gang zu bewachen. Er ließ ein Pulverfaß mit einer Lunte bereit halten, wählte den Bravsten von seinen Sergenten, wälzte das Faß auf die letzte Stufe des unterirdischen Gewölbes, zündete eine Fackel an und gab sie dem Sergenten in die Hand. Zwei Soldaten standen in seiner Nähe.

»Wenn sich mehr als sechs Menschen in diesem Gange zeigen,« sagte er zudem Sergenten, »so fordere sie zuerst auf, sich zurückzuziehen; weigern sie sich, so zünde die Lunte an und wälze das Faß fort; da der Gang abgängig ist, so wird es mitten unter ihnen zerspringen.«

Der Sergent nahm die Fackel; die zwei Soldaten blieben beleuchtet von dem röthlichen Reflexe hinter ihm stehen, während zu ihren Füßen das Pulverfaß lag.

Canolles stieg, wenigstens von dieser Seite beruhigt, wieder hinauf; aber in sein Zimmer zurückkehrend, erblickte er Nanon, die ihm, da sie ihn hatte vom Walle herabsteigen und in seine

Wohnung gehen sehen, gefolgt war, um Kunde zu erhalten. Erschrocken schaute sie die ihr unbekannte gähnende Oeffnung an.

»Ah! mein Gott,« fragte sie, »was bedeutet diese Thüre?«

»Es ist die des Ganges, durch welchen Du fliehen sollst, theuere Nanon.«

»Du hast mir versprochen, ich würde Dich nur im Falle eines Angriffs zu verlassen haben.«

»Und ich verspreche es Dir abermals.«

»Alles scheint ruhig um die Insel her, mein Freund.«

»Auch innerhalb des Fort scheint Alles ruhig, nicht wahr? Dennoch sind zwanzig Schritte von uns ein Pulverfaß, ein Mann und eine Fackel. Näherte der Mann die Fackel dem Pulverfaß, so wurde in einer Sekunde in diesem ganzen Schloß kein Stein mehr auf dem andern bleiben. So ist Alles ruhig, Nanon!«

Die junge Frau erbleichte.

»Ah! Ihr macht mich beben,« rief sie.

»Nanon,« sprach Canolles, »ruft Eure Frauen, sie mögen mit Euren Schmuckkästchen hierher kommen, Euren Kammerdiener, er komme mit Eurem Gelde. Vielleicht habe ich mich getäuscht, vielleicht wird diese Nacht nichts vorkommen; aber gleichviel, wir wollen uns bereit halten.«

»Wer da?« rief die Stimme des Sergenten in dem unterirdischen Gewölbe.

Eine andere Stimme antwortete, aber ohne einen feindlichen Ton.

»Hört,« sagte Canolles, »man kommt, um Euch zu holen.«

»Man greift noch nicht an, mein Freund, Alles ist ruhig; laßt mich bei Euch bleiben, sie werden nicht kommen.«

Als Nanon diese Worte vollendete, erscholl der Ruf: »Wer da?« dreimal in dem innern Hof, und das dritte Mal folgte darauf der Knall einer Muskete.

Canolles eilte an das Fenster und öffnete es.

»Zu den Waffen!« rief die Schildwache, »zu den Waffen!«

Canolles sah in einer Ecke eine schwarze, bewegliche Masse; es war der Feind, welcher aus einer niedrigen, gewölbten Pforte hervorströmte, die sich nach einem Keller öffnete, welcher als Holzkammer benützt wurde; ohne Zweifel war in diesem Keller eine geheime Oeffnung, wie oben an dem Bette von Canolles.

»Hier sind sie!« rief Canolles; »beeilt Euch, hier sind sie.«

In demselben Augenblick erwiederte das Feuer von etwa zwanzig Musketen den Schuß der Schildwache. Ein paar Kugeln zerschmetterten die Scheiben des Fensters, welches Canolles rasch wieder schloß.

Er wandte sich um, Nanon lag auf den Knien.

Durch die innere Thüre liefen die Frauen und ihr Lackei herbei:

»Es ist kein Augenblick zu verlieren, Nanon,« rief Canolles; »kommt! Kommt!«

Und er zog die junge Frau in seine Arme empor, wie er es mit einer Feder gethan hätte, drang in den unterirdischen Gang und rief den Leuten von Nanon zu, sie sollten ihm folgen.

Der Sergent war, die Fackel in der Hand, an seinem Posten, die zwei Soldaten hielten sich, die Lunte angezündet bereit, Feuer auf eine Gruppe zugeben, in deren Mitte bleich und unter vielen Freundschaftsversicherungen unser alter Bekannter, Meister Pompée, erschien.

»Oh! Herr von Canolles,« rief er, »sagt ihnen doch, wir seien die Leute, die Ihr erwartet; was

Teufels! man macht keine solche Späße mit Freunden.«

»Pompée,« sprach Canolles, »ich empfehle Euch diese Dame; es hat mir Jemand, den Ihr kennt, bei seiner Ehre für sie gebürgt. Ihr haftet nur für sie mit Eurem Kopfe.«

»Ja, ja, ich hafte für Alles,« erwiderte Pompée.

»Canolles, Canolles, ich verlasse Euch nicht,« rief Nanon, sich an den Hals des jungen Mannen anklammernd; »Canolles, Ihr habt mir versprochen, mir zu folgen.«

»Ich habe gelobt, das Fort Saint-George zu verteidigen, so lange ein Stein auf dem andern stünde, und ich werde mein Versprechen halten.«

Und trotz des Geschreis, des Flehens, der Bitten von Nanon übergab er sie den Händen von Pompée, der, unterstützt von zwei oder drei Lackeien von Frau von Cambes und der eigenen Dienerschaft der Flüchtigen, diese in die Tiefe des unterirdischen Ganges fortzog.

Canolles folgte mit den Augen einige Sekunden dem zarten, weißen Phantome, das sich, die Arme nach ihm ausgestreckt, entfernte. Plötzlich aber erinnerte er sich, daß er anderswo erwartet wurde, und eilte mit dem Sergenten und den zwei Soldaten nach der Treppe.

Vibrac war in seinem Zimmer, Ohne Hut, bleich und den Degen in der Hand.

»Commandant,« rief er, als er Canolles erblickte, »der Feind, . . .der Feind!«

»Ich weiß es.«

»Was ist zu thun?«

Bei Gott! eine schöne Frage; wir müssen uns tödten lassen.«

»Canolles eilte nach dem Hofe. Unterwegs bemerkte er eine Schanzgräberaxt und ergriff dieselbe.

Der Hof war voll von Feinden; sechzig Soldaten der Garnison versuchten es, in einer Gruppe vereinigt die Thüre der Wohnung von Canolles zu vertheidigen. Geschrei und Flintenschüsse von der Seite des Walles verkündigten, daß man überall handgemein war.

»Der Commandant! der Commandant!« riefen die Soldaten, sobald sie Canolles gewahr wurden.

»Ja! Ja!« antwortete dieser, »der Commandant kommt, um mit Euch zu sterben. Muth! Freunde! Muth! man hat Euch durch Verrath gefaßt, da man Euch nicht besiegen konnte.«

»Alles ist gut im Kriege,« sprach die spöttische Stimme von Ravailly, der, den Arm in der Binde, seine Leute anfeuerte, Canolles zu ergreifen. »Ergib Dich, Canolles, ergib Dich, und Du sollst eine gute Capitulation bekommen.«

»Ah! Du bist es, Ravailly,« rief Canolles. »Ich glaubte doch, die Schuld der Freundschaft an Dich abgetragen zu haben? Du bist nicht zufrieden, warte. . .!«

Und Canolles sprang fünf bis sechs Schritte vor, und schleuderte die Axt, welche er in der Hand hielt, mit solcher Gewalt nach Ravailly, daß sie neben dem Kapitän von Navailles den Helm und den Hause-col eines Bürgerofficiers spaltete, welcher todt niederstürzte.

»Pest!« sprach Ravailly, »so erwiederst Du die Höflichkeiten, die man Dir erzeigt? Ich sollte übrigens an Deine Manieren gewöhnt sein. Freunde, er ist rasend, Feuer auf ihn! Feuer!«

Auf diesen Befehl brach ein kräftiges Gewehrfeuer aus den feindlichen Reihen hervor, und fünf bis sechs Mann fielen neben Canolles.

»Feuer!« rief dieser ebenfalls, »Feuer!«

Aber es antworteten kaum ein paar Musketenschüsse. In dem Augenblick überrumpelt, wo sie

es am wenigsten erwarteten, und durch die Nacht beängstigt, hatten die Soldaten von Canolles den Muth verloren.

Canolles sah, daß nichts mehr zu thun war.

»Geht herein,« sagte er zu Vibrac, »geht herein, und laßt Eure Leute ebenfalls hereingehen; wir verrammeln uns und ergeben uns nur, wenn sie unsere Stellung im Sturme erobert haben.«

»Feuer!« wiederholten zwei andere Stimmen, die von d'Espagnet und Larochefoucault. »Erinnert Euch, daß Eure todten Kameraden Rache fordern. Feuer!«

Und der Eisenorkan pfiff abermals um Canolles, ohne ihn zu treffen, aber er decimirte zum zweiten Male seine kleine Truppe.

»Zurück!« rief Vibrac, »zurück!«

»Frisch auf!« schrie Ravailly; »vorwärts! Freunde, vorwärts!«

Die Feinde rückten vor; Canolles hielt mit höchstens zehn Mann den Angriff auf; er hatte die Flinte eines todten Soldaten aufgehoben und bediente sich derselben als einer Keule.

Seine Gefährten zogen sich zurück und er selbst zog sich zuletzt mit Vibrac in das Innere.

Beide stemmten sich nun gegen die Thüre an; es gelang ihnen, dieselbe, trotz der Anstrengungen des Feindes, zuzudrücken und mittelst einer ungeheuren eisernen Stange zu befestigen.

Die Fenster waren vergittert.

»Aexte, Hebeeisen, Kanonen, wenn es sein muß!« rief die Stimme des Herzogs von Larochefoucault; »wir müssen sie Alle haben, todt oder lebendig.«

Ein furchtbares Feuer folgte auf diese Worte; mehre Kugeln durchlöcherten die Thüre, eine derselben zerschmetterte Vibrac den Schenkel.

»Meiner Treue, Commandant,« sagte dieser, »ich habe meine Rechnung, sucht nun die Eure in Ordnung zu bringen; das geht mich nichts mehr an.«

Und er sank an der Mauer hin, da er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Canolles schaute umher; ein Dutzend Soldaten war noch im Vertheidigungsstande; der Sergent, den er in dem unterirdischen Gewölbe als Wache aufgestellt hatte, befand sich unter ihnen.

»Die Fackel,« sagte er zu ihm, »was hast Du mit der Fackel gemacht?«

»Meiner Treue, Commandant, ich habe sie neben das Faß geworfen.«

»Brennt sie noch?«

»Wahrscheinlich.«

»Gut. Laß alle diese Leute durch die Thüren, durch die hinteren Fenster hinaus. Erlange für sie und für Dich die beste Capitulation, die Du zu erzielen vermagst; das Uebrige geht mich an.«

»Aber, mein Commandant. . . «

»Gehorche.«

Der Sergent beugte das Haupt und machte seinen Soldaten ein Zeichen, ihm zu folgen. Sogleich verschwanden Alle durch die inneren Gemächer: sie hatten die Absicht von Canolles begriffen und verspürten keine große Lust in sich, mit ihm in die Luft gesprengt zu werden.

Canolles horchte einen Augenblick; man bearbeitete die Thüre mit Axtstreichern, ohne daß das Gewehrfeuer deßhalb aufhörte; man schoß auf den Zufall und nach den Fenstern, in der Vermuthung die Belagerten könnten hinter denselben im Hinterhalte liegen.

Plötzlich verkündigte ein gewaltiges Geräusch, daß die Thüre nachgegeben hatte, und Canolles hörte, wie die Menge mit Freudengeschrei in das Schloß stürzte.

»Gut, gut,« murmelte er, »in fünf Minuten wird dieses Freudengeschrei in ein Geheule der Verzweiflung verwandelt sein.«

Und er eilte in den unterirdischen Gang.

Aber auf dem Fasse saß ein junger Mann, die Fackel zu seinen Füßen, den Kopf auf seine beiden Hände gestützt.

Bei dem Geräusche erhob der junge Mann das Haupt, und Canolles erkannte Frau von Cambes.

»Ah!« rief sie aufstehend, »du bist es endlich.«

»Claire,« murmelte Canolles, »was wollt Ihr hier?«

»Mit Euch sterben, wenn Ihr sterben wollt.«

»Ich bin entehrt, verloren, ich muß wohl sterben.«

»Ihr seid gerettet und glorreich, gerettet durch mich!«

Verloren durch Euch! Hört ihr sie? sie kommen, hier sind sie! Flieht, Claire, flieht durch diesen unterirdischen Gang; Ihr habt fünf Minuten, das ist mehr, als Ihr braucht.«

»Ich fliehe nicht, ich bleibe.«

»Aber wißt Ihr, warum ich hier herabgestiegen bin? wißt Ihr, was ich thun will?«

Frau von Cambes hob die Fackel auf, näherte sich dem Pulverfaß und erwiderte:

»Ich vermute es.«

»Claire,« rief Canolles erschrocken, »Claire!«

»Wiederholt nach einmal, daß Ihr sterben wollt, und wir sterben mit einander.«

Das bleiche Antlitz der Vicomtesse deutete eine solche Entschlossenheit an, daß Canolles begriff, sie würde thun, was sie sagte: er hielt inne.

»Aber, was wollt Ihr denn?« fragte er.

»Daß Ihr Euch ergebt.«

»Nie!« rief Canolles.

»Die Zeit ist kostbar,« sprach die Vicomtesse, »ergebt Euch, Ich biete Euch das Leben, ich biete Euch die Ehre an, indem ich Euch die Entschuldigung des Verrathes gebe.«

»So laßt mich fliehen, ich lege mein Schwert vor die Füße des Königs und verlange Gelegenheit, mir Genugthuung zu verschaffen.«

»Ihr werdet nicht fliehen.«

»Warum?«

»Weil ich nicht so leben kann; weil ich nicht von Euch getrennt leben kann; weil ich Euch liebe.«

»Ich ergebe mich, ich ergebe mich,« rief Canolles, vor Frau von Cambes auf die Kniee stürzend und die Fackel, welche er in der Hand hielt, weit von sich schleudernd.

»Ah!« murmelte die Vicomtesse, »dießmal halte ich ihn, und man wird ihn mir nicht mehr nehmen.«

Es lag hierin etwas Seltsames und doch Erklärliches: die Liebe wirkte auf eine entgegengesetzte Weise auf diese zwei Frauen.

Zurückhaltend, sauft, schüchtern, war Frau von Cambes entschieden, kühn und stark geworden.

Launenhaft, eigensinnig, glühend, war Nanon schüchtern, sanft und zurückhaltend geworden.

So kam es, weil Frau von Cambes sich immer mehr von Canolles geliebt fühlte.

So, weil Nanon fühlte, daß die Liebe von Canolles jeden Tag mehr abnahm.

II.

Diese zweite Rückkehr der Armee der Prinzen war sehr verschieden von der ersten. Diesmal gab es Lorbeeren für Jedermann, selbst für die Besiegten. Das Zartgefühl von Frau von Cambes hatte einen guten Theil davon für Canolles vorbehalten, der, sobald er an der Seite seines Freundes Ravailly durch die Barrière einzog, wie ein großer Kapitän umgeben und wie ein tapferer Soldat beglückwünscht wurde.

Wohl bewahrten die Besiegten vom zweiten Tage vorher, und besonders diejenigen, welche einen Puff im Kampfe bekommen hatten, einen gewissen Groll gegen ihren Besieger. Aber Canolles war so gut, so schön, so einfach, er ertrug zugleich so heiter und so würdig seine neue Lage, er war umgeben von einem Geleite so eifriger Freunde, die Officiere und Soldaten des Regimentes Navailles priesen ihn so sehr als ihren Kapitän und als Gouverneur der Insel Saint-George, daß die Bordelesen bald vergaßen. Sie hatten überdies ganz Anderes zu denken; Herr von Bouillon kam am nächsten Tage oder zwei Tage nachher an. Und aus den genauesten Nachrichten ging hervor, der König würde spätestens in acht Tagen in Libourne sein.

Frau von Condé zitterte vor Begierde, Canolles zu sehen; sie betrachtete ihn im Vorübergehen hinter dem Fenstervorhang verborgen und fand an ihm eine wahre Eroberermiene, welche vortrefflich dem Rufe entsprach, den ihm Freunde und Feinde bereitet hatten. Frau von Tourville behauptete, im Gegensatz gegen die Meinung der Frau Prinzessin, es fehle ihm an Distinction. Lenet versicherte, er halte ihn für einen muthigen Mann, und Herr von Larochefoucault beschränkte sich auf die Bemerkung:

»Ah! Ah! hier ist also der Held!!«

Man wies Canolles eine Wohnung in der großen Festung der Stadt, im Schlosse Trompette an. Am Tage hatte er vollkommene Freiheit, in der Stadt spazieren zu gehen, seine Geschäfte zu besorgen oder seinem Vergnügen nachzulaufen. Bei dem Zapfenstreiche kehrte er nach Hause, Alles auf sein Ehrenwort, nie eine Flucht zu versuchen und nicht mit Denen außen zu correspondiren.

Ehe Canolles diesen letzten Schwur leistete, hatte er um Erlaubniß gebeten, vier Zeilen schreiben zu dürfen; diese Erlaubniß wurde ihm ertheilt, und er schrieb an Nanon folgenden Brief:

»Gefangen, aber frei in Bordeaux, aus mein Ehrenwort, keine Correspondenz mit Außen zu unterhalten, schreibe ich Euch diese paar Worte, theuere Nanon, um Euch meiner Freundschaft zu versichern, an der Ihr meines Stillschweigens wegen zweifeln könntet. Ich verlasse mich auf Euch, daß Ihr meine Ehre bei dem König und der Königin vertheidigen werdet.

»Baron von Canolles.«

In diesen, wie man sieht, sehr sanften Bedingungen, ließ sich der Einfluß von Frau von Cambes erkennen.

Canolles brauchte fünf bis sechs Tage, bis er mit allen Mahlen, mit allen Festen zu Ende war, die ihm seine Freunde gaben; man traf ihn beständig mit Ravailly, welcher, den linken Arm in dem von Canolles und den rechten in der Binde, mit ihm spazieren ging; wenn die Trommel ertönte und die Bordelesen zu irgend einer Expedition aufbrachen oder zu irgend einem

Aufstande eilten, war man sicher, auf ihrem Wege Canolles zu sehen, entweder Ravailly am Arm oder allein, die Hände auf dem Rücken, neugierig, lächelnd, harmlos.

Seit seiner Ankunft hatte er indessen Frau von Cambes nur selten gesehen und kaum ein paar Worte mit ihr gesprochen; es schien der Vicomtesse zu genügen, daß er nicht mehr bei Nanon war, und sie fühlte sich glücklich, daß sie ihn, wie sie es gesagt hatte, bei sich behalten konnte. Canolles schrieb ihr und beklagte sich auf eine zarte Weise, und sie ließ ihn in einigen Häusern der Stadt durch die für das Auge unsichtbare, aber für das Herz fühlbare Protection der Frau empfangen, welche liebt, ohne errathen sein zu wollen.

Noch mehr: Canolles erhielt durch die Vermittlung von Lenet die Erlaubniß, Frau von Condé seine Huldigung darzubringen, und der schöne Gefangene zeigte sich hier zuweilen, coquettirend und die Frauen der Prinzessin umschwirrend.

Uebrigens schien kein Mensch weniger an den politischen Angelegenheiten Theil zu nehmen, als Canolles: Frau von Cambes sehen, ein paar Worte mit ihr wechseln, wenn es ihm nicht gelang, mit ihr zu sprechen, eine zärtliche Geberde von ihr erhaschen, ihr die Hand drücken, wenn sie in den Wagen stieg, obgleich er ein Hugentott war, ihr das Weihwasser reichen, das war die große Beschäftigung der Tage des Gefangenen.

In der Nacht dachte er an die große Angelegenheit des Tages.

Nach einiger Zeit genügte übrigens diese Zerstreung dem Gefangenen nicht mehr. Da er aber das Zartgefühl von Frau von Cambes begriff, welche noch mehr für die Ehre von Canolles, als für die ihrige befürchtete, so suchte er den Kreis seiner Zerstreungen auszudehnen. Zuerst schlug er sich mit einem Officier der Garnison und mit zwei Bürgern, wobei immerhin einige Stunden verflossen. Da er aber den Einen von seinen Gegnern entwaffnete und die andern Zwei verwundete, so entging ihm bald dieser Zeitvertreib in Ermangelung von Menschen, welche ihn zu zerstreuen geneigt waren.

Dann hatte er einige Male Glück bei Frauen. Canolles war, abgesehen vom schönen Mann, seitdem er als Gefangener in Bordeaux verweilte, äußerst interessant geworden. Drei volle Tage und den ganzen Morgen des vierten sprach man von seiner Gefangenschaft; das war beinahe so viel, als bei der des Herrn Prinzen.

Eines Tages, als Canolles Frau von Cambes in der Kirche zu sehen hoffte, und Frau von Cambes, vielleicht aus Furcht, ihn daselbst zu treffen, nicht gekommen war, bot Canolles, seinem Posten bei der Säule getreu, einer reizenden Frau, die er noch nicht gesehen hatte, Weihwasser; das war nicht der Fehler von Canolles, sondern der von Frau von Cambes; wäre die Vicomtesse gekommen, so würde er nur sie gesehen, nur ihr Weihwasser angeboten haben.

An demselben Tage, während Canolles in sich selbst nachforschte, wer die reizende Brunette sein könnte, erhielt er ein Einladungsschreiben, um den Abend bei dem Generalanwalt Lavie zuzubringen, bei demselben, der sich dem Einzug der Frau Prinzessin hatte widersetzen wollen und als Stütze der königlichen Herrschaft beinahe eben so sehr verhaßt war, als Herr von Epernon. Canolles, der immer mehr das Bedürfniß fühlte, sich zu zerstreuen, nahm die Einladung dankbar an und begab sich um sechs Uhr zu dem Generalanwalt.

Die Stunde mag unsern modernen Löwen seltsam vorkommen, aber Canolles entsprach aus zwei Gründen so frühzeitig der Einladung des Herrn Generalanwalts: einmal speiste man zu jener Zeit am zwölf Uhr zu Mittag und die Abendunterhaltungen begannen unendlich weniger spät; zweitens kehrte Canolles regelmäßig spätestens um halb zehn Uhr in das Schloß Trompette zurück, und er mußte daher, wenn er mehr als bloß erscheinen wollte, unter den Ersten sich

einfinden.

Als Canolles in den Salon trat, stieß er einen Freudenschrei aus; Madame Lavie war niemand Anderes, als die reizende Brunette, der er am Morgen so artig Weihwasser gereicht hatte.

Canolles wurde in dem Salon des Generalanwalts als ein Royalist empfangen, der seine Probe abgelegt hat. Kaum fand die Vorstellung statt, als er sich von Huldigungen umgeben sah, welche einen von den sieben Weisen Griechenlands zu betäuben im Stande gewesen wären. Man verglich seine Vertheidigung bei dem ersten Angriff mit der von Horatius Cocles, und seine Niederlage mit der Einnahme des durch die List von Ulysses überwältigten Troja.

»Mein lieber Herr von Canolles,« sagte der Generalanwalt zu ihm, »ich weiß von guter Hand, daß bei Hofe stark von Euch und der schönen Vertheidigung, die Euch mit Ruhm bedeckt hat, die Rede gewesen ist; die Königin hat auch geschworen, Euch, sobald sie könnte, auszuwechseln und Euch am Tage Eurer Rückkehr in ihren Dienst zum Grade eines Regimentschef oder eines Brigadier zu erheben; wollt Ihr nun ausgetauscht sein?«

»Meiner Treue,« antwortete Canolles, Madame Lavie einen mörderischen Blick zuwerfe, »ich schwöre Euch, es ist mein größter Wunsch, daß die Königin nicht zu sehr eile; sie müßte mich gegen Geld oder gegen einen guten Militär austauschen. Ich bin diese Ausgabe nicht werth und verdiene diese Ehre nicht. Ich werde warten, bis Ihre Majestät Bordeaux genommen hat, wo ich mich vortrefflich befinde; dann kann sie mich umsonst haben.«

Madame Lavie lächelte anmuthreich.

»Teufel,« sagte ihr Gatte, »Ihr sprecht lau von Eurer Freiheit, Baron.

»Ei, warum soll ich mich dafür erwärmen?« entgegnete Canolles; »glaubt Ihr, es sei mir sehr angenehm, wieder activen Dienst zu nehmen, um mich täglich der Gefahr ausgesetzt zu sehen, einen von meinen Freunden zu tödten?«

»Aber welches Leben führt Ihr hier?« Es versetzte der Generalanwalt; »ein Leben unwürdig eines Mannes von Eurer Bedeutung. Ihr bleibt fremd jedem Rathe, jedem Unternehmen, und seid genöthigt, Andere der Sache dienen zu sehen, der sie angehören, während Ihr die Arme kreuzt. Ihr seid hier unnütz, machtlos, und diese Lage muß Euch drücken.«

Canolles schaute Madame Lavie an, und diese schaute ihn ebenfalls an.

»Nein,« erwiederte Canolles, »Ihr täuscht Euch, ich langweile mich nicht im Geringstem Ihr beschäftigt Euch mit Politik, was sehr langweilig ist, ich beschäftige mich mit Liebe, was sehr unterhaltend ist. Ihr seid die Einen Diener der Königin, die Andern Diener der Prinzessin. Ich hänge mich nicht ausschließlich an eine Gebieterin, ich bin der Sklave aller Frauen.«

Diese Antwort fand Anklang, und die Herrin des Hauses drückte ihre Meinung durch ein Lächeln aus.

Bald bildeten sich die Partien, Canolles setzte sich zum Spiele. Madame Lavie betheiligte sich zur Hälfte mit ihm gegen ihren Gatten, welcher Fünfhundert Pistolen verlor.

Am andern Tage fiel es dem Volke, ich weiß nicht, aus welcher Veranlassung, ein, einen Aufstand zu machen. Ein Parteigänger der Prinzen schlug, mehr Fanatiker als die Uebrigen, vor, mit Steinwürfen die Scheiben von Herrn den Lavie zu zerschmettern. Als die Scheiben zerschmettert waren, schlug ein Anderer der, Feuer an sein Haus zu legen, Man lief bereits nach den Bränden, als Canolles mit einer Abtheilung des Regiments Navailles anlangte, Madame Lavie in Sicherheit brachte und ihren Gatten einem Dutzend Wüthender entriß, welche, da sie ihn nicht verbrennen konnten, den Generalanwalt wenigstens hängen wollten.

»Nun, mein lieber Mann der Tätigkeit,« sagte Canolles zu Herrn Lavie, den der Schrecken ganz entfärbt hatte, »was haltet Ihr nun den meiner Trägheit? Ist es nicht gescheiter von mir, daß ich nichts thue?«

Wonach er nach dem Schlosse Trompette zurückkehrte, in Betracht, daß eben der Zapfenstreich ertönte. Bei seiner Rückkehr fand er auf seinem Tische einen Brief, dessen Form sein Herz schlagen, dessen Handschrift den ganzen Mann erbeben machte.

Es war die Handschrift von Frau von Cambes.

Er öffnete den Brief und las:

»Seid morgen gegen sechs Uhr Nachmittags allein in der Carmeliterkirche und setzt Euch in den ersten Beichtstuhl rechts vom Eingange. Ihr werdet die Thüre offen finden.«

»Halt!« rief Canolles, »das ist ein origineller Gedanke.«

Es war noch eine Nachschrift dabei:

«Macht kein Rühmens,« sagte diese, »daß Ihr dahin geht, wo Ihr gestern und heute gewesen seid, bedenkt wohl, Bordeaux ist keine royalistische Stadt; das Schicksal, das der Herr Generalanwalt ohne Euch erlitten haben dürfte, möge Euch zur Ueberlegung bringen!«

»Gut,« dachte Canolles, »sie ist eifersüchtig. Ich habe also, was sie auch sagen mag, Recht gehabt, heute und gestern zu Herrn Lavie zu gehen.«

III.

Es ist nicht zu leugnen, Canolles hatte seit seiner Ankunft in Bordeaux alle Qualen der unglücklichen Liebe durchgemacht. Er hatte die Vicomtesse umschmeichelt, von Anbetern umgeben gesehen, ohne sich ihr huldigend nähern zu dürfen, und zum Troste war ihm nicht mehr, als im Vorübergehen ein von Claire den Forschungen der Lästersüchtigen entzogener geheimer Blicks zu Theil geworden. Nach der Scene in dem unterirdischen Gewölbe, nach den glühenden Worten, die zwischen ihm und der Vicomtesse in diesem äußersten Augenblick ausgetauscht worden waren, schien ihm der Stand der Dinge nicht mehr Lauheit, sondern Eis. Da aber Canolles im Grunde dieser Kühle fühlte, daß er wahrhaft und tief geliebt wurde, so hatte er den Entschluß gefaßt, der Unglücklichste der glücklichen Liebhaber zu sein. Die Sache war im Ganzen leicht. In Folge den Wortes, das er hatte geben müssen, keine Correspondenz mit Außen zu unterhalten, war Nanon von ihm in den kleinen Winkel des Gewissens, bestimmt für Liebesvorwürfe verbannt worden; da er nun keine Kunde von der jungen Frau hatte und sich folglich den Ärger ersparte, den der Buchstabe, das heißt, die fühlbare Erinnerung an die Frau, der man untreu ist, immer verursacht, so waren diese Vorwürfe durchaus nicht unerträglich für ihn.

Zuweilen jedoch, in dem Augenblick wo das freudigste Lächeln das Antlitz des jungen Mannen erleuchtete, in dem Augenblick, wo sich seine Stimme in den witzigsten, lustigsten Worten hörbar machte, zog eine Wolke über seine Stirne und ein Seufzer drang, wenn nicht aus seinem Herzen, doch aus seinen Lippen hervor. Dieser Seufzer galt Nanon; diese Wolke war die Erinnerung an vergangene Zeiten, welche ihren Schatten auf die Gegenwart warf.

Frau von Cambes bemerkte diese Sekunden der Traurigkeit. Ihr Auge durchforschte alle Tiefen des Herzens von Canolles, und sie bedachte, daß sie Canolles nicht ganz allein sich selbst überlassen konnte. Zwischen einer alten Liebe, welche noch nicht ganz erloschen war, und einer neuen Leidenschaft, deren Entstehen völlig in den Grenzen der Möglichkeit lag, konnte sich der Ueberschuß des glühenden Saftes, der sonst durch militärische Beschäftigungen und durch die Vertretung eines hohen Postens verbraucht wurde, in ein der reinen Liebe, die sie ihm einzuflößen suchte, entgegengesetztes Element verwandeln. Sie wollte übrigens nur Zeit gewinnen, damit die Erinnerung an so viele romanhafte Abenteuer, welche die Neugierde aller Höflinge wach erhalten hatten, verschwinden möge. Vielleicht täuschte sich Frau von Cambes, vielleicht hätte sie es ganz laut ihre Liebe gestehend dahin gebracht, daß man sich weniger oder minder lang damit beschäftigt haben würde.

Derjenige aber, welcher mit schärferer Aufmerksamkeit und mit mehr Erfolg als die Anderen die Fortschritte dieser geheimnißvollen Liebe verfolgte, war Lenet. Sein forschendes Auge hatte seit einiger Zeit das Dasein dieser Liebe wahrgenommen, ohne den Gegenstand derselben zu kennen; er hatte die Lage und die Stellung dieser Liebe allerdings nicht genau errathen, er wußte nicht, ob sie einseitig oder getheilt war: zuweilen zitternd und unentschieden, zuweilen stark und entschlossen, beinahe immer gleichgültig gegen die Lustbarkeiten, welche man um sie her genoß, war ihm Frau von Cambes nun wahrhaft im Herzen getroffen erschienen; plötzlich war der Eifer, den sie für den Krieg gezeigt hatte, erloschen; sie war weder mehr zitternd, noch stark noch unentschieden, noch entschlossen; sie war nachdenkend, sie lächelte ohne Grund, sie

weinte ohne Ursache, als antworteten ihre Lippen und ihre Augen den Variationen ihres Gedankens, den entgegengesetzten Sprüngen ihres Geistes; diese Veränderung hatte sich seit sechs oder sieben Tagen gestaltet; seit sechs oder sieben Tagen war Canolles gefangen. Canolles war also unzweifelbar der Gegenstand dieser Liebe.

Lenet fühlte sich übrigens ganz geneigt, diese Liebe zu begünstigen, welche eines Tags der Frau Prinzessin einen so tapfern Vertheidiger geben konnte.

Herr von Larochefoucault war vielleicht in der Erforschung des Herzens von Frau von Cambes noch weiter vorgerückt, als Lenet. Aber seine Geberden, seine Augen, sein Mund sagten so genau, was er ihnen allein zu sagen gestattete, daß Niemand zu behaupten im Stande gewesen wäre, ob er Liebe oder Haß für Frau von Cambes hegte. Von Canolles sprach er nicht, er schaute ihn nicht an, und er beachtete ihn überhaupt so wenig, als ob er gar nicht vorhanden gewesen wäre; im Uebrigen zeigte er sich mehr als je kriegerisch, suchte eine Heldenstellung zu behaupten, worin ihn ein über jede Prüfung erhabener Muth und wahre militärische Geschicklichkeit unterstützten, und verlieh seinem Verhältniß als Generalissimus jeden Tag mehr Gewicht. Herr von Bouillon dagegen, kalt, geheimnißvoll, berechnend, vortrefflich in seiner Politik durch Gichtanfalle bedient, welche zuweilen so zur rechten Zeit kamen, daß man die Wirklichkeit derselben zu leugnen versucht war, unterhandelte beständig, verstellte sich so viel als möglich, indem er sich nicht daran gewöhnen konnte, die Kluft zu ermessen, welche Richelieu und Mazarin trennte, und stets für seinen Kopf befürchtete, den er beinahe auf demselben Schaffot wie Cing-Mars verloren hätte, und nur dadurch erkaufte hatte, daß er seine Stadt Sedan hergab und wenn nicht rechtlich doch faktisch auf seine Eigenschaft als souveräner Fürst Verzicht leistete.

Was die Stadt selbst betrifft, so wurde diese von der Gewalt der galanten Sitten fortgerissen, welche von allen Seiten auf sie überströmten. Zwischen zwei Feuern, zwischen zwei Ruinen waren die Bordelesen so wenig sicher den kommenden Tages, daß man dieses precäre Dasein, welchen die Zukunft nur nach Sekunden zählen konnte, etwas versüßen mußte,

Man erinnerte sich der mächtigen Stadt La Rochelle, die von Ludwig XIII. Verheert worden war, und der tiefen Bewunderung, welche Anna von Oesterreich dieser Waffenthat zollte; warum sollte Bordeaux nicht dem Hasse und Ehrgeize dieser Fürstin eine zweite Ausgabe von La Rochelle bieten?«

Man vergaß immer, daß derjenige, welcher seine Bleiwage über die zu hohen Köpfe und Mauern hatte hingehen lassen, todt war, und daß der Cardinal Mazarin kaum als ein Schatten des Cardinal Richelieu betrachtet werden konnte.

Es ließ sich also Jeder gehen, und dieser Schwindel ergriff Canolles wie die Andern; wohl suchte er zuweilen Allee in Zweifel zu ziehen, und in seinen skeptischen Anfällen zweifelte er an er Liebe von Frau von Cambes wie an den anderen Dingen der Welt. In solchen Augenblicken wuchs Nanon in seinem Herzen und sie gestaltete sich gerade in Folge ihrer Abwesenheit zärtlicher und ergebener. Wäre Nanon in solchen Augenblicken vor ihm erschienen, der Unbeständige würde Nanon zu Füßen gefallen sein.

Mitten unter allen diesen unzusammenhängenden Gedanken, welche nur diejenigen Herzen begreifen können, welche zwischen zwei Liebesleidenschaften gestanden sind, empfing Canolles den Brief der Vicomtesse. Natürlich verschwand sogleich jede andere Idee. Nachdem er den Brief gelesen, begriff er nicht, daß er je eine Andere, als Frau von Cambes hatte lieben können; nachdem er ihn zum zweiten Male gelesen hatte, glaubte er immer nur sie geliebt zu haben.

Canolles brachte eine von den fieberhaften Nächten hin, welche zugleich brennen und beruhigen, indem die Glückseligkeit das Gegengewicht der Schlaflosigkeit bildet. Obgleich er die ganze Nacht kaum ein Auge geschlossen hatte, stand er doch schon am frühen Morgen auf.

Man weiß, wie die Verliebten die Stunden zubringen, die einem Rendezvous vorhergehen; sie schauen ihre Uhr an, laufen dahin und dorthin und stoßen mit dem Kopfe an ihre theuersten Freunde, die sie nicht mehr erkennen. Canolles machte alle Thorheiten die sein Zustand heischte.

Genau zur bestimmten Stunde (er trat zum zwanzigsten Male in die Kirche) ging er auf den Beichtstuhl zu, den er offen fand. Durch die düstern Glasscheiben drangen die Strahlen der untergehenden Sonne; das ganze Innere des religiösen Gebäudes war durch jenes geheimnißvolle Licht erleuchtet, das so sanft ist für die Betenden und für die Liebenden. Canolles hätte ein Jahr von seinem Leben gegeben, um nicht in diesem Augenblick eine Hoffnung zu verlieren.

Er schaute umher, um sich zu versichern, daß die Kirche verlassen war, durchforschte mit den Augen jede Kapelle; als er sich überzeugt hatte, daß ihn Niemand sehen konnte, trat er in den Beichtstuhl, den er wieder hinter sich schloß.

Einen Augenblick nachher erschien Claire selbst in einen dicken Mantel gehüllt an der Thüre, vor der sie Pompée als Wache zurückließ; nachdem sie sich ebenfalls versichert hatte, daß sie nicht Gefahr lief, man könnte sie sehen, kniete sie auf einen der Fußschämel des Beichtstuhls nieder.

»Endlich,« sagte Canolles, »endlich seid Ihr hier, Madame! endlich habt Ihr Gnade mit mir gehabt.«

»Ich mußte wohl, da Ihr Euch in das Verderben stürztet,« erwiderte Claire, äußerst unruhig darüber, daß sie im Tribunal der Wahrheit eine, allerdings sehr unschuldige, Lüge sagte, die darum aber doch eine Lüge war.

»Madame, also nur einem Gefühle des Erbarmens habe ich die Wohlthat Eurer Gegenwart zu verdanken? Oh! Ihr müßt zugeben, ich hatte das Recht, etwas Besseres als dies den Euch zu erwarten.«

»Sprechen wir ernsthaft und wie es sich an einem heiligen Orte geziemt,« sagte Claire, vergebens bemüht, ihre bewegte Stimme zu befestigen; »ich wiederhole, Ihr stürztet Euch in das Verderben, indem Ihr zu Herrn Lavie dem geschworenen Feinde der Prinzessin ginget. Gestern erfuhr es Frau den Condé von Herrn von Larochevoucault, der Alles weiß, und sie sprach folgende Worte, welche mich mit Schrecken erfüllten:

»»Wenn wir auch die Komplotte unserer Gefangenen zu befürchten haben, so müssen wir da Strenge anwenden, wo wir nachsichtig gewesen sind; bei precären Lagen bedarf es kräftiger Entschließungen; wir sind nicht nur bereit, solche zu fassen, sondern auch entschieden, sie auszuführen.«

Die Vicomtesse sprach diese Worte mit festerer Stimme; es schien ihr, Gott würde zu Gunsten des Vorwandes die Handlung entschuldigen. Sie legte eine Art von Dämpfer auf ihr Gewissen.

»Ich bin nicht der Ritter Ihrer Hoheit, Madame,« erwiderte Canolles, »ich bin der Eurige: Euch habe ich mich ergeben, Euch ganz allein; Ihr wißt unter welchen Umständen und unter welcher Bedingung.«

»Ich glaubte nicht, es wären Bedingungen gemacht worden.

»Nicht mit dem Munde vielleicht, aber mit dem Herzen. Ah! Madame, nach dem, was Ihr mir gesagt hattet, nach dem Glücke, das Ihr mich hattet erschauen lassen, nach den Hoffnungen, die

ihr mir gegeben! . . . Ah! Madame, gesteht offen, daß Ihr sehr grausam gewesen seid.«

»Freund,« entgegnete Claire, »ist es an Euch, mir einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich auf Eure Ehre wie auf die meinige bedacht war? Begreift Ihr nicht, ahnet Ihr nicht, daß ich eben so viel gelitten habe, als Ihr, mehr als Ihr, weil ich nicht die Kraft besaß, dieses Leiden zu ertragen? Hört mich, und mögen die Worte, die aus der tiefsten Tiefe meines Herzens hervorkommen, in die Tiefe des Eurigen dringen. Freund, ich habe Euch gesagt, ich litt mehr als Ihr, denn eine Furcht quälte mich, die *Ihr* nicht haben konntet, denn Ihr wißt wohl, daß ich nur Euch liebe. Fühlt Ihr, indem Ihr hier verweilt, ein Bedauern in Beziehung auf diejenige, welche nicht hier ist, und hegt Ihr in den Träumen über Eure Zukunft eine Hoffnung, die nicht mich betrifft?«

»Madame, Ihr habt an meine Offenherzigkeit appelliert und ich will offenherzig sprechen; ja, wenn Ihr mich meinen schmerzlichen Betrachtungen überlaßt, wenn Ihr mich der Vergangenheit gegenüber allein laßt, wenn Ihr mich durch Eure Abwesenheit dazu verdammt, mit den schalen Tröpfen, welche den Bürgermädchen den Hof machen, in den Spielhäusern umherzuschweifen, wenn Ihr mich mit den Augen vermeidet oder mich so theuer ein Wort, eine Geberde, einen Blick, dessen ich vielleicht unwürdig bin, erkaufen laßt, ja, dann grolle ich mir, daß ich nicht kämpfend gestorben bin, ich mache es mir zum Vorwurf, daß ich mich ergeben habe, ich fühle Gewissensbisse.«

»Gewissensbisse?«

»Ja, Madame, Gewissensbisse, denn so wahr Gott, auf diesem heiligen Altar ist, vor welchem ich Euch sage, daß ich Euch liebe, weint, seufzt zu dieser Stunde, eine Frau, die ihr Leben für mich geben würde, und dennoch sagt sie sich, ich sei entweder ein Feiger oder ein Verräther.«

»Oh! mein Herr!«

»Allerdings, Madame: hatte sie mich nicht zu dem gemacht, was ich bin? hatte ich ihr nicht geschworen, sie zu retten?«

»Ihr habt sie auch gerettet, wie mir scheint.«

»Ja, von den Feinden, welche ihr Leben hätten martern können, aber nicht von der Verzweiflung, welche ihr Herz zerreißt, wenn diese Frau erfährt, daß Ihr es seid, der ich mich ergeben habe.«

Claire neigte das Haupt und seufzte.

»Ah! Ihr liebt mich nicht,« sagte sie.

Canolles seufzte ebenfalls.

»Ich will Euch nicht in Versuchung führen, mein Herr,« fuhr sie fort, »ich will nicht Schuld sein, daß Ihr eine Freundin verliert, der ich nicht an Werth gleich komme; doch Ihr wißt, ich liebe Euch ebenfalls; ich habe eine völlig ergebene, eine ausschließliche Liebe von Euch verlangt; ich sprach zu Euch: Ich bin frei, hier ist meine Hand; ich biete sie Euch, denn ich habe Euch Niemand entgegensetzen, ich kenne Niemand, der für mich über Euch stünde.«

»Ah! Madame,« rief Canolles, »Ihr entzückt mich, Ihr macht mich zum Glücklichsten der Sterblichen!«

»Oh!« entgegnete Claire traurig, »Ihr, Herr, Ihr liebt mich nicht.«

»Ich liebe Euch, ich bete Euch an, nur läßt sich nicht ausdrücken, was ich durch Euer Stillschweigen, durch Eure Zurückhaltung gelitten habe.«

»Mein Gott, Ihr Männer errathet also nicht?« erwiderte Claire, ihre schönen Augen zum

Himmel aufschlagend. »Ihr habt nicht begriffen, Canolles, daß ich Euch nicht wollte eine lächerliche Rolle spielen lassen, daß man nicht möglicher Weise glauben sollte, die Zurückgabe der Insel Saint-George wäre eine unter uns abgemachte Sache? Nein, Ihr solltet, ausgewechselt von der Königin oder von mir losgekauft ganz mir gehören. Ach! Ihr wolltet nicht warten.«

»Oh! Madame, nun werde ich warten. Eine Stunde wie diese, ein Versprechen Eurer sanften Stimme, die mir sagt, Ihr lieber mich, und ich werde Stunden, Tage, Jahre warten. . .«

»Ihr liebt noch Fräulein von Lartigues?« versetzte Frau von Cambes den Kopf schüttelnd.

»Madame,« antwortete Canolles, »wenn ich Euch sagte, ich hege für sie nicht eine dankbare Freundschaft, so würde ich lügen; glaubt mir, nehmt mich mit diesem Gefühle. Ich gebe Euch Alles, was ich Euch an Liebe geben kann, und das ist viel.«

»Ach! ich weiß nicht, ob ich es annehmen soll, denn Ihr legt zwar ein sehr edles, aber auch sehr liebendes Herz an den Tag.«

»Hört,« sprach Canolles, »ich würde sterben, um Euch eine Thräne zu ersparen, und ich mache, ohne bewegt zu werden, diejenige weinen, welche Ihr nennt: arme Frau! sie hat Feinde, und die Menschen, welche sie nicht kennen, versuchen sie. Ihr habt nur Freunde, die Menschen, welche Euch nicht kennen, achten Euch; diejenigen, welche Euch kennen, lieben Euch; beurtheilt also den Unterschied dieser zwei Gefühle, von denen das eine mein Gewissen, das andere mein Herz heischt.«

»Ich danke, mein Freund. Aber vielleicht folgt Ihr einer Euch fortreisenden, durch meine Gegenwart veranlaßten Bewegung, was Ihr einst bereuen dürft? Legt Eure Worte auf die Wagschale. Ich gebe Euch bis morgen Zeit, mir zu antworten. Wenn Ihr Fräulein von Lartigues etwas sagen wollt, wenn Ihr zu ihr gehen wollt, . . . Ihr seid frei, Canolles, ich nehme Euch bei der Hand und führe Euch selbst aus den Thoren von Bordeaux.«

»Madame,« antwortete Canolles, »es ist nicht nöthig, bis morgen zu warten; ich sage Euch mit glühendem Herzen, aber mit kaltem Kopf: Ich liebe Euch, ich liebe nur Euch, ich werde immer nur Euch lieben.«

»Ah! Dank, Dank, mein Freund,« rief Claire, indem sie das Gitter auf die Seite gleiten ließ und ihre Hand durchschob. Euch meine Hand, Euch mein Herz.«

Canolles ergriff diese Hand und bedeckte sie mit Küssen.

»Pompée macht mir ein Zeichen, daß es Zeit sei, zu gehen,« sagte Claire; »ohne Zweifel wird man die Kirche schließen. Leber wohl, mein Freund, oder vielmehr auf Wiedersehen. Morgen werdet Ihr erfahren, was ich für Euch, das heißt, für uns zu thun gedenke. Morgen seid Ihr glücklich, denn ich werde glücklich sein.«

Und unfähig, das Gefühl zu bemeistern, das sie zu dem jungen Manne hinriß, zog sie ebenfalls seine Hand an sich, küßte die Spitze seiner Finger, entfloh mit leichten Schritten und ließ Canolles zurück, freudig wie die Engel, deren himmlische Concerte ein Echo in seinem Herzen zu haben schienen.

IV.

Indessen setzten sich, wie es Nanon gesagt hatte, der König, die Königin, der Cardinal und Herr de La Meilleraye in Bewegung, um die rebellische Stadt zu bestrafen, welche es gewagt hatte, offen für die Prinzen Partei zu ergreifen; sie näherten sich langsam, aber sie näherten sich:

Als der König in Libourne anlangte, empfing er eine Deputation von Bordelesen, welche erschienen, um ihn ihrer Ehrfurcht und Ergebenheit zu versichern; so wie die Dinge standen, war dies eine seltsame Versicherung.

Die Königin empfing auch die Abgesandten von der Höhe ihres österreichischen Stolzes herab.

»Meine Herren,« sagte sie, »wir werden unsern Weg durch Vayres verfolgen; wir können also bald selbst beurtheilen, ob Eure Ehrfurcht und Eure Ergebenheit so groß sind, als Ihr sagt.«

Bei dem Worte Vayres schauten sich die Abgeordneten, ohne Zweifel von einem der Königin unbekanntem Umstande unterrichtet, mit einer gewissen Unruhe an. Anna von Oesterreich, der nichts entging, gewährte auch dieses gegenseitige Anschauen, und sie sprach:

»Brechen wir sogleich nach Vayres auf, der Platz ist gut, wie uns der Herr Herzog von Epernon versichert hat; wir werden den König dort einquartieren.«

Dann sich gegen ihren Kapitän und die Leute ihres Gefolges umwendend:

»Wer commandirt in Vayres?«

»Madame, man sagt, ein neuer Gouverneur,« antwortete Guitaut.

»Hoffentlich ein sicherer Mann?« versetzte die Königin die Stirne faltend.

»Ein Mann des Herrn Herzogs von Epernon.«

Die Stirne der Königin klärte sich auf, und sie rief: »Wenn es sich so verhält, wollen wir rasch marschieren.«

»Madame,« entgegnete der Herzog de La Meilleraye, »Eure Majestät mag nach ihrem Belieben handeln, aber ich glaube, man sollte nicht rascher marschieren, als die Armee. Ein kriegerischer Einzug in die Citadelle von Vayres müßte eine vortreffliche Wirkung hervorbringen, denn es ist sehr ersprießlich, wenn die Unterthanen des Königs die Kräfte Seiner Majestät kennen lernen, das ermuthigt die Getreuen und entmuthigt die Treulosen.«

»Ich glaube, Herr de La Meilleraye hat Recht,« sprach der Cardinal Mazarin,

»Und ich sage, er hat Unrecht,« erwiederte die Königin. »Wir haben von Bordeaux nichts zu befürchten; der König ist stark durch sich selbst und nicht durch seine Armee; seine Haustruppen werden genügen.«

Herr de La Meilleraye beugte das Haupt als Zeichen des Gehorsams und sprach:

»Eure Majestät befehle, sie ist die Königin.«

Die Königin rief Guitaut und befahl ihm, die Gardien, die Musketiere und die Chevauxlegers zu versammeln. Der König stieg zu Pferde und stellte sich an die Spitze derselben. Die Nichte von Mazarin und die Ehrendamen stiegen in einen Wagen.

Man brach sogleich nach Vayres auf. Die Armee folgte, und da man nur zehn Lieues zurückzulegen hatte, so sollte sie drei bis vier Stunden nach dem König eintreffen und sich auf

dem linken Ufer der Dordogne lagern.

Der König zählte kaum zwölf Jahre und war dennoch bereits ein schmucker Reiter, der sein Pferd mit aller Anmuth führte und in seiner ganzen Person jenen Racestolz offenbarte, welcher in der Folge aus ihm den in Dingen der Etiquette anspruchsvollsten König Europas machte. Unter den Augen der Königin erzogen, aber verfolgt von den ewigen Knickereien des Cardinals, der es ihm an den nothwendigsten Dingen fehlen ließ, erwartete er mit wüthender Ungeduld die Stunde seiner Volljährigkeit, welche am nächsten September schlagen sollte, und es entschlüpfen ihm zuweilen mitten unter seinen Kinderlaunen königliche Aufwallungen, welche andeuteten, was er eines Tages sein würde. Dieser Feldzug war ihm daher sehr lächelnd erschienen: es war gleichsam ein Austritt aus den Knabenschuhen, eine Lehre im Feldherrnthum, ein Versuch in der Königswürde. Er marschierte daher stolz, bald an dem Schlage der Carrosse, die Königin grüßend und um Frau von Frontenac liebäugelnd, in welche er, wie man sagte, verliebt war, bald an der Spitze seiner Haustruppen mit Herrn de La Meilleraye und dem alten Guitaut von den Feldzügen Ludwig XIII. und den Heldenthaten des verstorbenen Herrn Cardinals plaudernd.

Während man sich so unterhielt und marschierte, legte man eine Meile nach der andern zurück und man fing an die Thürme und Gallerieen des Fort von Vayres zu erblicken. Das Weiter war herrlich, die Landschaft malerisch, die Sonne schoß ihre Strahlen schräge auf den Fluß; man hätte glauben sollen, es wäre eine Spazierfahrt, in solchem Grade heuchelte die Königin eine heitere, frohe Laune. Der König marschierte zwischen Herrn de La Meilleraye und Guitaut und hatte sein Augenmerk auf den Platz gerichtet, in welchem man keine Bewegung wahrzunehmen vermochte, obgleich höchst wahrscheinlich die Schildwachen, die man erblickte, ihrer Seits diese glänzende Vorhut der Armee des Königs entdeckt und signalisiert hatten.

Die Carrosse der Königin verdoppelte ihren Gang und nahm ihren Platz in der ersten Reihe ein.

»Eines setzt mich in Erstaunen Herr Marschall,« sagte Mazarin.

»Was, Monseigneur?«

»Mir scheint, die guten Gouverneurs wissen in der Regel, was um ihre Festung her vorgeht, und sie sind einem König, wenn er die Gnade hat, nach dieser Festung zu marschiren, wenigstens eine Deputation schuldig.«

»Ah, bah!« sprach die Königin, in ein schallendes, aber gezwungenes Lachen ausbrechend: »Ceremonien! Geht, das ist unnöthig, die Treue ist mir lieber.«

Herr de La Meilleraye bedeckte sich das Gesicht mit seinem Taschentuche, um, wenn nicht eine Grimasse, doch wenigstens seine Lust zu verbergen, eine solche zu machen.

»Aber es rührt sich in der That kein Mensch,« sagte der junge König, unzufrieden über ein solches Vergessen der Regeln der Etiquette, woraus er einst die Basen seiner Größe machen sollte.

»Sire,« erwiederte Anna von Oesterreich, »hier sind die Herren de La Meilleraye und Guitaut, welche Euch sagen werden, daß es die erste Pflicht eines Gouverneurs, besonders in einem feindlichen Lande ist, sich aus Furcht vor einem Ueberfall ruhig und gedeckt hinter seinen Mauern zu halten. Seht Ihr nicht Eure Fahne, die Fahne von Heinrich IV. und Franz I. auf der Citadelle flattern?«

Und sie deutete mit Stolz auf dieses bezeichnende Emblem, welches bewies, wie sehr sie in ihrer Hoffnung Recht hatte.

Der Zug setzte seinen Marsch fort und entdeckte ein vorgeschobenes Werk, das erst seit einigen Tagen errichtet zu sein schien.

»Ah! Ah!« sagte der Marschall, »der Gouverneur scheint in der That ein Mann vom Handwerk zu sein. Dieser Vorposten ist gut gewählt und die Verschanzung geschickt angelegt.«

Die Königin schaute aus dem Kutschenschlag hervor, und der König erhob sich in seinen Steigbügeln.

Eine einzige Schildwache ging auf dem Halbmonde⁴ auf und ab; sonst schien die Verschanzung so öde und stumm, wie die Citadelle.

»Gleich viel,« sprach Mazarin, »obschon ich die militärischen Pflichten eines Gouverneur nicht kenne, obschon ich kein Soldat bin, finde ich doch diese Art, sich gegen eine Majestät zu benehmen, sehr seltsam.«

»Rücken wir immer vor,« sprach der Marschall, »wir werden sehen.«

Als die kleine Truppe nur noch hundert Schritte von der Verschanzung entfernt war, blieb die Schildwache, welche bis jetzt auf und ab gegangen war, stille stehen. Nachdem sie einen Augenblick geschaut hatte, rief sie:

»Wer da?«

»Der König!« antwortete Herr de La Meilleraye.

Bei diesem einzigen Worte erwartete Anna von Oesterreich die Soldaten laufen, die Officiere sich beeilen, die Brücken niederfallen, die Thore sich öffnen, die Schwerter hoch in der Luft schwingen zu sehen.

Nichts von allem Dem fand statt.

Die Schildwache zog ihr rechtes Bein gegen das linke zurück, kreuzte die Muskete vor den Ankommenden, und beschränkte sich darauf, mit lauter fester Stimme »Halt!« zu rufen.

Der König erbleichte vor Zorn; Anna von Oesterreich biß sich die Lippen blutig; Mazarin murmelte einen in Frankreich durchaus nicht anständigen italienischen Fluch, den er sich nie hatte abgewöhnen können: der Herr Marschall de La Meilleraye hatte nur einen Blick für Ihre Majestäten, aber dieser war berecht.

»Ich liebe die Vorsichtsmaßregeln für meinen Dienst,« sagte die Königin, bemüht, sich selbst zu belügen; denn trotz der scheinbaren Sicherheit ihres Gesichtes fing sie an, in ihrem Innern unruhig zu werden.

»Ich liebe die Achtung vor meiner Person,« murmelte der König, seinen verdrießlichen Blick auf die unempfindliche Schildwache heftend.

Indessen wurden die Worte: »Der König! der König!« von der Schildwache mehr als Meldung, denn als Zeichen der Achtung ausgerufen, von verschiedenen Stimmen wiederholt und gelangten bis in das Innere der Festung. Man sah nun oben auf dem Walle einen Mann erscheinen, an den sich die ganze Garnison anschloß.

Dieser Mann hob seinen Commandostab in die Höhe; sogleich schlugen die Trommler den Marsch, die Soldaten des Fort präsentierten die Gewehr, und ein Kanonenschuß erscholl ernst und feierlich.

»Seht Ihr!« sagte die Königin, »sie entprechen ihrer Schuldigkeit; besser spät, als gar nicht. Vorwärts!«

»Verzeiht, Madame,« entgegnete der Marschall de La Meilleraye, »aber ich sehe durchaus nicht, daß sie die Thore öffnen, und wir können nur hinein, wenn die Thore offen sind.«

»Sie vergessen dies zu thun, in dem Erstaunen und der Begeisterung, worein sie dieser erhabene Besuch, den sie nicht erwarteten, versetzt hat, erlaubte sich ein Höfling zu bemerken.

»Man vergißt dergleichen Dinge nicht, mein Herr,« erwiderte der Marschall.

Dann sich gegen den König und die Königin umwendend, fügte er bei:

»Erlauben mir Ihre Majestäten, ihnen einen Rath zu geben?«

»Sprecht, Marschall.«

»Ihre Majestäten sollten sich auf fünfhundert Schritte von hier mit Guitaut und seinen Garden zurückziehen, während ich mit den Musketieren und den Chevauxlegers den Platz recognosciren gehen würde.«

Die Königin antwortete nur:

»Vorwärts und wir werden sehen, ob man uns den Durchgang zu verweigern wagt.«

Der junge König gab entzückt seinem Pferde die Sporen und befand sich zwanzig Schritte voraus.

Der Marschall und Guitaut sprenghen ihm nach und holten ihn ein.

»Man kommt hier nicht durch,« «sagte die Schildwache, welche ihre feindliche Stellung nicht verlassen hatte.

»Es ist der König!« riefen die Pagen.

»Zurück« schrie die Schildwache mit einer drohenden Gebärde.

Zu gleicher Zeit sah man über der Brustwehr die Hüte und Musketen der Soldaten erscheinen, welche die erste Verschanzung bewachten.

Ein lang anhaltendes Gemurmel empfing diese Worte und diese Erscheinung. Herr de La Meilleraye ergriff das Pferd des Königs am Saume, ließ es umwenden und befahl zugleich dem Kutscher der Königin, sich zurückzugeben. Die zwei beleidigten Majestäten zogen sich ungefähr auf die Entfernung von tausend Schritten von den ersten Schanzen zurück, während sich ihr Gefolge wie eine Schaar von Vögeln nach dem Flintenschusse des Jägers zerstreute.

Der Marschall de La Meilleraye ließ etwa fünfzig Mann zur Bewachung des Königs und der Königin zurück, sammelte den Rest der Truppe und wandte sich wieder nach den Verschanzungen.

Als er hundert Schritte von den Gräben entfernt war, blieb die Schildwache, welche ihren ruhigen, abgemessenen Marsch wieder fortgesetzt hatte, abermals stehen.

»Nehmt einen Trompeter, steckt Euer Sacktuch an die Spitze Eures Degens, Guitaut,« sprach der Marschall »und fordert den unverschämten Gouverneur auf, sich zu ergeben.«

Guitaut gehorchte, steckte die friedlichen Zeichen auf, welche in allen Ländern der Welt die Herolde beschützen und rückte gegen die Verschanzung vor.

»Wer da?« rief die Schildwache.

»Parlamentär,« antwortete Guitaut, seinen Degen und das Tuch, womit derselbe verziert war, schwingend!

»Laßt ihn kommen,« sagt derselbe Mann, welchen man bereits auf dem Walle der Festung hatte erscheinen sehen; ohne Zweifel hatte sich derselbe durch einen bedeckten Weg an diesen Posten begeben.

Das Thor würde geöffnet, eine Brücke senkte sich 'nieder.

»Was wollt Ihr?« fragte ein Offizier, der an dem Thore wartete.

»Mit dem Gouverneur sprechen,« antwortete Guitaut.

»Hier bin ich,« sagte der Mann, welcher bereits zweimal erschienen war, einmal auf dem Walle der Festung, einmal an der Brustwehr der Verschanzungen.

Guitaut bemerkte, daß dieser Mann sehr bleich, aber ruhig und höflich war.

»Ihr seid der Gouverneur, von Vayres?« fragte Guitaut.

»Ja, mein Herr.«

»Und Ihr weigert Euch, das Thor Eurer Festung Seiner Majestät dem König und der Königin Regentin zu öffnen?«

»Zu meinem Schmerze«

»Und was verlangt Ihr?«

»Die Freiheit der Herren Prinzen, deren Gefangenschaft das Land verheert und zu Grunde richtet.«

»Seine Majestät unterhandelt nicht mit ihren Unterthanen.«

»Ach! das ist uns bekannt, mein Herr; wir sind auch bereit zu sterben, im Bewußtsein, daß wir für den Dienst des Königs den Tod empfangen, obgleich es den Anschein hat, als führten wir Krieg gegen ihn.«

»Es ist gut,« sagte Guitaut, »mehr wollten wir nicht wissen.«

Und er entfernte sich, nachdem er auf eine ziemlich vornehme Weise den Gouverneur begrüßt hatte, der äußerst höflich dankte.

Nichts rührte sich in der Bastei.

Guitaut kehrte zu dem Marschall zurück und meldete den Erfolg seiner Sendung.

Der Marschall rief, die Hand nach dem Dorfe Inon ausstreckend:

»Sogleich sollen fünfzig Mann im Galopp in jenen Flecken reiten und auf der Stelle alle Leitern zurückbringen, die sie daselbst finden.«

Fünfzig Mann sprengten mit verhängten Zügeln fort, und da das Dorf nicht sehr entfernt war, so befanden sie sich in einem Augenblick an Ort und Stelle.

»Nun steigt ab, meine Herren,« sagte der Marschall: »die Hälfte von Euch wird, mit Musketen bewaffnet, den Sturm beschützen; der Rest erklettert die Leitern.«

Der Vorschlag wurde mit Freudengeschrei aufgenommen. Die Garden, die Musketiere und die Chevauxlegers stiegen rasch ab und hielten ihre Waffen in Bereitschaft.

Mittlerweile kamen die fünfzig Reiter mit etwa zwanzig Leitern zurück.

Es war immer noch Alles ruhig in der Bastei; die Schildwache ging auf und ab, und man sah immer noch das Ende der Musketen und die Ecken der Hüte über die Gallerie emporragen.

Die Haustruppen setzten sich, von dem Marschall selbst commandirt, in Marsch; sie bestanden im Ganzen ans ungefähr vierhundert Mann, von denen sich die eine Hälfte, wie es der Marschall befohlen hatte, anschickte, die Mauern zu ersteigen, die andere, den Sturm zu unterstützen.

Der König, die Königin und ihr Hof folgten von ferne mit Bangen den Bewegungen der kleinen Truppe. Die Königin selbst schien ihre ganze Sicherheit verloren zu haben; um besser zu sehen, hatte sie ihren Wagen umdrehen lassen, der nun eine seiner Seiten den Festungswerken bot.

Kaum hatten die Eingreifenden fünfzig Schritte gemacht, als sich die Schildwache dem Rande des Walles näherte und mit einer Donnerstimme: »Wer da!« rief.

»Antwortet nicht,« sagte Herr de La Meilleraye, »und vorwärts!«

»Wer da!« rief zum zweiten Male die Schildwache, ihr, Gewehr zurecht machend.

»Wer,da!« wiederholte sie zum dritten Male.

Und sie schlug an.

»Feuer auf, diesen Burschen!« sprach Herr de La Meilleraye.

In demselben Augenblick brach eine Salve von Musketenschüssen aus den königlichen Reihen hervor; getroffen wankte die Schildwache, ließ ihre Muskete entsinken, welche in den Graben rollte, und stürzte mit dem Rufe: »Zu den Waffen« nieder.

Ein einziger Kanonenschuß erwiederte das Beginnen der Feindseligkeiten. Die Kugel pfiff über die erste Reihe hin, tauchte in die zweite und dritte, warf vier Soldaten nieder und riß zurückprallend einem von den Pferden am Wagen der Königin den Bauch auf.

Ein langer Schrei des Schreckens ertönte aus der Gruppe, welche Ihre Majestäten bewachte; der König wich zurück. Anna von Oesterreich fiel beinahe vor Wuth und Mazarin vor Angst in Ohnmacht. Man schnitt die Stränge des todten Pferdes, so wie die der lebendigen Rosse ab, welche sich vor Schrecken bäumten und den Wagen zu zertrümmern drohten. Acht bis zehn Garden spannten sich an denselben an und zogen die Königin aus dem Bereiche der Kugeln.

Während dieser Zeit demasquirte der Gouverneur eine Batterie von sechs Stücken.

Als der Marschall de La Meilleraye diese Batterie erblickte, welche in einigen Sekunden seine drei Compagnien aufzureiben drohte, dachte er, es wäre unnütz, den Angriff weiter zu treiben, und befahl den Rückzug.

In dem Augenblick, wo die Haustruppen den ersten Schritt rückwärts machten, verschwanden die feindlichen Anstalten von der Festung.

Der Marshall kehrte zu der Königin zurück und ersuchte sie irgend einen Punkt der Umgegend zu ihrem Hauptquartiere zu wählen. Die Königin gewährte auf der andern Seite der Dordogne das kleine, vereinzelt, unter den Bäumen verloren, einem Schloßchen ähnliche Haus.

»Seht nach, wem jenes Haus gehört,« sagte sie zu Guitaut, »und bittet um Gastfreundschaft für mich.«

Guitaut entfernte sich schleunig setzte in der Fähr des Schiffers von Ison über den Fluß, kehrte bald zurück und meldete, das Haus würde nur von einem Intendanten bewohnt; dieser hätte geantwortet, dasselbe gehörte Herrn von Epernon und stände Ihrer Majestät zu Diensten.

»Vorwärts also!« sprach die Königin; »aber wo ist der König?«

Man rief nun den kleinen Ludwig XIV. der etwas bei Seit geritten war; er kehrte zurück und man sah, obgleich er seine Thränen zu verbergen suchte, daß er geweint hatte.

»Was habt Ihr denn, Sire?« fragte die Königin.

»Oh! nichts, Madame,« antwortete das Kinde »ich werde hoffentlich eines Tags König sein . . . und dann wehe denen, welche mich beleidigt haben.«

»Wie heißt der Gouverneur?« fragte die Königin.

Niemand konnte ihr antworten, Niemand wußte es.

Man erkundigte sich nun bei dem Fährmann, und dieser nannte Richon.

»Es ist gut,« sagte die Königin, »ich werde mich dieses Namens erinnern.«

»Und ich auch,« sprach der junge König.

V.

Ungefähr hundert Mann von den königlichen Haustruppen setzten mit Ihren Majestäten über die Dordogne; der Rest blieb bei dem Marschall de La Meilleraye, welcher fest entschlossen, Vayres zu belagern, die Armee erwartete.

Kaum war die Königin in dem kleinen Hause einquartiert, das sie, in Folge des Aufwandes von Nanon, weit über ihre Hoffnung wohnbar fand, als Guitaut erschien, um ihr zu sagen, ein Kapitän, der eine wichtige Angelegenheit verhandeln zu müssen behauptete, erbitte sich die Ehre einer Audienz.

»Wer ist dieser Kapitän?« fragte die Königin.

»Der Kapitän Cauvignac, Madame.«

»Gehört er zu meiner Armee?«

»Ich glaube nicht.«

»Erkundigt Euch, und gehört er nicht zu meiner Armee, so sagt ihm, ich könne ihn nicht empfangen.«

»Ich bitte Eure Majestät um Vergebung, daß ich in diesem Punkte nicht ihrer Ansicht bin,« sagte Mazarin, »aber es scheint mir, daß sie ihn gerade wenn er nicht von ihrem Heere wäre, empfangen müßte.«

»Warum?«

»Weil er, wenn er zu der Armee Eurer Majestät gehört und sich von der Königin eine Audienz erbittet, nur ein getreuer Unterthan sein kann, während er, wenn er im Gegentheil zur feindlichen Armee gehört, möglicher Weise ein Verräther ist. Die Verräther aber, Madame sind in diesem Augenblick nicht zu verachten, in Betracht, daß sie sehr nützlich sein können.«

»Laßt ihn also eintreten, da dies die Ansicht des Herrn Cardinals ist,« sprach die Königin.

Der Kapitän wurde sogleich eingeführt und erschien mit so viel Ungezwungenheit und Leichtigkeit, daß die Königin, gewohnt, auf diejenigen, welche sich ihr näherten, einen entgegengesetzten Eindruck hervorzubringen, sehr darüber erstaunte.

Sie maß Cauvignac vom Kopf bis zu den Füßen; aber dieser hielt den königlichen Blick vortrefflich aus.

»Wer seid Ihr, mein Herr?« fragte die Königin.

»Der Kapitän Cauvignac,« antwortete der Eintretende.

»In wessen Dienst seid Ihr?«

»Im Dienste Eurer Majestät, wenn sie gnädigst will.«

»Ob ich will? Allerdings. Gibt es übrigens einen andern Dienst im Königreich? Sind wir zwei Königinnen in Frankreich?«

»Gewiß nicht, es gibt nur eine Königin in Frankreich und das ist diejenige, welcher ich in diesem Augenblick meine tiefste Ehrfurcht zu Füßen zu legen das Glück habe; aber es gibt zwei Meinungen, wie es mir wenigstens so eben geschienen hat.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte die Königin, die Stirne faltend.

»Ich will damit sagen, Madame, daß ich in der Gegend umherspazierte und mich gerade auf

einer Anhöhe befand, welche die ganze Landschaft beherrscht, die, wie Eure Majestät bemerken konnte, bewunderungswürdig schön ist, als ich wahrzunehmen glaubte, daß Herr Richon dieselbe nicht mit aller ihr schuldigen Achtung empfangt dies bestätigte mir, was ich übrigens bereits vermuthet hatte, daß es in Frankreich zwei Meinungen gibt: die royalistische und eine andere, und daß Herr Richon zu dieser andern gehört.«

Das Gesicht von Anna von Oesterreich verdüsterte sich immer mehr.

»Ah! ihr glaubtet dies zu sehen?« sagte sie.

»Ja, Madame,« antwortete Cauvignac mit vollkommen naivem Tone. »Ich glaubte sogar zu sehen, daß ein Kanonenschuß mit einer Kugel aus der Festung abgefeuert wurde, und daß diese Kugel die Carrosse Eurer Majestät verletzte.«

»Genug, mein Herr . . . Habt Ihr Euch nur von mir Audienz erbeten, um Eure albernen Bemerkungen zu machen?«

»Ah! Du bist unhöflich,« sagte Cauvignac in einem Innern, »dann sollst Du theurer bezahlen.«

»Nun, Madame, ich habe mir Audienz erbeten, um Euch zu sagen, daß Ihr eine sehr große Königin seid, und daß meine Bewunderung für Euch ohne Gleichen ist.«

»Ah! Wirklich?« versetzte die Königin mit trockenem Tone.

»In Betracht dieser Größe und dieser Bewunderung, welche eine natürliche Folge davon ist, habe ich beschlossen, mich ganz und gar dem Dienste Eurer Majestät zu weihen.«

»Ich danke,« sprach die Königin mit Ironie; dann sich gegen ihren Kapitän der Garden umwendend: »Guitaut, man jage diesen Schwätzer hinaus!«

»Um Vergebung, Madame,« sagte Cauvignac, »ich werde gehen, ohne daß man mich hinausjagt, aber wenn ich gehe, bekommt Ihr Vayres nicht.«

Und Cauvignac verbeugte sich anmuthig vor Ihrer Majestät und pirouettirte auf seinen Absätzen.

»Madame,« sagte Mazarin leise, »ich glaube, Ihr habt Unrecht, daß Ihr diesen Menschen fortschickt.«

»Kehret um,« rief die Königin, »und sprecht; Ihr seid ein seltsamer Bursche und scheint mir belustigend.«

»Eure Majestät ist sehr gut,« erwiederte Cauvignac sich verbeugend.

»Was spracht Ihr vorhin von Vayres?«

»Madame, ich sagte, wenn Eure Majestät immer noch die Absicht hätte, welche ich sie diesen Morgen kundgeben zu sehen glaubte, die Absicht, in die Feste Vayres zu gelangen, so würde ich mir eine Pflicht daraus machen, sie dort einzuführen.«

»Wie dies?«

»Ich habe hundert und fünfzig Mann in Vayres, welche mir gehören.«

»Euch?«

»Ja, mir.«

»Nun?«

»Ich trete diese hundert und fünfzig Mann Eurer Majestät ab.«

»Hernach?«

»Hernach?«

»Ja.«

»Hernach müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn sich Eure Majestät mit diesen hundert und fünfzig Portiers nicht ein Thor öffnen lassen könnte.«

Die Königin lächelte.

»Der Bursche hat Witz,« sagte sie.

Cauvignac errieth ohne Zweifel das Compliment, denn er verbeugte sich zum zweiten Male.

»Wie viel verlangt Ihr, mein Herr?« fragte die Königin.

»Oh! mein Gott, Madame, fünfhundert Livres für den Portier, das ist die Gage, die ich den Meinigen gebe.«

»Ihr sollt sie haben.«

»Und für mich?«

»Ah! Ihr verlangt auch etwas für Euch.«

»Ich wäre stolz, wenn ich einen Grad von der Großmuth Eurer Majestät erhielte.«

«Welchen Grad verlangt Ihr?»

«Ich würde gern Gouverneur von Braune. Ich habe immer Gouverneur zu sein gewünscht.»

»Bewilligt.«

»Dann ist die Sache, abgesehen von einer kleinen Förmlichkeit, abgemacht.«

»Was für eine Förmlichkeit ist dies?«

»Beliebt Eurer Majestät dieses Papierchen zu unterzeichnen, das ich zum Voraus entworfen habe, in der Hoffnung, meine Dienste würden von meiner großmüthigen Fürstin angenommen?«

»Was enthält dieses Papier?«

»Leset, Madame.«

Und anmuthig den Arm ausstreckend und das Knie mit der ehrfurchtsvollsten Miene beugend, überreichte Cauvignac der Königin ein Papier.

Die Königin las:

»An-dem Tage, an welchem ich ohne Schwertstreich in Vayres einziehe, bezahle ich an den Herrn Kapitän Cauvignac die Summe nun fünf und siebzigtausend Livres und mache ihn zum Gouverneur von Braune.«

»Also,« sprach die Königin mit gedrängtem Zorne, »also traut der Kapitän Cauvignac nicht genug unserem königlichen Wort und will eine Schrift haben?«

»Madame, eine Schrift scheint mir immer das Beste in wichtigen Angelegenheiten,« erwiderte Cauvignac sich verbeugend. »*Verba volant*, sagt ein alten Sprichwort, die Worte fliegen, und Eure Majestät wolle entschuldigen: es ist mir schon Manches fortgeflogen.«

»Unverschämter!« rief die Königin, »diesmal hinaus!«

»Eure Majestät, ich gehe, aber Ihr bekommt Vayres nicht.«

Das Manoeuvre wiederholend, das ihm bereits einmal gelungen trat, pirouettirte der Kapitän auch jetzt wieder auf seinen Absätzen und ging nach der Thüre zu.

Aber mehr aufgebracht, als das erste Mal, rief ihn Anna nun Oesterreich nicht zurück.

Cauvignac ging hinaus.

»Man verhafte diesen Menschen,« rief die Königin.

Guitaut machte eine Bewegung, um zu gehorchen.

»Verzeiht, Madame,« sagte Mazarin, »aber ich glaube, Eure Majestät hatte Unrecht, wenn sie sich einer ersten Bewegung des Zornes überließe.«

»Und warum dies?« fragte die Königin.

»Weil ich befürchte, Ihr werdet diesen Menschen später nöthig haben, und wenn ihn Eure Majestät auf irgend eine Weise belästigt, so wird sie dann gezwungen sein, ihm das Doppelte zu bezahlen.«

»Gut,« sprach die Königin, »man wird ihm bezahlen, was man bezahlen muß; mittlerweile aber verliere man ihn nicht aus dem Blick.«

»Oh! das ist etwas Anderes, und ich bin der Erste, der dieser Vorsichtsmaßregel vollkommen beipflichtet.«

»Guitaut, seht, wohin er geht,« sagte die Königin.

Guitaut entfernte sich und kehrte nach einer halben Stunde zurück.

»Nun,« fragte Anna von Oesterreich, »was ist aus ihm geworden?«

»Oh! Eure Majestät kann vollkommen ruhig sein,« antwortete Guitaut, »Euer Mann sucht nicht im Geringsten, sich zu entfernen. Ich habe mich erkundigt; er wohnt drei hundert Schritte von hier, bei einem Wirthe Namens Biscarros.«

»Und dahin hat er sich zurückgezogen?«

»Nein, Madame, er hat sich auf eine Anhöhe begeben und betrachtet von dort aus die Vorbereitungen, welche Herr de La Meilleraye trifft, um die Verschanzungen zu überwältigen. Diesen Schauspiel scheint ihn ungemein zu interessieren.«

»Und das übrige Heer?«

»Es kommt und stellt sich nach Maßgabe seines Eintreffens in Schlachtordnung auf.«

»Der Marschall wird also sogleich angreifen?«

»Madame, ich glaube, es wäre besser, wenn man den Truppen eine Nacht Ruhe ließe, ehe man einen Angriff wagte.«

»Eure Nacht Ruhe!« rief Anna von Oesterreich, »die königliche Armee soll einen Tag und eine Nacht vor einem solchen Neste aufgehalten worden sein! Unmöglich, Guitaut, sagt dem Marschall, er habe sogleich anzugreifen. Der König will diese Nacht in Vayres schlafen.«

»Aber, Madame,« flüsterte ihr Mazarin zu, »mir scheint, diese Vorsicht des Marschalls . . .«

»Mir scheint,« sprach Anna von Oesterreich, »wenn das königliche Ansehen verletzt worden ist, kann man nicht schnell genug Rache dafür nehmen. Geht, Guitaut, und sagt Herrn de La Meilleraye, die Königin schaue auf ihn.«

Und mit einer majestätischen Geberde Guitaut entlassend, nahm die Königin ihren Sohn bei der Hand, ging ebenfalls hinaus und stieg, ohne sich darum zu bekümmern, ob man ihr folgte, eine Treppe hinaus, welche auf eine Terrasse führte.

Diese Terrasse, für welche man schmale Fernsichten mit der größten Kunst gemacht hatte, beherrschte die ganze Gegend.

Die Königin warf einen raschen Blick auf die Landschaft. Hundert Schritte hinter ihr zog sich die Straße von Libourne hin, an der sich das Haus unseres Freundes Biscarros weiß hervorhob. Zu ihren Füßen floß die Gironde ruhig und majestätisch, zu ihrer Rechten erhob sich das Fort Vayres, schweigsam wie eine Ruine; rings um das Fort her breiteten sich kreisförmig die neu errichteten Verschanzungen aus. Einige Schildwachen gingen auf der Gallerie auf und ab; fünf

Kanonen streckten durch die Schießscharten ihren ehernen Hals und ihren gähnenden Schlund vor; zu ihrer Linken traf Herr de La Meilleraye Vorkehrungen zum Lagern. Das ganze Heer war eingetroffen, wie Guitaut gesagt hatte, und drängte sich um ihn.

Auf einer Anhöhe stand ein Mann und verfolgte aufmerksam mit seinen Blicken alle Bewegungen der Belagernden und der Belagerten; dieser Mann war Cauvignac.

Guitaut setzte in der Fähre des Fischers von Ison über den Fluß.

Die Königin stand auf der Terrasse, unbeweglich, die Stirne gerunzelt, und an ihrer Hand den kleinen König haltend, der diesen Schauspiel mit einer gewissen Neugierde betrachtete und von Zeit zu Zeit zu seiner Mutter sagte:

»Madame, erlaubt doch, daß ich mein schönen Schlachtroß besteige, und laßt mich mit Herrn de La Meilleraye ziehen, der die Unverschämten bestrafen wird.«

Neben der Königin stand Mazarin, dessen seinen, spöttisches Gesicht für den Augenblick den Charakter ernsten Nachdenkens angenommen hatte, was nur bei großen Veranlassungen der Fall war, und hinter der Königin und dem Minister hatten sich die Ehrendamen aufgestellt, welche, das Stillschweigen von Anna von Oesterreich nachahmend, kaum unter sich ein paar hastige Worte mit leiser Stimme auszutauschen wagten.

Alles dies hatte von Anfang den Anschein vollkommener Ruhe, aber man begriff, daß es die Ruhe der Mine war, welche ein Funke in Sturm und Zerstörung verwandelt.

Es war besondere Guitaut, dem alle Blicke folgten, denn von ihm sollte die Explosion kommen, die man mit so verschiedenartigen Gefühlen erwartete.

Von Seiten des Heeres war die Erwartung ebenfalls groß, denn kaum hatte der Bote das linke Ufer der Dordogne berührt, kaum hatte man ihn erkannt, als Aller Augen sich nach ihm wandten. Sobald Herr de La Meilleraye ihn erblickte, verließ er die Gruppe, in deren Mitte er sich befand, und ging ihm entgegen.

Guitaut und der Marschall sprachen einen Augenblick mit einander. Obgleich der Fluß an dieser Stelle ziemlich breit und die Entfernung groß war, welche die königliche Gruppe von den zwei Officieren trennte, so war sie doch nicht groß genug, daß man nicht hätte den Ausdruck des Erstaunens auf dem Gesichte des Marschalls wahrnehmen können. Offenbar kam ihm der Befehl, den er erhielt, unzeitgemäß vor; er erhob auch einen Blick des Zweifels nach der Gruppe, in deren Mitte die Königin sichtbar war. Aber Anna von Oesterreich, die den Gedanken des Marschalls begriff, machte zugleich mit dem Kopfe und der Hand eine so gebieterische Geberde, daß der Marschall, der seit langer Zeit seine herrische Souverainin kannte, den Kopf als Zeichen, wenn nicht der Beipflichtung, doch des Gehorsams senkte.

In demselben Augenblick schwangen sich auf einen Befehl des Marschalls drei bis vier Kapitäne, welche bei ihm den Dienst versahen, den nun unsere Adjutanten thun, in den Sattel und sprengten in vollem Galopp zu verschiedenen Richtungen fort.

Überall, wo sie durchkamen, wurde die Lagerungsarbeit, die man so eben begonnen hatte, sogleich unterbrochen, und man sah, wie bei dem Rasseln der Trommeln und dem Lärm der Trompeten die einen Soldaten das Stroh, das sie trugen, die andern den Hammer fallen ließen, mit welchem sie die Pfähle zu den Zellen einschlugen; Alle liefen zu den in Bündeln aufgestellten Waffen, die Grenadiere ergriffen ihre Flinten, die einfachen Soldaten ihre Piken, die Kanoniere ihre Werkzeuge; es fand eine unerhörte Verwirrung statt, veranlaßt durch das Kreuzen aller dieser in entgegengesetzter Richtung forteilenden Leute; dann lichteten sich allmählig die Felder

des ungeheuren Schachbrettes, die Ordnung folgte auf den Tumult. Jeder fand sich unter seiner Fahne, die Grenadiere im Mittelpunkte, die Fußtruppen auf dem rechten Flügel, die Artillerie auf dem linken; die Trompeten und Trommeln schwiegen.

Eine einzige Trommel machte sich hinter den Verschanzungen hörbar, dann schwieg sie ebenfalls, und eine: Grabesstille schwebte über der Ebene.

Nun erscholl ein Commando, klar, bestimmt und fest. Die Königin konnte in der Entfernung, in der sie stand, die Worte nicht hören, aber sie sah auf der Stelle die Treppen sich in Colonnen formieren; sie zog ihr Taschentuch und schwang es in der Luft, während der junge König mit dem Fuße stampfte und mit fieberhafter Stimme: »Vorwärts! Vorwärts!« rief.

Das Heer antwortete durch den einzigen Schrei:

»Er lebe der König!«

Dann brach die Artillerie im Galopp auf, stellte sich auf eine kleine Anhöhe und beim Klange der Trommeln, welche das Zeichen zum Angriff gaben, setzten sich die Colonnen in Bewegung.

Es war keine regelmäßige Belagerung, sondern nur eine einfache Erstürmung. Die in der Eile von Richon errichteten Verschanzungen waren Wälle von Erde: man hatte also keine, Laufgräben zu eröffnen, sondern einen Sturm vorzunehmen. Es waren indessen alle Vorsichtsmaßregeln von dem Commandanten von Vayres genommen worden, und man sah, daß er mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit alle Mittel, die ihm das Terrain bot, benützt hatte.

Ohne Zweifel hatte es sich Richon selbst zum Gesetz gemacht, nicht zuerst zu schießen, denn auch dießmal erwartete er die Ausforderung des königlichen Heeres; nur sah man wie bei dem ersten Angriffe die furchtbare Reihe der Musketen sich senken, deren Feuer eine so große Verheerung unter den Haustruppen angerichtet hatte.

Zu gleicher Zeit donnerten die sechs in Batterie aufgestellten Stücke, und die Erde der Brustwehren und die Palissaden, womit diese bekränzt waren, flogen auf.

Die Antwort ließ nicht auf sich warten: die Artillerie der Verschanzungen donnerte ebenfalls und grub tiefe Lücken in die Reihen der königlichen Armee; aber auf den Ruf der Führer verschwanden diese blutigen Furchen; die Lippen der einen Augenblick geöffneten Wunde schlossen sich wieder, die einen Moment erschütterte Hauptcolonne setzte steh abermals in Marsch.

Nun war die Reihe an den Musketen, zu krachen und zu prasseln, während die Kanonen wieder geladen wurden.

Fünf Minuten nachher antworteten sich die zwei entgegengesetzten Geschützsalven mit *einem* Schusse, zwei Stürmen ähnlich, welche miteinander kämpften, zwei Donnern ähnlich, die zu gleicher Zeit hallen.

Da das Wetter ruhig war, da kein Hauch die Luft bewegte und der Rauch sich über dem Schlachtfelde aufhäufte, so verschwanden bald die Belagerten und die Belagerer in einer Wolke, welche in Zwischenräumen mit einem flammenden Blitze das Artilleriefeuer zerriß.

Von Zeit zu Zeit sah man aus dieser Wolke an den hintersten Theilen des königlichen Heeren Menschen hervorkommen, die sich mühsam fortschleppten und eine Blutspur zurücklassend in verschiedenen Entfernungen niederstürzten.

Bald vermehrte sich die Zahl der Verwundeten, der Lärm der Kanonen und des Kleingewehrfeuers währte fort; die königliche Artillerie schoß indessen nur noch auf den Zufall und zögernd, denn unter dem dichten Rauche konnte sie die Freunde nicht mehr von den Feinden

unterscheiden.

Die Artillerie der Festung aber ließ, da sie nur Feinde vor sich hatte, ihre Schüsse furchtbarer und eiliger erschallen, als je.

Endlich stellte die königliche Artillerie ihr Feuer ganz ein; offenbar lief man Sturm und kämpfte Leib an Leib.

Es trat auf Seiten der Zuschauer ein Augenblick der Bangigkeit ein, während dessen der Rauch, der nicht mehr von dem Feuer der Musketen und des groben Geschützes unterhalten wurde, langsam aufstieg. Man sah nun, wie die königlicher Armee in Unordnung zurückgetrieben wurde und den Fuß der Wälle mit Todten bestreut verließ. Eine Art von Presche war gemacht; einige ausgerissene Palissaden ließen eine Oeffnung erscheinen, aber diese Oeffnung war mit Männern, Piken und Musketen besetzt; und mitten aus diesen Männern ragte mit Blut bedeckt, und dennoch ruhig und kalt, als ob er als Zuschauer der Tragödie beiwohnte, in welcher er so eben eine so furchtbare Rolle gespielt hatte, Richon hervor, eine Axt in der Hand haltend, welche durch die Streiche, die er geführt hatte, abgestumpft war.

Ein Zauber schien diesen Mann zu beschützen, der beständig mitten im Feuer, immer in der ersten Reihe, unablässig hochaufgerichtet und entblößt stand; keine Kugel hatte ihn erreicht, keine Pike hatte ihn berührt; er war eben so unverwundbar als unempfindlich.

Dreimal führte der Marschall de La Meilleraye die königlichen Truppen in Person zum Sturme zurück; dreimal wurden die königlichen Truppen unter den Augen des Königs und der Königin zurückgeschlagen.

Stille Thränen flossen über die bleichen Wangen des Königs. Anna von Oesterreich ballte die Fäuste und murmelte! »Oh! dieser Mensch, dieser Mensch! Wenn er je in meine Hände fällt, werde ich an ihm ein furchtbares Beispiel geben.«

Zum Glück brach die Nacht rasch und düster herein; es war wie ein Schleier, der sich über die königliche Röthe ausbreitete. Der Marschall de La Meilleraye ließ zum Rückzug blasen.

Cauvignac verließ seinen Posten, stieg von der Anhöhe herab, auf der er sich aufgehalten hatte, und wandelte die Hände in seinen Hosentaschen über den Wiesengrund nach dem Hause des Meister Biscarros.

»Madame,« sagte Mazarin, mit dem Finger auf Cauvignac deutend, »dort ist ein Mann, der Euch um ein wenig Gold alles Blut erspart hätte, was wir vergossen haben.«

»Bah!« erwiderte die Königin, »ist dies der Rath eines sparsamen Mannes, wie Ihr seid?«

»Madame, es ist wahr, ich kenne den Werth des Goldes, aber ich kenne auch den Werth des Blutes, und in diesem Augenblick ist das Blut für uns theurer, als das Gold.«

»Seid unbesorgt, das vergossene Blut wird gerächt werden. Camminges,« fügte die Königin, sich an den Lieutenant ihrer Garden wendend bei, »sucht Herrn de La Meilleraye auf und bringt ihn mir.«

»Und Ihr, Bernouin,« sprach der Cardinal, indem er seinem Kammerdiener Cauvignac zeigte, der nur noch ein paar Schritte von dem Gasthause zum *Goldenen Kalb* entfernt war, »Ihr seht wohl jenen Menschen?«

»Ja, Monseigneur.«

»Wohl, holt ihn in meinem Auftrage und führt ihn in dieser Nacht insgeheim in mein Zimmer.

*

Am Tage nach ihrer Zusammenkunft mit ihrem Geliebten in der Carmeliterkirche begab sich Frau von Cambes zu der Prinzessin, in der Absicht, das Versprechen zu erfüllen, das sie Canolles geleistet hatte.

Die ganze Stadt war in Bewegung; man hatte die Ankunft des Königs vor Vayres und zugleich mit dieser Ankunft die wunderbare Vertheidigung von Richon gemeldet, dem es gelungen war, mit fünfhundert Mann dreimal die zwölftausend Mann starke königliche Armee zurückzuschlagen. Die Frau Prinzessin hatte die Kunde unter den Ersten vernommen und in ihrem Entzücken mit den Händen klatschend ausgerufen:

»Oh!« daß ich nicht hundert Kapitäne wie meinen braven Richon habe.«

Frau von Cambes stimmte in die allgemeine Bewunderung ein, denn sie fühlte sich doppelt glücklich, da sie laut dem Benehmen einen Mannes, den sie schätzte, Beifall zollen, und zugleich Gelegenheit finden konnte, zu günstiger Zeit eine Bitte anzubringen, deren Erfolg die Verkündigung eines Unglücke gefährdet hätte, während im Gegentheil der glückliche Erfolg durch die Ankündigung einen Sieges beinahe gesichert war.

Aber mitten in ihrer Freude hatte die Prinzessin doch zu große Geschäfte, als daß Claire ihr Gesuch vorzutragen gewagt hätte. Man mußte Richon eine Verstärkung an Mannschaft zukommen lassen, deren Nothwendigkeit für ihn man wohl einsah, in Betracht, daß die Verbindung des Heeren von Herrn von Epernon mit dem königlichen Heere nahe bevorstand. Man organisierte den Entsatz, den man Richon schicken wollte, im Rathe. Als Claire sah, daß die politischen Angelegenheiten für den Augenblick den Vorrang vor den Herzensangelegenheiten hatten, zog sie sich in ihren Charakter als Staatsrätthin zurück, und es war an diesem Tage nicht mehr von Canolles die Rede.

Ein sehr kurzes, aber sehr zärtliches Wort meldete dem theuren Gefangenen diese Zögerung. Die neue Frist war ihm minder grausam, als man glauben dürfte; es liegen in der Erwartung eines glücklichen Ereignisses beinahe eben so viele süße Empfindungen, als in dem Ereigniß selbst. Canolles hatte zu viel Liebesartgefühl im Herzen, um sich nicht in dem zu gefallen, was er das Vorgemach des Glückes nannte. Claire bat ihn, mit Geduld zu warten; er wartete beinahe mit Freude.

Am andern Tage war der Entsatz organisiert; um elf Uhr Morgens brach er auf, um den Fluß hinauf zu fahren, da jedoch Wind und Strömung conträr waren, so berechnete man, daß er, wie sehr er sich auch beeilte, da er nun mit dem Ruder vorrückte, erst am nächstfolgenden Tage ankommen könnte. Der Kapitän Ravailly, der die Expedition befehligte, war beauftragt, zu gleicher Zeit die Citadelle Branne zu recognosciren; diese gehörte der Königin an und das Gouvernement war, wie man wußte, erledigt.

Der Morgen ging für die Prinzessin in Überwachung der Vorkehrungen und Einzelheiten beim Einschiffen hin. Der Nachmittag sollte einem großen Rathe gewidmet werden, welcher zum Zwecke hatte, sich, wenn es möglich wäre, der Verbindung des Herzogs von Epernon und des Marschalls de La Meilleraye zu widersetzen, oder wenigstens diese Verbindung bis zu dem Augenblick zu verzögern, wo der Richon zugeschickte Entsatz in der Citadelle eingetroffen wäre.

Claire mußte also abermals bis zum andern Tage warten; aber gegen vier Uhr hatte sie Gelegenheit, Canolles, der unter ihren Fenstern vorüberging, ein so anmuthiges Zeichen zu

machen, dieses Zeichen war so voll Bedauern und Liebe, daß Canolles sich beinahe glücklich fühlte, zum Warten genöthigt zu werden.

Am Abend jedoch, um sicher zu sein, daß die Zögerung sich nicht noch länger ausdehnen würde, und um sich gleichsam selbst zu zwingen, der Prinzessin das Geständniß zu machen, das ihr einige Unruhe bereitete, erbat sich Claire auf den andern Tag eine Privataudienz von Frau von Condé die ihr, wie sich denken läßt, ohne Widerspruch bewilligt wurde.

Zur bestimmten Stunde erschien Claire bei der Prinzessin, von der sie mit ihrem reizendsten Lächeln empfangen wurde; sie war gemäß der Bitte von Frau Cambes allein.

»Nun, Kleine,« sprach die Prinzessin, »was gibt es denn so Ernstes, daß Du Dir eine geheime Privataudienz von mir erbittest, während Du weißt, daß ich meinen Freunden zu jeder Stunde des Tages zur Verfügung stehe?«

»Madame,« antwortete die Vicomtesse, »inmitten des Eurer Hoheit gebührenden Glückes bitte ich Euch, ganz besonders die Augen auf Eure getreue Dienerin zu werfen, welche auch ein wenig Glück nöthig hat.«

»Mit dem größten Vergnügen, meine gute Claire, nie wird das Glück, das Gott Dir schickt, dem gleich kommen, das ich Dir wünsche. Sprich also, welche Gnade wünschest Du? Liegt sie in meiner Macht, so zähle im Voraus darauf, daß sie bewilligt wird.«

»Wittwe, frei, und zu frei, denn diese Freiheit ist mir drückender, als mir die Sklaverei wäre,« antwortete Claire, »wünschte ich meine Vereinzelung mit einer besseren Lage zu vertauschen.«

»Das heißt: Du willst Dich verheirathen, nicht wahr Kleine?« fragte die Prinzessin lachend.

»Ich glaube, ja, Madame,« antwortete Claire erröthend.

»Wohl, es sei, das ist unsere Sache.« Claire machte eine Bewegung. »Sei unbesorgt, wir werden Deinen Stolz im Auge haben; Du brauchst einen Herzog, einen Pair, Vicomtesse. Ich werde Dir das unter unseren Getreuen aussuchen.«

»Eure Hoheit nimmt sich zu viel Mühe,« versetzte Frau von Cambes, »und es war durchaus uns nicht meine Absicht, ihr eine solche Beschwerde zu verursachen.«

»Ja, aber ich will diese übernehmen, denn ich muß Dir in Glück zurückbezahlen, was Du mir an Anhänglichkeit gegeben hast; doch, nicht wahr, Du wirst das Ende dieses Krieges abwarten?«

»Ich werde so wenig als möglich warten,« erwiderte Claire lächelnd.

»Du sprichst, als ob Deine Wahl bereits getroffen wäre, als ob Du den Gatten, den Du von mir verlangst, unter der Hand hättest?«

»Die Sache verhält sich wirklich so, wie Eure Hoheit sagt.«

»In der Tat! und wer ist der glückliche Sterbliche? Sprich, fürchte ich nicht.

»Oh! Madame, entschuldigt mich, ich weiß nicht warum, aber ich zittere am ganzen Leibe.«

Die Prinzessin lächelte, nahm Claire bei der Hand, zog sie an sich und sagte: »Gutes Kind!« Dann schaute sie die Vicomtesse mit einem Ausdruck an, der ihre Verlegenheit verdoppelte, und fragte: »Kenne ich ihn?«

»Ich glaube, Eure Hoheit hat ihn mehrere Male gesehen.«

»Es bedarf nicht der Frage, ob er jung ist?«

»Acht und zwanzig Jahre.«

»Ob er von Adel ist?«

»Er ist ein guter Edelmann.«

Ob er brav ist?«

»Sein Ruf ist gegründet.«

»Ob er reich ist?«

»Ich bin es.«

»Ja, Kleine, ja, und wir haben es nicht vergessen. Du besitzt eine der größten Grundherrschaften unter unsern Anhängern, und wir erinnern uns mit Freuden, daß in dem Krieg, den wir führen, die Louisd'or von Herrn von Cambes und die schweren Thaler Deiner Bauern uns mehr als ein Mal der Verlegenheit entzogen haben.«

»Eure Hoheit erweist mir große Ehre, indem sie mich daran erinnert, wie sehr ich ihr ergeben bin.«

»Gut. Wir werden aus ihm einen Obersten unseres Heeres machen, wenn er nur Kapitän, einen Regimentschef, wenn er nur Oberster ist; denn ich setze voraus er ist getreu?«

»Er war bei Lens, Madame,« antwortete Claire mit aller Gewandheit, die sie seit einiger Zeit aus ihren diplomatischen Studien geschöpft hatte.

»Vortrefflich! Nun brauche ich nur noch Eines zu Wissen?« fügte die Prinzessin bei.

»Was, Madame?«

»Den Namen des Glücklichen, der bereite Dein Herz besitzt und bald auch die Person der schönsten Streiterin meines Heeres besitzen wird.«

In ihre letzten Verschanzungen gedrängt, faßte Claire ihren ganzen Muth zusammen, um den Namen des Baron von Canolles auszusprechen, als plötzlich der Galopp eines Pferdes im Hofe erscholl, worauf das dumpfe Geräusch folgte, das wichtige Nachrichten zu begleiten pflegt. Die Prinzessin hörte den doppelten Lärmen und lief an das Fenster. Der Bote sprang, mit Schweiß und Staub bedeckt, vom Pferde und schien umgeben von vier bis fünf Personen, die seine Erscheinung herbeigezogen hatte, einzelne Umstände mitzuthemen, welche, wie sie aus seinem Munde hervor kamen, die Zuhörer immer mehr in Bestürzung versetzten. Die Prinzessin vermochte ihre Neugierde nicht länger langer zu bewältigen, öffnete das Fenster und rief:

»Laßt ihn herauf kommen!«

Der Bote schaute empor, erkannte die Prinzessin und stürzte nach der Treppe. Fünf Minuten nachher trat er, ganz mit Koth überzogen, die Haare in Unordnung, in das Zimmer und sprach mit zusammengeschnürter Stimme:

»Verzeiht, Hoheit, daß ich in diesem Zustand vor Euch erscheine! Aber ich bringe eine von den furchtbaren Nachrichten, welche die Thüren, wenn man sie nur ausspricht, zertrümmern: Vayres hat capituliert.«

Die Prinzessin machte einen Sprung rückwärts, Claire ließ entmuthigt die Arme sinken; Lenet, der hinter dem Boten eingetreten war, erbleichte.

Fünf bis sechs Personen waren, die der Prinzessin schuldige Achtung vergessend, in das Zimmer eingedrungen, . . . sie blieben stumm vor Erstaunen.

»Herr Ravailly,« sagte Lenet, denn der Bote war niemand Anderes, als unser Kapitän von Navailles, »wiederholt, was Ihr so eben gesagt habt; es kostet mich Mühe, Euch zu glauben.«

»Ich wiederhole, mein Herr: Vayres hat capituliert.«

»Capitulirt!« versetzte die Prinzessin; »und der Entsatz, den Ihr brachtet?«

»Ist zu spät gekommen, Madame. Richon ergab sich in dem Augenblick, wo wir ankamen.«

»Richon ergab sich,« rief die Prinzessin, »der Feige!«

Bei diesem Ausruf durchlief ein Schauer die Adern aller Anwesenden, es blieben jedoch Alle stumm, mit Ausnahme von Lenet.

»Madame,« sagte er mit strengem Tone und ohne Schonung für den Stolz von Frau von Condé, »vergeßt nicht, daß die Ehre der Menschen in dem Worte der Fürsten liegt, wie ihr Leben in der Hand Gottes. Neunt den Bravsten Eurer Diener nicht feig; es werden Euch sonst morgen die Treusten verlassen, wenn sie sehen, wie Ihr ihren Gleichen behandelt, und Ihr werdet allein, verflucht und verloren bleiben.«

»Mein Herr!« rief die Prinzessin.«

»Madame,« sprach Lenet, »ich wiederhole Eurer Hoheit, Richon ist kein Feiger; ich stehe für ihn mit Leib und Seele, hat er capitulirt, so konnte er es sicherlich nicht anders machen.«

Bleich vor Zorn, war die Prinzessin im Begriff, Lenet eine von den aristokratischen Ausschweifungen zuzuschleudern, in denen sie den gesunden Verstand hinreichend durch den Stolz zu ersetzen glaubte; aber bei dem Anblick aller, der Gesichter, die sich von ihr abwandten, aller der Augen, welche die ihrigen flohen, bei dem Anblick von Lenet mit der erhabenen Stirne, von Ravailly mit dem gesenkten Haupte begriff sie, daß sie wirklich verloren waren, wenn sie bei diesem unseligen Systeme beharrte. Sie rief daher ihren gewöhnlichen Beweisgrund zu Hilfe und sprach:

»Ich unglückliche Fürstin, Alles verläßt mich, Glück und Menschen! Ah, mein Kind, mein armes Kind, Du bist verloren, wie ein Vater!«

Dieser Schrei der Frauenschwäche, dieser Ausbruch des mütterlichen Schmerzes findet immer ein Echo in den Herzen. Die Komödie, welche der Prinzessin schon so oft gelungen war, brachte auch diesmal ihre Wirkung hervor.

Während dieser Zeit ließ sich Lenet Alles mittheilen, was Ravailly über die Capitulation von Vayres hatte in Erfahrung bringen können.

»Ah! ich wußte es wohl,« rief er nach einem Augenblick.

»Man wußtet Ihr?« fragte die Prinzessin.

»Daß Richon kein Feiger war, Madame.«

»Und wie wißt Ihr das?«

»Weil er zwei Tage und zwei Nächte ausgehalten hat; weil er sich unter den Trümmern seines von Kugeln durchlöchernten Fort begraben haben würde, hatte sich nicht, wie es scheint, eine Compagnie von Rekruten empört und ihn zur Capitulation gezwungen.«

»Mein Herr, er mußte eher sterben, als sich ergeben,« sagte die Prinzessin.

»Ei, Madame, stirbt man, wenn man will?« entgegnete Lenet. »Aber er ist wenigstens mit Gewährung gefangen?« fügte er sich an Ravailly wendend bei.

»Ich fürchte, ohne Gewährung,« antwortete Ravailly. »Man sagte mir, ein Lieutenant der Garnison habe unterhandelt, und so könnte wohl ein Verrath dahinter stecken, und Richon dürfte, statt seine Bedingungen gemacht zu haben; ausgeliefert worden sein.«

»Ja, ja,« rief Lenet, »verrathen, ausgeliefert, so ist es; ich kenne Richon und weiß, daß er nicht nur keiner Feigheit, sondern sogar keiner Schwäche fähig ist. Oh! Madame,« fuhr Lenet sich an die Prinzessin wendend fort, »verrathen, ausgeliefert, hört ihr? Rasch, rasch, beschäftigen wir uns nur mit ihm. Ein Vertrag mit einem Lieutenant gemacht, sagt Ihr, Herr Ravailly? Ein großes Unglück schwebt über dem Haupte des armen Richon. Schreibt schnell, Madame, schreibt, ich

bitte Euch.«

»Ich!« entgegnete mit scharfem Tone die Prinzessin, »ich! was soll ich schreiben? und warum?«

»Um ihn zu retten, Madame.«

»Bah! wenn man eine Festung übergibt, nimmt man seine Vorsichtsmaßregeln.«

»Aber hört Ihr denn nicht, daß er sie nicht übergeben hat, Madame? hört Ihr nicht, daß der Kapitän sagt, er sei verrathen, vielleicht verkauft worden? daß ein Lieutenant und nicht er unterhandelt hat?«

»Was wird man denn Eurem Richon thun?«

»Was man ihm thun wird? Ihr vergeßt Madame, mit welcher List er nach Vayres gekommen ist? daß wir ein Blanquett von Herrn von Epernon benützt haben? Daß er gegen eine von dem König und der Königin in Person befehligte Armee Stand gehalten hat? daß Richon zuerst die Fahne des Aufruhrs erhob? daß man an ihm ein Beispiel geben wird? Oh! Madame, im Namen des Himmels, schreibt an Herrn de La Meilleraye; schickt einen Boten, einen Parlamentär ab.«

»Und welchen Auftrag werden wir diesem Boten, diesem Parlamentär geben?«

»Den Auftrag, um jeden Preis den Tod eines braven Kapitäns zu verhindern; denn wenn Ihr Euch nicht beeilt, . . . oh! ich kenne die Königin, Madame, vielleicht wird Euer Bote zu spät kommen.«

»Zu spät!« entgegnete die Prinzessin, »Haben wir keine Geißeln? Haben wir nicht in Chantilly in Montrond und sogar hier gefangene Officiere des Königs?«

Claire stand erschrocken auf und rief:

»Ah! Madame! Madame! thut, was Herr Lenet sagt; die Repressalien werden Herrn Richon nicht die Freiheit geben.«

»Es handelt sich nicht um die Freiheit, es handelt sich um das Leben,« sprach Lenet mit düsterer Beharrlichkeit.

»Wohl,« sagte die Prinzessin, »was sie thun werden, wird man ebenfalls thun; das Gefängniß für das Gefängniß, das Schaffot für das Schaffot.«

Claire stieß einen Schrei aus, fiel auf die Knie und rief:

»Ach! Madame, Herr Richon ist einer meiner Freunde. Ich kam, um Euch um eine Gnade zu bitten, und Ihr habt mir dieselbe zu bewilligen versprochen. Wohl, ich flehe Euch an, Euer ganzes Ansehen zu gebrauchen, um Herrn Richon zu retten.«

Die Vicomtesse lag auf den Knieen. Die Prinzessin ergriff diese Gelegenheit, um den Bitten von Claire zu bewilligen, was sie den etwas rauhen Rathschlägen von Lenet versagte. Sie ging an einen Tisch, nahm eine Feder, und schrieb an Herrn de La Meilleraye um sich von ihm die Auswechslung von Richon gegen einen von den Officieren, die sie gefangen hielt, nach der Wahl der Königin zu erbitten. Als dieser Brief geschrieben war, suchte sie mit den Augen den Boten, den sie abschicken sollte. Da erbot sich Ravailly, obgleich noch leidend an seiner alten Wunde, obgleich beinahe gelähmt durch die neue Anstrengung, unter der einzigen Bedingung, daß man ihm ein frisches Pferd gebe. Die Prinzessin bevollmächtigte ihn, aus ihren Ställen eines nach seinem Belieben zu nehmen, und der Kapitän eilte fort, angestachelt durch das Geschrei der Menge, durch die Ermahnungen von Lenet und das Flehen von Claire.

Einen Augenblick nachher harte man den Lärmen des versammelten Volkes, dem Ravailly seine Sendung erklärt hatte; es schrie in seiner Freude aus vollem Halse:

»Die Frau Prinzessin! Der Herr Herzog von Enghien!«

Müde dieser täglichen Erscheinungen, welche viel mehr Befehlen als Huldigungen glichen, wollte es die Prinzessin einen Augenblick versuchen, sich dem Verlangen des Volkes zu entziehen, aber es wurde, wie dies unter solchen Umständen geschieht, hartnäckig, und das Geschrei artete bald in ein Gebrülle aus.

»Wohlan!« sagte die Prinzessin, ihren Sohn an der Hand nehmend, »wohlan! Wir Sklaven müssen gehorchen.«

Und ihr Antlitz mit einem freundlichen Lächeln bewaffnend, erschien sie auf dem Balcon und begrüßte das Volk, dessen Sklavin und Königin sie zugleich war.

IV.

In dem Augenblick, wo sich die Prinzessin unter dem enthusiastischen Beifallsgeschrei der Meute auf dem Balcon zeigte, hörte man plötzlich in der Ferne den Lärmen von Trommeln und Pfeifen, begleitet von einem freudigen Getöse.

Sogleich wandte sich die geräuschvolle Menge, welche das Haus des Präsidenten Lalasne stürmte, um Frau von Condé zu sehen, nach der Seite, von welcher der Lärmen sich hören ließ, und fing an, ohne sich viel um die Gesetze der Etiquette zu bekümmern, eben diesem immer näher kommenden Lärmen entgegenzustömen. Das war ganz einfach: sie hatten bereits zehnmal, zwanzigmal, hundertmal die Frau Prinzessin gesehen, während ihnen dieses Getöse etwas Unbekanntes verkündete.

»Diese Menschen sind wenigstens offenherzig,« murmelte lächelnd Lenet hinter der entrüsteten Prinzessin. »Aber was bedeutet die Musik, was soll das Geschrei? Ich gestehe Eurer Hoheit, daß ich beinahe eben so begierig bin, es zu erfahren, als es diese schlechten Höflinge gewesen sind.«

»Wohl,« erwiderte die Prinzessin, »verlaßt mich ebenfalls und lauft wie sie auf der Straße umher.«

»Ich würde es sogleich thun, Madame, wenn ich Euch eine gute Nachricht zurückzubringen sicher wäre.«

»Oh! was die guten Nachrichten betrifft,« sprach die Prinzessin mit einem ironischen Blick gegen den prachtvollen, über ihrem Haupte glänzenden Himmel, »ich erwarte keine mehr. Wir sind nicht im Glücke.«

»Madame,« erwiderte Lenet, »Ihr wißt, ich lasse mich nicht so leicht reizen; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieser Lärmen nicht irgend ein freudiges Ereigniß verkündigte.«

Das immer näher kommende Gemurmel, eine eifrige, gedrängte Menge, welche am Ende der Straße, die Arme hoch in der Luft und mit flatternden Sacktüchern, erschien, überzeugten die Prinzessin selbst, daß die Nachricht gut war. Sie horchte daher mit einer Aufmerksamkeit, welche sie einen Augenblick das Ausreißen ihres Hofes vergessen ließ, und vernahm die Worte:

»Branne! der Gouverneur von Branne! der Gouverneur gefangen!«

»Ah! Ah!« sagte Lenet, »der Gouverneur von Branne gefangen? Das ist gar nicht so schlimm; Es gibt uns einen Geißel, der uns für Richon haftet.«

»Hatten wir nicht bereits den Gouverneur der Insel Saint-George?« entgegnete die Prinzessin.

»Er macht mich sehr glücklich, daß der von mir beantragte Plan zum Behuf der Einnahme von Branne so gut gelungen ist,« sprach Frau von Tourville.

»Madame,« sagte Lenet, »wir wollen uns noch nicht mit einem so vollständigen Siege schmeicheln; der Zufall treibt sein Spiel mit den Plänen des Mannes und zuweilen sogar mit den Plänen der Frau.«

»Mein Herr, erwiderte Frau von Tourville, sich mit ihrer gewöhnlichen Bitterkeit zurückwerfend, »wenn der Gouverneur gefangen ist, so muß auch die Festung genommen sein.«

»Was Ihr da sagt, Madame, ist nicht völlig logisch; aber seid unbesorgt, haben wir Euch diesen doppelten Erfolg zu verdanken, so bin ich wie immer der Erste, der Euch seine

Glückwünsche darbringt.«

»Bei allem Dem staune ich nur,« sprach die Prinzessin, welche bereits an dem glücklichen Ereignisse, das sie erwartete, eine für den aristokratischen, den Grund ihres Charakters bildenden, Stolz verletzende Seite suchte, . . . »ich muß nur staunen, daß, ich nicht zuerst von dem, was vorgeht, unterrichtet werde; das ist eine unverzeihliche Unschicklichkeit. Wie sie der Herr Herzog von Larochevoucault immer begeht.«

»Ei! Madame,« sagte Lenet, »es fehlt und an Soldaten zum Streiten, und Ihr wollt noch, daß wir sie von ihren Posten entfernen, um sie zu Boten zu machen! Ach! verlangen wir nicht zu viel, und wenn und eine gute Kunde zukommt, so nehmen wir sie so, wie sie und Gott schickt, und fragen wir nicht, wie wir sie erhalten haben.«

Mittlerweile wuchs die Menge immer mehr an, denn die einzelnen Gruppen verbanden sich mit der Hauptgruppe, wie sich die Bäche mit einem Flusse vermischend. Unter dieser Hauptgruppe, welche aus etwa tausend Menschen bestehen mochte, erschien ein kleiner, ungefähr dreißig Mann starker, Kern von Soldaten, und mitten unter diesen dreißig Mann ein Gefangenen den die Soldaten gegen die Wuth des Volkes zu beschützen schienen.

»Tod! Tod!« schrie das Volk, »Tod dem Gouverneur von Branne!«

»Ah! Ah!« sagte die Prinzessin mit triumphierendem Lächeln, »es scheint offenbar, sie bringen einen Gefangenen, und dieser Gefangene ist der Gouverneur von Branne!«

»Ja,« versetzte Lenet; »aber seht, Madame, es scheint auch, der Gefangene läuft Gefahr, umgebracht zu werden. Hört Ihr die Drohungen, seht Ihr die wüthenden Geberden? Madame, sie werden die Soldaten überwältigen, sie werden ihn in Stücke zerreißen. Oh! die Tiger, sie riechen Fleisch und möchten gern Blut saufen.«

»Sie mögen saufen!« rief die Prinzessin mit der den Weibern, wenn ihre schlimmen Leidenschaften aufgereggt sind, eigenthümlichen Wildheit,, »sie mögen saufen, es ist das Blut eines Feindes.«

»Madame,« entgegnete Lenet, »bedenkt wohl, dieser Feind sieht unter dem Schutze der Ehre von Condé und überdies, wer sagt Euch, daß in diesem Augenblick Richon, unser braver Richon, nicht derselben Gefahr preisgegeben ist, wie dieser Unglückliche? Ah! sie sind auf dem Punkte, die Soldaten zu überwältigen; wenn sie ihn berühren, ist er verloren. Holla! zwanzig Mann,« rief Lenet, sich umwendend, -zwanzig bereitwillige Leute, um den Soldaten diese ganze Canaille zurücktreiben zu helfen. Wenn ein Haar von dem Haupte des Gefangenen fällt, seid Ihr mir mit dem Eurigen dafür verantwortlich.«

Bei diesen Worten stürzten zwanzig Musketiere den der Bürgergarde, den besten Familien von Bordeaux angehörend, wie ein Strom die Treppe hinab, durchbrachen die Menge mit Kolbenstößen und verbanden sich mit der Escorte; es war die höchste Zeit, einige Klauen, länger und schärfer als die andern, hatten bereite Fetzen von dem blauen Rocke des Gefangenen gerissen.

»Ich danke, meine Herren,« sagte der Gefangene, »denn Ihr habt es verhindert, daß mich diese Cannibalen verschlangen; das ist sehr wohl gethan. Teufel! wenn sie die Leute nur so fressen, so werden sie einen Tages die königliche Armee, sobald sie Eure Stadt stürmt, mit Haut und Haar aufspeisen.«

Und er zuckte die Achseln und lachte.

»Ah! das ist ein Tapferer,« rief die Menge als sie die vielleicht etwas geheuchelte, Ruhe des

Gefangenen wahrnahm, und wiederholte dabei den Scherz, der seiner Eitelkeit schmeichelte: »es ist ein wahrhaft Muthiger! Er hat keine Furcht. Es lebe der Gouverneur von Branne!«

»Meiner Treue, ja,« rief der Gefangene, den lebe der Gouverneur von Branne. Es wäre mir sehr angenehm; wenn er leben könnte.«

Die Wuth des Volkes verwandelte sich nun in in Bewunderung, und diese Bewunderung drückte sich alsbald in kräftigen Worten aus. Es folgte eine wahre Huldigung, auf das den Gouverneur von Branne, das heißt unsern Freund Cauvignac, bedrohende Märtyrthum.

Denn es war, wie unsere Leser wohl schon errathen haben, Cauvignac, der unter dem prunkhaften Namen eines Gouverneur von Branne auf eine so traurige Weise in die Hauptstadt der Guienne einzog.

So beschützt durch seine Wachen und durch seine Geistesgegenwart, wurde der Kriegsgefangene in das Haus des Präsidenten Lalasne gebracht, und während die eine Hälfte der Escorte das Gitter bewachte, von der andern vor die Prinzessin geführt.

Cauvignac trat stolz und ruhig in die Wohnung von Frau von Condé ein; es ist jedoch nicht zu leugnen, daß ihm das Herz unter diesem heldenmüthigen Anschein gewaltig schlug.

Trotz des Zustandes, in welchen die drängende Menge seinen schönen blauen Rock, seine goldenen Galonen und die Feder auf seinem Hute versetzt hatte, wurde er mit dem ersten Blick erkannt.

»Herr Cauvignac!« rief Lenet.

»Herr Cauvignac, Gouverneur von Branne,« fügte die Prinzessin bei; »ah! Mein Herr, das sieht ganz hübsch wie Verrath aus.«

»Was sagt Eure Hoheit?« fragte Cauvignac, welcher gar wohl begriff, daß er seine ganze Kaltblütigkeit und seinen ganzen Witz zu Hilfe rufen mußte: »Ich glaube sie hat das Wort Verrath ausgesprochen?«

»Ja, mein Herr, Verratht denn unter welchem Titel erscheint Ihr vor mir?«

»Unter dem Titel einen Gouverneur von Branne, Madame.«

»Ihr seht wohl, Verrath. Von wem ist Euer Bestallungsbrief unterzeichnet?«

»Von Herrn von Mazarin.«

»Verrath, doppelter Verrath; ich sagte es. Ihr seid Gouverneur von Branne und Eure Compagnie hat Vayres in die Hände des Feindes geliefert: der Titel war der Lohn für die That.«

Bei diesen Worten trat das tiefste Erstaunen auf dem Gesichte von Cauvignac hervor. Er schaute umher, als suchte er die Person, an welche diese Worte gerichtet wären, und ließ dann, durch die Augenscheinlichkeit überzeugt, daß er der Gegenstand der Anschuldigung der Prinzessin war, mit einer Geberde der Entmuthigung die Hände an seinen Hüften herabfallen.

»Meine Compagnie hat Vayres überliefert,« sagte er, »einen solchen Vorwurf macht mir Eure Hoheit?«

»Ja, mein Herr; stellt Euch, als ob Ihr es nicht wüßtet, spielt den Erstaunten; ja, Ihr seid ein guter Komödiant, wie es scheint; aber ich werde mich weder durch Eure Gesichter noch durch Eure Worte bethören lassen, so sehr sie auch mit einander im Einklang stehen mögen.«

»Ich heuchle nicht, Madame,« antwortete Cauvignac: »wie soll ich wissen, Hoheit, was in Vayres vorgefallen ist, da ich nie dort gewesen bin?«

»Ausflucht, nichts Anderes als Ausflucht.«

»Ich habe ans solche Worte nichts zu erwiedern, Madame, wenn nicht, daß Eure Hoheit mit mir unzufrieden zu sein scheint. Eure Hoheit halte es meinem offenherzigen Charakter zu gut, daß ich mir die Freiheit nehme, mich zu vertheidigen: ich glaubte eher mich über sie beklagen zu dürfen.«

»Ihr, mein Herr, Euch über mich beklagen?« rief die Prinzessin ganz erstaunt über eine solche Keckheit.

»Allerdings, Madame,« antwortete Cauvignac, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen: »auf Euer Wort und auf das des hier gegenwärtigen Herrn Lenet, rekrutiere ich eine Compagnie Braver, ich gehe gegen sie um so heiligere Verbindlichkeiten ein, als diese beinahe insgesamt auf das Ehrenwort gestellt waren. Und nun, da ich komme und von Eurer Hoheit die versprochene Summe verlange . . . eine Erbärmlichkeit, dreißig oder vierzig tausend Livres, bemerkt wohl, nicht für mich bestimmt, sondern für die neuen Vertheidiger, die ich den Herren Prinzen angeworben hatte, weist mich Eure Hoheit ab, ja, sie weist mich ab; ich berufe mich auf Herrn Lenet.«

»Das ist wahr,« sagte Lenet, »als sich der Herr einfand, hatten wir kein Geld.«

»Konntet Ihr nicht ein paar Tage warten? Hing Eure Treue und die Eurer Leute von der Stunde ab?«

»Ich wartete so lange, als es Herr von Larochevoucault selbst von mir forderte, das heißt acht Tage. Nach Ablauf dieser acht Tage erschien ich abermals; diesmal völlige Weigerung; ich berufe mich wieder auf Herrn Lenet.«

Die Prinzessin wandte sich gegen den Rath, ihre Lippen waren zusammengepreßt und ihre Augen schleuderten Blitze unter ihrer gerunzelten Stirne hervor.

»Leider muß ich gestehen erwiederte Lenet, »daß das, was dieser Herr sagt, genau der Wahrheit entspricht.«

Cauvignac richtete sich triumphierend hoch auf.

»Nun, Madame,« fuhr er fort, »man hatte ein Intrigant unter diesen Umständen gethan? Ein Intrigant würde sich und seine Leute an die Königin verkauft haben. Ich, der ich die Intrigue verabscheue, ich habe die Compagnie jedem Mann sein Ehrenwort zurückgebend entlassen, und allein vereinzelt, in einer völligen Neutralität das gethan, was Salomo der Weise im Zweifel thun heißt: ich habe mich jeder Handlung enthalten.«

»Aber Eure Soldaten, mein Herr, Eure Soldaten!« rief die Prinzessin wüthend.

»Madame,« antwortete Cauvignac, »da ich weder König noch Prinz, sondern nur Kapitän bin, da ich weder Unterthanen noch Vasallen habe, so nenne ich meine Soldaten nur die Soldaten, welche ich bezahle; weil aber die meinigen, wie Euch Herr Lenet bestätigt hat, durchaus nicht bezahlt wurden, so betrachteten sie sich als frei. Da werden sie sich nun gegen ihren neuen Chef gekehrt haben. Was ist zu machen? Ich gestehe, ich weiß es nicht.«

»Aber Ihr, Herr, der Ihr die Partei des Könige ergriffen habt, was könnt Ihr sagen? Eure Neutralität habe Euch bedrückt?«

»Nein, Madame; aber meine Neutralität schien, so unschuldig sie auch war, den Parteigängern Seiner Majestät verdächtig. An einem schönen Morgen wurde ich im Wirthause *zum Goldenen Kalb*, auf der-Straße von Libourne, verhaftet und vor die Königin geführt.«

»Und da habt Ihr mit ihr unterhandelt?«

»Madame,« antwortete Cauvignac, »ein Mann von Gemüth hat sehr empfindliche Stellen, an

denen ihn die Zartheit eines Fürsten zu fassen vermag. Mein Inneres war verwundet; man hatte mich von einer Partei zurückgestoßen, der ich blindlings mit dem ganzen Feuer, mit dem ganzen Vertrauen der Jugend beigetreten war. Ich erschien vor der Königin zwischen zwei Soldaten, welche mich zu tödten bereit waren; ich erwartete Vorwürfe, Schmähungen, den Tod; denn ich hatte wenigstens der Absicht nach den Prinzen gedient; aber gerade das Gegentheil . . . statt mich zu bestrafen, mir die Freiheit zu rauben, mich in ein Gefängniß zu schicken, das Schaffot besteigen zu lassen, sagte diese große Fürstin zu mir:

»»Braver, aber irregeleiteter Mann, ich kann mit einem Worte Deinen Kopf fallen machen, aber Du siehst, man ist dort undankbar gegen Dich gewesen, hier wird man dankbar sein; Du wirst im Namen der heiligen Anna, meiner Patronin, fortan unter den Meinigen zählen. Meine Herren,« fuhr sie, sich an meine Wachen wendend fort, »»achtet diesen Officier, denn ich habe seine Verdienste schätzen gelernt, und ich mache ihn zu Eurem Anführer. Und Euch,« fügte sie sich noch einmal an mich wendend bei: »»Euch mache ich zum Gouverneur von Branne; so rächt sich eine Königin von Frankreich.««

»Was könnte ich antworten?« fuhr Cauvignac, seine, natürliche Stimme und Geberde wieder annehmend, fort, nachdem er auf eine halb komische, halb sentimentale Weise die Stimme und Geberde von Anna von Oesterreich nachgeahmt hatte, »nichts. Ich war in meinen theuersten Hoffnungen verletzt, ich war in der völlig uneigennütigen Ergebenheit verletzt, die ich Eurer Hoheit zu Füßen zu legen die Ehre gehabt hatte, Eurer Hoheit, der ich, ich erinnere mich dessen mit Freuden, in Chantilly einen kleinen Dienst zu leisten im Stande gewesen bin. Ich habe es gemacht wie Coriolan, ich bin unter das Zelt der Volsker getreten.«

Diese mit einer dramatischen Stimme und einer majestätischen Geberde gesprochene Rede brachte eine große Wirkung auf die Anwesenden hervor, Cauvignac entging sein Triumph nicht, indem er die Prinzessin vor Wuth erleichen sah.

»Aber wem seid Ihr denn endlich treu?« fragte sie.

»Demjenigen, welche die Zartheit meines Benehmens zu schützen wissen,« antwortete Cauvignac.

»Gut, Ihr seid mein Gefangener.«

»Ich habe die Ehre, Madame; doch ich hoffe, Ihr werdet mich als Edelmann behandeln. Allerdings bin ich Euer Gefangener, aber ohne gegen Eure Hoheit gekämpft zu haben; ich begab mich mit meinem Gepäck nach meinem Gouvernement, als ich einer Abtheilung Eurer Soldaten in die Hände fiel, die mich verhaftete. Ich dachte nicht einen Augenblick daran, meinen Rang oder meine Gesinnung zu verheimlichen, und verlange daher, ich wiederhole es, nicht nur als Edelmann, sondern auch als Oberofficier behandelt zu werden.«

»Es soll geschehen, mein Herr,« antwortete die Prinzessin, »Ihr habt die Stadt als Gefängniß, nur müßt Ihr auf Euer Ehrenwort schwören, daß Ihr dieselbe nicht zu verlassen suchen werdet.«

»Madame, ich werde Allen schwören, was Eure Hoheit fordert.«

»Gut; Lenet, laßt dem Herrn die Formel geben, wir wollen seinen Schwur empfangen.«

Lenet diktierte die Worte des Eides, den er Cauvignac nach leisten lassen sollte. Cauvignac hob die Hand auf und schwur feierlich, die Stadt nicht eher zu verlassen, als bis die Prinzessin ihn seines Eides entbunden hatte.

»Nun entfernt Euch,« sagte die Prinzessin: »aber wir verlassen uns auf Eure Redlichkeit als Edelmann und ans Eures Ehre als Soldat.«

Cauvignac ließ sich das nicht zweimal sagen; er verbeugte sich und ging ab; aber während seines Abgangs hatte er Zeit, eine Geberde von Lenet aufzufassen, welche bedeutet:

»Madame, er hat Recht und wir haben Unrecht; so geht es, wenn man in der Politik knistert.«

Lenet, der jedes Verdienst zu schützen wußte, hatte allerdings die ganze Feinheit des Charakters von Cauvignac erkannt, und gerade weil er sich in keinem Punkte durch die Scheingründe, welche dieser angegeben, bethören ließ, bewunderte er, wie sich der Gefangene aus einer der schlimmsten Lagen zu ziehen wußte, in der sich ein Ueberläufer befinden kann.

Cauvignac aber ging sehr nachdenkend, das Kinn in der Hand, die Treppe hinab und sagte mit sich selbst sprechend:

»Nun handelte es sich darum, meine hundert und fünfzig Mann gegen etwa hunderttausend Livres abermals an sie zu verkaufen, was gar wohl möglich ist, da der gescheite und ehrenwerthe Ferguzon vollkommene Freiheit für sich und die Seinigen erhalten hat. Ich werde sicherlich früher oder später Gelegenheit dazu finden. Schön, schön,« fuhr Cauvignac ganz getröstet fort, »ich sehe, daß ich, indem ich mich fangen ließ, kein so schlechtes Geschäft gemacht habe, als ich Anfange glaubte.«

VII.

Nun wollen wir einen Schritt zurück machen und die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die ihnen nur unvollständig bekannten Ereignisse lenken, welche sich in Vayres zugetragen hatten.

Nach einigen nur so furchtbareren Stürmen, als der General der königlichen Truppen mehr Leute opferte, um weniger Zeit zu verlieren, waren die Außenwerke genommen worden; aber die braven Vertheidiger dieser Werke zogen sich, nachdem sie das Terrain Fuß für Fuß streitig gemacht hatten und das Schlachtfeld mit Todten bestreut war, durch den bedeckten Weg zurück und stellten sich in Vayres fest. Herr de La Meilleraye verleugnete sich nun nicht, daß er, wenn er fünf bis sechshundert Mann verloren hatte, um einen schlechten, von einer Palissade überragten Erdwall zu erobern, sechsmal so viel Verlieren würde, um ein Fort zu nehmen, das von guten Mauern umgeben war und von einem Manne vertheidigt wurde, dessen strategische Kenntnisse und militärischen Muth er auf seine Kosten schätzen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Man war also entschlossen, Laufgräben zu eröffnen und eine regelmäßige Belagerung zu machen, als man die Vorhut der Armee des Herzogs von Epernon erblickte, welche sich mit dem Heere des Herrn de La Meilleraye verband, wodurch die königlichen Streitkräfte verdoppelt wurden. Dies änderte völlig die Gestalt der Dinge. Man unternimmt mit vierundzwanzig tausend Mann, was man mit zwölftausend nicht zu unternehmen wagt. Der Sturm wurde auf den andern Tag beschlossen.

An der Unterbrechung der Laufgraben Arbeiten, an den neuen Vorkehrungen, die man traf, und besondere bei dem Anblick der eingetroffenen Verstärkung erkannte Richon, daß es die Absicht war, ihn ohne Unterlaß zu bedrängen, und einen Sturm für den andern Tag ahnend, versammelte er seine Leute, um ihre Stimmung zu beurtheilen, an welcher zu zweifeln er übrigens nach der Art und Weise, wie sie bei der Vertheidigung der ersten Schanzen zu Werke gegangen waren, keine Ursache hatte.

Er erstaunte auch im höchsten Grade, als er die neue Haltung der Garnison wahrnahm. Seine Leute warfen einen düstern, unruhigen Blick auf das königliche Heer, und ein dumpfes Murren machte sich aus ihren Reihen hörbar.

Richon verstand keinen Spaß unter den Waffen, und besondere keinen Spaß dieser Art.

»Holla! wer murret?« sagte er, sich nach der Seite umwendend, wo das mißbilligende Getöse am deutlichsten gewesen war.

»Ich,« erwiderte ein Soldat, der mehr Keckheit besaß, als die anderen.

»Du!«

»Ja, ich.«

»Dann komm hierher und antworte.«

Der Soldat trat aus Reihe und Glied und näherte sich seinem Chef.

»Was fehlt Dir, daß Du Dich beklagst?« fragte Richon, die Arme kreuzend und den Soldaten fest anschauend.

»Was Mir fehlt?«

»Ja, was Dir fehlt? Haft Du Deine Brodration?«

»Ja, Commandant.«

»Deine Fleischration?«

»Ja, Commandant.«

»Deine Weinration?«

»Ja, Commandant.«

»Bist Du schlecht quartiert?«

»Nein.«

»Hast Du einen Soldrückstand zu fordern?«

»Nein.«

»Dann sprich: was wünschst Du, was willst Du und was bedeutet dieses Gemurre?«

»Es bedeutet, daß wir uns gegen unsern König schlagen, was für einen französischen Soldaten hart ist.«

»Du bedauerst also, nicht im Dienste Seiner Majestät zu sein?«

»Bei Gott, ja.«

»Und Du wünschst mit Deinem König wiedervereinigt zu werden?«

»Ja,« sagte der Soldat, der durch die Ruhe von Richon getäuscht glaubte, die Sache würde sich mit der einfachen Ausschließung aus den Condé'schen Reihen endigen.

»Es ist gut,« sprach Richon, den Mann bei seinem Wehrgehänge ergreifend; »da ich aber die Thore geschlossen habe, so mußst Du den einzigen Weg nehmen, der Dir übrig bleibt.«

»Meinen?« fragte der Soldat erschrocken.

»Diesen,« erwiderte Richon, hob ihn mit seinen herculischen Armen auf und schlenderte ihn über die Brustwehre.

Der Soldat stieß einen Schrei aus und fiel in den Graden, der zu seinem Glück mit Wasser gefüllt war.

Ein finsternes Schweigen erfolgte auf diese kräftige Handlung. Richon glaubte die Meuterei gedämpft zu haben, wandte sich wie ein kühner Spieler, welcher Alles für Alles einsetzt, gegen seine Leute um und sagte:

»Wenn noch mehr Parteigänger des Königs da sind, so mögen sie sprechen, und man wird sie nach ihrem Belieben hinauslassen.«

Etwa hundert Soldaten riefen:

»Ja, ja! wir sind Parteigänger des Königs und wollen hinaus.«

»Ah! Ah!« erwiderte Richon, der nun Begriff, daß es sich nicht um eine einzelne Meinung, sondern um einen allgemeinen Aufruhr handelte. »Ah! das ist etwas Anderes. Ich glaubte, es wäre nur ein Meuterer hier, und sehe nun, daß ich es mit fünf hundert Feigen zu thun habe.«

Richon hatte Unrecht, die Gesamtheit anzuklagen: es hatten nur etwa hundert Mann gesprochen, die Uebrigen waren still geblieben; aber der Rest murrte nun in die Anschuldigung der Feigheit mitverfochten ebenfalls.

»Stille,« sagte Richon, »wir wollen nicht Alle zu gleicher Zeit sprechen; ein Officier, wenn ein Officier vorhanden ist, der an seinem Eide zum Verräther werden will, führe das Wort für Alle; er, das schwöre ich, kann ungestraft sprechen.«

Ferguzon trat nun einen Schritt vor, begrüßte seinen Commandanten mit ausgezeichneter Höflichkeit und sprach:

»Commandant, Ihr hört den Wunsch der Garnison. Ihr kämpft gegen Seine Majestät unsern König; die Mehrzahl von uns war aber nicht davon in Kenntniß gesetzt, daß man uns anwarb, um gegen einen solchen Feind Krieg zu führen. Einer von den hier anwesenden Braven, dem man in seiner Gesinnung Gewalt angethan, hatte mitten im Sturme sich in der Richtung seiner Muskete täuschen und Euch eine Kugel vor den Kopf jagen können; aber wir sind wahre Soldaten und keine Feige, wie Ihr mit Unrecht gesagt habt. Hört also die Ansicht meiner Gefährten, so wie die meinige. Gebt uns dem König zurück, oder wir werden uns selbst zurückgeben.«

Diese Rede wurde mit einem allgemeinen Hurrah aufgenommen, welches bewies, daß die von dem Lieutenant ausgedrückte Meinung, wenn auch nicht die der ganzen Garnison, doch wenigstens die der Mehrzahl bildete. Richon begriff, daß er verloren war.

»Ich kann mich nicht allein vertheidigen,« sagte er, »und will mich nicht ergeben. Da mich meine Soldaten verlassen, so mag Einer für sie unterhandeln, wie es ihm beliebt und wie es ihnen beliebt, aber dieser Eine werde ich nicht sein. Wenn nur die paar Braven, welche mir treu geblieben sind, vorausgesetzt, es finden sich solche, mit dem Leben davon kommen, . . . mehr verlange ich nicht. Sprecht, wer wird der Unterhändler sein?«

»Ich, mein Commandant, wenn Ihr wollt und wenn mich meine Gefährten mit ihrem Vertrauen beeren.«

»Ja, ja, der Lieutenant Ferguzon! der Lieutenant Ferguzon!« riefen fünfhundert Stimmen, unter denen man die Barrabas und Carrotel unterscheiden konnte..

»Ihr also, mein »Herr,« sprach Richon. »Ihr möget frei in Vayres aus und eingehen.«

»Und Ihr habt mir keine besondere Instructionen zu geben, mein Commandant?« fragte Ferguzon.

»Die Freiheit für meine Leute.«

»Und für Euch?«

»Nichts.«

Eine solche Verleugnung hätte verirrte Menschen zurückgebracht; aber sie waren nicht nur verirrt, sie waren verkauft.

»Ja! Ja! die Freiheit für uns!« riefen sie.

»Seid unbesorgt, Commandant,« sprach Ferguzon, »ich werde Euch in der Capitulation nicht vergessen.«

Richon lächelte traurig, guckte die Achseln, ging in seine Wohnung zurück und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Ferguzon begab sich sogleich zu den Royalisten. Herr de La Meilleraye wollte indessen nichts ohne das Gutheißen der Königin thun, die Königin aber hatte, um, wie sie sagte, nicht mehr der Schmach des Heeres beizuwohnen, das kleine Haus von Nanon verlassen und ihr Quartier in dem Stadthanse von Libourne genommen.

Der Marschall gab deshalb Ferguzon zwei Soldaten zur Bewachung, stieg zu Pferde und eilte nach Libourne. Er fand Herrn von Mazarin, dem er eine große Neuigkeit mitzutheilen glaubte; aber bei den ersten Worten des Marschalls trat ihm der Minister mit seinem gewöhnlichen Lächeln entgegen und sagte:

»Wir wissen Alles, Herr Marschall, die Sache ist gestern Abend in Ordnung gekommen. Unterhandelt mit dem Lieutenant Ferguzon, aber macht Euch für Herrn Richon nur mit Eurem Worte verbindlich.«

»Wie, nur mit meinem Worte?« entgegnete der Marschall; »ist mein Wort verpfändet, so gilt es hoffentlich so viel als eine Handschrift.«

»Thut es immerhin, Herr Marschall: ich habe von Seiner Heiligkeit besondere Indulgenzen, welche mir gestatten, die Leute ihres Eides zu entbinden.«

» Es ist möglich,« sprach der Marschall; » aber diese Indulgenzen gehen die Marschälle von Frankreich nichts an.«

Mazarin lächelte und bedeutete dem Marschall durch ein Zeichen, er könnte nach dem Lager zurückkehren.

Der Marschall kam brummend zurück, gab Ferguzon einen geschriebenen Schirmbrief für sich und seine Leute, und verpfändete sein Wort in Beziehung auf Richon. Zwei Stunden nachher, als Richon bereits von seinen Fenstern aus die Verstärkung erblickte, die ihm von Ranailly zugeführt wurde, trat man in sein Zimmer und verhaftete ihn im Namen der Königin.

Im ersten Augenblick prägte sich eine große Zufriedenheit auf dem Antlitz des braven Commandanten aus; blieb er frei, so konnte Frau von Condé den Verdacht des Verrathes gegen ihn hegen; war er gefangen, so bürgte gerade seine Gefangenschaft für ihn.

In dieser Hoffnung blieb er zurück, statt sich mit den Andern zu entfernen.

Man begnügte sich aber nicht damit, daß man ihm den Degen nahm, wie er Anfangs erwartet hatte, sondern sobald er entwaffnet war, warfen sich vier Mann, die ihn am Thore erwarteten, auf ihn und banden ihm die Hände auf den Rücken.

Richon setzte dieser unwürdigen Behandlung nur die Ruhe und Resignation eines Märtyrers entgegen. Er war eine von den kraftvollen Seelen, den Vorfahren der Volkshelden des 18ten und 19ten Jahrhunderts.

Richon wurde nach Libourne gebracht und vor die Königin geführt, welche ihn hochmüthig vom Scheitel bis zur Zehe maß, vor den König, der ihn mit einem wüthenden Blick niederschmetterte, vor Herrn von Mazarin, welcher zu ihm sagte:

Ihr habt ein hohes Spiel gespielt, Herr Richon.«

»Und ich habe verloren, nicht wahr, Monseigneur? Nun fragt es sich nur noch, um was wir spielen.«

»Ich fürchte, Ihr habt um Euren Kopf gespielt,« erwiderte Mazarin.

»Man melde Herrn von Epernon, daß ihn der König sehen will,« sagte Anna von Oesterreich. »Dieser Mensch aber hat hier sein Urtheil zu erwarten.«

Und mit stolzer Verachtung sich zurückziehend, verließ sie das Zimmer, dem König die Hand reichend und gefolgt von Mazarin und den Höflingen.

Herr von Epernon war wirklich vor einer-Stunde eingetroffen, aber der verliebte Greis konnte sich nicht enthalten, vor allen Andern Nanon zu besuchen. Im Herzen der Guienne war ihm zu Ohren gekommen, wie schön Canolles die Insel Saint-George vertheidigt hatte, und als ein Mann voll Vertrauen zu seiner Geliebten machte er Nanon Complimente über das Benehmen ihres theuren Bruders, dessen Physiognomie übrigens, wie er sehr naiv Bemerkte, weder so viel Adel, noch so viel Muth ankündige.

Nanon hatte etwas Anderes zu thun, als innerlich über die Fortsetzung dieses Quiproquo zu lachen. Es handelte sich in diesem Augenblick nicht nur um ihr eigenes Glück, sondern auch um die Freiheit ihres Geliebten. Nanon war so rasend in Canolles verliebt, daß sie an den Gedanken einer Untreue von seiner Seite nicht glauben wollte, obgleich sich derselbe sehr oft in ihrem

Innern regte. In seiner Sorge, sie zu entfernen, hatte sie nur eine zärtliche Theilnahme erblickt; sie hielt ihn für gefangen durch Gewalt, sie beweinte ihn und sie sehnte sich nach dem Augenblick, wo sie ihn mit Hilfe von Herrn von Epernon befreien könnte.

Sie hatte auch durch zehn Briefe, die sie an den Herzog schrieb, mit aller Gewalt seine Rückkehr beschleunigt.

Endlich kam er an und Nanon trug ihm ihre Bitte in Betreff ihres angeblichen Bruders vor, welchen sie sobald als möglich den Händen seiner Feinde, oder vielmehr denen den Frau von Cambes entziehen wollte, denn sie glaubte, Canolles laufe keine andere Gefahr, als die, sich immer mehr in die Vicomtesse zu verlieben.

Aber diese Gefahr war für Nanon eine Todesgefahr. Sie bat daher Herrn den Epernon mit aufgehobenen Händen um Befreiung ihres Bruders.

»Das kommt vortrefflich,« erwiderte der Herzog, »ich habe so eben erfahren, daß der Gouverneur den Vayres sich hat gefangen nehmen lassen. Nun, man wechselt ihn gegen den braven Canolles aus.

»Oh! das ist eine Gnade des Himmels, mein theurer Herzog,« rief Nanon.

»Ihr liebt diesen Bruder also ungemein, Nanon?«

»Oh! mehr als mein Leben.«

»Wie seltsam, daß Ihr nie von ihm sprachtet, vor jenem Abend, wo ich so albern war . . .«

»Also Herr Herzog?« unterbrach ihn Nanon.

»Ich schicke den Gouverneur von Vayres an Frau von Condé zurück, die uns dafür Canolles gibt; das kommt im Krieg jeden Tag vor und ist eine ganz einfache Auswechslung.«

»Ja, aber wird Frau von Condé Herrn den Canolles nicht höher schätzen, als einen einfachen Officier?«

»Wohl, dann schickt man ihr statt eines Officiers zwei, drei; kurz man ordnet die Sache so, daß Ihr zufrieden sein werdet, meine Schönste, und wenn unser braver Commandant der Insel Saint-George nach Libourne kommt, bereiten wir ihm einen Triumph.«

Nanon war außer sich der Freude. Wieder in den Besitz den Canolles zu gelangen, das war der glühende Traum aller ihrer Stunden. Was Herr den Epernon sagen würde, wenn er wahrnehme, wer dieser Canolles wäre, darum kümmerte sie sich wenig. Wäre Canolles einmal gerettet, so wurde sie ihm eröffnen, er sei ihr Geliebter, sie würde es ganz laut aussprechen, sie würde es aller Welt sagen!

So standen die Dinge, als der Bote der Königin eintrat.

»Seht,« sagte der Herzog, »das geht ganz erwünscht; ich begeben mich zu der Königin und bringe das Auswechslungs-Carden zurück.«

»Somit kann mein Bruder hier sein? . . .«

»Vielleicht morgen.«

»Geht,« rief Nanon, »und verliert keine Minute. «Oh! morgen, morgen,« fügte sie ihre Arme mit einem bewunderungswürdigen Ausdruck des Gebetes zum Himmel erhebend bei. »Morgen, Gott wolle es!«

»Ah! welch ein Herz!« murmelte Herr von Epernon, während er sich entfernte.

Als der Herzog von Epernon in das Zimmer der Königin trat, biß sich Anna von Oesterreich, roth vor Zorn, in ihre dicken Lippen, welche die Bewunderung ihrer Höflinge bildeten, gerade

weil sie der mangelhafte Punkt ihres Gesichtes waren. Herr von Epernon, ein galanter, an das Lächeln der Damen gewöhnter Mann, wurde wie ein meuterischer Bordelese empfangen.

Der Herzog schaute die Königin erstaunt an: sie hatte seinen Gruß nicht erwidert und betrachtete ihn mit gerunzelter Stirne von der Höhe ihrer königlichen Majestät herab.

»Ah! ah, Ihr seid es,« sagte sie endlich, nachdem sie eine Zeit lang geschwiegen hatte; »kommt hierher, daß ich Euch mein Compliment über die Art und Weise mache, wie Ihr die Aemter in Eurem Gouvernement besetzt.«

»Was habe ich denn gethan, Madame.« fragte der Herzog voll Verwunderung, »und was ist denn geschehen?«

Es ist zum Gouverneur von Vayres ein Mann ernannt worden, der mit seinen Kanonen nach dem König geschossen hat; . . . mehr nicht.«

»Von mir, Madame?« rief der Herzog; »Eure Majestät irrt sich offenbar. Ich habe den Gouverneur von, Vayres nicht ernannt, wenigstens nicht, daß ich wüßte.«

Herr von Epernon nahm etwas zurück, weil ihm sein Gewissen zum Vorwurf machte daß er nicht immer allein ernannte.

»Ah! das ist etwas Neues,« entgegnete die Königin; »Herr Richon ist *vielleicht* nicht von Euch ernannt worden?«

Und sie legte einen äußerst boshaften Nachdruck auf das Wort *vielleicht*.

Vertraut mit dem Talente von Nanon, die Menschen mit den Aemtern passend zusammenzufügen, beruhigte sich der Herzog sogleich und sprach:

»Ich erinnere mich nicht, Herrn Richon ernannt zu haben; aber wenn ich ihn ernannt habe, so muß Herr Richon ein guter Diener den Königs sein.«

»In der That,« versetzte die Königin, »Herr Richon ist Eurer Meinung nach ein guter Diener den Königs; Pest! welch ein Diener, . . . er tödtet uns in weniger als drei Tagen fünfhundert Mann.«

»Madame,« sprach der Herzog sehr unruhig, »wenn es sich so verhält, so muß ich gestehen, daß ich Unrecht habe. Aber ehe ich mich der Verurtheilung unterziehe, laßt mich den Beweis erlangen, daß ich ihn ernannte. Diesen Bewein will ich suchen.«

Die Königin machte eine Bewegung, um den Herzog zurückzuhalten, aber sie besann sich wieder eines Andern und antwortete:

»Geht, und wenn Ihr mir Euren Beweis gebracht habt, so werde ich Euch den meinigen geben.«

Herr von Epernon lief eilig weg und begab sich ohne anzuhalten zu Nanon.

»Nun,« rief sie, »bringt Ihr mir das Auswechslungs-Cartei, mein theurer Herzog?«

»Oh! ja, es handelt sich wohl darum! antwortete der Herzog. »Die Königin ist wüthend.«

»Und woher rührt die Wuth Ihrer Majestät?«

»Davon, daß Herr Richon von Euch oder von mir zum Gouverneur von Vayres ernannt worden ist, und daß nun dieser Gouverneur, welcher sich wie ein Löwe vertheidigt haben muß, fünfhundert Mann getödtet hat.«

»Herr Richon!« wiederholte Nanon, »ich weiß nichts davon.«

»Der Teufel soll mich holen, ich auch nicht.«

»Dann erwidert keck der Königin, sie täusche sich.«

»Aber sprecht, täuscht Ihr Euch nicht vielleicht?«

»Wartet, ich will mir nichts vorzuwerfen haben und werde es Euch sagen.«

Nanon ging in ihr Arbeitscabinet und schlug in ihrem Geschäftsregister bei dem Buchstaben R. nach; er war rein von jedem an Richon verliehenen Patente.

»Ihr könnt Euch wieder zu der Königin begeben,« sagte sie zurückkehrend, »und ihr kühn entgegnete, sie irre sich.«

Herr von Epernon machte nur einen Sprung von der Wohnung von Nanon bis zum Stadthause.

»Madame,« sprach er stolz bei der Königin eintretend, »ich bin unschuldig an dem Verbrechen, das man mir aufbürdet. Die Ernennung von Herrn Richon rührt von den Ministern Eurer Majestät her.«

»Dann unterzeichnen meine Minister Epernon,« erwiderte die Königin mit scharfem Tone.

»Wie so?«

»Allerdings, da sich diese Unterschrift auf dem Patente von Herrn Richon findet.«

»Unmöglich, Madame,« entgegnete der Herzog mit dem abnehmenden Tone eines Menschen, der an sich selbst zu zweifeln anfängt.

Die Königin zuckte die Achseln.

»Unmöglich!« sagte sie. Wohl, so leset.«

Und sie nahm ein auf dem Tische liegenden Patent und gab es dem Herzog.

Herr von Epernon ergriff das Patent, durchlief es mit gierigen Blicken, untersuchte jede Falte des Papiers, jeden Wort, jeden Buchstaben, und war ganz bestürzt: eine furchtbare Erinnerung durchzuckte seinen Geist.

»Kann ich diesen Herrn Richon sehen?« fragte er.

»Nichts leichter,« antwortete die Königin; »ich habe ihn in dem Zimmer nebenan warten lassen, um Euch dieses Vergnügen zu bereiten.«

Dann sich gegen die Wachen umwendend, welche ihrer Befehle an der Thüre harreten:

»Man führe den Elenden herein.«

Die Wachen gingen hinaus, und einen Augenblick nachher wurde Richon mit gebundenen Händen und bedecktem Kopfe eingeführt. Der Herzog schritt auf ihn zu und heftete auf den Gefangenen einen Blick, den dieser mit seiner gewöhnlichen Würde aushielt. Da er seinen Hut auf dem Kopfe hatte, so warf ihn einer von den Wachen mit verkehrter Hand auf den Boden.

Diese Beleidigung brachte nicht die geringste Bewegung auf Seiten des Gouverneur von Vayres hervor.

»Legt ihm einen Mantel auf die Schultern, bindet ihm eine Maske vor das Gesicht,« sagte der Herzog, »und gebt mir eine angezündete Kerze.«

Sogleich vollzog man die zwei ersten Befehle. Die Königin betrachtete mit Erstaunen diese seltsamen Vorbereitungen. Der Herzog ging im Kreise um den maskierten Richon, beschaute ihn mit der größten Aufmerksamkeit, suchte alle seine Erwartungen zu beleben und schien noch zu zweifeln.

»Bringt mir die verlangte Kerze,« sagte er; »diese Probe wird meine Zweifel lösen.«

Man brachte die Kerze. Der Herzog näherte das Patent dem Lichte, und bei der Wärme der Flamme erschien ein mit sympathetischer Dinte unter die Unterschrift gezeichnetes doppeltes Kreuz auf dem Papier.

Bei diesem Anblick erheiterte sich die Stirne des Herzogs und er rief:

»Madame, dieses Patent ist allerdings von mir unterzeichnet, aber es war weder für Herrn Richon, noch für einen Andern bestimmt, sondern ist mir von diesem Menschen in einer Art von Hinterhalt ausgepreßt worden; doch ehe ich dieses Blanquett aus Meinen Händen gab, hatte ich auf das Papier ein Zeichen gemacht, das Eure Majestät darauf sehen kann, und dieses Zeichen dient als schlagender Beweis gegen den Schuldigen. Schaut.«

Die Königin nahm gierig das Papier und beschaute es, während ihr der Herzog die Marke mit dem Ende des Fingers zeigte.

»Ich verstehe kein Wort von der Anschuldigung, die Ihr gegen Mich vorbringt,« sagte Richon ganz einfach.

»Wie,« rief der Herzog, »Ihr wäret nicht der verlarvte Mann, dem ich dieses Papier auf der Dordogne zugespielt habe?«

»Ich habe vor diesem Tage nie mit Eurer Herrlichkeit gesprochen, ich bin nie verlarvt auf der Dordogne gewesen,« antwortete Richon mit kaltem Tone.

»Wäret Ihr es nicht, so war es ein von Euch abgesandter Mann, der an Eurer Stelle erschien.«

»Es würde mich nichts nützen, wollte ich die Wahrheit verbergen,« sagte Richon stets mit derselben Ruhe; »dieses Patent, Herr Herzog, habe ich den der Frau Prinzessin von Condé aus den Händen des Herrn Herzogs von Larochefoucault erhalten; es war mit meinem Namen und Vornamen von Herrn Lenet, dessen Handschrift Ihr vielleicht kennt, ausgefüllt. Wie das Patent in die Hände der Frau Prinzessin gelangte, auf Welche Weise Herr von Larochefoucault Besitzer desselben war, an welchem Orte mein Name und mein Vorname von Herrn Lenet auf dieses Papier geschrieben wurden, ist mir völlig unbekannt, kümmert mich sehr wenig und geht mich nichts an.«

»Ah! Ihr glaubt?« versetzte der Herzog mit höhnischem Tone.

Und sich der Königin nähernd, erzählte er dieser eine ziemlich lange Geschichte, welcher Anna von Oesterreich ihre ganze Aufmerksamkeit schenkte: es war die Angeberei von Cauvignac und das Abenteuer auf der Dordogne; als Frau begriff die Königin vollkommen die Regung der Eifersucht des Herzogs.

Sobald er geendigt hatte, sagte sie:

»Das ist nur eine Schändlichkeit einem Hochverrathe beigelegt; wer kein Bedenken trug, auf seinen König zu feuern, konnte auch das Geheimniß einer Frau verkaufen.«

»Was Teufels sprechen sie da?« murmelte Richon, die Stirne faltend, denn ohne genug zu hören, um die Unterredung zu verstehen, hörte er doch hinreichend, um zu errathen, daß seine Ehre gefährdet war; überdies verhießen ihm die flammenden Augen der Königin und des Herzogs nichts Gutes, und so muthig auch der Commandant von Vayres war, so beunruhigte ihn doch diese doppelte Drohung, obgleich man auf seinem mit verachtender Ruhe bewaffneten Antlitz unmöglich auch nur entfernt wahrnehmen konnte, was in seinem Innern vorging.

»Man muß ihm sein Urtheil fällen,« sagte die Königin. »Versammelt mir einen Kriegsrath, wobei Ihr den Vorsitz führt, Herr Herzog von Epernon. Wählt Eure Beisitzer, und dann rasch zu Werke gegangen.«

»Madame,« sagte Richon, »es ist kein Kriegsrath zu versammeln, kein Urtheil zu fällen. Ich bin Gefangener auf das Wort des Herrn Marschalls de La Meilleraye; ich bin freiwilliger Gefangener, denn ich konnte Vayres mit meinen Soldaten verlassen, ich konnte vor oder nach

ihrem Abgange fliehen und habe es nicht gethan.«

»Ich verstehe mich nicht aus solche Angelegenheiten,« sagte die Königin aufstehend, um sich in einen anstoßenden Saal zu begeben; »habt Ihr gute Gründe, so macht sie vor den Richtern geltend. Solltet Ihr hier nicht bequem Sitzung halten können, Herr Herzog?«

»Ja, Madame,« antwortete dieser; und er wählte zwölf Officiere im Vorzimmer und bildete aus der Stelle das Tribunal.

Richon fing an zu begreifen: die improvisierten Richter nahmen ihre Plätze; der Rapporteur fragte ihn nach seinem Namen, nach seinem Vornamen und seiner Eigenschaft.

Richon beantwortete diese drei Fragen.

»Ihr seid des Hochverraths angeklagt, indem Ihr mit Kanonen auf die Soldaten des Königs geschossen hab,« sagte der Rapporteur; »gesteht Ihr Euch dieses Verbrechens schuldig gemacht zu haben?«

»Leugnen hieße die Augenscheinlichkeit ableugnen; ja mein Herr, ich habe gegen die Soldaten des Königs geschossen.«

»Kraft welches Rechtes?«

»Kraft des Kriegsrechtes, kraft desselben Rechtes, auf das unter ähnlichen Umständen Herr von Condé, Herr von Beaufort, Herr von Elboeuf und so viele Andere sich berufen haben.«

»Dieses Recht besteht nicht, mein Herr, denn es ist nichts Anderes, als Aufruhr.«

»Kraft dieses Rechtes hat jedoch mein Lieutenant eine Capitulation gemacht. Auf diese Capitulation berufe ich mich.«

»Capitulation!« rief der Herzog von Epernon mit ironischem Tone, denn er dachte sich, die Königin horche, und ihr Schatten dictirte ihm das verletzende Worte:

»Capitulation! Ihr mit einem Marschall von Frankreich capituliren!«

»Warum nicht,« erwiederte Richon, »du dieser Marschall von Frankreich mit mir unterhandelte?«

»Dann zeigt diese Capitulation, und wir werden ihren Werth beurtheilen.

»Es ist eine mündliche Übereinkunft.«

»So bringt Eure Zeugen bei.«

»Ich kann nur einen beibringen.«

»Wen?«

»Den Marschall selbst.«

»Man rufe den Marschall,« sagte der Herzog.

»Unnöthig,« sprach die Königin, die Thüre öffnend, hinter der sie horchte; »der Marschall ist vor zwei Stunden abgegangen; er marschirt mit unserer Vorhut gegen Bordeaux.«

Diese Erscheinung verwandelte alle Herzen in Eis, denn sie legte den Richtern die Verbindlichkeit auf, Richon zu verurtheilen.

Der Gefangene lächelte bitter.

»Ah!« sagte er, »so hält Herr de La Meilleraye sein Wort! Ihr habt wahr gesprochen, mein Herr,« fügte er sich an den Herzog von Epernon wendend bei, »ich hatte Unrecht, daß ich mit einem Marschall von Frankreich unterhandelte.«

Von diesem Augenblick an verschloß sich Richon in ein verächtliches Stillschweigen und hörte ganz auf zu antworten, welche Fragen man auch an ihn richten mochte.

Dies vereinfachte die Procedur ungemein, und die übrigen Förmlichkeiten dauerten auch kaum eine Stunde. Man schrieb wenig und sprach noch weniger. Der Rapporteur trug auf Todesstrafe an und auf ein Zeichen des Herzogs pflichteten alle Richter mit ihren Stimmen diesem Antrage bei.

Richon hörte das Urtheil, als wäre er ein einfacher Zuschauer gewesen, und wurde, immer unempfindlich und stumm, noch während der Sitzung dem Generalprofoß übergeben.

Der Herzog von Epernon begab sich zu der Königin; er fand sie in euer reizenden Laune und wurde von ihr zur Tafel geladen. Der Herzog, der sich in Ungnade glaubte, nahm die Einladung an und ging zu Nanon um ihr mitzutheilen, er habe das Glück, immer noch bei seiner Gebieterin in Gnade zu stehen.

Er fand sie in einem Lehnstuhle an einem Fenster sitzend, das nach dem öffentlichen Platze von Libourne ging.

»Nun,« fragte sie ihn, »habt Ihr etwas entdeckt?«

»Ich habe Alles entdeckt,« antwortete der Herzog.

»Bah!« versetzte Nanon unruhig.

»Ah! mein Gott, ja! Erinnert Ihr Euch der Angeberei, der ich alberner Weise Glauben schenkte, jener Angeberei, welche Eure Liebschaft mit Eurem Bruder betraf?«

»Nun?«

»Erinnert Ihr Euch des Blanquetts, das man von mir forderte?«

»Ja; weiter?«

»Der Angeber ist in unseren Händen, meine Liebe, in den Zeilen seines Blanquetts gefangen, wie der Fuchs in Falle.«

»In der That!« rief Nanon erschrocken; denn sie wußte, daß dieser Angeber Cauvignac war, und obgleich sie keine tiefe Zärtlichkeit für ihren Bruder hegte, wollte sie doch nicht, daß ihm Unglück widerführe; überdies konnte dieser Bruder, um sich aus der Schlinge zu ziehen, eine Menge Dinge sagen, welche Nanon gar zu gern geheim gehalten sah.

»Er selbst, meine Liebe,« fuhr Herr von Epernon fort, »was sagt Ihr zu dieser Geschichte? Der Bursche hatte sich mit Hilfe seines Blanquetts aus eigener Machtvollkommenheit zum Gouverneur von Vayres ernannt; aber Vayres ist genommen und der Schuldige in unsern Händen.«

Alle diese Einzelheiten standen so sehr im Einklang mit den industriellen Unternehmungen von Cauvignac, daß Nanon sich von einem doppelten Schrecken ergriffen fühlte.

»Und dieser Mensch,« fragte sie mit zitternder Stimme, »was habt Ihr mit ihm gemacht?«

»Ah! meiner Treue,« antwortete der Herzog, »Ihr sollt selbe sehen, was wir mit ihm gemacht haben; ja, meiner Treue,« fügte er aufstehend bei, »das macht sich vortrefflich, hebt diesen Vorhang auf, oder öffnet vielmehr geradezu das Fenster; es ist ein Feind des Königs, und den kann man wohl hängen sehen.«

»Hängen!« rief Nanon, »was sagt Ihr, Herr Herzog? den Mann des Blanquetts hängen?«

»Ja, meine Schöne. Seht Ihr unter der Halle an jenem Balken den baumelnden Strick, seht Ihr das Volk herbeilaufen. Gewahrt Ihr die Fusiliere, welche den Mann bringen; dort unten, links? Schaut, der König stellt sich an sein Fenster.«

Das Herz von Nanon hob sich in ihrer Brust und schien bis in ihre Kehle emporzusteigen: sie

hatte jedoch mit einem raschen Blicke gesehen, daß der Mann, den man herbeiführte, nicht Cauvignac war.

»Gut, gut,« sagte der Herzog, »Herr Richon wird kurzweg gehenkt, das wird den Burschen die Frauen verleumden lehren.«

»Aber« rief Nanon den Herzog bei der Hand ergreifend und alle ihre Kräfte zusammenfassend, »aber dieser Unglückliche ist nicht schuldig; es ist vielleicht ein braver Soldat; es ist am Ende ein ehrlicher Mann; Ihr laßt einen Unschuldigen ermorden.«

»Nein, nein Ihr täuscht Euch gewaltig, meine Liebe; er ist Fälscher und Verleumder. Überdies, wäre er auch nur Gouverneur von Vayres, so bliebe er immerhin Hochverräther; und es scheint mir, es würde hinreichen, wäre er auch nur dieses Verbrechens schuldig.«

»Hatte er aber nicht das Wort des Herrn de La Meilleraye?«

»Er sagt es, doch ich glaube es nicht.«

»Warum hat der Marschall dem Tribunal nicht über einen so wichtigen Punkt Aufklärung gegeben?«

»Er war zwei Stunden, ehe der Angeklagte vor seinen Richtern erschien, abgereist.«

»Ah, mein Gott! mein Gott! irgend Etwas sagt mir, daß dieser Mann unschuldig ist,« rief Nanon, »und daß sein Tod Allen Unglück bringen wird. Ah! Herr, in des Himmels Namen, Ihr, der Ihr mächtig seid, Ihr, der Ihr behauptet, Ihr könnet mir nichts abschlagen, gewährt mir die Begnadigung diesen Mannes.«

»Unmöglich, meine Theuere, die Königin selbst hat ihn verurtheilt, und da, wo sie ist, habe ich keine Gewalt mehr.«

Nanon stieß einen Seufzer aus, der einem Ächzen glich.

In diesem Augenblick war Richon unter der Halle angelangt man führte ihn, immer ruhig und schweigsam, bis zu dem Balken, von welchem der Strick herabhing; eine Leiter war zum Voraus aufgerichtet und harrte seiner; Richon stieg diese Leiter mit festem Tritte hinauf und beherrschte mit seinem majestätischen Haupte die Menge, auf welche sich sein mit kalter Verachtung bewaffneter Blick heftete. Der Profoß schlang ihm nun den Knoten um den Hals, und der Ausrufer erklärte mit lauter Stimme, der König lasse dem Sieux Etienne Richon, Fälscher, Verräther und Bauern, sein Recht widerfahren.

»Wir leben in einer Zeit,« sprach Richon, »wo es besser ist, ein Bauer zu sein, wie ich, als Marschall von Frankreich zu heißen.«

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Leiter unter ihm weggezogen wurde und sein Körper an dem unseligen Balken hin und herschwankte.

Eine allgemeine Bewegung des Schreckens zerstreute die Menge, ohne daß ein einziger Ruf: »Es lebe der König!« sich hörbar machte, obgleich Jedermann die zwei Majestäten noch an ihrem Fenster sehen konnte. Nation verbarg ihren Kopf in ihren Händen und flüchtete sich in die entfernteste Ecke des Zimmers.

»Nun,« sagte der Herzog, »was Ihr auch denken möget, liebe Nanon, ich glaube diese Hinrichtung wird als gutes Beispiel dienen, und ich bin neugierig, zu erfahren, was sie in Bordeaux machen, wenn sie sehen, daß man ihre Gouverneurs henkt.«

Bei dem Gedanken an das, was sie thun könnten, öffnete Nanon den Mund, um zu sprechen, aber sie vermochte nur einen furchtbaren Schrei auszustoßen und hob ihre beiden Hände zum Himmel auf, als wollte sie ihn anflehen, er möge gestatten, daß der Tod von Richon nicht gerächt

werde; dann stürzte sie, als wären alle Federn des Lebens in ihr gebrochen, mit ihrer ganzen Höhe auf den Boden.

»Nun! Nun!« rief der Herzog, »was habt Ihr denn, Nanon, was erfaßt Euch? Könnt Ihr darüber, daß man einen Bauern hängt, in einen solchen Zustand gerathen? Höret, liebe Nanon, erhebt Euch; kommt zu Euch; aber, Gott verzeihe mir, sie ist ohnmächtig . . . und die Leute in Agen behaupten, sie sei unempfindlich. Holla! Herbei! Salze, Hilfe! kaltes Wasser!«

Und als der Herzog sah, daß Niemand auf sein Geschrei kam, eilte er selbst hinaus, um zu holen, was er vergebens von seinen Dienern verlangte, die ihn allerdings nicht hören konnten, da sie noch ganz mit dem Schauspiele beschäftigt waren, mit welchem sie die königliche Freigebigkeit gratis bewirthe hatte.

VIII.

In dem Augenblick, wo in Libourne das so eben von uns erzählte furchtbare Drama stattfand, schrieb Frau von Cambes, an einem Tische von Eichenholz mit gedrehten, Füßen sitzend Pompée vor sich, der eine Art von Inventar über ihr Vermögen machte, folgenden Brief an Canolles:

»Abermals eine Verzögerung, mein Freund. In der Minute, wo ich Euren Namen der Frau Prinzessin nennen und sie um ihre Einwilligung zu unserer Verbindung bitten wollte, kam die Nachricht von der Einnahme von Vayres, welche die Worte auf meinen Lippen in Eis verwandelte: aber ich weiß, was Ihr leiden müßt, und besitze nicht die Kraft, zugleich Euren Schmerz und den meinigen zu ertragen. Der günstige Erfolg oder der Umschlag des Glückes bei diesem unseligen Kriege können uns zu weit führen, wenn wir uns nicht entschließen, die Umstände zu bewältigen . . . Morgen, mein Freund, morgen Abend um sieben Uhr werde ich Eure Frau sein.

»Vernehmt meinen Plan für unser Verfahren, den ich Euch zu befolgen bitte; es ist höchst wesentlich, daß Ihr Euch in allen Stücken danach richtet.

»Ihr bringt den Nachmittag bei Frau von Lalasne zu, welche seitdem ich Euch bei ihr vorgestellt habe, wie ihre Schwester, sehr viel auf Euch hält. Man wird spielen; spielt wie die Andern, nehmt jedoch keine Einladung zum Abendbrod an; mehr noch, wenn der Abend gekommen ist, entfernt Eure Freunde, sollten sich solche um Euch finden. Wenn Ihr dann allein seid, werdet Ihr einen Boten eintreten sehen, ich weiß noch nicht welchen, der Euch bei Euren Namen rufen wird, als ob irgend eine Angelegenheit Euch in Anspruch nähme; wer es auch sein mag, folgt ihm mit Vertrauen, denn er kommt in meinem Auftrag, und seine Sendung besteht darin, daß er Euch in die Capelle zu führen hat, in der ich Eurer harre.

»Ich wollte, es wäre in der Carmeliter-Kirche, mit der bereits so süße Erinnerungen für mich verknüpft sind, aber ich wage es noch nicht, dies zu hoffen; es wird übrigens doch der Fall sein, wenn man einwilligt, die Kirche für uns zu schließen.

»In Erwartung dieser Stunde thut mit meinem Briefe, was Ihr mit meiner Hand thut, wenn ich sie Euch zu entziehen vergesse. Heute sage ich Euch auf morgen, morgen sage ich Euch auf immer.«

Canolles befand sich gerade in einem von seinen menschenfeindlichen Augenblicken, als er diesen Brief erhielt; den ganzen vorhergehenden Tag, den ganzen Morgen hatte er nichts von Frau von Cambes gesehen, obgleich er im Verlauf von vier und zwanzig Stunden vielleicht zehnmal vor ihren Fenstern vorübergegangen war. Da gestaltete sich die gewöhnliche Gegenwirkung in dem Innern des verliebten jungen Mannes. Er beschuldigte die Vicomtesse der Coquetterie, er zweifelte an ihrer Liebe; er hing sich unwillkürlich in der Erinnerung wieder an Nanon, die Gute, die Ergebene, die Glühende, machte sich beinahe eine Ehre aus dieser Liebe, aus der sich Claire eine Schande zu machen schien, und er seufzte, der Arme, zwischen der befriedigten Liebe, welche nicht erlöschen konnte, und der begehrliehen Liebe gefaßt, die sich nicht befriedigen ließ: der Brief der Vicomtesse entschied Alles zu ihren Gunsten.

Canolles las diesen Brief wieder und wieder: er küßte ihn nach der Voraussicht von Claire

zwanzigmal, wie er es mit ihrer Hand gemacht haben würde. Bei näherer Ueberlegung konnte sich Canolles nicht verleugnen, daß seine Liebe für die Vicomtesse die wichtigste, ernsteste Angelegenheit seines Lebens war. Bei andern Frauen hatte dieses Gefühl immer ein anderes Aussehen und besonders eine andere Entwicklung genommen. Canolles hatte seine Rolle als ein vom Glück bei den Weibern begünstigter Mann gespielt, er hatte sich als Sieger geberdet und sich beinahe das Recht, unbeständig zu sein, vorbehalten. Bei Frau von Cambes sah *er* sich im Gegentheil einer höheren Macht unterworfen, gegen die er sich nicht einmal zu sträuben wagte, weil er zugleich fühlte, daß ihm dieses Sklaventhum von heute süßer war, als seine Macht von ehemals. Und in den Augenblicken der Entmuthigung, wo er Zweifel an der Wirklichkeit der Zuneigung von Claire faßte, in diesen Stunden, wo das verwundete Herz sich gleichsam auf sich selbst zurückwirft und seine Schmerzen mit dem Geiste gräbt, gestand er sich, ohne nur über diese Schwäche zu erröthen, die er ein Jahr vorher einer großen Seele unwürdig gehalten hätte, daß Frau von Cambes verlieren für ihn ein unerträgliches Unglück wäre.

Aber sie lieben, von ihr geliebt sein, sie in Herz und Seele und Person besitzen; sie in der ganzen Unabhängigkeit seiner Zukunft besitzen, denn Frau von Cambes verlangte nicht einmal von ihm, daß er seine Gesinnung der Partei, der Frau Prinzessin opfere, . . sie forderte nur Liebe von ihm; der glücklichste, der reichste Officier der Armee des Königs werden; denn warum den Reichthum vergessen? Der Reichthum verdirbt nichts; im Dienste Seiner Majestät bleiben, wenn Seine Majestät die Treue würdig belohnen würde; sie verlassen, wenn die Majestät nach dem Gebrauche der Könige, sich undankbar benähme, war dies nicht eine größere, wenn man so sagen darf, stolzere Seligkeit, als er sich je in seinen süßesten Träumen zu ersehnen gewagt hatte?

Aber Nanon?

Ach! Nanon!! Nanon! das war der dumpfe Gewissensbiß, der immer im Grunde edler Seelen bleibt! Nur in gemeinen Herzen findet der Schmerz, den er verursacht, kein Echo. Nanon, arme Nanon! Was würde sie thun, was würde sie sagen, was würde aus ihr werden, wenn ihr die furchtbare Nachricht zu Ohren käme, ihr Geliebter wäre der Gatte einer Andern? . . . Ach! sie würde sich nicht rächen, obgleich sie alle Mittel zur Rache in Händen hätte, und dieser Gedanke peinigte Canolles am meisten. Oh! wenn Nanon sich wenigstens zu rächen suchte, auf irgend eine Weise sich rächte, so würde der Ungetreue in ihr nur noch eine Feindin sehen und würde wenigstens von seinen Gewissensbissen befreit.

Nanon hatte ihm indessen nicht auf den Brief geantwortet, in welchem er sie gebeten, sie möge ihm nicht mehr schreiben. Wie kam es, daß sie ängstlich seine Vorschriften befolgte? Hätte Nanon gewollt, so würde sie sicherlich Gelegenheit gefunden haben, ihm ein paar Zeilen zukommen zu lassen. Nanon hatte es also nicht versucht, Briefe mit ihm zu wechseln. Ach! wenn Nanon im Stande wäre, ihn nicht mehr zu lieben!

Und die Stirne den Canolles verdüsterte sich bei dem Gedanken, es wäre möglich, daß ihn Nanon nicht mehr liebte. Es ist grausam, daß man die Selbstsucht des Stolzes selbst in dem edelsten Herzen finden muß.

Zum Glück hatte Canolles ein Mittel, Alles zu vergessen, das, den Brief von Frau den Cambes wieder und wieder zu lesen: er las ihn wieder und wieder, und das Mittel wirkte. Unserem Verliebten gelang es auf diese Art, sich über Alles, was nicht sein eigenen Glück betraf, zu betäuben. Und um seiner Geliebten, welche ihm zu Frau von Lallasne zu gehen befahl, von vorne herein zu gehorchen, machte er sich schön, was bei seiner Jugend, bei seiner Anmuth und seinem

Geschmack keine Schwierigkeit war, und wanderte in dem Augenblick, wo es zwei Uhr schlug, nach dem Hause der Präsidentin.

Canolles war so sehr mit seinem Glücke beschäftigt, daß er, über das Quai schreitend, seinen Freund Ravailly nicht gewahrte, der ihm von einem Schiffe, welchen kräftig gerudert auf dem Flusse herbeifuhr, tausend Zeichen machte. Die Verliebten marschieren in ihren glücklichen Augenblicken so leichten Schrittes, daß sie die Erde nicht zu berühren scheinen. Canolles war also bereits ferne, als Ravailly landete.

Kaum am Ufer, gab der Letztere mit kurzem Tone den Leuten vom Kahne einige Befehle, und eilte nach der Wohnung von Frau von Condé fort.

Die Prinzessin saß bei der Tafel, als sie Geräusch im Vorzimmer hörte; sie fragte, wer dasselbe veranlaßte, und man antwortete ihr, es wäre der Baron von Ravailly welcher, von ihr an Herrn de La Meilleraye abgesandt, in diesem Augenblicke zurückkäme.

»Madame,« sagte Lenet, »ich glaube, es wäre gut, wenn ihn Eure Hoheit sogleich empfangen würde; was für Nachrichten er auch bringen mag, sie sind immerhin von Belang.«

Die Prinzessin machte ein Zeichen, und Ravailly trat ein; aber er war so bleich, sein Gesicht war so verstört, daß Frau von Condé schon bei seinem Anblick vermuthete, sie hätte einen Unglücksboten vor sich.

»Was gibt es, Kapitän,« fragte sie, »was ist Neues vorgefallen?«

»Entschuldigt, Madame, daß ich so vor Eurer Hoheit erscheine, aber ich dachte, die Kunde, welche ich zu überbringen hätte, dürfte keinen Aufschub dulden.«

»Sprecht, habt Ihr den Marschall gesehen?«

»Der Marschall hat sich geweigert, mich zu empfangen, Madame.«

»Der Marschall hat sich geweigert, meinen Gesandten zu empfangen!« rief die Prinzessin.

»Oh! Madame, das ist noch nicht Alles.«

»Was noch mehr? Sprecht! Sprecht! ich höre.«

»Der arme Richon . . .«

»Nun, ja, ich weiß es; er ist gefangen, denn ich habe Euch abgesandt, um über seine Auslösung zu unterhandeln.«

»Ich bin zu spät gekommen, wie sehr ich mich auch beeilte.«

»Wie, zu spät!« rief Lenet, »sollte ihm ein Unglück widerfahren sein?«

»Er ist tot!«

»Todt!« wiederholte die Prinzessin.

»Man hat ihm den Prozeß als Verräther gemacht; er wurde verurtheilt und hingerichtet.«

»Verurtheilt! Hingerichtet!« sprach Lenet ganz bestürzt, »Hört Ihr, Madame? Ich sagte es Euch.«

»Und wer hat ihn verurtheilt, wer hat diese Frechheit gehabt?«

»Ein Tribunal unter dem Vorsitze des Herzogs von Epernon oder vielmehr der Königin selbst; man begnügte sich auch nicht mit dem Tod, dieser Tod sollte entehrend sein.«

»Wie! Richon!«

»Gehenkt, Madame, gehenkt, wie ein Schurke, wie ein Dieb, wie ein Mörder! Ich habe seinen Leichnam unter der Halle von Libourne gesehen.«

Die Prinzessin sprang von ihrem Sitze auf, als ob sie von einer unsichtbaren Feder bewegt

worden wäre. Lenet stieß einen Schmerzensschrei aus. Frau von Cambes, welche sich erhoben hatte, fiel auf ihren Stuhl zurück und fuhr nach ihrem Herzen, wie man es macht, wenn man eine tiefe Wunde erhalten hat; sie war ohnmächtig.

»Bringt die Vicomtesse weg,« sagte der Herzog von Larochefoucault, »wir haben in diesem Augenblick keine Muße, an die Ohnmachten der Damen zu denken.«

Zwei Frauen trugen die Vicomtesse hinaus.

»Das ist eine scharfe Kriegserklärung,« sprach der Herzog unempfindlich.

»Das ist schändlich!« sagte die Prinzessin.

»Das ist grausam! rief Lenet.

»Das ist unpolitisch!« sagte der Herzog.

»Aber ich hoffe, wir werden uns rächen, und zwar auf eine nachdrückliche Weise!« rief die Prinzessin.

»Ich habe meinen Plan,« sprach Frau von Tourville, welche noch nichts gesagt hatte; »Repressalien, Hoheit, Repressalien.«

»Wartet einen Augenblick, Madame,« erwiderte Lenet. »Teufel, wie rasch Ihr zu Werke geht. Die Sache ist so ernst, daß man wohl überlegen muß.«

»Nein, mein Herr, im Gegentheil, auf der Stelle,« sagte Frau von Tourville; »je schneller der König geschlagen hat, desto mehr müssen wir uns beeilen, mit demselben Schläge zu antworten.«

»Ei! Madame,« rief Lenet, »Ihr sprecht in der That vom Blutvergießen, als ob Ihr Königin von Frankreich wäret. Sagt Eure Meinung wenigstens erst, wenn Ihre Hoheit Euch darum fragt.«

»Madame hat Recht,« rief der Kapitän der Garden, »Repressalien, so lautet das Kriegsgesetz.«

»Höret,« versetzte der Herzog von Larochefoucault, stets ruhig und unempfindlich, »wir wollen die Zeit nicht mit Worten verlieren. Die Nachricht wird die Stadt durchlaufen, und in einer Stunde vermögen wir weder mehr die Ereignisse, noch die Leidenschaften, noch die Menschen zu beherrschen. Die erste Sorge Eurer Hoheit muß es sein, eine so feste Stellung zu nehmen, daß man sie für unerschütterlich hält.«

»Wohl,« erwiderte die Prinzessin, »ich übertrage Euch diese Sorge, Herr Herzog, und verlasse mich ganz und gar darauf, daß Ihr meine Ehre und Eure Zuneigung rächen werdet, denn ehe Richon in meinen Dienst trat, war er in dem Eurigen; ich erhielt ihn von Euch, und Ihr gabet ihn mir mehr als einen Eurer Freunde, denn als einen Eurer Diener.«

»Seid unbesorgt,« sprach der Herzog, »ich werde mich dessen, was ich Euch, mir und diesem armen Todten schuldig bin, erinnern.«

Und er näherte sich dem Kapitän der Garden und sprach lange ganz leise mit ihm, während sich die Frau Prinzessin, gefolgt von Frau von Tourville und von Lenet, der sich voll Schmerz an die Brust schlug, entfernte.

Die Vicomtesse war an der Thüre. Als sie wieder zu sich kam, war es ihr erster Gedanke, zu Frau von Condé zurückzukehren; Claire traf sie auf dem Wege, aber mit einem so strengen Gesicht, daß sie dieselbe nicht persönlich zu fragen wagte.

»Mein Gott! mein Gott! was wird man machen?« rief die Vicomtesse schüchtern und wie zum Gebete die Hände faltend.

»Man wird sich rächen,« antwortete Frau von Tourville mit Majestät.

»Sich rächen! und wie?« fragte Claire.

Frau von Tourville ging weiter, ohne sich zu einer Antwort herbeizulassen; sie dachte bereits über ihr Requisitorium nach.

»Sich rächen!« wiederholte Claire »Oh! Herr Lenet, was wollen sie damit sagen?«

»Madame,« antwortete Lenet, »wenn Ihr einigen Einfluß auf die Prinzessin habt, gebraucht ihn, daß sie nicht unter dem Namen von Repressalien einen furchtbaren Mord begehn.«

Und er ging ebenfalls vorüber und ließ Claire ganz erschrocken zurück.

Durch eine jener inneren Anschauungen, welche an Ahnungen glauben lassen, hatte sich wirklich sogleich die Erinnerung an Canolles auf eine schmerzliche Weise vor den Geist der jungen Frau gestellt. Sie hörte in ihrem Herzen gleichsam eine traurige Stimme, welche ihr von diesem abwesenden Freunde sprach; sie stieg mit wüthender Hast in ihre Wohnung hinauf, begann rasch sich anzukleiden, um zu dem Rendezvous zu gehen, als sie wahrnahm, daß dasselbe erst in drei bis vier Stunden statthaben sollte.

Canolles hatte sich indessen der ihm von der Vicomtesse gegebenen Vorschrift gemäß bei Frau von Lalasne eingefunden. Es war der Geburtstag des Präsidenten und man gab ihm eine Art von Fest. Da man gerade in der schönsten Jahreszeit war, versammelte sich die ganze Gesellschaft im Garten, wo man auf einem großen Rasen ein Ringspiel eingerichtet hatte. Canolles, der eine außerordentliche Gewandtheit und sehr viel Anmuth besaß, ließ sich so gleich in mehre Ausforderungen ein und fesselte mit seiner Geschicklichkeit den Sieg beständig an seine Seite.

Die Damen lachten über die Ungeschicklichkeit der Nebenbuhler von Canolles und bewunderten seine Gewandtheit; bei jedem neuen Schlag, den er that, erschollen lange anhaltende Bravos, die Sacktücher flatterten in der Luft, und es war Alles, daß die Sträuße nicht den Händen entschlüpften, um zu seinen-Füßen zu fallen.

Dieser Triumph war für Canolles nicht hinreichend, um ihn von dem großen Gedanken abzubringen, der seinen Geist beschäftigte, aber er ließ ihn Geduld fassen. Wie sehr man auch Eile haben mag, um zum Ziele zu gelangen, so nimmt man doch die Zögerungen des Marsches in Geduld hin, wenn diese Zögerungen Huldigungen sind. Je näher aber die erwartete Stunde kam, desto häufiger wandten sich die Blicke den jungen Mannes nach dem Gitter, durch welchen die Gäste aus und eingingen, und durch das natürlich auch der verheißende Gesandte kommen mußte.

Plötzlich und während Canolles sich Glück wünschte, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch eine sehr kurze Zeit zu warten hätte, ging ein sonderbaren Geräusch in dieser freudigen Menge umher. Canolles bemerkte, daß sich da und dort Gruppen bildeten, leise mit einander sprachen und ihn mit einer seltsamen, wie es schien, schmerzlichen Theilnahme anschauten; Anfangs schrieb er diese Theilnahme seiner Person und seiner Geschicklichkeit zu und erwies *sich* die Ehre dieses Gefühls, dessen wahre Ursache zu errathen er weit entfernt war.

Er fing indessen, wie gesagt, mittlerweile an zu bemerken, daß etwas Schmerzliches in dieser Aufmerksamkeit lag, deren Gegenstand er war; lächelnd näherte er sich einer von den Gruppen; die Personen, aus denen sie bestand, suchten ebenfalls zu lächeln, aber ihr ganzes Wesen verrieth eine gewisse Verlegenheit, und diejenigen, welche nicht mit Canolles sprachen,- entfernten sich.

Canolles wandte sich um; er sah, daß allmählig alle Gäste verschwanden. Es war, als hatte sich plötzlich eine unselige Kunde in der Versammlung verbreitet und alle Welt mit Schrecken und

Schauer erfüllt. Der Präsident Lalasne ging, eine Hand am Kinn, die andere auf der Brust, mit finsterner Miene hinter ihm hin und her. Die Präsidentin, welche ihre Schwester am Arm hielt, benutzte einen Augenblick, wo sie Niemand sehen konnte, machte einen Schritt gegen Canolles und sagte, ohne das Wort an irgend Jemand zu richten, mit einem Tone, der die Seele des jungen Mannes im höchsten Maße in Unruhe versetzte:

»Wäre ich Kriegsgefangener, selbst auf Ehrenwort, so würde ich aus Furcht, man konnte mir gegenüber das gegebene Wort nicht halten, auf ein gutes Pferd springen und nach dem Flusse jagen; ich gäbe einem Schiffer zehn, zwanzig, hundert Louisd'or, wenn es sein müßte, aber ich würde mich aus dem Staube machen.«

Canolles schaute die zwei Frauen erstaunt an, und diese machten gleichzeitig ein Zeichen des Schreckens, das für ihn unbegreiflich blieb. Er schritt vorwärts und wollte sich von den zwei Frauen die Erklärung der Worte erbitten, die sie gesprochen hatten, aber sie entflohen, wie Gespenster, wobei die eine den Finger auf den Mund legte, um ihm anzudeuten, er möge schweigen, während die andere den Arm emporhob, um ihm zu bezeichnen, er möge fliehen.

In diesem Augenblick erscholl der Name Canolles am Gitter.

Der junge Mann bebte am ganzen Leibe.

Dieser Name sollte von dem Boten von Frau von Cambes ausgesprochen werden. Er stürzte nach dem Gitter.

»Ist der Herr Baron von Canolles hier?« fragte eine rauhe Stimme.

»Ja,« rief Canolles, »Alles vergessend, um sich nur des Versprechens von Claire zu erinnern; ja, hier bin ich!«

»Ihr seid Herr von Canolles?« sagte nun ein Sergent, die Schwelle des Gitters überschreitend, hinter welchem er gestanden hatte.

»Ja, mein Herr.«

»Der Gouverneur der Insel Saint-George?«

»Ja.«

»Der Excapitän vom Regiment Navailles?«

»Ja.«

Der Sergent wandte sich um, machte ein Zeichen, und vier hinter einem Wagen verborgene Soldaten rückten sogleich vor. Der Wagen selbst fuhr so nahe heran, daß sein Fußtritt die Schwelle des Gitters berührte; der Sergent forderte Canolles auf, einzusteigen. Der junge Mann schaute umher, er war ganz allein und sah nur in der Ferne unter den Bäumen, wie zwei Schatten, Frau von Lalasne und ihre Schwester, welche, an einander angelehnt, ihn voll Mitleid zu betrachten schienen.

»Bei Gott!« sagte Canolles zu sich selbst, denn er begriff durchaus nicht, was voring, »bei Gott! Frau von Cambes hat da ein seltsames Geleite gewählt. Aber,« fügte er über seine eigenen Gedanken lächelnd bei, »wir wollen in Beziehung auf die Wahl der Mittel nicht häkelig sein.«

»Wir warten auf Euch, Commandant,« sagte der Sergent.

»Verzeiht, meine Herren, hier bin ich,« erwiderte Canolles.

Und er stieg in den Wagen. Der Sergent und zwei Soldaten stiegen mit ihm ein; die zwei anderen setzten sich der eine neben den Kutscher, der andere hinten auf, und die plumpe Maschine entfernte sich so schnell, als sie zwei kräftige Pferde fortziehen konnten.

Alles dies war sonderbar und fing an Canolles zu denken zu geben; er wandte sich auch an den Sergenten und fragte:

»Nun, da wir allein sind, mein Herr, könnt Ihr mir wohl sagen, wohin Ihr mich führt?«

»Zuerst ins Gefängniß,« antwortete der Mann, an den die Frage gerichtet war.

Canolles schaute diesen Mann äußerst erstaunt an und entgegnete:

»Wie, ins Gefängniß! Kommt Ihr nicht im Auftrage einer Frau?«

»Allerdings.«

»Und diese Frau ist nicht die Vicomtesse von Cambes?«

»Nein, mein Herr, die Frau Prinzessin von Condé.«

»Die Frau Prinzessin von Condé« rief Canolles.

»Armer junger Mann!« murmelte eine Frauenperson, welche eben vorüberging.

Und sie machte das Zeichen des Kreuzes.

Canolles fühlte, wie ein jäher Schauer seine Adern durchlief.

Etwas entfernten blieb ein Mann, der mit einer Pike in der Hand auf der Straße einherschritt, plötzlich stille stehen, als er den Wagen und die Soldaten erblickte. Canolles neigte sich heraus; ohne Zweifel erkannte ihn dieser Mann, denn er zeigte ihm die Faust mit einem drohenden, wüthenden Ausdruck.

»Oh! sie sind wahre Narren in Eurer Stadt,« sagte Canolles, indem er noch zu lächeln versuchte; »bin ich denn seit einer Stunde ein Gegenstand des Mitleids oder des Hasses geworden, daß mich die Einen beklagen und die Andern bedrohen?«

»Ei, mein Herr,« antwortete der Sergent, »diejenigen, welche Euch beklagen, haben nicht Unrecht, und diejenigen welche Euch bedrohen, könnten wohl Recht haben.«

»Wenn ich nur wenigstens verstünde . . .«

»Ihr werdet sogleich verstehen,« erwiderte der Sergent.

Man langte vor dem Thore des Gefängnisses an und ließ Canolles mitten unter dem Volke, das sich zu versammeln anfang, aussteigen. Nur hieß man ihn, statt ihn in sein gewöhnlichen Zimmer zu führen, in einen mit Wachen gefüllten Kerker hinabgehen.«

»Ich muß doch am Ende erfahren, woran ich mich zu halten habe,« sagte Canolles zu sich selbst.

Und er zog zwei Louisd'or aus der Tasche, näherte sich einem Soldaten und drückte sie ihm in die Hand.

Der Soldat zögerte das Geld anzunehmen.

»Nimm, mein Freund,« sprach Canolles zu ihm, »denn die Frage, die ich an Dich richten will, kann Dich in keiner Beziehung gefährden.«

»So sprecht, mein Commandant,« erwiderte der Soldat und steckte vorläufig die zwei Louisd'or in die Tasche.

»Nun, ich möchte gern die Ursache meiner plötzlichen Verhaftung erfahren?«

»Man sollte glauben, Ihr wüßtet nichts von dem Tode des armen Herrn Richon.«

»Richon ist todt!« rief Canolles und stieß einen Schrei des tiefsten Schmerzens aus, denn man erinnert sich, daß sie eine innige Freundschaft verband. »Mein Gott! wäre er todt geschossen worden?«

»Nein, mein Commandant, man hat ihn gehenkt.«

»Gehent!« murmelte Canolles erbleichend und die Hände faltend; und er schaute die düsteren Geräthschaften, die ihn umgaben, und die wilde Miene seiner Wächter an und fügte bei:
»Gehent! Teufel! das könnte wohl meine Heirath auf unbestimmte Zeit vertagen!«

IX.

Frau von Cambes hatte ihre Toilette, eine einfache reizende Toilette, beendet; sie warf eine Art von Mantel über ihre Schultern und machte Pompée ein Zeichen, ihr voranzugehen, es war beinahe Nacht, und da sie zu Fuße weniger bemerkt zu werden glaubte, als in einer Carrosse, hatte sie Befehl gegeben, ihren Wagen am Ausgang der Carmeliter-Kirche in der Nähe einer Kapelle warten zu lassen, in der sie getraut werden sollte. Pompée stieg die Treppe hinab, und die Vicomtesse folgte ihm. Dieses Recognoscirgeschäft erinnerte den alten Soldaten an die bekannte Patrouille die er am Vorabend der Schlacht von Corbie gemacht hatte.

Unten an der Treppe, als die Vicomtesse an dem Saale hinschritt, in welchem ein gewaltiger Lärmen stattfand, begegnete sie Frau von Tourville, die den Herzog von Larochefoucault, sich eifrig mit ihm besprechend, nach dem Cabinet der Prinzessin fortzog:

»Oh! ich bitte, Madame, nur ein Wort,« sagte sie; »was hat man beschlossen?«

»Mein Plan ist angenommen,« rief Frau von Tourville triumphierend.

»Und worin bestand Euer Plan, Madame? ich kenne ihn nicht.«

»Die Repressalien, meine Liebe, die Repressalien.«

»Verzeiht, Madame, aber ich bin unglücklicher Weise nicht so mit den Kriegsausdrücken vertraut, wie Ihr; was versteht Ihr unter dem Worte Repressalien?«

»Das ist ganz einfach, liebes Kind.«

»So erklärt Euch doch.«

»Nicht wahr, sie haben einen Officier der Herren Prinzen gehenkt?«

»Ja, nun?«

»Nun! wir wollen in Bordeaux einen Officier der königlichen Armee suchen und ihn ebenfalls aufhängen.«

»Großer Gott!« rief Frau von Cambes erschrocken, »was sagt Ihr da, Madame?«

»Herr Herzog,« fuhr die Wittwe fort, ohne daß es schien, als bemerkte sie den Schrecken von Claire, »hat man nicht bereits den Gouverneur verhaften der auf Saint-George commandirte?«

»Ja, Madame,« antwortete der Herzog.«

»Herr von Canolles ist verhaftet? rief Claire.

»Ja, Madame,« erwiderte der Herzog mit kaltem Tone; »Canolles ist verhaftet oder wird es werden; der Befehl ist in meiner Gegenwart gegeben worden, und ich habe mit der Ausführung beauftragten Leute abgehen sehen.«

»Man wußte also, wo er war?« fragte Claire mit einer letzten Hoffnung.

»Er war in dem kleinen Hause unseres Wirthes, des Herrn Präsidenten Lalasne, wo er, wie man mir sagt, bedeutende Siege im Ringspiele davontrug.«

Claire stieß einen Schrei aus; Frau von Tourville wandte sich erstaunt um; der Herzog schaute die junge Frau mit einem unmerklichen Lächeln an.

»Herr von Canolles ist verhaftet!« sprach die Vicomtesse; »mein Gott, was hat er denn gethan, was hat er mit dem furchtbaren Ereigniß gemein, das uns trostlos macht?«

»Was er damit gemein hat? Alles, meine Liebe. Ist, es nicht ein Gouverneur wie Richon?«

Claire wollte sprechen, aber ihr Herz schnürte sich dergestalt zusammen, daß das Wort aus ihren Lippen zu Eis wurde. Den Herzog beim Arm fassend und ihn voll Schrecken anschauend, gelang es ihr jedoch zu murmeln:

»Oh! nicht wahr, Herr Herzog, das ist nur eine Finte, eine Manifestation, und weiter nicht? Man kann, so scheint es mir wenigstens, einem Gefangenen auf Ehrenwort nichts thun?«

»Madame, Richon war ebenfalls Gefangener auf Ehrenwort.«

»Herr Herzog, ich flehe Euch an . . .«

»Ersparet Euch die Bitten, Madame, sie sind fruchtlos. Ich vermag nichts in dieser Angelegenheit, der Rath allein wird entscheiden.«

Claire ließ den Arm von Herrn von Larochefoucault los und lief geraden Wegs in das Cabinet von Frau von Condé. Lenet ging bleich und bewegt mit großen Schritten auf und ab; Frau von Condé sprach mit dem Herzog von Bouillon.«

Frau von Cambes schlich sich, leicht und bleich wie ein Schatten, zu der Prinzessin.

»Oh! Madame, im Namen des Himmels, eine Unterredung von nur einer Sekunde, ich flehe Euch an.«

»Ah! Du bist es, Kleine; ich habe in diesem Augenblick keine Muße dazu,« antwortete die Prinzessin; »aber nach dem Rathe gehöre ich ganz Dir.«

»Madame, Madame, gerade vor dem Rathe muß ich Euch sprechen.«

Die Prinzessin war auf dem Punkte, nachzugehen, als eine Thüre, der gegenüber, durch welche die Vicomtesse eingetreten war, sich öffnete und Herr von Larochefoucault erschien.

»Madame,« sagte er, »der Rath ist versammelt und erwartet ungeduldig Eure Hoheit.«

»Du siehst, Kleine,« sprach Frau von Condé »es ist mir in diesem Augenblick unmöglich, Dich zu hören; aber komm' mit uns in den Rath, und wenn er beendigt ist, gehen wir miteinander und plaudern.«

Es gab für Claire kein Mittel, auf ihrer Bitte zu beharren, Geblendet durch die furchtbare Geschwindigkeit, mit der die Ereignisse vorrückten, fing die arme Frau an von einem Schwindel befallen zu werden; sie befragte alle Blicke, sie verdolmetschte alle Geberden, ohne etwas zu sehen, ohne daß ihre Vernunft ihr begreiflich machte, um was es sich handelte, ohne daß ihre Thatkraft sie diesem furchtbaren Traume zu entziehen vermochte.

Die Prinzessin begab sich in den Saal. Claire folgte ihr maschinenmäßig, ohne zu bemerken, daß Lenet ihre eisige Hand gefaßt hatte, welche sie mir ein Leichnam herabhängen ließ.

Man trat in das Rathszimmer; es mochte ungefähr acht Uhr Abends sein.

Der Versammlungsort war ein weiter, schon an und für sich düsterer, aber durch große Vorhänge noch mehr verdüsterter Saal. Eine Art von Estrade war zwischen den zwei Thüren errichtet worden, welche den zwei Fenstern gegenüberlagen, durch die der letzte Schimmer des verscheidenden Tages eindrang. Auf dieser Estrade standen zwei Lehnstühle der eine für Frau von Condé, der andere für den Herrn Herzog von Enghien. Von jeder Seite dieser Lehnstühle ging eine Reihe von Tabourets aus, welche für die Frauen bestimmt waren, die den Geheimenrath Ihrer Hoheit bildeten. Alle andere Richter mußten sich auf die zu diesem Behufe aufgestellten Bänke setzen. Der Herzog von Bouillon stürzte sich auf den Lehnstuhl der Frau Prinzessin, der Herzog von Larochefoucault auf den des kleinen Prinzen.

Lenet setzte sich dem Greffier gegenüber; neben ihm stand, zitternd, ganz verwirrt, Frau von Cambes.

Man führte sechs Officiere von der Armee von Condé, sechs, Officiere den der Municipalität, und sechs Juraten der Stadt ein.«

Sie nahmen ihre Plätze auf den Bänken.

Zwei Candelaber, jeder drei Kerzen tragend, beleuchteten allein diese improvisierte Versammlung; sie standen auf einem Tische vor der Frau Prinzessin und setzten die Hauptrunde in's Licht, während die übrigen Anwesenden allmähig sich mit dem Schatten vermischten, je mehr sie sich von dem schwachen Mittelpunkte der Helle entfernten.

Die Soldaten der Armee der Frau Prinzessin bewachten, die Hellebarde in der Hand, die Eingänge.

Man hörte außen den Lärmen der brüllenden Menge. Der Greffier rief die Namen auf, Jeder erhob sich, sobald die Reihe an ihn kam, und antwortete.

Dann setzte der Berichterstatter die Angelegenheit aus einander: er erzählte die Einnahme von Vayres, den Wortbruch von Herrn de La Meilleraye, den entehrenden Tod von Richon.

Ein besondere dazu aufgestellter Officier, der zum Voraus hierzu Befehl erhalten hatte, öffnete in diesem Augenblick ein Fenster, und es drang ein wahrer Strom von Stimmen ein; diese Stimmen riefen: »Rache für den braven Richon! Tod den Mazarinern!«

So bezeichnete man die Royalisten.

»Ihr hört, was die große Stimme des Volkes verlangt,« sprach Herr von Larochefoucault. »In zwei Stunden hat nun dieses Volk, unsere Macht verachtend, sich selbst Gerechtigkeit verschafft oder die Repressalien sind nicht mehr der Sache und Zeit gemäß. Urtheilen wir also, meine Herren, und zwar ohne Verzug.«

Die Prinzessin stand auf und rief:

»Und warum urtheilen? wozu ein Urtheil? Ihr habt das Urtheil so eben vernommen, das Volk von Bordeaux hat es ausgesprochen.«

»In der That,« sagte Frau den Tourville, »nichts ist einfacher, als die Lage der Dinge. Es ist die Strafe der Wiedervergeltung, und nichts Anderes. Dergleichen müßte sich gleichsam durch Eingebung, und nur von Profoß zu Profoß machen.«

Lenet konnte nicht mehr länger zuhören; er sprang von seinem Platze auf mitten in den Kreis und rief:

»Ah! kein Wort mehr, ich bitte Euch, Madame, denn eine solche Ansicht wäre zu unheilvoll, wenn sie vorherrschte. Ihr vergeßt, daß selbst die königliche Gewalt, auf ihre Art, das heißt auf eine schändliche Weise strafend, die Achtung vor den juridischen Formen wahrte und die gerechte oder ungerechte Strafe durch einen Spruch von Richtern bestätigen ließ.«

»Ah! ich darf nur ein Wort aussprechen, und Herr Lenet ist sicherlich der entgegengesetzten Meinung,« erwiederte Frau von Tourville. »Leider steht diesmal meine Meinung im Einklang mit der Ihrer Hoheit.«

»Ja, leider,« sprach Lenet.

»Mein Herr! . . . « rief die Prinzessin.

»Ei! Madame, waret wenigstens den Schein,« entgegnete Lenet; »wird es Euch nicht immer freistehen, zu verurtheilen?«

»Herr Lenet hat Recht,« sprach der Herzog von Larochefoucault; »der Tod eines Menschen ist eine zu ernste Sache, besondere unter solchen Umständen, als daß wir die Verantwortlichkeit auf einem Haupte lasten lassen dürften, und wäre es auch ein fürstliches Haupt.«

Dann sich an das Ohr der Prinzessin neigend, sagte er so, daß es nur die Gruppe der Vertrauten allein hören konnte:

»Madame, vernehmet die Meinung von Allen, und behaltet, um das Urtheil auszusprechen, nur diejenigen, deren Ihr sicher seid. Auf diese Art haben wir nicht zu befürchten, unsere Rache könnte uns entgehen.«

»Einen Augenblick,« sprach Herr von Bouillon, sich auf seinen Stock stützend und sein gichtisches Bein aufhebend: »Ihr habt davon gesprochen, man solle die Verantwortlichkeit von dem Haupte der Prinzessin entfernen; ich weise sie nicht zurück, aber ich verlange, daß die Uebrigen sie mit mir theilen. Ich will nichts Anderes, als fortwährend Rebell sein, doch in Gesellschaft, mit der Frau Prinzessin einer Seits und dem Volke anderer Seits. Teufel! man soll mich nicht vereinzeln. Ich habe meine Souveränität in Sedan über einem Spaße dieser Art verloren. Damals hatte ich eine Stadt und einen Kopf. Der Cardinal von Richelieu nahm meine Stadt; heute habe ich nur noch einen Kopf, und es gelüstet mich nicht, mir diesen von Cardinal Mazarin nehmen zu lassen. Ich verlange daher die Herren Notabeln von Bordeaux als Beisitzer.

»Solche Unterschriften neben den unsern!« murmelte die Prinzessin, »pfui!«

»Der Pflock hält den Balken, Madame,« erwiderte der Herzog von Bouillon, den die Verschwörung von Cing-Mars für sein ganzes übriges Leben klug gemacht hatte.

»Ist das Eure Ansicht, meine Herren?«

»Ja,« antwortete der Herzog von Larochefoucault.

»Und Ihr, Lenet?«

»Madame,« sprach Lenet, »ich bin glücklicher Weise weder Prinz, noch Herzog, noch Officier, noch Jurat. Ich habe also das Recht, mich jedes Ausspruchs zu enthalten, und enthalte mich.«

Da erhob sich die Prinzessin und ermahnte die Versammlung, welche sie berufen hatte, die königliche Ausforderung durch einen kräftigen Akt zu erwiedern. Kaum hatte sie ihre Rede geendigt, als sich das Fenster abermals öffnete und man in den Saal des Tribunals eindringend zum zweiten Male die tausend Stimmen des Volkes wie mit einem Munde schreien hörte:

»Es lebe die Frau Prinzessin! Rache für Richon! Tod den Epernonisten und Mazarinern!«

Frau von Cambes faßte Lenet beim Arm und sagte:

»Herr Lenet ich sterbe.«

»Die Frau Vicomtesse von Cambes bittet Ihre Hoheit um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen,« sprach Lenet.

»Nein, nein,« versetzte Claire, »ich will. . .«

»Euer Platz ist nicht hier, Madame,« unterbrach sie Lenet, »Ihr möget nichts für ihn, ich werde Euch Alles mittheilen, und wir werden ihn zu retten suchen.«

»Die Vicomtesse mag sich entfernen,« sprach die Prinzessin, »Denjenigen Damen, welche der Sitzung nicht beiwohnen wollen, steht es frei, ihr zu folgen. Wir wollen nur Männer hier.«

Keine von allen den Frauen rührte sich: eine der ewigen Bestrebungen der zum Verführen bestimmten Hälfte, des Menschengeschlechts ist es, sich die Ausübung der Rechte des zum Herrschen bestimmten Theiles anzumaßen. Diese Damen fanden, wie die Prinzessin gesagt hatte, Gelegenheit, sich für einen Augenblick zu Männern zu machen, und das war ein zu glücklicher Umstand, als daß sie ihn nicht hätten benützen sollen.

Frau von Cambes entfernte sich unterstützt von Lenet. Auf der Treppe begegnete sie Pompée,

den sie auf Erkundigung ausgeschickt hatte.

»Nun?« fragte sie.

»Nun!« antwortete er, »er ist verhaftet.«

»Herr Lenet,« sprach Claire, »ich habe nur noch Vertrauen zu Euch und hoffe nur noch auf Gott!«

Und sie kehrte völlig niedergeschmettert in ihr Zimmer zurück.

»Nennt mir die Fragen, die ich demjenigen vorzulegen habe, welcher erscheinen wird,« sprach die Prinzessin in dem Augenblick, wo Lenet wieder seinen Platz beim Greffier einnahm; »und sagt mir, auf wen das Loos fallen soll?«

»Das ist ganz einfach, Madame,« antwortete der Herzog. »Wir haben ungefähr Dreihundert Gefangene, worunter zehn bis zwölf Officiere; fragen wir sie nur nach ihren Namen und ihren Graden in der königlichen Armee; der Erste, der als Festungscommandant erkannt wird, wie es mein armer Richon war, ist derjenige, welchen das Schicksal bezeichnet hat.«

»Es ist unnöthig, unsere Zeit damit zu verlieren, daß; wir zehn bis zwölf verschiedene Officiere befragen, meine Herren,« sagte die Prinzessin. »Ihr habt das Register, Herr Greffier, sucht und nennt die Gefangenen von gleichem Grade mit dem, welchen Herr Richon einnahm.«

»So sind nur zwei,« antwortete der Greffier: »der Gouverneur der Insel Saint-George und der Gouverneur von Branne.«

»Allerdings, wir haben zwei,« rief die Prinzessin; »Ihr seht, das Schicksal hat uns gut bedacht. Sind sie verhaftet, Labussière?«

»Gewiß, Madame,« antwortete der Kapitän der Garden, »und Beide harren in der Festung dem Befehle, hier zu erscheinen, entgegen.«

»Sie mögen erscheinen,« sagte die Prinzessin.

»Welchen soll man bringen?« fragte Labussière.

»Bringt sie Beide,« erwiederte die Prinzessin, »nur werden wir mit dem ersten dem Datum nach, mit dem Herrn Gouverneur von Saint-George, anfangen.«

X.

Ein schreckenvolles Stillschweigen, nur unterbrochen durch das Geräusch der Tritte des abgehenden Kapitäns der Garden und durch das fortwährend wiederentstehende Gemurmel der Menge, folgte auf diesen Befehl, durch den die Rebellion auf eine noch gefährlichere und furchtbarere Bahn geschleudert wurde, als diejenige war, auf welcher sie sich bis jetzt bewegt hatte. Es hieß durch einen Akt der Prinzessin und ihrer Rathe die Armee und die Stadt gewissermaßen außer das Gesetz stellen; es hieß eine ganze Bevölkerung für die Interessen und Leidenschaften von Wenigen verantwortlich machen; es hieß im Kleinen das thun, was die Gemeinde Paris am 3. September that. Aber die Gemeinde Paris handelte bekanntlich im Großen.

Kein Hauch war in dem Saale zu vernehmen; Aller Augen waren auf die Thüre geheftet, durch welche man die Gefangenen eintreten zu sehen erwartete. Um ihre Präsidenten-Rolle gut zu spielen, gab sich die Prinzessin den Anschein, als blättere sie in den Registern; Herr von Larochevoucault hatte eine träumerische Stellung angenommen, Herr von Bouillon plauderte mit Frau von Tourville über seine Gicht, die ihm viele Schmerzen verursachte.

Lenet näherte sich der Prinzessin, um einen letzten Versuch zu machen; nicht als ob er gehofft hätte, aber er war einer von den strengen Männern, welche eine Pflicht erfüllen, weil es für sie eine Verbindlichkeit ist, sie zu erfüllen.

»Bedenkt doch, Madame,« sagte er, »Ihr setzt auf einen Wurf die Zukunft Eures Hauses.«

»Dabei ist kein Verdienst,« erwiderte die Prinzessin, »ich habe volle Sicherheit, daß ich gewinne.«

»Herr Herzog,« sprach Lenet, sich an Larochevoucault wendend, »Ihr, der Ihr so hoch über den gewöhnlichen Verstandeskräften und menschlichen Leidenschaften steht, nicht wahr, Ihr werdet zur Mäßigung rathen?«

»Mein Herr,« antwortete der Herzog heuchlerisch, »ich discutire die Sache in diesem Augenblick mit meiner Vernunft.«

»Berathet sie mit Eurem Gewissen, Herr Herzog, das wird besser sein!« entgegnete Lenet.

In dieser Sekunde vernahm man ein dumpfes Geräusch. Es war das Gitter, welches wieder geschlossen wurde. Dieses Geräusch wiederhallte in allen Herzen, denn es verkündigte die Ankunft von Einem der beiden Gefangenen. Bald erschallen Tritte auf der Treppe, die Hellebarden klirrten auf den Steinplatten, die Thüre wurde geöffnet, und Canolles erschien.

Nie hatte er so zierlich ausgesehen, nie war er so hübsch gewesen; voll Heiterkeit, hatte sein Antlitz die purpurne Blüthe der Freude und der Unwissenheit beibehalten. Er trat mit einem leichten, ungezwungenen Gange vor, wie er es bei dem Advokaten Lavie oder bei dem Präsidenten Lalasne gethan hatte, und begrüßte ehrfurchtsvoll die Prinzessin und die Herzoge.

Die Prinzessin war selbst erstaunt über diesen vollkommenen Anstand; sie blieb auch eine Zeit lang in Betrachtung des jungen Mannen vertieft.

Endlich brach sie das Stillschweigen mit den Worten:

»Nähert Euch, mein Herr.«

Canolles gehorchte und verbeugte sich zum zweiten Male.

»Wer seid Ihr?«

»Ich bin der Baron Louis von Canolles.«

»Welchen Grad hattet Ihr in dem königlichen Heere inne?«

»Ich war Oberstlieutenant.«

»Waret Ihr nicht Gouverneur der Insel Saint-George?«

»Ich hatte die Ehre.«

»Ihr habt die Wahrheit gesprochen?«

»In jeder Hinsicht, Madame.«

»Habt Ihr die Fragen und die Antworten geschrieben, Greffier?«

Der Greffier machte, sich verbeugend, ein bejahendes Zeichen.

»So unterschreibt mein Herr,« sagte die Prinzessin.

Canolles nahm die Feder, wie ein Mensch, der nicht weiß, in welcher Absicht eine Aufforderung an ihn ergeht, aber aus Achtung vor dem Range der Person, welche dieselbe ausspricht, gehorcht, und unterschrieb lächelnd.

»Es ist gut, mein Herr,« sagte die Prinzessin, »Ihr könnt Euch nun zurückziehen.«

Canolles grüßte abermals seine edlen Richter und entfernte sich mit derselben Ungezwungenheit und Anmuth, ohne irgend eine Neugierde, irgend ein Erstaunen kundzugeben.

Kaum hatte sich die Thüre wieder hinter ihm geschlossen, als die Prinzessin aufstand und rasch fragte:

»Nun, meine Herren?«

»Nun, Madame, stimmen wir ab,« sagte der Herzog von Larochefoucault.

»Stimmen wir ab,« wiederholte der Herzog von Bouillon.

Dann sich gegen die Juraten umwendend fügte er bei:

»Wollen uns diese Herren ihre Ansicht sagen?«

»Nach Euch, Monseigneur,« antwortete einer von den Bürgern.

»Nein, vor Euch!« rief eine schallende Stimme.

Diese Stimme hatte einen solchen Ausdruck von Festigkeit, daß Jedermann darüber erstaunte.«

»Was soll das bedeuten?« fragte die Prinzessin, indem sie das Gesicht desjenigen, welcher gesprochen hatte, zu erkennen suchte.

»Das soll heißen,« rief ein Mann sich erhebend, damit kein Zweifel über die Person des Sprechenden möglich wäre, »das soll heißen, daß ich André Lavie, Advocat des Königs, Rath beim Parlament, im Namen des Königs und besonders im Namen der Menschheit für die in Bordeaux auf Ehrenwort zurückgehaltenen Gefangenen Privilegium und Sicherheit verlange. Dem zu Folge spreche ich meine Meinung dahin aus . . .«

»Oh! Oh! Herr Advocat,« entgegnete die Prinzessin die Stirne faltend, »ich bitte keinen Prozeßstyl in meiner Gegenwart, denn ich verstehe ihn nicht. Die Sache, die wir verfolgen, ist eine Sache des Gefühls, und kein schmutziger, ärgerlicher Rechtsstreit; jeden von den Gliedern welche dieses Tribunal bilden, wird, denke ich, das vorliegende Verhältnis begreifen.«

»Ja, ja,« wiederholten im Chor die Juraten und die Officiere, »stimmen wir ab, meine Herren, stimmen wir ab!«

»Ich habe es gesagt und wiederhole es,« rief Lavie, ohne sich durch die Anrede der Prinzessin

aus der Fassung bringen zu lassen, »ich verlange Privilegium und Sicherheit! für die auf Ehrenwort zurückgehaltenen Gefangenen. Das ist kein Prozeßstyl, es ist der Styl des Völkerrechts.«

»Und ich füge bei,« sprach Lenet: »man hat Richon gehört, ehe man so grausam gegen ihn verfahren ist, und die Gerechtigkeit fordert, daß wir die Angeklagten ebenfalls hören.«

Und ich,« sagte d’Espagnet, der Bürger-Anführer, welcher Saint-George mit Herrn den Larochefoucault angegriffen hatte, »ich erkläre, daß morgen die Stadt sich empört, wenn man mit dieser Milde zu Werke geht.«

Ein Gemurre von Außen schien diese Erklärung zu erwiedern und zu bestätigen.

»Beeilen wir uns,« sprach die Prinzessin. »Wozu verurtheilen wir den Gefangenen?«

»Die Gefangenen, Madame,« sagten einige Stimmen, »denn es sind ihrer zwei.«

»Einer genügt Euch also nicht?« sprach Lenet, verächtlich über diese blutige Knechterei lächelnd.

»Welchen denn? Welchen?« wiederholten dieselben Stimmen.

»Den Fettestem Cannibalen!« rief Lavie. »Ah! Ihr beklagt Euch über Ungerechtigkeit, Ihr schreit über schändliche Verletzung, und wollt eine Mordthat durch zwei Morde erwiedern! Eine schöne Versammlung von Philosophen und Soldaten, die sich zu Gurgelabschneidern machen!«

Die flammenden Augen der Mehrzahl der Richter schienen bereit, den muthigen Advocaten des Königs niederzuschmettern. Frau den Condé hatte sich erhoben und blickte auf ihre Fäuste gestützt umher, als wollte sie die Anwesenden befragen, ob die Worte, die sie gehört hatte, wirklich ausgesprochen worden waren, und ob sich auf der Welt ein Mensch fände, der die Kühnheit hätte, solche Dinge in ihrer Gegenwart zu sagen.

Lavie begriff, daß seine Anwesenheit Alles verschlimmern würde, und daß seine Art, die Angeklagten zu vertheidigen, statt sie zu retten, dieselben in das Verderben stürzen müßte. Er beschloß daher, sich zu entfernen, jedoch als ein Richter wegzugehen, der sich seiner Stimme begibt, und nicht wie ein Soldat, der die Flucht ergreift. Und er sprach:

»Im Namen Gottes protestiere ich gegen das, was Ihr thun wollt; im Namen des Königs verbiete ich es Euch.«

Und seinen Stuhl mit einer Geberde majestätischen Zornes umwerfend, verließ er den Saal, die Stirne hoch, der Gang sicher, wie ein Mann, der sich stark fühlt durch eine Pflichterfüllung und sich wenig um das Unglück bekümmert, das aus einer erfüllten Pflicht für ihn hervorgehen kann.

»Frecher!« murmelte die Prinzessin.

»Gut, gut! lassen wir ihn gewähren,« sagten einige Stimmen: »an Meister Lavie wird auch die Reihe kommen.«

»Stimmen wir ab,« riefen beinahe insgesamt die Richter.

»Aber warum abstimmen,« sprach Lenet, »ohne die beiden Angeschuldigten gehört zu haben? Vielleicht wird Euch der Eine schuldiger erscheinen, als der Andere? Vielleicht werdet Ihr auf ein Haupt die Rache fallen lassen, die Ihr an zwei Menschen üben wollt.«

In diesem Augenblick hörte man zum zweiten Male das Geräusch des Gitters.

»Wohl, es sei,« sagte die Prinzessin, »wir stimmen über Beide zugleich ab.«

Das Tribunal hatte sich bereits stürmisch erhoben, setzte sich aber wieder, und man vernahm abermals den Lärmen von Tritten, das Klirren der Hellebarden, die Thüre öffnete sich, und

Cauvignac erschien.

Der Eintretende bildete einen schlagenden Contrast mit Canolles: so sehr er sich auch Mühe gegeben hatte, seine dem Pöbel stark beschädigten Kleider wieder auszubessern, so waren doch die Spuren der Unordnung daran zurückgeblieben. Seine Augen warfen sich lebhaft auf die Juraten, auf die Officiere, die Herzoge und die Prinzessin, und umfaßten gleichsam mit einem Kreisblicke das ganze Tribunal; dann rückte er mit der Miene eines Fuchses, der den Jäger von der Fährte abbringen will, so zu sagen bei jedem Schritte mit dem Fuße den Boden sondierend, das Ohr auf der Lauer, bleich und sichtbar unruhig vor, und sprach, ohne abzuwarten, daß man ihn befragte.

»Eure Hoheit hat mir die Ehre erzeigt, mich vor sich rufen zu lassen?«

»Ja, mein Herr,« antwortete die Prinzessin; »ich wollte durch Euch selbst Gewißheit über einige Punkte erlangen, die Euch betreffen und uns in Verlegenheit setzen.«

»Madame,« erwiderte Cauvignac sich verbeugend, »ich bin ganz bereit, der Gunst zu entsprechen, welche mir Eure Hoheit erweist.«

Und er verbeugte sich abermals mit der artigsten Miene, die er anzunehmen vermochte, aber dieser Miene fehlte es sichtbar an der Leichtigkeit des Anstands und an der Natürlichkeit.

»Das wird bald geschehen sein,« sprach die Prinzessin, »besonders wenn Ihr eben so bestimmt antwortet, als wir fragen.«

»Ich erlaube mir Eurer Hoheit zu bemerken,« erwiderte Cauvignac, »da die Frage stete vorbereitet wird, was bei der Antwort nie der Fall sein kann, so ist es viel schwieriger, zu antworten, als zu fragen.«

»Oh! unsere Fragen werden so klar und deutlich sein,« versetzte die Prinzessin, »daß wir Euch jedes Nachdenken dadurch ersparen. Euer Name?«

»Madame, das ist gerade von Anfang an eine Frage, welche zu einer Verlegenheit Anlaß gibt.«

»Wie so?«

»Ja, es kommt oft vor, daß man zwei Namen besitzt, den Namen, welchen man den seiner Familie empfangen, und den, welchen man sich selbst gegeben hat. Ich, zum Beispiel glaubte einigen Grund zu haben, meinen ersten Namen aufzugeben, um einen andern minder bekannten anzunehmen. Welchen von diesen Namen soll ich Euch nun nennen?«

»Denjenigen, unter welchem Ihr in Chantilly erschienen seid, denjenigen, unter welchem Ihr Euch verbindlich gemacht habt, mir eine Compagnie anzuwerben, denjenigen, unter welchem Ihr sie geworden, den endlich, unter welchem Ihr Euch an Herrn Mazarin verkauft habt.«

»Verzeiht, Madame, aber es scheint mir, ich habe bereite die Ehre gehabt, siegreich alle diese Fragen bei der Audienz zu beantworten, welche Eure Hoheit mir diesen Morgen zu bewilligen die Gnade hatte.«

»Zu dieser Stunde richte ich auch nur eine Frage an Euch,« sagte die Prinzessin, welche ungeduldig zu werden anfang, »Ihr sollt mir nur Euren Namen nennen.«

»Nun, das ist es gerade, was mich in Verlegenheit setzt.«

»Schreibt der Baron den Cauvignac,« sagte die Prinzessin.

Der Angeklagte machte keine Einwendung und der Greffier schrieb.

»Nun Euren Grad?« sprach die Prinzessin; »ich hoffe, es wird Euch nicht schwierig sein, diese Frage zu beantworten.«

»Im Gegentheil, Madame, gerade diese Frage setzt mich in die größte Verlegenheit. Sprecht Ihr von meinem Grad als Gelehrter, als Baccalarens, als Rechtslicentiat, als Doktor der Theologie, so antworte ich Euch, wie Eure Hoheit sieht, sehne Zögern.«

»Nein, mein Herr-, wir sprechen von Eurem militärischen Grade.«

»Ah! Wohl, über diesen Punkt Eurer Hoheit zu antworten, ist mir nicht möglich.«

»Warum?«

»Weil ich selbst nie genau wußte, was ich war.«

»Sucht Euch hierüber festzustellen, mein Herr, denn ich wünsche es zu wissen.«

»Nun wohl, ich habe mich zuerst aus eigener Machtvollkommenheit zum Lieutenant ernannt; da ich aber nicht beauftragt war, mir ein Patent zu unterzeichnen, und während der ganzen Zeit, die ich diesen Titel führte, nie mehr als sechs Mann unter meinen Befehlen hatte, so halte ich mich nicht für berechtigt, denselben geltend zu machen.«

»Ich, ich,« sagte die Prinzessin, »ich habe Euch zum Kapitän gemacht; also seid Ihr Kapitän!«

»Oh! das ist gerade der Punkt, wo sich meine Verlegenheit verdoppelt und wo mein Gewissen schreit. Jeder militärische Grad im Staate, davon habe ich mich nunmehr überzeugt, muß dem königlichen Willen entfließen, um eine Geltung zu erlangen. Eure Hoheit hatte nun ganz unzweifelbar das Verlangen, mich zum Kapitän zu machen, aber ich glaube, sie hatte nicht das Recht dazu. Ich wäre also in diesem Fall eben so wenig Kapitän gewesen, als ich Lieutenant war.«

»Es mag sein, mein Herr; aber gesetzt, Ihr wäret nicht Lieutenant durch eigene Machtvollkommenheit, nicht Kapitän durch meine Ernennung gewesen, insofern wir Beide nicht berechtigt waren, ein Patent zu unterzeichnen, so seid Ihr doch wenigstens Gouverneur von Branne. Und da es diesmal der König war, der Euren Bestallungsbrief unterzeichnete, so werdet Ihr die Gültigkeit bis Aktes nicht in Abrede ziehen.«

»Und das ist gerade derjenige von den dreien, welcher am meisten angefochten werden kann, Madame.«

»Wie so?« rief die Prinzessin.

»Ich bin allerdings ernannt worden, aber nicht in Function getreten. Was constituirt den Titel? Nicht der Besitz dieses Titels, sondern die Erfüllung der mit dem Titel verbundenen Funktionen. Ich aber habe keine von den Funktionen des Titels erfüllt, zu dem ich erhoben wurde; ich habe nie den Fuß in mein Gouvernement gesetzt; folglich bin ich eben so wenig Gouverneur von Branne, als ich Kapitän war, bevor ich Gouverneur wurde, und Lieutenant, ehe ich Kapitän war.«

»Man hat Euch jedoch auf der Straße nach Branne gefunden.«

»Allerdings; aber hundert Schritte den der Stelle, wo ich verhaftet wurde, theilt sich die Straße in zwei Aeste; einer von den Wegen führt nach Branne, der andere nach Ison. Wer kann behaupten, daß ich nicht eben so gut nach Ison, als nach Branne ging?«

»Gut,« sagte die Prinzessin; »das Tribunal wird Eure Vertheidigung in Erwägung ziehen. Greffier, schreibt Gouverneur von Branne.«

»Madame,« sprach Cauvignac, »ich kann mich dem nicht widersetzen, daß Eure Hoheit schreiben läßt, was ihr beliebt.«

»Es ist geschehen, Madame,« sagte der Greffier.

»Gut. Und nun mein Herr,« sprach die Prinzessin zu Cauvignac, »unterzeichnet das Verhör.«

»Es würde dies mit dem größten Vergnügen geschehen,« erwiderte Cauvignac, »und ich wäre entzückt, etwas zu thun, was Eurer Hoheit angenehm sein dürfte; aber bei dem Streite, den ich diesen Morgen mit dem Pöbel den Bordeaux auszuhalten hatte, bei diesem Streite aus dem mich Eure Hoheit so edelmüthig durch den Dazwischentritt ihrer Musketiere zog, verstauchte ich unglücklicher Weise meine rechte Hand, und es ist mir mein ganzes Leben hindurch unmöglich gewesen, mit der linken zu schreiben.«

»Zeichnet die Weigerung des Beklagten auf, mein Herr,« sagte die Prinzessin zu dem Greffier.

»Die Unmöglichkeit, Herr, schreibt die Unmöglichkeit,« rief Cauvignac; »Gott soll mich behütete, daß ich einer so großen Fürstin, wie Ihr seid, irgend etwas verweigere, wenn es in meiner Macht läge.«

Und sich mit der tiefsten Ehrfurcht vorbeugend, ging Cauvignac in Begleitung seiner zwei Wachen hinaus.

»Ich glaube, Ihr habt Recht, Herr Lenet,« sagte der Herzog den Larochefoucault, »und wir haben Unrecht gehabt, uns diesen Mann nicht zu sichern.«

Lenet war in seinem Geiste zu sehr in Einspruch genommen, um zu antworten. Diesmal hatte ihn seine gewöhnliche Scharfsichtigkeit schlecht bedient; er hoffte, Cauvignac würde den Zorn des Tribunals sich allein zuziehen; aber Cauvignac hatte mit seinen ewigen Ausflüchten mehr belustigt, als geärgert. Sein Verhör hatte nun die ganze Wirkung zerstört, welche durch das von Canolles hervorgebracht worden war, und der Adel, die Freimütigkeit, die Loyalität des erstere Gefangenen waren, so zu sagen, unter dem listigen Benehmen von Cauvignac verschwunden.

Als man zur Abstimmung schritt, wurde auch einhellig der Tod ausgesprochen.

Die Prinzessin ließ die Stimmen zusammentragen und verkündigte feierlich das Urtheil, welches gefällt worden war.

Dann unterzeichnete Jeder das Protokoll der Verhandlung. Zuerst der Herzog von Enghien, ein armes Kind, das nicht wußte, was es unterzeichnete, und dessen erste Unterschrift einem Menschen das Leben kosten sollte; dann die Prinzessin, dann die Herzoge, dann die Damen des Rathes, dann die Officiere und die Juraten; und so hatte sich alle Welt der Repressalien theilhaftig gemacht. Adel und Bürgerthum, Armee und Parlament, Jedermann mußte bestraft werden; bekanntlich aber bestraft man in der Regel Niemand, wenn man Jedermann bestrafen soll.

Als endlich Alle unterzeichnet hatten, öffnete die Prinzessin, welche nun ihre Rache in Händen hatte, und deren Stolz diese Rache schmeichelte, das bereits zweimal geöffnete Fenster abermals und sprach, dem Bedürfnis der Volksthümlichkeit nachgebend, mit lauter Stimme:

»Meine Heeren Bordelesen, Richon wird gerächt, würdig gerächt werden, verlaßt Euch auf uns.«

Ein donnerähnliches Hurrah empfing diese Erklärung, und das Volk zerstreute sich in den Straßen, zum Voraus glücklich über das Schauspiel, welches ihm das Wort der Prinzessin verhieß.

Aber kaum war Frau von Condé in ihr Zimmer mit Lenet zurückgekehrt, der ihr traurig folgte, immer noch hoffend, sie zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, als die Thüre sich öffnete, Frau von Cambes, bleich, schluchzend, zu ihren Füßen stürzte und ausrief:

»Oh! Madame, im Namen des Himmels, hört mich! im Namen des Himmels, stoßt mich nicht zurück!«

»Was gibt es denn, mein Kind?« fragte die Prinzessin, »und warum weinst Du so?«

»Ich weine, Madame, weil ich gehört habe, daß auf den Tod gestimmt worden ist, und das Ihr diese Abstimmung bestätigt habt; und dennoch könnt Ihr Herrn von Canolles nicht tödten lassen.«

»Und warum nicht, meine Liebe? sie haben wohl Richon umgebracht.«

»Madame, weil es derselbe Herr von Canolles ist, der Eure Hoheit in Chantilly gerettet hat.«

»Soll ich ihm dafür Dank wissen, daß er sich durch unsere List bethören ließ?«

»Wohl, Hoheit,« darin liegt gerade der Irrtum: Herr von Canolles wurde nicht eine Minute durch die Unterschlebung betört. Mit dem ersten Blicke hat er mich erkannt.«

»Dich, Claire?«

»Ja, Madame.«

Wir hatten einen Theil des Weges miteinander gemacht, Herr von Canolles kannte mich, Herr von Canolles verliebte sich in mich, und unter diesen Umständen . . . nun, Madame, er hatte vielleicht Unrecht, doch es kommt Euch nicht zu, ihm darüber Vorwürfe zu machen . . . unter diesen Umständen brachte er seine Pflicht der Liebe zum Opfer.«

»Also derjenige, weichen Du liebst . . .?«

»Ja, Madame.«

»Also derjenige, welchen Du heirathen zu dürfen mich um Erlaubniß gebeten hast . . .?«

»Ja.«

»War . . .?«

»Herr von Canolles,« rief die Vicomtesse. »Herr von Canolles, der sich mir in Saint-George ergeben hat, und der ohne mich sich selbst und Eure Soldaten in die Luft, zu sprengen im Begriffe war . . . Herr von Canolles endlich, der fliehen konnte und mir seinen Degen übergab, um nicht von mir getrennt zu werden. Ihr begreift also, Madame, daß ich wenn er stirbt, auch sterben muß, denn ich habe ihn dann in das Verderben gestürzt.«

»Mein liebes Kind,« erwiderte die Prinzessin mit einer gewissen Bewegtheit, »bedenke doch, daß Du etwas Unmögliches von mir verlangst Richon ist todt, Richon muß gerächt werden! Es hat eine Berathung stattgefunden, sie muß vollzogen werden; selbst wenn mein Gemahl von mir forderte, was Du forderst, müßte ich es ihm verweigern.«

»Oh! ich Unglückliche!« rief Frau von Cambes, sich zurückwerfend und in ein gewaltigen Schluchzen ausbrechend; »ich habe meinen Geliebten in das Verderben gestürzt.«

Lenet, welcher noch nicht gesprochen hatte, näherte sich nun der Prinzessin und sagte:

»Madame, habt Ihr nicht genug mit einem Opfer, braucht Ihr zwei Köpfe, um den von Herrn Richon zu bezahlen?«

»Ah! Ah! Gestrenger Herr,« erwiderte die Prinzessin, »das heißt, Ihr fordert von mir das Leben des Einen und den Tod des Andern? Sprecht, ist das gerecht?«

»Madame, wenn zwei Menschen sterben sollen, so ist es einmal gerecht, daß, wo möglich, nur Einer stirbt, wenn überhaupt ein Mund das Recht hat, die von der Hand Gottes angezündete Flamme auszublasen. Sodann ist es gerecht, daß, wenn man zu wählen hat, der ehrliche Mann im Vorzug vor dem Bösewicht am Leben bleibt. Man muß ein Jude sein, um Barnabas in Freiheit zu setzen und Jesus an das Kreuz zu schlagen . . .«

»Oh! Herr Lenet, Herr Lenet, sprecht für mich, ich beschwöre Euch,« rief Claire; »denn Ihr

seid ein Mann, und man wird Euch vielleicht Gehör schenken; und Ihr, Madame,« fuhr sie, sich an die Prinzessin wendend, fort, »erinnert Euch nur, daß ich mein Leben im Dienste Euren Hauses zugebracht habe.«

»Und ich auch,« sagte Lenet. »Und dennoch habe ich für dreißig Jahre der Treue nichts von Eurer Hoheit verlangt; aber bei dieser Gelegenheit werde ich, wenn Eure Hoheit unbarmherzig ist, für diese dreißig Jahre der Treue mir eine Gnade von ihr erbitten.«

»Welche?«

»Mir meinen Abschied zu geben, Madame, damit ich mich zu den Füßen des Königs werfen kann, dem ich sodann den Rest meinen Daseins, welchen ich der Ehre Eures Hauses geweiht hätte, widmen werde.«

»Nun wohl,« rief die Prinzessin, besiegt durch die gemeinschaftlichen Bitten, »drohe nicht, mein alter Freund, weine nicht, meine sanfte Claire, beruhigt Euch Beide: ein Einziger wird sterben, da Ihr es so haben wollt; aber man bitte mich nicht mehr um die Begnadigung dessen, welcher zum Tode bestimmt sein wird.«

Claire ergriff die Hand der Prinzessin, bedeckte sie mit Küssen und rief:

»Oh! Dank, Dank, Madame: von diesem Augenblick an gehört mein Leben und das seinige Euch allein.«

»Und indem Ihr so handelt, Madame,« sprach Lenet, »seid Ihr zugleich gerecht und barmherzig, was bin jetzt nur das Vorrecht Gottes gewesen ist.«

»Oh! darf ich ihn nun sehen, darf ich ihn befreien?« rief Claire ungeduldig.

»Eure solche Kundgebung ist in diesem Augenblick unmöglich,« sprach die Prinzessin; »sie würde uns zum Verderben gereichen. Die Gefangenen mögen noch im Kerker bleiben; man läßt sie dann zu gleicher Zeit heraus, den Einen für die Freiheit, den Andern für den Tod.« »Aber kann ich ihn nicht wenigstens sehen, beruhigen, trösten?« fragte Claire.

»Ihn beruhigen, liebe Freundin? ich glaube nicht, daß dies klug wäre: man würde die Entscheidung erfahren, man würde die Gunst deuten; nein, unmöglich, begnügt Euch, daß Ihr ihn gerettet wißt. Ich werde den zwei Herzogen meinen Entschluß ankündigen.«

»Gut, ich füge mich. Dank, Dank, Madame,« rief Claire.

Und Frau von Cambes eilte fort, um in Freiheit zu weinen und Gott aus dem Grunde ihres von Freude und Dankbarkeit überströmenden Herzens zu preisen.

XI.

Die zwei Kriegsgefangenen hatten zwei Zimmer in derselben Festung inne. Diese zwei Zimmer stießen an einander und lagen im Erdgeschoß; aber die Erdgeschosse der Gefängnisse können für dritte Stockwerke gelten. Die Gefängnisse fangen nicht wie die Häuser bei der Erde an, sie haben in der Regel zwei Stockwerke Kerkerlöcher.

Jede Thüre war von einem Piquet aus den Garben der Prinzessin ausgewählter Leute bewacht; aber die Menge, als sie diese Vorkehrung gesehen hatte, welche ihre Rachgier ganz befriedigten, verließ allmählig die Zugänge des Gefängnisses, sobald es ihr zu Ohren kam, Canolles und Cauvignac wären dahin geführt worden. Die Piquets, welche in der inneren Hausflur aufgestellt waren, mehr um die Gefangenen vor der Volkswuth zu beschützen, als aus Furcht, sie könnten entweichen, verließen ihren Posten und begnügten sich, die Schildwachen zu verstärken.

Als das Volk, da wo es war, nichts mehr zu sehen hatte, wandte es sich natürlicher Weise nach dem Orte, wo die Hinrichtungen vollzogen wurden, das heißt nach der Esplanade; die von dem Rathssaale der Menge zu geschleuderten Worte hatten sich im Augenblick in der Stadt verbreitet; Jeder erklärte sie auf seine Weise; aber am Klarsten stellte sich dabei heraus, es würde noch in der Nacht oder spätestens am andern Morgen ein furchtbares Schauspiel stattfinden und es war noch eine Wollust mehr für den Pöbel, daß er nicht wußte, woran er sich in Beziehung auf dieses Schauspiel zu halten hatte, denn es blieb ihm der Reiz des Unerwarteten.

Handwerksleute, Bürger, Frauen, Kinder liefen also nach den Wällen, und da es finstere Nacht war und der Mond erst gegen Mitternacht ausgehen sollte, so trugen viele Fackeln in der Hand. Dabei waren alle Fenster offen und viele Leute hatten auf die Gesimse Lichter oder Lampen gestellt, wie man dies bei Festlichkeiten thut. Doch an dem Gemurmel der Menge, an den bestürzten Gesichtern der Neugierigen, an den sich folgenden Patrouillen zu Fuß und zu Pferd erkannte man, daß es kein gewöhnlichen Fest war, was sich durch so düstere Vorbereitungen ankündigte.

Von Zeit zu Zeit brach wüthendes Geschrei aus den Gruppen hervor, die sich mit einer Geschwindigkeit, welche nur gewissen Ereignissen eigenthümlich ist, bildeten und zerstreuten. Dieses Geschrei war immer dasselbe, wie das, welches sich zwei oder drei Mal in das Innere den Tribunals Bahn gebrochen hatte.

»Tod den Gefangenen! Rache für Richon!«

Das Schreien, der Schimmer der Fackeln, der Lärmen der Pferde entzogen Frau von Cambes ihrem Gebete; sie stellte sich an ihr Fenster und betrachtete voll Schrecken alle die Männer und Frauen mit den verstörten Augen, mit den rauhen Stimmen, welche in einen Circus losgelassene wilde Thiere zu sein schienen, wie sie durch ihr Gebrülle die menschlichen Opfer herbeirufen, die sie verschlingen sollen; sie fragte sich, wie es möglich wäre, daß so viele Wesen, denen die zwei Gefangenen nie etwas gethan hätten, mit solcher Erbitterung den Tod von zweien ihres Gleichen forderten; und die arme Frau, die von den menschlichen Leidenschaften nur diejenigen kannte, welche das Leben versüßen, wußte sich keine Antwort zu geben.

Von ihrem Fenster aus sah Frau von Cambes über den Häusern und Gärten die Firste der hohen, düsteren Thürme der Festung erscheinen. Dort befand sich Canolles, dahin waren

hauptsächlich ihre Blicke gerichtet.

Sie konnte indessen nicht umhin, diese von Zeit zu Zeit in die Straße fallen zu lassen; dann sah sie die drohenden Gesichter, dann hörte sie das Rachegeschrei, und eisiger Schauer, wie der des Todes, durchlief ihre Adern.«

»Oh!« sagte Claire, »sie mögen mir immerhin verbieten, ihn zu sehen, ich muß zu ihm dringen. Dieses Geschrei kann zu ihm gelangt sein; er kann glauben, ich vergesse ihn; er kann mich anklagen; er kann mich verfluchen. Oh! Jeder Augenblick, welcher vergeht, ohne daß ich ein Mittel, ihn zu beruhigen, suche, erscheint mir als ein Verrath gegen ihn; es ist mir nicht möglich, in Unthätigkeit zu verharren, während er mich vielleicht um Hilfe anruft. Oh! ich muß ihn sehen. . . Ja, aber, mein Gott, wie ihn sehen? wer wird mich in sein Gefängniß führen? Welche Macht wird mir die Pforten öffnen? Die Frau Prinzessin hat mir einen Passirschein verweigert, und es war mir unmittelbar vorher so viel bewilligt worden, daß sie wohl das Recht dazu hatte. Es sind Wachen, Feinde um die Festung her; eine ganze brüllende Bevölkerung, welche Blut riecht und sich ihre Beute nicht entreißen lassen will; man wird glauben, ich wolle ihn entführen, retten; oh! ja, ich würde ihn retten, wenn er nicht bereite unter dem Schutze des Wortes der Frau Prinzessin in Sicherheit wäre. Sage ich ihnen, ich wünsche ihn nur zu sehen, so werden sie mir nicht glauben und mich zurückweisen; und dann: gefährde ich nicht dadurch; daß ich einen solchen Versuch gegen den Willen der Frau Prinzessin wage, die bei ihr erlangte Gnade? setze ich mich nicht dadurch dem aus, daß sie das gegebene Wort zurücknimmt?

»Und doch, ihn so in Angst und Pein die langen Stunden der Nacht zubringen lassen, oh! ich fühle es für ihn, für mich ist das unmöglich.

»Wir wollen Gott anflehen, und er wird mich vielleicht erleuchten.«

Und Frau von Cambes kniete zum zweiten Male vor ihr Crucifix nieder, und begann mit einer Inbrunst zu beten, welche selbst die Frau Prinzessin gerührt haben müßte, wenn die Frau Prinzessin sie hatte hören können.

»Oh! ich gehe nicht, ich gehe nicht,« sagte sie; »denn ich sehe ein, daß es mir unmöglich ist, dahin zu gehen . . . Er wird mich vielleicht die ganze Nacht anklagen . . . Aber morgen, nicht wahr, mein Gott, morgen wird er mich bei sich freisprechen?«

Der Lärmen, die immer mehr zunehmende wilde Begeisterung der Menge, die Reflexe des Unglück weissagenden Lichtes, welche wie Blitze zu ihr drangen und auf Augenblicke ihr dunkel gebliebenes Gemach erhellten, flößten ihr eine solche Angst ein, daß sie sich die Ohren mit den Händen verstopfte und ihre geschlossenen Augen auf das Kissen ihres Betpultes drückte.

Da öffnete sich die Thüre, und ohne daß sie ihn hörte, trat ein Mann ein, der einen Augenblick auf der Schwelle stehen blieb, einen Blick liebevollen Mitleids auf sie heftete, und als er sah, daß sich, durch ihr Schluchzen bewegt, die Schultern der jungen Frau so schmerzlich hoben, sich ihr mit einem Seufzer näherte und seine Hand auf ihre Schulter legte.

Claire schaute erschrocken auf und rief:

»Herr Lenet! . . . Herr Lenet, oh! Ihr habt mich also nicht verlassen?«

»Nein, ich dachte, Ihr wäret noch nicht hinreichend beruhigt, und erdreistete mich, zu Euch zu gehen, um zu fragen, ob ich Euch in irgend einer Beziehung nützlich sein könnte.«

»Oh, lieber Herr Lenet,« rief die Vicomtesse, »wir gut seid Ihr, und wie danke ich Euch!«

»Es scheint, ich täuschte mich nicht,« sprach Lenet. »Oh! mein Gott, man täuscht sich selten, wenn man denkt, Deine Geschöpfe leiden,« fügte er mit einem schwermüthigen Lächeln bei.

»Oh! ja Herr, ja, Ihr sagt die Wahrheit: ich leide!«

»Habt Ihr nicht Alles, was Ihr wünschtet, erlangt, Madame? und ich gestehe, sogar mehr noch, als ich zu hoffen wagte.«

»Allerdings; aber . . .«

»Aber . . . ich begreife. Nicht wahr, es macht Euch bange, die Freude dieses blutgierigen Pöbels zu sehen, und das Schicksal des andern Unglücklichen, der statt Eures Geliebten sterben soll, erregt Euer Mitleid?«

Claire erhob sich aus ihre Kniee und blieb eine Minute unbeweglich, die Augen starr auf Lenet geheftet; dann drückte sie ihre eisige Hand an ihre mit Schweiß bedeckte Stirne und sprach:

»Oh! vergebt mir! oder vielmehr verflucht mich! denn in meiner Selbstsucht dachte ich nicht einmal hieran. Nein, Lenet, nein, ich gestehe Euch in aller Demuth meines Herzens, diese Befürchtungen, diese Thränen, diese Gebete gehören demjenigen, welcher leben wird; denn ganz aufgelöst in meiner Liebe, hatte ich den Armen, welcher sterben soll, vergessen!«

Lenet lächelte traurig und erwiderte:

»ja, es muß so sein, denn es liegt in der menschlichen Natur; vielleicht bildet die Selbstsucht der Einzelnen das Heil der Massen. Jeder zieht um sich selbst und um die Seinigen einen Kreis mit dem Schwerte. Sprecht, Madame, legt Euer Geständniß bis zum Ende ab. Bekennt offenherzig, daß Ihr es kaum erwarten könnt, bis der Unglückliche seinem Schicksal unterlegen ist, denn durch seinen Tod sichert dieser Unglückliche Eurem Verlobten das Leben.«

»Oh! Lenet ich schwöre Euch, daran habe ich noch nicht gedacht. Aber nöthigt meinen Geist nicht, hierbei zu verweilen, denn ich liebe ihn so sehr, daß ich nicht weiß, was ich im Wahnsinn meines Herzens zu wünschen im Stande bin.«

»Armes Kind!« sprach Lenet mit einem Tone tiefen Mitleids, »warum habt Ihr alles Dies nicht früher gesagt?«

»Oh! mein Gott, Ihr erschreckt mich. Ist es denn zu spät, ist er noch nicht ganz gerettet?«

»Er ist es, da die Frau Prinzessin ihr Wort gegeben hat; aber . . .«

»Was Aber?«

»Aber, ach! ist man irgend einer Sache sicher auf dieser Welt, und Ihr, die Ihr ihn, wie ich, für gerettet haltet, weint Ihr nicht, statt Euch zu freuen?«

»Ich weine, weil ich ihn nicht besuchen kann, mein Freund,« entgegnete Claire. »Bedenkt« daß er diesen abscheulichen Lärmen hören und an eine ihm nahe bevorstehende Gefahr glauben muß; bedenkt, daß er mich der Lauheit, des Verrathes anklagen kann! Oh! Lenet, Lenet, welche Pein! In der That, wenn die Prinzessin wüßte, was ich leide, sie hätte Erbarmen mit mir.«

»Wohl, Vicomtesse, Ihr müßt ihn sehen . . .«

»Ihn sehen? Unmöglich! Ihr wißt, daß ich die Prinzessin um, Erlaubniß hierzu gebeten habe und daß mir Ihre Hoheit es abgeschlagen hat.«

»Ich weiß es und billige es im Innern meines Herzens, und dennoch . . .«

»Und dennoch ermahnt Ihr mich zum Ungehorsam!« rief Claire erstaunt und schaute Lenet so scharf an, daß dieser verlegen unter ihrem Blicke die Augen niederschlug.

»Ich bin alt, theure Vicomtesse,« erwiderte er, »und mißtrauisch gerade weil ich alt bin; nicht bei dieser Gelegenheit, denn das Wort der Prinzessin ist heilig: es wird nur Einer von den Gefangenen sterben, hat sie gesagt; aber im Verlaufe eines langen Lebens gewohnt, alle Chancen

gegen denjenigen sich wenden zu sehen, der sich am meisten begünstigt glaubt, ist es mein Grundsatz, daß man stets die Gelegenheit, welche sich bietet ergreifen muß. Seht Euren Verlobten, glaubt mir, seht ihn, Vicomtesse.«

»Oh! ich schwöre Euch, Ihr erschreckt mich, Lenet,« rief Claire.

»Das ist nicht meine Absicht; wäre es Euch übrigens lieber, wenn ich Euch rieth, Ihr solltet ihn nicht sehen? Nicht wahr, nein? Und Ihr würdet mich ohne Zweifel mehr schelten, wenn ich gekommen wäre, um Euch das Gegentheil von dem zu sagen, was ich Euch sage.«

»Ja, ich gestehe es. Aber Ihr sprecht davon, daß ich ihn sehen soll; das war mein einziges, mein innigstes Verlangen, es war der Gegenstand des Gebetes, das ich an Gott richtete, als Ihr erschienenet. Ist es aber nicht etwas Unmögliches?«

»Gibt es etwas Unmögliches für die Frau, welche Saint-George erobert hat?« versetzte Lenet lächelnd.

»Ach!« sprach Claire, »seit zwei Stunden suche ich ein Mittel, in die Festung zu dringen, und habe jetzt noch keines gefunden.«

»Und was gebt Ihr mir, wenn ich es Euch biete?«

»Ich gebe Euch . . . Oh! ich gehe Euch die Hand, an dem Tage, wo ich mit ihm vor den Altar trete.«

»Ich danke, mein Kind, Ihr habt Recht: in der That, ich liebe Euch, wie ein Vater; ich danke.«

»Das Mittel! das Mittel!«

»Hier ist es. Ich hatte die Prinzessin um einen Passirschein gebeten, in der Absicht, mich mit den Gefangenen zu besprechen; denn wäre es möglich gewesen, den Kapitän Cauvignac zu retten, so hätte ich diesen Menschen gern wieder für unsere Partei gewonnen; nun aber ist dieser Passirschein unnütz, da Ihr ihn durch Eure Gebete für Herrn von Canolles zum Tode verurtheilt habt.«

Claire schauerte unwillkürlich.

»Nehmet also dieses Papier,« fuhr Lenet fort; »es ist, wie Ihr seht, kein Name darin genannt.«

Claire nahm das Papier und las:

»Der Kerkermeister der Festung wird den Inhaber des Gegenwärtigen mit demjenigen von den zwei Kriegsgefangenen mit welchen er sich zu unterreden wünscht, eine Besprechung von einer halben Stunde gewähren.

Claire Clemence von Condé.«

»Ihr habt ein Männergewand?« sagte Lenet, »zieht es an. Ihr habt den Passierschein benützt ihn.«

»Armer Officier,« murmelte Claire, welche den Gedanken an Cauvignac nicht aus ihrem Geiste zu vertreiben vermochte, »hingerichtet an der Stelle von Canolles!«

»Er unterliegt dem gemeinschaftlichen Gesetze,« erwiederte Lenet. »Schwach, wird er von dem Starken verschlungen ohne Stütze, bezahlt er für denjenigen, welchen man begünstigt. Ich beklage ihn, denn er ist ein Bursche von Geist.«

Mittlerweile drehte Claire das Papier in ihren Händen hin und her.

»Wißt Ihr,« sagte sie, »daß Ihr mich mit diesem Passirschein auf eine grausame Weise versucht? Wißt Ihr, daß ich, wenn ich meinen Freund einmal in meinen Armen habe, im Stande bin, ihn bis an das Ende der Welt zu führen?«

»Ich würde es Euch rathen, Madame, wenn es möglich wäre. Aber dieser Schein ist keine Carte blanche, und Ihr könnt ihm keine andere Bestimmung geben, als diejenige, welche er hat.«

»Das ist wahr,« sprach Claire, das Papier noch einmal lesend; »und doch hat man mir Herrn den Canolles bewilligt; er gehört mir, man kann ihn mir nicht mehr entreißen.«

»Es denkt auch Niemand daran. Vorwärts, Madame, verliert keine Zeit; legt Eure Männerkleider an und geht. Dieser Passierschein gewahrt Euch eine halbe Stunde; ich weiß wohl, daß eine halbe Stunde wenig ist; aber nach dieser halben Stunde wird das ganze Leben kommen. Ihr seid jung, das Leben wird lang sein, Gott mache es glücklich.«

Claire faßte Lenet bei der Hand, zog ihn an sich und küßte ihn auf die Stirne, wie sie es nur dem zärtlichsten Vater gethan haben könnte.

Geht, geht,« sprach Lenet, indem er sie sanft fort schob, »verliert keine Zeit, wer wahrhaft liebt, hat keine Resignation.«

Als er sie dann in ein anderes Zimmer gehen sah, wo Pompée von ihr gerufen auf sie wartete, um ihr beim Wechseln der Kleider zu helfen, murmelte er:

»Ach! wer weiß?«

XII.

Das Geschrei, das Gebrülle, die Drohungen, die wilde Aufregung der Menge waren Canolles durchaus nicht entgangen. Durch die vor seinem Fenster angebrachten Gitterstangen hatte er das belebte Gemälde wahrnehmen können, das sich unter seinen Augen entrollte und von einem Ende der Stadt zum andern durchherrschte.

»Bei Gott!« sagte er, »es ist ein sehr verdrießlicher Vorfall . . . der Tod von Richon . . . Armer Richon! er war ein Braver; sein Tod wird unsere Gefangenschaft verdoppeln; man wird mich nicht mehr, wie bis jetzt, in der Stadt umherlaufen lassen; kein Rendezvous und sogar keine Heirath mehr, wenn sich Claire nicht mit einer Feier in der Gefängnißzelle begnügt. Sie wird sich begnügen. Man heirathe sich eben so gut in der einen Kapelle, als in der andern. Es ist indessen ein trauriges Vorzeichen . . . Warum, des Teufels, ist die Nachricht nicht morgen statt heute eingelaufen?«

Dann sich dem Fenster nähernd, um hinauszuschauen, fuhr er fort:

»Welche Bewachung! zwei Soldaten vor der Thüre. Und wenn ich bedenke; daß ich hier acht Tage, vielleicht vierzehn Tage eingeschlossen bleiben soll, bis irgend ein Ereigniß vorfällt, das dieses vergessen läßt! Es ist nur gut, daß sich die Ereignisse sehr rasch in den gegenwärtigen Zeitläuften folgen, und daß die Bordelesen einen leichten Sinn haben; mittlerweile werde ich darum nicht minder unangenehme Augenblicke hinbringen. Arme Claire! sie muß in Verzweiflung sein; glücklicher Weise weiß sie, daß ich verhaftet bin. Ja, es ist ihr bekannt, und folglich weiß sie auch, daß es nicht mein Fehler ist. Aber wohin, des Teufels, gehen denn alle diese Leute? Man sollte glauben, nach der Esplanade. Dort gibt es aber zu dieser Stunde weder eine Parade, noch eine Hinrichtung zu sehen; sie laufen insgesamt in derselben Richtung. Es ist, als ob sie wüßten, daß ich hier wie ein Bär hinter meinem Gitter eingesperrt bin . . . «

Canolles ging einige Male mit gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab; die Mauern eines wahren Gefängnisses hatten ihn für den Augenblick zu philosophischen Gedanken zurückgeführt, mit denen er sich in gewöhnlichen Zeiten wenig beschäftigte.

»Es ist ein albernes Ding um den Krieg!« murmelte er. »Der arme Richon, mit dem ich vor kaum einem Monat zu Mittag speiste, ist nun todt. Der Unerschrockene hat sich sicherlich auf feinere Kanonen tödten lassen, wie ich es auch hatte thun sollen, wie ich es gethan haben würde, hätte mich irgend eine andere Person als die Vicomtesse belagert. Dieser Frauenkrieg ist der furchtbarste von allen Kriegen. Wenigstens habe ich in keiner Beziehung zu dem Tode meines Freundes beigetragen. Gott sei Dank! ich zog nie das Schwert gegen einen Bruder, und das tröstet mich. Dies habe ich abermals meinem guten kleinen weiblichen Genius zu verdanken.«

In diesem Augenblick trat ein Officier ein und unterbrach das Selbstgespräch von Canolles.

»Wollt Ihr Abendbrod, mein Herr?« fragte der Officier. »Befehlt nur, der Kerkermeister ist angewiesen, Euch ein Mahl ganz nach Euren Wünschen bereiten zu lassen.«

»Ah! gut,« sagte Canolles, »sie gedenken wenigstens mich die Zeit, die ich hier zubringen werde, auf eins anständige, ehrenhafte Weise zu behandeln. Ich befürchtete einen Augenblick das Gegentheil, als ich das gekniffene Gesicht der Prinzessin und die widerwärtige Miene aller Anwesenden gewahrte . . .«

»Ich warte,« wiederholte der Officier sich verbeugend.

»Ah! richtig; verzeiht. Eure Frage führte mich durch ihre außerordentliche Höflichkeit auf gewisse Betrachtungen . . . Doch zur Sache: ja, mein Herr, ich werde zu Nacht speisen, denn ich habe starken Hunger; aber ich pflege sehr mäßig zu leben, und ein Soldatenmahl genügt mir.«

»Sodann,« versetzte der Officier, indem er sich thut voll Theilnahme näherte: »habt Ihr keinen Auftrag . . . in der Stadt zu besorgen . . . erwartet Ihr nichts? Ihr sagtet, Ihr wäret Soldat, ich bin es auch; handelt also gegen mich, wie gegen einen Kameraden.«

Canolles schaute den Officier erstaunt an und erwiderte:

»Nein, Herr, nein, ich habe keinen Auftrag in der Stadt; nein, ich erwarte nichts, wenn nicht eine Person, die ich nicht nennen kann. Was den Punkt betrifft, daß ich gegen Euch handeln soll, wie gegen einen Kameraden, so danke ich Euch; hier ist meine Hand, und wenn ich später etwas brauche, so werde ich mich dessen erinnern, mein Herr.«

Diesmal war es der Officier, welcher Canolles erstaunt anschaute.

»Gut, mein Herr,« sagte er. »Ihr sollt sogleich bedient werden.« Und er entfernte sich.

Einen Augenblick nachher traten zwei Soldaten ein und brachten ein vollständiges Abendbrod, bestehend aus viel ausgesuchteren Gerichten, als Canolles dies verlangt hatte. Canolles setzte sich an den Tisch und speiste mit gutem Appetit.

Die Soldaten schauten ihn ebenfalls erstaunt an. Canolles hielt dieses Erstaunen für Lüsternheit, und da der Wein ein vortrefflichen Guinne-Gewächs war, so sagte er:

»Meine Freunde, verlangt zwei Gläser.«

Einer von den Soldaten ging hinaus und kehrte bald mit den verlangten Gläsern zurück.

Canolles füllte sie, goß ein paar Tropfen Wein in sein Glas und sprach:

»Auf Eure Gesundheit, meine Freunde.«

Die zwei Soldaten nahmen ihre Gläser, stießen maschinenmäßig mit Canolles an, und tranken, ohne seinen Toast zu erwiedern.

»Sie sind nicht höflich,« dachte Canolles, »aber sie trinken gut; man kann nicht Alles haben.«

Und er setzte sein Abendbrod siegreich bis zum Schlusse fort.

Als er geendigt hatte, stand er auf, und die Soldaten trugen die Tafel weg.

Der Officier kehrte zurück.

»Ah! bei Gott!« sagte Canolles zu ihm, »Ihr hättet mit mir speisen sollen; das Abendbrod war vortrefflich.«

»Ich hätte nicht die Ehre haben können, mein Herr, denn ich komme selbst diesen Augenblick von Tische. Und ich kehre zurück . . .«

»Um mir Gesellschaft zu leisten? Wenn es sich so verhält, empfangt mein Kompliment; denn das ist sehr liebenswürdig von Euch.«

»Nein, mein Herr, mein Auftrag ist minder angenehm. Ich komme, um Euch zu benachrichtigen, daß es keinen protestantischen Geistlichen im Gefängniß gibt, und daß der Kaplan ein Katholik ist. Ich weiß aber nun, daß Ihr Protestant seit, und die Verschiedenheit des Cultus wird Euch vielleicht widrig sein.«

»Mir, mein Herr; warum fragte Canolles sehr naiv.

»Um Euer Gebet zu verrichten . . .« erwiderte der Officier verlegen.

»Mein Gebet!« sagte Canolles lachend, »ich werde, morgen daran denken; ich bete nur

Morgens.«

Der Officier schaute Canolles mit einem Erstaunen an, das sich allmählig in tiefes Mitleid verwandelte. Er verbeugte sich und trat ab.

»Ah! die Welt verrückt sich also?« sprach Canolles. »Seit dem Tode des armen Richon haben alle Leute, die mir begegnen, das Aussehen von Dummköpfen oder von Narren. Teufel! werde ich denn nicht irgend ein vernünftiges Gesicht sehen?«

Kaum hatte er diese Worte vollendet, als die Thüre seines Gefängnisses sich abermals öffnete, und ehe er die eintretende Person erkennen konnte, warf sich Jemand in seine Arme, schlang seine beiden Hände um seinen Hals und übergieß sein Antlitz mit Thränen.

»Holla!« rief der Gefangene, sich von der Umarmung losmachend; »abermals ein Narr. In der That, ich bin in den Petites-Maison!«

Aber bei der Bewegung, die er zurückweichend machte, warf er den Hut des Unbekannten zu Boden, und die schönen blonden Haare von Frau von Cambes entrollten sich auf ihre Schultern.

»Ihr hier?« In rief Canolles auf sie zueilend, um sie in seine Arme zu fassen; »Ihr! ah, verzeiht, daß ich Euch; nicht erkannt oder vielmehr nicht errathen habe.

»Stille!« sagte Claire ihren Hut aufhebend und rasch wieder auf den Kopf sehend. »Stille! denn wenn man wüßte, daß ich eo bin, so würde man mir vielleicht mein Glück entziehen. Endlich ist es mir also gestattet, Euch noch zu sehen. Oh! mein Gott, mein Gott, wie glücklich bin ich.«

Und sie fühlte, wie ihre Brust sich erweiterte, und brach in ein heftigen Schluchzen aus.

»Noch!« sprach Canolles, »es ist Euch gestattet, mich *noch* zu sehen, sagt Ihr? Und Ihr sagt mir dass, unter Thränen. Ah! Ihr solltet mich also nicht mehr sehen?« fuhr er lachend fort.

»Oh! lacht nicht, mein Freund,« versetzte Claire; »Eure Heiterkeit thut mir wehe, Lache nicht, ich bitte Euch. Wenn Ihr wüßtet, wie viel Mühe ich gehabt habe, um zu Euch zu gelangen . . . und es fehlte nicht viel, daß ich nicht gekommen wäre! . . . Ohne Lenet, ohne diesen vortrefflichen Mann . . . Doch sprechen wir von Euch, armer Freund. Mein Gott! Ihr seid also hier? Euch finde ich wieder! Euch kann ich abermals an mein Herz drücken.«

»Ja, ich, ich bin es,« erwiderte Canolles lächelnd.

»Oh! laßt das, es ist unnöthig, heuchelt nicht dieses lustige Wesen, es ist mir Alles bekannt. Man wußte nicht, daß ich Euch liebte, und verheimlichte nichts vor mir.«

»Aber was wißt Ihr denn?« fragte Canolles.

»Nicht wahr!« fuhr die Vicomtesse fort, »nicht wahr, Ihr erwartetet mich? Nicht wahr, Ihr wurdet unzufrieden über mein Stillschweigen? Nicht wahr, Ihr klagtet mich bereits an?«

»Ich, unzufrieden! allerdings, aber ich klagte Euch nicht an; ich vermuthete, daß irgend ein Umstand, stärker als Euer Wille, Euch von mir entfernt hielt; und bei allem Dem ist mein größtes Unglück, daß unsere Heirath verschoben, vielleicht auf acht, auf vierzehn Tage verschoben wurde.«

Claire schaute Canolles mit, demselben Erstaunen an, das der Officier einen Augenblick vorher kundgegeben hatte.

»Wie,« sagte sie, »sprecht Ihr im Ernste oder seid Ihr in der That nicht mehr erschrocken?«

»Ich erschrocken! worüber? sollte ich etwa einer nur unbekanntes Gefahr preisgegeben sein?« fragte er lachend.

»Oh! der Unglückliche,« rief Claire; »er wußte nichts.«

Dann aber befürchtete sie ohne Zweifel, sie könnte ohne Vorbereitung die ganze Wahrheit demjenigen enthüllen, welchen diese Wahrheit so grausam bedrohte, und hielt mit einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst die Worte zurück, welche aus ihrem Herzen auf ihre Lippen gesprungen waren.

»Nein, ich weiß nichts,« sprach Canolles mit ernstem Tone. »Aber nicht wahr Ihr werdet mir Alles sagen? Ich bin ein Mann; sprecht, Claire, sprecht.«

»Ihr wißt, daß Richon todt ist.«

»Ja, ich weiß es.«

»Ihr wißt, wie er gestorben ist?«

»Nein, aber ich vermuthete es. Nicht wahr, er ist auf seinem Posten, auf der Presche von Vayres getödtet worden?«

Claire schwieg einen Augenblick; dann erwiderte sie ernst wie das Erz, dass ein Todtengeläute erschallen läßt:

»Er ist in der Halle von Libourne gehenkt worden.«

Canolles machte einen Sprung rückwärts und rief:

»Gehenkt! Richon, ein Soldat, gehenkt!«

Dann erbleichte er plötzlich, fuhr mir zitternder Hand über seine Stirne und fügte bei:

»Ah! ich begreife nun Alles; ich begreife meine Verhaftung; ich begreife mein Verhör; ich begreife die Worte des Officiers, das Stillschweigen der Soldaten; ich begreife Euren Schritt und Eure Thränen, als Ihr mich so heiter saht; ich begreife endlich das Gedränge, das Geschrei, die Drohungen. Richon ist ermordet worden, und an mir wird man Richon rächen! . . .«

»Nein, nein, mein Vielgeliebter! nein, armer Freund meines Herzens,« rief Claire, ergriff strahlend vor Freude die Hände von Canolles und tauchte ihre Augen in die seinigen; »nein, nicht Dich werden sie opfern, theurer Gefangener. Ja, Du täuschtest Dich nicht, Du warst bezeichnet! ja, Du warst verurtheilt; ja, Du hast den Tod von Nahem gesehen, mein schöner Bräutigam. Aber sei unbesorgt, Du kannst jetzt lachen; Du kannst von Glück und Zukunft sprechen. Diejenige, welche Dir *ihr* ganzen Leben widmete wird, hat das Deinige gerettet! Sei freudig! . . . aber ganz leise, denn Du wirst vielleicht Deinen unglücklichen Gefährten erwecken, denjenigen, auf welchen der Sturm fallen soll, denjenigen, welcher statt Deiner sterben muß.«

»Oh! schweigt, schweigt, theuere Freundin! Ihr macht mich zu Eis,« erwiderte Canolles, der sich trotz der glühenden Liebkosungen von Claire nur wenig von dem furchtbaren Schlage erholte, den er erhalten hatte. Ich, der ich so ruhig, so vertrauensvoll, so kindlich lustig war, lief Gefahr, sterben zu müssen! Und wann dies? in welchem Augenblick? gerechter Himmel in dem, wo ich Euer Gatte werden sollte. Oh! bei meiner Seele, es wäre ein doppelter Mord gewesen.«

»Sie nennen das Reppressalien,« sagte Claire.

»Ja, ja; sie haben Recht.«

»Ah! nun seid Ihr düster und träumerisch.«

»Oh!« rief Canolles, »ich habe nicht vor dem Tode bange; aber der Tod trennt von Euch.«

»Wäret Ihr gestorben, mein Vielgeliebter, so wäre ich auch gestorben. Alter statt Euch so zu betrüben, freut Euch mit mir. In dieser Nacht, in einer Stunde vielleicht werdet Ihr das Gefängniß verlassen. Wohl! entweder hole ich Euch selbst, oder ich erwarte Euch am Ausgang. Dann

fliehen wir, ohne eine Minute, ohne eine Sekunde zu verlieren. Ja, auf der Stelle; ich will nicht warten. Diese verfluchte Stadt erfüllt mich mit Schrecken. Heute ist es mir noch gelungen, Euch zu retten; aber morgen würde Euch vielleicht irgend ein unerwarteten Mißgeschick mir abermals entreißen.

»Oh! wißt Ihr, viel geliebte Claire, daß Ihr mir zu viel Glück mit einem Schlage verleiht. Oh! ja, zu viel Glück, ich werde daran sterben . . . «

»Wohl! so überlaßt Euch wieder Eurer Sorglosigkeit, nehmt Eure Heiterkeit wieder an.«

»Und Ihr, nehmt die Eurige auch wieder.«

»Seht, ich lache.«

»Und dieser Seufzer?«

»Dieser Seufzer, mein Freund, gilt dem Unglücklichen, der unsere Freude mit seinem Leben bezahlt.«

»Ja, ja, Ihr habt Recht. Oh! warum könnt Ihr mich nicht sogleich fortführen! Auf, mein guter Engel, öffne Deine Flügel und trage mich von hinnen.«

»Geduld, Geduld, mein theurer Gatte, morgen trage ich Dich fort . . . ja, in das Paradies unserer Liebe. Einstweilen bin ich hier . . .«

Canolles nahm sie in seine Arme und drückte sie an seine Brust; sie hing sich mit ihren Händen an den Hals des jungen Mannes und sank zitternd an dieses Herz, das zusammengepreßt von so verschiedenartigen Gefühlen, kaum mehr schlug.

Plötzlich und zum zweiten Male drang ein schmerzliches Schluchzen aus ihrer Brust aus ihre Lippen, und so glücklich Claire auch war, so übergieß sie doch mit ihren Thränen das Antlitz von Canolles, das sich zu dem ihrigen herabgeneigt hatte.

»Nun!« sagte er, »ist dies Eure Heiterkeit, armer Engel?«

»Es ist der Rest meines Schmerzes.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Officier, welcher bereite bei Canolles gewesen war, verkündigte, die in dem Passirscheine bewilligte halbe Stunde sei abgelaufen.

»Lebe wohl,« flüsterte Canolles, »oder verbirg mich in einer Falte Deines Mantels und nimm mich mit.«

»Armer Freund,« versetzte Claire mit leiser Stimme, »schweige doch, denn Du brichst mir das Herz. Siehst Du nicht, daß ich vor Verlangen Dich fortzuführen sterbe? Habe Geduld für Dich, habe Geduld für mich; in einigen Stunden sind wir wiedervereinigt, um uns nie mehr zu verlassen.«

»Ich habe Geduld,« erwiderte Canolles, durch dieses Versprechen völlig beruhigt; »doch wir müssen uns trennen; auf Muth gefaßt! Sprechen wir das Abschiedswort: Gott befohlen, Claire.«

»Gott befohlen,« sprach sie, bemüht zu lächeln; »Gott be . . . «

Aber sie konnte das Abschiedswort nicht vollenden; zum dritten Male erstickte das Schluchzen ihre Stimme.

»Gott befohlen!« rief Canolles, die Vicomtesse abermals in die Arme fassend und ihre Stirne mit Küssen bedeckend, »Gott befohlen.«

»Teufel,« murmelte der Officier, »zum Glück weiß ich, daß der arme Junge nicht mehr viel zu befürchten hat, sonst würde mir diese Scene das Herz brechen.«

Der Officier geleitete Claire bis an die Thüre, kam dann zurück und sagte zu Canolles, der

noch voll Aufregung auf einen Stuhl gesunken war:

»Es genügt nun nicht, glücklich zu sein, man muß auch Mitleid haben. Euer Nachbar, Euer unglücklicher Gefährte, derjenige, welcher sterben soll, ist allein; Niemand beschützt ihn, Niemand tröstet ihn: er wünscht Euch zu sehen; ich habe es auf mich genommen, ihm diese Bitte zu gewähren; aber Ihr müßt ebenfalls einwilligen.«

»Ob, ich einwillige!« rief Canolles, »der Unglückliche! ich erwarte ihn, ich öffne ihm die Arme! Ich kenne ihn nicht, aber gleichviel.«

»Doch er scheint Euch zu kennen.«

»Weiß er, welches Schicksal ihm bevorsteht?«

»Nein, ich glaube nicht. Ihr begreift, daß man ihn in Unwissenheit lassen muß . . .«

»Oh! seid unbesorgt.«

»Höret also: es schlägt elf Uhr, ich kehre auf meinen Posten zurück; von elf Uhr an sind die Kerkermeister allein regierende Herren im Innern des Gefängnisses. Der Eure ist benachrichtigt; er weiß, daß Euer Nachbar bei Euch sein wird, und wird ihn in dem Augenblick, wo er ihn in seinen Kerker zurückkehren lassen muß, bei Euch holen. Weiß der Gefangene nichts, so theilt ihm auch nichts mit; weiß er etwas, so sagt ihm von uns, wir Soldaten beklagen ihn aus dem Grunde unseres Herzens, denn sterben ist nichts, aber gehenkt werden, das heißt, bei Gott! zweimal sterben.«

»Ist es denn entschieden, daß er sterben wird?«

»Er muß denselben Tod erleiden, wie Richon. Das sind vollständige Repressalien. Aber wir plaudern, und er harret ohne Zweifel Eurer Antwort mit Bangigkeit entgegen.«

»Holt ihn, mein Herr, und glaubt mir, daß ich Euch für ihn und für mich dankbar bin.«

Der Officier ging hinaus, öffnete die Thüre des anstoßenden Kerkers, und Cauvignac trat, zwar etwas bleich, aber mit ungezwungener Haltung und die Stirne hoch, in das Zimmer von Canolles, der ihm einige Schritte entgegenging.

Der Officier machte Canolles ein letztes Abschiedszeichen, schaute Cauvignac mitleidig an, ging hinaus und führte seine Soldaten fort, deren schwere Tritte sich allmählig unter dem Gewölbe verloren.

Bald machte der Kerkermeister seine Runde. Man hörte seine Schlüssel im Gange klirren.

Cauvignac war nicht niedergeschlagen, weil in diesem Menschen ein unerschütterliches Vertrauen auf sich selbst, eine unerschöpfliche Hoffnung auf die Zukunft vorwalteten. Aber unter einem ruhigen Anschein und unter einer beinahe heiteren Maske hatte sich ein tiefer Schmerz eingeschlichen, und dieser biß wie eine Schlange in sein Herz. Die skeptische Seele, welche stets an Allem gezweifelt hatte, zweifelte endlich auch an sich selbst . . .

Seit dem Tode von Richon aß Cauvignac nicht mehr, schlief er nicht mehr.

Gewohnt, das Unglück Anderer zu verspotten, weil er das seinige heiter hinnahm, war es unserem Philosophen nicht einmal in den Sinn gekommen, über ein Ereigniß zu lachen, das ein so trauriges Resultat herbeiführte, und unwillkürlich sah er in allen den geheimnißvollen Fäden, welche ihn für den Tod von Richon verantwortlich machten, die unbeugsame Hand der Vorsehung, und er fing an, wenn nicht an eine Belohnung der guten Handlungen, doch an eine Bestrafung der schlechten zu glauben.

Er fügte sich also und träumte, aber während er sich fügte, aß und trank er, wie gesagt, nicht mehr.

Und . . . sonderbares Geheimniß dieser, zwar nicht selbstsüchtigen, aber persönlichen Gemüths! . . . war ihn noch stärker berührte, als sein eigener, von ihm vorhergesehener Tod, das war der Tod des Gefährten, von dem er wußte, daß er zwei Schritte von ihm entweder das unselige Urtheil, oder den Tod ohne Urtheil erwartete. Alles dies brachte ihm immer wieder Richon, sein Rachegepenst, und die doppelte Katastrophe in den Kopf, welche aus dem entsprang, was er Anfangs als einen muthwilligen Streich angesehen hatte.

Sein erster Gedanke war es gewesen, zu entweichen; denn er glaubte, obgleich Gefangener auf Ehrenwort, da man, indem man ihn in den Kerker führte, die gegen ihn eingegangenen Versprechungen verletzt hatte, ebenfalls und ohne Bedenken die seinigen verletzen zu können. Aber trotz einen scharfsichtigen Geistes und seiner sinnreichen Mittel erkannte er, daß die Sache unmöglich war. Da überzeugte er sich noch mehr, daß er in den Klauen eines unerbittlichen Geschickes lag, und von nun an verlangte er nichts Anderes mehr, als einige Augenblicke mit seinem Gefährten, dessen Name ein trauriges Erstaunen in ihm erregt hatte, sprechen zu dürfen und sich in seiner Person mit der ganzen, so grausam von ihm verletztem Menschheit zu versöhnen.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle diese Gedanken Gewissensbisse waren, nein . . . Cauvignac war zu sehr Philosoph, um solche zu haben, aber er war wenigstens das, was ihnen sehr ähnlich ist, nämlich ein heftiger Aerger, das Böse umsonst gethan zu haben. Mit der Zeit, und unter Verhältnissen, welche Cauvignac in dieser Stimmung des Geistes erhalten hätten, würde dieses Gefühl vielleicht denselben Erfolg gehabt haben, wir die Reue, aber es gebrach an Zeit.

Als Cauvignac in das Zimmer von Canolles trat, wartete er nun mit seiner gewöhnlichen Klugheit, bis der Officier, der ihn eingeführt, sich entfernt hatte; sobald er sodann die Thüre wohl verschlossen sah, ging er auf Canolles zu, der ihm, erwähnter Maßen einige Schritte entgegen gethan hatte, und drückte ihm liebevoll die Hand.

Trotz der ernsten Lage konnte sich Cauvignac eines Lächelns nicht enthalten, als er den eleganten, schönen jungen Mann mit dem abenteuerlichen Geiste, mit der heiteren Laune erkannte, welchen er bereite zweimal unter Umständen, die von seinen jetzigen sehr verschieden waren, überrascht hatte, einmal, um ihn in Aufträgen nach Nantes zu schicken, das zweite Mal, um ihn nach Saint-George zu führen. Dabei erinnerte er sich auch der vorübergehenden Usurpation seiner Namens und der schönen Mystification den Herzogs in Folge davon. Und so traurig das Gefängniß war, so war doch die Erinnerung dergestalt heiter, daß die Vergangenheit einen Augenblick den Sieg über die Gegenwart davon trug.

Canolles erkannte in ihm ebenfalls auf den ersten Blick denjenigen, mit welchem er unter den zwei erwähnten Umständen in Berührung gekommen war, und da ihm Cauvignac im Ganzen bei diesen zwei Umständen gute Botschaft gebracht hatte, so nahm sein Mitleid über das dem Unglücklichen bevorstehende Schicksal noch mehr zu, und wurde um so tiefer, als er wußte, daß seine Rettung den unwiderruflichen Untergang von Cauvignac verursachte; und bei einem so zarten Gemüthe, wie er es besaß, veranlaßte ein solcher Gedanke vielmehr Gewissensbisse, als ein wirkliches Verbrechen in dem von Cauvignac erzeugt haben würde.

Er empfing diesen daher mit zuvorkommendem Wohlwollen.

»Nun, Baron,« sprach Cauvignac zu ihm, »was sagt Ihr zu der Lage, in der wir uns befinden? es scheint mir, sie ist ziemlich precär.«

»Ja, wir sind hier als Gefangene, und Gott weiß, wann wir diesen Ort verlassen werden,«

antwortete Canolles, bemüht ruhig und gefaßt zu erscheinen, um die Todesstunde seines Gefährten wenigstens durch die Hoffnung zu versüßen.

»Wann wir diesen Ort verlassen werden!« versetzte Cauvignac; »Gott, den Ihr anruft, möge in seiner Barmherzigkeit beschließen, daß es so spät als möglich geschehe; aber ich glaube nicht, daß er geneigt sein wird, uns eine lange Frist zu gewähren. Von meinem Kerker aus sah ich, wie Ihr es von dem Eurigen aus sehen konntet, eine gierige Menge nach einem gewissen Orte laufen, der, wenn ich mich nicht täusche, die Esplanade sein muß. Ihr kennt die Esplanade, mein lieber Baron, und wißt, wozu sie dient?«

»Ah, bah! ich glaube, Ihr übertreibt es mit unserer Lage. Ja, das Volk lief nach der Esplanade, aber ohne Zweifel nur, um einer militärischen Züchtigung beizuwohnen, Uns den Tod von Richon bezahlen zu lassen, das wäre abscheulich! denn wir sind der Eine wie der Andere unschuldig an diesem Tode.«

Cauvignac bebte und haftete einen Blick auf Canolles, der von einem düsteren Ausdruck allmählig in einem Ausdruck des Mitleids überging.

»Sieh da,« sagte er zu sich selbst, »abermals Einer, der sich über seine Lage täuscht. Ich muß ihm jedoch sagen, wie sich die Sache verhält — denn wozu ihm schöne Aussichten gewähren . . . damit der Schlag nachher noch schmerzlicher wird? während wenigstens, wenn man Zeit hat, sich vorzubereiten, der Absturz stets etwas leichter erscheint.«

Nach dem er Canolles eine Zeit lang stillschweigend und prüfend betrachtet hatte, faßte er ihn bei den Händen und sagte:

»Mein lieber Herr, wir wollen ein paar Flaschen von dem guten Weine von Branne fordern, den Ihr wohl kennt. Ach! ich hätte nach Wohlgefallen davon getrunken, wenn ich länger Gouverneur gewesen wäre, und ich gestehe sogar, daß meine Vorliebe für diesen Wein mich veranlaßte, mir vorzugsweise dieses Gouvernement zu erbitten. Gott straft mich für meine Leckerei.«

»Es ist mir ganz genehm,« erwiderte Canolles, und er klopfte an die Thüre, aber man antwortete ihm nicht; er verdoppelte den Lärmen, und nach einem Augenblick näherte sich ein Kind, das im Gange spielte, dem Gefangenen.

»Was wollt Ihr?« fragte das Kind.

»Wein,« sprach Canolles; »Dein Vater soll zwei Flaschen bringen.«

Das Kind entfernte sich, kam bald wieder zurück und sagte:

»Papa hat in diesem Augenblick mit einem Herrn zu sprechen, wird aber sogleich kommen.«

»Verzeih,« sagte Cauvignac, »willst Du mir wohl auch eine Frage erlauben?«

»Fraget immerhin.«

»Mein Freund,« fuhr er in seinem einschmeichelndsten Tone fort, »wir welchem Herrn spricht Dein Papa?«

»Mit einem großen Herren.«

»Dieses Kind ist reizend,« sagte Cauvignac; »wartet, und wir werden etwas erfahren.«

»Und wie ist dieser Herr gekleidet?«

»Ganz schwarz.«

»Ah! Teufel!i Ihr hört, ganz schwarz. Und wie nennt man denn den großen, schwarz gekleideten Herrn?«

»Man nennt ihn Herr Lavie.«

»Ah! Ah! versetzte Cauvignac, »der Advocat des Königs; »ich glaube, von dem haben wir nichts Schlimmes zu erwarten. Benützen wir also den Umstand, daß sie mit einander plaudern, um ebenfalls zu plaudern.«

Und er schob ein Geldstück unter der Thüre durch und sagte:

»Nimm, mein kleiner Freund, da hast Du etwas, nur Dir Balle dafür zu kaufen. . . Man muß sich überall Freunde machen,« fügte er aufstehend bei.

»Nun, Herr,« sprach Canolles, »Ihr sagtet . . . «

»Ah! ja,« erwiderte Cauvignac. »Ich sagte, Ihr scheint mir ins einem starken Irrtum über das Schicksal begriffen zu sein, das unserer bei dem Austritt aus diesem Gefängniß harre; Ihr sprecht von der Esplanade, von militärischer Züchtigung, von Staupenschlag für Fremde; ich wäre versucht zu glauben, es sei von uns die Rede und es handle sich um etwas Besseres.«

»Geht doch!«

»Ah! Ihr seht die Dinge unter einem minder düsteren Lichte, als sie mir erscheinen. Jeden Falle rühmt Euch nicht zu sehr des Standes *Eurer* Angelegenheit; sie steht eben auch nicht sehr grün. Doch die Eurige thut nichts zu der meinigen, und die meinige, ich muß es sagen, weil ich davon überzeugt bin, ist teuflermäßig verworren. Wißt Ihr wohl, wer ich bin, mein lieber Herr?«

»Das ist eine sonderbare Frage! Ihr seid der Kapitän Cauvignac, Gouverneur von Branne, wie mir scheint?«

»Ja, für den Augenblick; aber ich habe nicht immer diesen Namen geführt, ich habe nicht immer diesen Titel inne gehabt. Ich habe oft meinen Namen verändert, ich habe es in verschiedenen Graden versucht; eines Tages zum Beispiel, nannte ich mich Baron von Canolles, gerade wie Ihr.«

Canolles schaute Cauvignac in das Gesicht.

»Ja,« fuhr dieser fort, »ich begreife; nicht wahr, Ihr fragt Euch, ob ich ein Narr sei? Beruhigt Euch, ich erfreue mich aller meiner geistigen Fähigkeiten, und bin nie so sehr bei gesundem Verstande gewesen.«

»So erklärt Euch.«

»Nichts ist leichter. Der Herr Herzog von Epernon . . . nicht wahr, Ihr kennt den Herrn Herzog von Epernon?«

»Dem Namen nach, denn ich habe ihn nie gesehen.«

»Zu meinem Glück. Als mich Herr von Epernon eines Tages bei einer Dame fand, wo Ihr, wie ich wußte, nicht schlecht gelitten wäret, nahm ich mir die Freiheit, Euren Namen zu entleihen.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr?«

»Schon gut, schon gut; beliebt Euch etwa den Egoismus zu so weit treiben, daß Ihr auf eine Frau in dem Augenblick eifersüchtig seid, wo Ihr eine andere zu heirathen gedenkt? Und wäret Ihr es auch, was in der Natur des Menschen liegt, der offenbar ein niedrigen Thier ist, so werdet Ihr mir doch sogleich vergeben . . . Ich gehöre Euch zu nahe an, als daß wir uns streiten sollten.«

»Ich verstehe kein Wort von dem, was Ihr mir sagt, mein Herr.«

»Ich sage, daß ich ein Recht habe, von Euch als Bruder oder wenigstens als Schwager behandelt zu werden.«

»Ihr sprecht in Räthseln, und ich verstehe nicht mehr, als vorhin.«

»Nun wohl, mit einem einzigen Worte werdet Ihr begreifen. Mein wahrer Name ist Roland von Lartigues, und Nanon ist meine Schwester.«

Canolles ging von einem kalten Mißtrauen zu einer plötzlichen Wärme über und rief:

»Ihr, der Bruder von Nanon! Oh! armer Junge!«

»Ja wohl, armer Junge,« erwiderte Cauvignac; »Ihr habt das richtige Wort gesprochen, Ihr habt den Finger auf die Sache gelegt, denn außer einer Menge von Unannehmlichkeiten, welche aus der Instruktion meines kleinen Prozesses hier entspringen werden, habe ich noch das Unglück, Roland von Lartigues zu heißen und der Bruder den Nanon zu sein. Ihr wißt, daß meine theuere Schwester nicht im Geruche der Heiligkeit bei den Herren Bordelesen steht. Erfährt man meine Verwandtschaft mit Nanon, so bin ich dreimal verloren; hier aber gibt es einen Larochefoucault und einen Lenet, welche Allen wissen.«

»Ah!« sagte Canolles, durch die Worte von Cauvignac auf alte Erinnerungen zurückgeführt, »ah! ich begreife nun, warum mich die arme Nanon einst in einem Briefe, ihren Bruder nannte. Vortreffliche Freundin!«

»Ah! ja, es war eine gute Person, und ich bereue, daß ich ihre Ermahnungen nicht immer buchstäblich genommen habe; aber was wollt Ihr? wenn man die Zukunft errathen könnte, so bedürfte man Gottes nicht mehr.«

»Und was ist aus ihr geworden?« fragte Canolles.

»Wer kann das sagen? Arme Frau! sie ist wahrscheinlich in Verzweiflung, nicht über mich, von dessen Berhaftung sie nichts weiß, sondern über Euch, dessen Schicksal sie vielleicht kennt.«

»Beruhigt Euch,« sprach Canolles, »Lenet wird nicht sagen daß Ihr der Bruder von Nanon seid. Herr von Larochefoucault hat keinen Grund, Euch zu grollen. Man wird also nichts von allem Dem erfahren.«

»Wenn man von allem Dem nichts erfährt, so wird man, glaubt mir, immerhin andere Dinge erfahren; man wird zum Beispiel erfahren, daß ich ein gewissen Blanquett verkauft habe, und daß dieses Blanquett . . . bah! vergessen wir das, wenn es möglich ist. Welch ein Unglück, daß kein Wein kommt,« fuhr er sich nach der Thüre umwendend fort. »Es gibt nichts, was so gut Vergessen macht, als der Wein.«

»Auf, auf!« Muth gefaßt!« rief Canolles.

»Glaubt Ihr etwa, es fehle mir daran? Ihr werdet mich in dem großen Augenblick sehen, wenn wir einen Gang nach der Esplanade machen. . . Eines plagt mich jedoch, werden wir erschossen, geköpft oder gehenkt?«

»Gehenkt!« rief Canolles. »Bei Gott! wir sind Edelleute, und man würde dem Adel keine solche Schmach anthun.«

»Wohl, Ihr werdet sehen, sie sind am Ende im Stande, mich noch mit meiner Genealogie zu peinigen . . . und dann . . .«

»Was?«

»Wer wird zuerst hinübergehen, Ihr oder ich?«

»Mein lieber Freund, setzt Euch um Gotteswillen keine solche Dinge in den Kopf. Nichte ist minder sicher, als der Tod, mit dem Ihr Euch zum Voraus beschäftigt: man richtet, verurtheilt und vollstreckt nicht so in einer Nacht.«

»Hört,« entgegnete Cauvignac, »ich war dabei, als man dem armen Richon den Prozeß

machte; Gott sei seiner Seele gnädig! Nun wohl, Prozeß, Urtheil, Aufhängen, dies Alles dauerte höchstes drei bis vier Stunden; setzen wir etwas weniger Thätigkeit, weil Frau Anna von Oesterreich Königin von Frankreich und Frau von Condé nur Prinzessin von Geblüt ist, so gibt das für nun vier bis fünf Stunden. Da nun aber zwei Stunden seit unserer Verhaftung vorüber sind, und zwei, seitdem wir vor unsern Richtern erscheinen mußten, so bleiben uns noch eine oder zwei Stunden zu leben, und das ist kurz.«

»In jedem Fall wird man wohl den Tag abwarten, um uns hinzurichten.«

»Ah! das ist durchaus nicht sicher; eine Hinrichtung mit Fackeln ist etwas sehr Schönes; es kostet allerdings mehr, da aber die Frau Prinzessin der Bordelesen in diesem Augenblick sehr bedarf, so könnte sie sich wohl entschließen, diese Ausgabe zu machen.«

»Stille!« sagte Canolles, »ich höre Tritte.«

»Teufel!« murmelte Cauvignac ein wenig erbleichend.

»Ohne Zweifel bringt man uns den Wein herauf,« sagte Canolles.

»Ah! Ja,« sprach Cauvignac einen mehr als aufmerksamen Blick auf die Thüre heftend; »kommt der Kerkermeister mit Flasche herein, so ist es gut; doch wenn im Gegentheil . . .«

Die Thüre öffnete sich und der Kerkermeister erschien ohne Flaschen.

Cauvignac und Canolles wechselten einen ausdrucksvollen Blick; aber der Kerkermeister merkte nicht darauf. Er schien so eilig, die Zeit war so kurz, es war so finster im Kerker . . .

Er trat ein und schloß die Thüre wieder.

Dann näherte er sich den Gefangenen, zog ein Panier aus der Tasche und fragte:

»Welcher von Euch Beiden ist der Baron von Canolles?«

»Ah! Teufel!« murmelten gleichzeitig die zwei Männer, einen neuen Blick austauschend.

Canolles zögerte jedoch, ehe er antwortete, und Cauvignac ebenso; der Erste hatte diesen Namen zu lange geführt, um zu bezweifeln, daß der Aufruf an ihn gerichtet war; der Andere hatte ihn genug geführt, nur zu befürchten, er werde daran erinnert.

Canolles begriff jedoch, daß er antworten mußte, und sprach:

»Ich bin es.«

Der Kerkermeister näherte sich ihm.

»Ihr waret Festungs-Gouverneur?«

»Ja.«

»Aber ich war auch Festungs-Gouverneur; ich nannte mich auch Canolles,« sagte Cauvignac. »Wir wollen uns deutlich erklären, damit keine Täuschung obwalten kann. Was mir mit dem armen Richon begegnete, ist genug, und ich will nicht noch den Tod eines Andern verursachen.«

»Ihr nennt Euch also gegenwärtig Canolles?« fragte der Kerkermeister.

»Ja,« antwortete Canolles.

»Ihr nanntet Euch also früher Canolles?« sagte der Kerkermeister zu Cauvignac.

»Ja,« antwortete dieser; »ja, früher, nur einen Tag, und ich fange an zu glauben, daß ich an diesem Tag einen albernem Gedanken gehabt habe.«

»Ihr seid also Beide Festungs-Gouverneurs?«

»Ja,« antworteten gleichzeitig Canolles und Cauvignac.

»Nun eine letzte Frage, welche Alles aufklären wird.«

Die zwei Gefangenen hörten mit gespannter Aufmerksamkeit.

»Welcher von Euch Beiden ist der Bruder von Madame Nanon von Lartigues?«

Hier machte Cauvignac eine Grimasse, welche in einem minder feierlichen Augenblick komisch gewesen wäre.

»Ich sagte es Euch,« rief er, sich an Canolles wendend, »ich sagte es Euch, bei diesem Punkte würde man mich angreifen.«

Dann zu dem Kerkermeister:

»Und wenn ich der Bruder von Madame Nanon von Lartigues wäre, was würdet Ihr mir sagen, mein Freund?«

»Ich würde Euch sagen, Ihr sollet mir auf der Stelle folgen.«

»Pest!« murmelte Cauvignac.

»Aber sie hat mich auch ihren Bruder genannt,« sprach Canolles, der es versuchen wollte, etwas von dem Sturme abzuwenden, welcher sich sichtbar auf dem Haupte seines unglücklichen Gefährten sammelte.

»Einen Augenblick,« versetzte Cauvignac, ging an dem Kerkermeister vorüber und nahm Canolles bei Seite; »einen Augenblick, mein edler Herr, es ist nicht billig, daß Ihr unter solchen Umständen ein Bruder von Nanon sein sollt. Ich habe bis jetzt andere Menschen genug für mich bezahlen lassen, und die Gerechtigkeit fordert, daß ich nun ebenfalls bezahle.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Canolles.

»Oh! das wäre zu lang; überdies seht Ihr, daß unser Kerkermeister ungeduldig wird und mit dem Fuße stampft. Gut, gut, mein Freund, seid ruhig, man folgt Euch. Gott befohlen, theurer Gefährte,« fuhr Cauvignac fort; »es sind wenigsten alle Zweifel in der Hinsicht gelöst, daß ich zuerst hinübergehe. Gott gebe, daß Ihr mir nicht zu bald folgt. Nun fragt es sich nur noch, welche Todesart beschlossen worden ist. Teufel, nur nicht der Strang. Ja! man geht, man geht! Ihr seid sehr eilig, mein braver Mann! Auf, mein theurer Bruder, mein theurer Schwager, mein theurer Gefährte, mein theurer Freund . . . Ein letzten Fahrewohl, und guten Abend!«

Cauvignac machte noch einen Schritt gegen Canolles und reichte ihm die Hand; Canolles nahm diese Hand in die seinige und drückte sie liebevoll.

Während dieser Zeit schaute ihn Cauvignac mit einem seltsamen Ausdrucke an.

»Was wollt Ihr von mir?« sagte Canolles: »habt Ihr etwas von mir zu verlangen?«

»Ja.«

»So thut es unumwunden.«

»Betet Ihr zuweilen?« fragte Cauvignac.

»Ja,« erwiderte Canolles.

»Wohl, wenn Ihr betet, sprecht ein Wort für mich.«

Und sich zu dem Kerkermeister umwendend, welcher immer ungeduldiger zu werden schien; sagte er:

»Ich bin der Bruder von Madame Nanon von Lartigues; kommt, mein Freund.«

Der Kerkermeister ließ sich das nicht zweimal sagen und führte Cauvignac fort, welcher von der Thürschwelle aus Canolles ein letztes Zeichen machte.

Dann schloß sich die Thüre, die Tritte entfernten sich im Gange, und Alles versank in eine Stille, die dem Schweigen des Todes glich.

Canolles blieb tief in eine schreckenartige Traurigkeit versunken. Diese Art, einen Menschen

nächtlicher Weile, ohne Geräusch, ohne Vorbereitungen, ohne Wachen fortzuführen, war gräßlicher, als alle Vorkehrungen zu einer Hinrichtung beim hellen Sonnenscheine. Nichtdestoweniger galt die ganze Bangigkeit von Canolles seinem Gefährten, denn sein Vertrauen auf Frau von Cambes war so groß, daß er, seit er sie gesehen, trotz der unseligen Kunde, die sie ihm mitgetheilt hatte, nicht mehr für sich selbst fürchtete.

Das Einzige, was ihn zu dieser Stunde wirklich beschäftigte, war das seinem Gefährten bevorstehende Schicksal. Die letzte Bitte von Cauvignac stellte sich vor seinen Geist; . . . er kniete nieder und betete.

Nach einigen Augenblicken stand er wieder auf; er fühlte sich getröstet und stark und erwartete nur noch die Ankunft der ihm von Frau von Cambes verheißenen Hilfe oder ihre persönliche Erscheinung.

Mittlerweile folgte Cauvignac dem Kerkermeister in dem düsteren Gange, in ernste Gedanken vertieft und ohne ein Wort zu sprechen,

Am Ende des Ganges schloß der Kerkermeister die Thüre eben so sorgfältig, als er dies bei dem Kerker von Canolles gethan hatte, und nachdem er eine Zeit lang auf ein dumpfen Geräusch gehorcht, das vom untern Stockwerk heraufstieg, sagte er, sich ungestüm gegen Cauvignac umwendend:

»Auf, vorwärts, mein edler Herr.«

»Ich bin bereit,« antwortete Cauvignac ziemlich majestätisch.

»Schreit nicht so laut,« versetzte der Kerkermeister, »und geht schneller.«

Und er eilte auf eine Treppe zu, welche in die unterirdischen Kerker führte.

»Oh! Oh!« sagte Cauvignac zu sich selbst, »sollte man mich zwischen vier Wänden erdrosseln oder in eine Oublette stoßen wollen? Ich hörte wohl sagen, man habe sich zuweilen begnügt, die vier Glieder auf einem öffentlichen Platze auszustellen, wie dies Cesare Borgia bei Don Ramiro d'Orco gethan hat. Dieser Kerkermeister ist ganz allein; er hat seine Schlüssel am Gürtel. Diese Schlüssel müssen irgend eine Thüre öffnen. Er ist klein, ich bin groß; er ist schwach, ich bin stark; er ist vorne, ich bin hinten; ich habe ihn bald erwürgt, wenn ich will. Will ich es?«

»Und Cauvignac, der sich geantwortet hatte, er wolle es, streckte schon seine beiden knochigen Hände aus, um sein Vorhaben auszuführen, als der Kerkermeister, voll Schrecken sich umwendend, ihm zuflüsterte:

»Stille! hört Ihr nichts?«

Cauvignac aber fuhr immer mit sich selbst sprechend fort:

»In allem Dem liegt offenbar etwas Dunkles, und so viele Vorsichtsmaßregeln müssen mich, wenn sie mich nicht beruhigen, sehr unruhig machen.«

Plötzlich stille stehend fragte er:

»He da! sagt, wohin führt Ihr mich?«

»Seht Ihr es nicht?« entgegnete der Kerkermeister; »in den Keller.«

»Oh wehe!« murmelte Cauvignac, »wollen sie mich lebendig begraben?«

Der Kerkermeister zuckte die Achseln, drang in ein Irrsal von Gängen, gelangte zu einer niedrigen, bogenförmigen Thüre, hinter welcher ein seltsames Geräusch stattfand, und öffnete.

»Der Fluß!« rief Cauvignac erschrocken, als er das Wasser, düster und schwarz wie der Acheron, hinrollen sah.

»Ja, der Fluß; könnt Ihr schwimmen?«

»Ja . . . nein . . . ja . . .; das heißt, warum des Teufels fragt Ihr das?«

»Weil wir, wenn Ihr nicht schwimmen könnt, genöthigt sind, ein Schiff abzuwarten, das da unten liegt, und dadurch verlieren wir eine Viertelstunde, abgesehen davon, daß man das Signal, welches ich machen muß, hören und uns wieder erwischen kann.«

»Und wieder erwischen?« rief Cauvignac. »Ah! theurer Freund, wir fliehen also?«

»Allerdings fliehen wir.«

»Wohin?«

»Wohin wir wollen.«

»Ich bin also frei?«

»Frei wie die Luft.«

»Oh! mein Gott!« rief Cauvignac.

Und ohne ein Wort diesem beredten Ausrufe beizufügen, ohne sich umzuschauen, ohne zu sehen, ob ihm sein Gefährte folgte, stürzte er sich in den Fluß und tauchte rascher unter, als es eine verfolgte Fischotter hätte thun können. Der Kerkermeister ahmte sein Beispiel nach, und nach einer Viertelstunde lautloser Anstrengung, um den Strom zu durchbrechen, befanden sich Beide im Angesicht des Schiffes. Der Kerkermeister piff nun dreimal, während er beständig schwamm; die Schiffer erkannten das verabredete Signal, kamen ihnen entgegen, zogen sie rasch in die Barke, begannen, ohne ein Wort zu sprechen, kräftig zu rudern, und brachten Beide in weniger als fünf Minuten an das entgegengesetzte Ufer.

»Ah! rief Cauvignac, der seit dem Augenblick, wo er steh so muthig in das Wasser gestürzt, keine Sylbe von sich gegeben hatte, »ah! nun bin ich gerettet. Theurer Kerkermeister meinen Herzens, Gott wird Euch belohnen!«

»In Erwartung des Lohnes, den mir Gott gewähren mag,« erwiderte der Kerkermeister, »habe ich immerhin vierzigtausend Livres erhalten, die mir Geduld fassen helfen werden.«

»Vierzigtausend Livres!« rief Cauvignac voll Erstaunen, »wer Teufeln kann vierzigtausend Livres für mich ausgegeben haben?«

XIII.

Es bedarf nun eines Wortes der Erläuterung, wonach wir den Faden unserer Geschichte wieder aufnehmen werden.

Ueberdies ist es Zeit zu Nanon von Lartigues zurückzukehren, welche beim Anblick des unter der Halle des Marktplatzes von Libourne verscheidenden, unglücklichen Richon einen Schrei ausgestoßen hatte und in Ohnmacht gefallen war.

Nanon war indessen, wie man bereits wahrnehmen konnte, keine Person von schwächlicher Natur; trotz der Zartheit ihres Körperbaus hatte sie lange anhaltenden Kummer ertragen, Anstrengungen erduldet, Gefahren getrotzt, und diese zugleich kräftige und liebende, mit einer ungewöhnlichen Stählung ausgerüstete Seele wußte sich nach den Umständen zu biegen und bei jeder Erholung, die ihr das Schicksal gönnte, stärker wieder aufzuspringen.

Der Herzog von Epernon, der sie kannte oder vielmehr zu kennen glaubte, durfte daher wohl staunen, als er sie beim Anblick eines physischen Schmerzes völlig niedergeschmettert sah, sie, die, als ihr Pallast in Agen von den Flammen verzehrt wurde, beinahe lebendig verbrannt wäre, ohne einen Schrei auszustoßen, aus Furcht, sie könnte dadurch ihre Feinde ergötzen, welche nach dieser Marter lechzten, die Einer von ihnen, wüthender als die Anderen, der Favoritin des verhaßten Gouverneur bereitet hatte; sie, Nanon, welche mitten in diesen Aufruhr zwei von ihren Frauen, die für sie und statt ihrer ermordet wurden, hatte sterben sehen, ohne nur im Mindesten das Gesicht zu verändern.

Die Ohnmacht von Nanon dauerte beinahe zwei Stunden und endigte mit furchtbaren Nervenankämpfen, während welcher sie nicht sprechen, sondern nur unartikulierte Schreie austößen konnte. Es sah so schlimm aus, daß die Königin selbst, nachdem sie viele Boten zu der Kranken geschickt hatte, ihr in Person einen Besuch machte, und daß Herr Mazarin, welcher kurz zuvor angekommen war, sich an ihr Bett setzte, um daran Medicin zu treiben, worin sich seine Eitelkeit stets gefallen hatte: Medicin für den bedrohten Körper, Theologie für die gefährdete Seele!

Nanon kam jedoch erst spät in der Nacht wieder zum Bewußtsein und brauchte hiernach noch einige Zeit, um ihre Gedanken zu sammeln; dann aber drehte sie ihren Kopf zwischen ihre beiden Hände und rief mit herzerreißendem Tone:

»Ich bin verloren! sie haben ihn mir getödtet!«

Zum Glück waren diese Worte so seltsam, daß die Anwesenden dieselben auf Rechnung des Deliriums setzten.

Ihr Ausruf blieb jedoch den Zeugen desselben im Gedächtniß, und als der Herzog von Epernon am Morgen von einer Expedition zurückkehrte, die ihn seit dem vorhergehenden Tage von Libourne entfernt gehalten hatte, erfuhr zugleich den Verlauf der Krankheit und die Worte, die sie gesprochen hatte, als sie wieder zu sich gekommen war. Der Herzog kannte genau das aufbrausende Wesen dieser Feuerseele; er begriff, daß dies mehr als Delirium war, begab sich zu Nanon und sagte, den ersten Augenblick des Alleinseins benutzend, den ihr die Besuche ließen:

»Theure Freundin, es ist mir mitgetheilt worden, was Ihr Alles in Folge des Todes von Richon, den man unter Euren Fenstern zu henken so unklug war, gelitten habt . . .«

»Ja, ja,« rief Nanon, »das ist schändlich! das ist abscheulich!«

»Seid unbesorgt, nun, da ich weiß, welche Wirkung es auf Euch hervorbringt, werde ich in Zukunft die Rebellen auf dem Promenadeplatz und nicht mehr auf dem Marktplatz henken lassen. Aber von wem sprached Ihr denn, als Ihr sagtet, man habe ihn Euch getödtet? Ich denke, das kann nicht Richon sein, denn Richon ist nie etwas für Euch gewesen, nicht einmal ein einfacher Bekannter.«

»Ah! Ihr seid es, Herr Herzog?« sagte Nanon, indem sie sich auf ihre Ellenbogen erhob und den Herzog beim Arme faßte.

»Ja, ich bin es, und es freut mich, daß Ihr mich wiedererkennt, denn das beweist, daß es besser bei Euch geht. Aber von wem sprached Ihr denn?«

»Von ihm! Herr Herzog, von ihm!« sagte Nanon mit einem Reste von Delirium: »Ihr habt ihn getödtet! Oh! der Unglückliche!«

»Theure Freundin, Ihr erschreckt mich. Was sagt Ihr denn?«

»Ich sage, daß Ihr ihn getödtet habt. Begreift Ihr nicht, Herr Herzog?«

»Meine liebe Freundin,« erwiderte der Herzog von Epernon, der Nanon dadurch zum Sprechen zu bringen versuchte, daß er in die Gedanken einging, welche ihr vom Delirium eingegeben wurden, »wir kann ich ihn getödtet haben, da ich ihn gar nicht kenne?«

»Wißt Ihr nicht, daß er Kriegsgefangener ist, daß er Kapitän, daß er Gouverneur war, daß er dieselben Titel und denselben Grad hatte, wie der arme Richon, und daß die Bordelesen an ihm den Tod dessen rächen werden, den Ihr habt ermorden lassen: denn Ihr möget Euch immerhin den Anschein der Gerechtigkeit geben, es ist doch ein wahrer Mord.«

Durch diese Rede, durch das Feuer dieser funkelnden Blicke, durch die fieberhafte Thätigkeit dieser energischen Geberde aus der Fassung gebracht, wich der Herzog erbleichend zurück und rief:

»Oh! das ist wahr! das ist wahr; der arme Canolles, ich hatte es ganz vergessen.«

»Mein armer Bruder,« rief Nanon, glücklich, aussprechen zu können, indem sie ihrem Geliebten den Titel gab, unter welchem Herr von Epernon ihn kannte.

»Bei Gott, Ihr habt Recht, und ich bin ein Mann ohne Gehirn. Wie Teufels konnte ich unsern armen Freund vergessen! Aber noch ist keine Zeit verloren; zu dieser Stunde kann die Nachricht kaum nach Bordeaux gelangt sein; bis man sich dann versammelt, Gericht gehalten hat . . . Ueberdies werden sie zögern.«

»Hat die Königin gezögert?«

»Die Königin ist die Königin; ihr steht das Recht über Leben und Tod zu. Sie aber sind Rebellen.«

»Ach! ein Grund mehr für sie, nichts zu schonen; doch sagt, was wollt Ihr thun?«

»Ich weiß noch nicht, aber verlaßt Euch auf mich.«

»Oh!« rief Nanon, indem sie sich zu erheben suchte, »er wird nicht sterben, und wenn ich selbst nach Bordeaux gehen und mich statt seiner ausliefern müßte.«

»Seid ruhig, meine liebe Nanon, das ist meine Sache. Ich habe das Schlimme gethan, und werde es gut machen so wahr ich ein Edelmann bin. Die Königin hat noch einige Freunde in der Stadt; seid also unbesorgt.«

Der Herzog leistete dieses Versprechen aus dem Grunde seines Herzens.

Nanon las in seinen Augen den Entschluß, die Offenherzigkeit und besonders den Willen; sie

wurde von einer solchen Freude erfaßt, daß sie, die Hände des Herzogs ergreifend und ihre feurigen Lippen darauf drückend, ausrief:

»Oh! Monseigneur, wie werde ich Euch lieben, wenn Euch das gelingt!«

Der Herzog fühlte sich bis zu Thränen gerührt: es war das erste Mal, daß Nanon mit einem solchen Ergüsse zu ihm sprach und eine solche Verheißung von sich gab.

Er versicherte Nanon abermals, daß sie nichts zu befürchten hatte, entfernte sich sodann aus ihrem Zimmer, ließ einen von seinen Dienern kommen, dessen Geschicklichkeit und Treue ihm bekannt waren, befahl ihm, sich nach Bordeaux zu begeben, in die Stadt zu dringen, und müßte er die Wälle mit Sturmleitern ersteigen, und dem Advocaten Lavie folgende, ganz eigenhändig von ihm geschriebene, Note zu übergeben:

»Verhindern, daß Herrn von Canolles, Kapitän, Platzcommandanten im Dienste Seiner Majestät irgend etwas Mißliches widerfährt.

»Wenn dieser Officier verhaftet ist, wie man annehmen
»muß, ihn durch alle erdenkliche Mittel befreien; die
»Wächter durch alles Gold, das sie verlangen mögen,
»verführen; bis auf hunderttausend Thaler, bis auf eine
» Million gehen, wenn es sein muß, und das Wort des
»Herrn-Herzogs von Epernon für die Oberaufsicht eines
»königlichen Schlosses verpfänden.

»Scheitert die Bestechung, Gewalt versuchen; vor
»Nichts zurückweichen: der Brand, der Mord, Alles wird entschuldigt.

»Signalement:

»Wuchs hoch, Augen braun, Nase gekrümmt. Im
»Falle eines Zweifels, fragen: »»**Seid Ihr der Bruder von Nanon?**««

»**Schnelligkeit;** es ist keine Minute zu verlieren.«

Der Bote ging ab. Drei Stunden nachher war er in Bordeaux. Er trat in einen Pachthof, vertauschte, seine Kleider gegen einen leinenen Bauernkittel, und drang, einen Wagen voll Mehl führend, in die Stadt.

Lavie erhielt den Brief eine Stunde nach der Entscheidung des Kriegs Rathes. Er ließ sich das Thor des befestigten Schlosses öffnen, sprach mit dem Kerkermeister, bot ihm zwanzigtausend Livres, die dieser ausschlug, dann dreißigtausend Livres, die er abermals ausschlug, und endlich vierzigtausend Livres, welche er annahm.

Man weiß, wie Cauvignac, getäuscht durch die Frage, welche nach der Meinung des Herzogs von Epernon vor jedem Mißgriff schützen solltet »Seid Ihr der Bruder von Nanon?« in der einzigen Regung des Edelmuthes, die er vielleicht sein ganzes Leben hindurch gehabt hatte: »Ja!« antwortete und, die Stelle von Canolles einnehmend, zu seinem großen Erstaunen die Freiheit erlangte.

Cauvignac wurde auf einem raschen Rosse nach dem: Dorfe Saint-Loubès fortgetragen, das den Epernonisten gehörte. Hier fand man einen Boten des Herzogs, der dem Flüchtling auf dem Leibpferde des Herzogs, einer spanischen Stute von unschätzbarem Werthe, entgegengeritten war.«

»Ist er gerettet!« rief er, sich an den Anführer der Escorte wendend, welche Cauvignac geleitete.

»Ja,« rief dieser, »wir bringen ihn.«

Mehr verlangte der Bote nicht; er wandte sein Pferd um und jagte schnell wie ein Meteor in der Richtung von Libourne fort. Anderthalb Stunden nachher stürzte das verschlagene Roß an dem Thore der Stadt nieder und wälzte seinen Reiter zu den Füßen von Herrn von Epernon, der das Worte »Ja,« erwartend vor Ungeduld zitterte. Obgleich halb gerädert, hatte der Bote doch noch die Kraft, dieses so kostspielige Worte »Ja,« auszusprechen, und der Herzog eilte, ohne eine Sekunde zu verlieren, in die Wohnung von Nanon, welche, immer noch auf dem Bette ausgestreckt, ihren starren Blick auf die von einer Schaar von Dienern besetzte Thüre heftete.

»Ja,« rief der Herzog von Epernon, »ja, er ist gerettet, theure Freundin, er folgt mir, und Ihr sollt ihn sehen.«

Nanon hüpfte gleichsam vor Freude in ihrem Bette; diese Worte nahmen von ihrer Brust die Last, die sie erstickte; sie hob ihre Hände zum Himmel empor und rief, das Antlitz in Thränen gebadet, die dieses unerwartete Glück ihren Augen entriß, welche die Verzweiflung trocken gemacht hatte, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

»Oh! mein Gott, mein Gott, ich danke Dir.«

Dann ihre Augen vom Himmel zur Erde senkend, sah sie an ihrer Seite den Herzog von Epernon, der über ihr Glück so glücklich war, daß man hätte glauben sollen, er nehme nicht weniger Antheil an dem theuren Gefangenen, als sie selbst. Jetzt erst regte sich in ihrem Geiste der beunruhigende Gedanke:

»Wie wird der Herzog für seine Güte, für seine Sorge belohnt, wenn er den Fremden an der Stelle des Bruders sieht? wenn er den Betrug einer beinahe ehebrecherischen Liebe dem so reinen Gefühle brüderlicher Freundschaft unterschoben wahrnimmt?« Die Antwort von Nanon an sich selbst war kurz und energisch.

»Nun wohl, gleichviel,« dachte dieses an Verleugnung und zärtlicher Ergebenheit erhabene Herz, »ich werde ihn nicht mehr länger täuschen, ich werde ihm Alles sagen; er wird mich fortjagen, er wird mich verfluchen; dann werfe ich mich zu seinen Füßen, um ihm für das zu danken; was er seit drei Jahren für mich gethan hat.

Dann gehe ich, zwar arm, gedemüthigt, aber reich durch meine Liebe und glücklich durch das neue Leben, das unserer hartt, von hinnen . . .«

Mitten unter diesem Verleugnungstraume, in welchem der Ehrgeiz der Liebe geopfert wurde, öffnete sich die Reihe der Diener, ein Mann stürzte in das Zimmer, in welchem Nanon lag, und rief:

»Meine Schwester! meine gute Schwester!«

Nanon richtete sich in ihrem Bette auf, öffnete erschrocken die Augen, wurde weißer, als das gestickte Kissen hinter ihrem Kopfe, fiel wie vom Blitze getroffen wieder zurück und schrie:

»Cauvignac! mein Gott! Cauvignac!«

»Cauvignac!« wiederholte der Herzog und ließ einen Blick umherlaufen, der offenbar denjenigen suchte, an welchen dieser Ausruf gerichtet war. »Cauvignac,« sagte er, »wer heißt denn Cauvignac?«

Cauvignac hütete sich wohl, zu antworten; er war noch zu wenig gerettet, um sich eine Offenherzigkeit zu erlauben, welche überdies selbst unter den gewöhnlichen Lebensverhältnissen keine Eigenschaft seines Charakters war; er begriff, daß er seine Schwester verlor, wenn er antwortete, und unfehlbar sich selbst zu Grunde richtete, wenn er seine Schwester verlor; so

erfindsam er war, so blieb er doch stecken, und überließ es Nanon, zu sprechen, mit dem Vorsatze, ihre Worte nöthigenfalls zu verbessern.

»Und Herr von Canolles!« rief diese, auf Cauvignac den doppelten Blitz ihrer Augen schleudernd, in einem Tone wüthenden Vorwurfs.

Der Herzog faltete die Stirne und fing an auf seinen Schnurrbart zu beißen. Die Anwesenden, Francinette, welche sehr bleich war, und Cauvignac ausgenommen, der sich alle erdenkliche Mühe gab, um nicht zu erbleichen, wußten nicht, was dieser unerwartete Zorn bedeuten sollte, und schauten sich erstaunt an.

»Arme Schwester,« flüsterte Cauvignac dem Herzog in das Ohr, »sie hat so bange für mich gehabt, daß sie deliriert und mich nicht wiedererkennt.«

»Mir hast Du zu antworten, Elender,« rief Nanon, »mir. Wo ist Herr von Canolles? Was ist aus ihm geworden? Antworte, antworte doch!«

Cauvignac faßte einen verzweifelten Entschluß; er mußte Alles gegen Alles einsetzen und sich in seiner Unverschämtheit feststellen; denn sein Heil in einem Geständnisse suchen, den Herzog von Epernon mit der doppelten Person des falschen Canolles, den er begünstigt, und des wahren Cauvignac, welcher Soldaten gegen die Königin angeworben und dieselben Soldaten an die Königin verkauft hatte, bekannt machen, hieß offenbar sich mit Richon an dem Galgen auf dem Marktplatze vereinigen wollen. Er näherte sich daher dem Herzog von Epernon und sagte, Thränen in den Augen:

»Oh! gnädiger Herr, das ist nicht mehr Delirium, das ist Wahnsinn; der Schmerz hat ihr, wie Ihr seht, den Geist so verwirrt, daß sie ihre nächsten Verwandten nicht mehr erkennt. Kann ihr Jemand die verlorene Vernunft zurückgeben, so bin ich es; laßt also, ich bitte Euch, alle diese Diener abtreten, Francinette ausgenommen, welche hier Reihen soll, um ihr Beistand zu leisten, wenn sie dessen bedarf; denn, wie ich, würdet Ihr wohl ärgerlich sein, müßtet Ihr Gleichgültige ans Kosten dieser armen Schwester lachen sehen.«

Vielleicht hätte sich der Herzog nicht so rasch in das von Cauvignac eröffnete Mittel ergeben, denn dieser fing an, so leichtgläubig Herr von Epernon auch war, demselben einiges Mißtrauen einzuflößen, wäre nicht ein Bote erschienen, um ihm im Auftrage der Königin zu melden, man erwarte ihn im Palast, wo Herr von Mazarin einen außerordentlichen Rath zusammenberufen habe.

Während der Abgesandte sich seiner Botschaft entledigte, neigte sich Cauvignac zu Nanon herab und sagte rasch zu ihr:

»Beruhigt Euch in des Himmels Namen, meine Schwester, damit wir ein paar Worte unter vier Augen austauschen können, und Alles wird wieder gut gemacht werden.«

Nanon fiel, wenn nicht beruhigt, doch Herrin ihrer selbst, auf ihr Bett zurück, denn die Hoffnung, in so kleiner Dose sie auch gegeben wird, ist ein Balsam, der die Leiden des Herzens besänftigt.

Der Herzog kehrte sich gegen Nanon um und sagte, ihr die Hand küssend:

»Auf, theure Freundin, die Krise ist hoffentlich vorüber; sammelt Eure Sinne, ich lasse Euch mit diesem Bruder, welchen Ihr so sehr liebt, denn die Königin ruft mich. Glaubt mir, daß es keines geringeren Umstandes, als eines Befehles Ihrer Majestät bedarf, wenn ich Euch in einem solchen Augenblick verlasse.«

Nanon fühlte, daß ihr das Herz beinahe brach. Sie hatte nicht die Kraft, dem Herzog zu

antworten, schaute nur Cauvignac an und drückte ihm die Hand, als wollte sie sagen:

»Hast Du mich nicht getäuscht, mein Bruder, darf ich wirklich hoffen?«

Cauvignac erwiderte diesen Händedruck mit einem ähnlichen Drucke und sprach, sich an Herrn von Epernon wendend:

»Ah! Herr Herzog, die heftigste Krise ist wenigstens vorüber, und meine Schwester wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie einen treuen Freund und ein Herz bei sich hat, das bereit ist, Alles zu unternehmen, um ihr die Freiheit und das Glück wiederzugeben.«

Nanon konnte nicht länger an sich halten, sie, das trockene Auge, der starke Geist, brach in ein Schluchzen aus; es hatten sie so viele Dinge niedergeschmettert, daß sie nur noch ein gewöhnliches Weib, das heißt, schwach war und das Bedürfniß der Thränen fühlte. Der Herzog entfernte sich den Kopf schüttelnd und mit dem Blicke Cauvignac Nanon empfehlend.

Kaum war er weggegangen, als Nanon ausrief:

»Oh! welche Leiden hat mir dieser Mensch bereitet; ich glaube, es hätte mich das Leben gekostet, wenn er einen Augenblick länger geblieben wäre.«

Cauvignac empfahl ihr mit einem Zeichen der Hand Stillschweigen; dann hielt er sein Ohr an die Thüre, um sich zu überzeugen, daß sich der Herzog wirklich entfernte.

»Oh! was ist mir daran gelegen!« rief Nanon, »er mag hören oder nicht hören; Ihr habt mir zwei Worte zugeflüstert, um mich zu beruhigen; sprecht, was denkt Ihr? was hofft Ihr?«

»Meine Schwester,« erwiderte Cauvignac, eine ernste Miene annehmend, welche bei ihm durchaus nicht Gewohnheit war, »ich will Euch nicht versichern, daß ich des Erfolges gewiß bin, aber ich wiederhole, was ich bereits gesagt habe, ich werde Alles in der Welt zu diesem Behufe thun.«

»Des Erfolges, wobei?« fragte Nanon; »verstehen wir uns dießmal auch richtig und findet nicht ein furchtbares Quiproquo unter uns statt?«

»Bei der Rettung des armen Canolles.«

Nanon schaute ihn mit einer furchtbaren Starrheit an und rief:

»Nicht wahr, er ist verloren?«

»Ach! wenn ich Euch meine Meinung offen sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich seine Lage für sehr schlimm halte.«

»Wie er das sagt!« rief Nanon. »Weißt Du, Unglücklicher was dieser Mann für mich ist?«

»Ich weiß, daß es ein Mann ist, den Ihr Eurem Bruder vorzieht, da Ihr eher ihn als mich rettetet, und mich, als Ihr mich erblicktet, mit einer Verfluchung empfinget.«

Nanon machte ein Zeichen der Ungeduld.

»Ei bei Gott! Ihr habt Recht,« fuhr Cauvignac fort, »und ich spreche das nicht als einen Vorwurf, sondern eile eine einfache Bemerkung aus; denn höret, die Hand auf dem Herzen, wären wir noch Beide im Kerker des Schlosses Trompette, und ich wüßte, was ich jetzt weiß, so würde ich zu Herrn von Canolles sagen: »Ihr seid von Nanon ihr Bruder genannt worden, Euch verlangt man und nicht mich;« und er wäre an meiner Stelle gekommen, und ich wäre an der seinigen gestorben.«

»Er wird also sterben?« rief Nanon mit einem furchtbaren Ausbruche des Schmerzes; »er wird sterben?«

»Meine Schwester, Alles, was ich Euch sagen kann, und worauf wir das, was wir thun wollen,

gründen müssen, ist: So eben hat es neun Uhr geschlagen; seit den zwei Stunden, die man mich galoppieren läßt, kann Vieles geschehen sein. Verzweifelt nicht, denn es kann auch gar nichts geschehen sein. Es kommt mir ein Gedanke.«

»Sprecht geschwinde.«

»Ich habe eine Meile von Bordeaux hundert Mann und meinen Lieutenant.«

»Einen sichern Mann?«

»Ferguzon.«

»Nun?«

»Nun, meine Schwester, was auch Herr von Bouillon thun, was Herr von Larochefoucault sagen, was die Frau Prinzessin, welche sich für einen viel größern Feldherrn hält, als ihre zwei Generale, denken mag, ich habe die Idee, daß ich mit hundert Mann, von denen ich die Hälfte opfern werde, zu Herrn von Canolles gelange.«

»Ah! Ihr täuscht Euch, mein Bruder, Ihr gelangt nicht zu ihm!«

»Mord und Tod! ich dringe zu ihm, oder ich lasse mich niederhauen.«

»Ah! Euer Tod wird mir Euren guten Willen darthun, aber *ihn* nicht retten. Er ist verloren! er ist verloren!«

»Und ich sage Euch, nein, und müßte ich mich statt seiner ausliefern,« rief Cauvignac, mit einem Ergusse von Quasiedelmuth, der ihn selbst in Erstaunen setzte.

»Euch ausliefern!«

»Ja, allerdings, mich; denn es hat am Ende Niemand Ursache diesen guten Herrn von Canolles zu hassen; es liebt ihn im Gegentheil Jedermann, während man mich verabscheut.«

»Euch! und warum verabscheut man Euch?«

»Das ist ganz einfach, insofern ich Euch durch die engsten Bande des Blutes anzugehören die Ehre habe. Verzeiht, meine Schwester, aber was ich Euch da sage, ist äußerst schmeichelhaft für eine gute Royalistin.«

»Wartet einen Augenblick,« sprach langsam Nanon, ihren Finger auf ihre Lippen legend.

»Ich höre.«

»Ihr sagt, ich werde von den Bordelesen verabscheut?«

»Das heißt, sie verfluchen Euch.«

»Ah! wirklich!« rief Nanon mit einem halb nachdenklichen, halb freudigen Lächeln.

»Ich glaubte nicht, Euch damit etwas zu sagen, was Euch so angenehm wäre.«

»Doch, doch,« rief Nanon; »es ist, wenn auch nicht gerade angenehm, doch mindestens sehr gescheit. Ja, Ihr habt Recht,« fuhr sie mehr mit sich selbst, als mit ihrem Bruder sprechend fort; »nicht Herrn von Canolles haßt man, Euch auch nicht. Wartet, wartet.«

Und sie stand auf, legte um ihren geschmeidigem glühenden Hals einen langen seidnen Mantel, setzte sich als einen Tisch und schrieb in aller Eile einige Zeilen, welch Cauvignac, nach der Röthe ihrer Stirne und dem Wogen ihren Busens zu urtheilen, für sehr wichtig halten mußte.

»Nehmt dies,« sagte sie, den Brief versiegelnd; »eilt allein, ohne Soldaten und ohne Escorte nach Bordeaux; es ist in meinem Stalle ein Berberroß, das den Weg in einer Stunde zurücklegt. Erreicht die Stadt so schnell, als menschliche Mittel es gestatten, übergeht diesen Brief der Frau Prinzessin, und Canolles ist gerettet.«

Cauvignac schaute seine Schwester erstaunt an; da er aber die Schärfe dieses kräftigen Geistes

kannte, verlor er keine Zeit mit Erläuterung ihrer Worte: er stürzte in den Stall, sprang auf das bezeichnete Roß, und hatte nach einer halben Stunde bereits die Hälfte des Weges zurückgelegt; Nanon aber, sobald sie ihn von ihrem Fenster aus hatte abgehen sehen, kniete — sie, die Atheistin — nieder, verrichtete ein kurzes Gebet, schloß sodann ihr Gold, ihre Juwelen und Diamanten in eine Kiste, bestellte eine Carrosse und ließ sich von Francinette Kleider anziehen.

XIV.

Die Nacht lagerte sich über Bordeaux und abgesehen von dem Quartiere der Esplanade, nach dem sich alle Welt drängte, schien die Stadt verlassen. Kein anderen Geräusch in den entfernten Straßen diesen bevorzugten Orten, als die Tritte der Patrouillen; keine andere Stimme, als die irgend einer Alten, welche ihre Thüre voll Schrecken schließend nach Hause kehrte.

Aber auf der Seite der Esplanade, im Abendnebel, hörte man einen dumpfen, fortwährenden Lärmen, ähnlich dem Tosen der Fluthen, wenn sie in das Meer zurückstürzen.

Die Frau Prinzessin hatte ihre Correspondenz beendigt und ließ dem Herrn Herzog von Larochevoucault sagen, sie könnte ihn empfangen.

Zu den Füßen der Frau Prinzessin, demüthig auf einen Teppich gekauert, mit der lebhaftesten Angst ihr Gesicht und ihre Laune studierend, schien Frau von Cambes den Augenblick zu erwarten, wo sie, ohne lästig zu sein, sprechen könnte; aber diese erzwungene Geduld, diese geflissentliche Sanftmuth wurden durch die krampfhaften Zuckungen ihrer Hände, welche ein Taschentuch zerknitterten, gewaltig Lügen gestraft.

»Siebenundzwanzig Unterschriften,« rief die Prinzessin, »Ihr seht, daß nicht Alles Vergnügen ist, wenn man eine Königin spielt.«

»Oh! Wohl, Madame,« erwiderte die Vicomtesse; »denn indem Ihr die Stelle der Königin einnahm, verliehet Ihr Euch zugleich ihr schönsten Vorrecht, das, Gnade zu üben.«

»Und das, zu strafen, Claire,« versetzte stolz die Prinzessin von Condé,

»Und die achtundsiebzigste kommt unter einen Begnadigungsbefehl, nicht wahr, Madame?« sprach Claire.

»Was sagst Du, Kleine?«

»Ich sage, meines Erachtens sei es für mich Zeit, hinzugehen und meinen Gefangenen zu befreien; soll ich ihn nicht mit dem furchtbaren Schauspiel, seinen Gefährten zum Tode führen zu sehen, verschonen? Ah! Madame, da Ihr Gnade üben wollt, so laßt sie vollständig angedeihen.«

»Meiner Treue, ja, Du hast Recht, Kleine; aber ich vergaß in der That mein Versprechen unter diesen ernstesten Geschäften, und Du hast wohl gethan, daß Du mich daran erinnerst.«

»Also?« rief Claire ganz freudig.

»Also thue, was Du willst.«

»Noch eine Unterschrift, Hoheit,« sagte Claire mit einem Lächeln, welchen das härteste Herz erweicht hätte, mit einem Lächeln, das kein Maler wiederzugeben vermöchte, weil es nur der Frau, welche liebt, das heißt dem Leben in seinem göttlichsten Wesen eigen ist.

Und sie schob ein Papier auf den Tisch der Frau Prinzessin und bezeichnete mit der Fingerspitze die Stelle, worauf sich ihre Hand legen sollte.

Frau von Condé schrieb.

»Befehl an den Herrn Gouverneur den Schlosses Trompette, die Frau Vicomtesse von Cambes zu Herrn Baron von Canolles, dem wir hiermit die volle Freiheit geben, einzulassen.«

»Ist es so gut?« fragte die Prinzessin.

»Oh! ja, Madame!« rief Frau von Cambes.

»Und ich soll unterzeichnen?«

»Ganz gewiß.«

»Liebe Kleine, man muß Alles thun, was Du willst,« sagte die Prinzessin mit ihrem freundlichsten Lächeln.

Und sie unterzeichnete.

Claire fiel über das Papier her, wie ein Adler über seine Beute. Sie nahm sich kaum Zeit, der Frau Prinzessin zu danken, drückte die Schrift an ihr Herz und stürzte aus dem Gemache.

Auf der Treppe begegnete sie Herrn von Larochefoucault, dem stets ein ziemlich zahlreichen Cortege von Kapitänen und Leuten aus der Bürgerschaft bei seinen Gängen durch die Stadt folgte.

Claire warf ihm einen kleinen freudigen Gruß zu: Herr von Larochefoucault blieb einen Moment auf dem Ruheplatz der Treppe stehen und folgte ihr, ehe er bei Frau von Condé eintrat, mit den Augen bis zu den untersten Stufen.

Als er zu Ihrer Hoheit kam, sagte er:

»Madame, Alles ist bereit.«

»Wo?«

»Dort unten.«

Die Prinzessin suchte in ihrem Geiste.

»Auf der Esplanade,« fuhr der Herzog fort.

»Ah! sehr gut,« erwiderte die Prinzessin, große Ruhe heuchelnd, weil sie fühlte, daß man sie beobachtete, und weil sie, trotz ihrer Frauennatur, die ihr zu schauern gebot, auf ihre Würde als Parteihaupt hörte, welche ihr keine Schwäche zu zeigen vorschrieb. »Wohl, wenn Allen bereit; ist, so geht, Herr Herzog«

Der Herzog zögerte.

»Haltet Ihr es für angemessen, daß ich dem Akte beiwohne?« sagte die Prinzessin mit einem Zittern der Stimme, das sie trotz ihrer Selbstbeherrschung nicht völlig zu bewältigen vermochte.

»Ganz wie es Euch beliebt, Madame,« erwiderte der Herzog, der in diesem Augenblick vielleicht eine von seinen physiologischen Studien machte.

»Wir werden sehen, Herzog, wir werden sehen; Ihr wißt, daß ich viele Verurtheilte begnadigt habe.«

»Ja, Madame.«

»Und was sagt Ihr zu dieser Maßregel?«

»Ich sage, daß Allen, was Eure Hoheit thut, wohl gethan ist.«

»Ja,« sprach die Prinzessin, »ich ziehe das vor. Es ist würdiger von uns, den Epernonisten zu zeigen, daß wir uns nicht fürchten, Repressalien zu gebrauchen, als Macht gegen Macht mit Ihrer Majestät zu unterhandeln, daß wir aber auf unsere Kräfte vertrauend das Böse ohne Wuth, ohne Uebertreibung zurückgeben.«

»Das ist sehr politisch.«

»Nicht wahr?« sagte die Prinzessin, welche aus dem Ton von Larochefoucault seine wahre Ansicht zu erkennen suchte.

»Doch,« fuhr der Herzog fort, »es ist immer noch Eure Meinung, daß Einer von Beiden den

Tod von Richon sühnen soll; denn bliebe dieser Tod ohne Rache, so könnte dies auf den Gedanken führen, Eure Hoheit schütze die braven Leute, welche sich ihrem Dienste widmen, sehr gering.«

»Oh! gewiß; Einer von Beiden wird sterben, bei meinem Fürstenworte.«

»Darf ich wissen, welchem Eure Hoheit Gnade bewilligt hat?«

»Herrn von Canolles.«

»Ah!«

Dieses *Ah!* wurde auf eine seltsame Weise ausgesprochen.

»Solltet Ihr etwas Besonderes gegen diesen Edelmann einzuwenden haben, Herr Herzog?« fragte die Prinzessin.

»Ich, Madame, habe ich je etwas für oder gegen Jemand? Ich theile die Menschen in zwei Kategorien: in die Hindernisse und die Stützen. Man muß die einen niederwerfen und die andern aufrecht erhalten, . . . so lange sie uns aufrecht erhalten; das ist meine Politik, Madame, und ich möchte beinahe sagen, meine Moral.«

»Was Teufels sucht er und wo will er hinaus?« fragte sich ganz leise Lenet; »es kam mir doch immer vor, als haßte er den armen Canolles.«

»Nun wohl,« sagte der Herzog, »wenn mir Eure Hoheit nichts Anderes zu befehlen hat . . .«

»Nein, Herr Herzog.«

»Ich verabschiede mich von Eurer Hoheit.«

»Also noch diesen Abend?« fragte Frau von Condé.

»In einer Viertelstunde.«

Lenet schickte sich an, dem Herzog zu folgen.

»Ihr wollt das ansehen, Lenet?« fragte die Prinzessin.

»Oh! nein, Madame,« antwortete Lenet; »Ihr wißt, ich bin nicht für die heftigen Gemüthsbewegungen, und werde mich begnügen, halbwegs, das heißt bis zu dem Gefängniß zu gehen, um das rührende Schauspiel der Befreiung des armen Canolles durch die von ihm geliebte Frau zu sehen.«

Der Herzog machte eine Philosophenmiene; Lenet zuckte die Achseln, und der Leichenzug verließ den Pallast, um sich nach dem Gefängniß zu begeben.

Frau von Cambes hatte nicht fünf Minuten gebraucht, um diesen Raum zurückzulegen; sie kam an, zeigte den Befehl der Schildwache bei der Zugbrücke, dann dem Concierge des Schlosses und ließ endlich den Gouverneur rufen.

Dieser prüfte den Befehl mit dem trockenen Auge einen Gefängnißgouverneur, das sich weder vor Todesurtheilen, noch vor Gnadenbriefen belebt, erkannte das Siegel und die Unterschrift von Frau von Condé, verbeugte sich vor der Bötin, wandte sich sodann gegen die Thüre um und sagte:

»Ruft den Lieutenant.«

Hiernach bedeutete er Frau von Cambes durch ein Zeichen, sie möge sich setzen; aber Frau von Cambes war zu aufgeregt und ungeduldig, und blieb stehen.

Der Gouverneur glaubte ein Wort an sie richten zu müssen.

»Ihr kennt Herrn von Canolles?« fragte er mit demselben Tone, mit dem er: »Wie viel Uhr ist es?« gefragt haben dürfte.

»Oh! ja, mein Herr,« antwortete die Vicomtesse.

»Es ist vielleicht Euer Bruder, Madame?«

»Nein, mein Herr.«

»Euer Freund?«

»Es ist . . . mein Bräutigam,« antwortete Frau von Cambes, in der Hoffnung, nach diesem Geständnisse würde der Gouverneur die Erlösung den Gefangenen etwas beschleunigen.

»Ah!« versetzte der Gouverneur mit demselben Tone, dessen er sich bis jetzt bedient hatte, »ich mache Euch mein Kompliment, Madame.«

Und da der Gouverneur keine Frage mehr an Claire zu richten hatte, so kehrte er in seine Unbeweglichkeit und sein Stillschweigen zurück.

Der Lieutenant trat ein.

»Herr d'Qutremont,« sagte der Gouverneur, »ruft den Oberschließer und laßt Herrn von Canolles in Freiheit setzen; hier ist sein Auslaßbefehl.«

Der Lieutenant verbeugte sich und nahm das Papier.

»Wollt Ihr hier warten?« fragte der Gouverneur.

»Ist es mir denn verboten, dem Herrn zu folgen?«

»Dann folge ich ihm; Ihr begreift, ich will die Erste sein, die ihm verkündigt, daß er gerettet ist.«

»Geht, Madame, und empfangt die Versicherung meiner Hochachtung.«

Frau von Cambes machte eine rasche Verbeugung vor dem Gouverneur und folgte dem Lieutenant.

Es war gerade derselbe junge Mann, der mit Canolles und Cauvignac gesprochen hatte, und er schritt daher mit der Eile der Sympathie voran.

In einem Augenblick waren Frau von Cambes und er im Hofe.

»Der Oberschließer?« rief der Lieutenant.

Dann sich gegen Frau von Cambes umwendend, sagte er:

»Seid unbesorgt Madame, er wird sogleich hier sein.«

Der zweite Gefangenwärter erschien und meldete:

»Herr Lieutenant, der Oberschließer ist verschwunden; man hat ihn vergebens gerufen.«

»Oh! Herr,« rief Frau von Cambes, »wird dies abermals einen Verzug veranlassen?«

»Ihr habt doppelte Schlüssel von allen Kerkern?« fragte Herr d'Qutremont.

»Ja, mein Herr,« antwortete der Gefangenwärter.

»Oeffnet das Zimmer von Herrn von Canolles.«

»Herr von Canolles, Nro. 2?«

»Allerdings Nro. 2, öffnet rasch.«

»Ich glaube, es sind überdies Beide beisammen,« versetzte der Gefangenwärter: »man wird den Guten wählen.«

Die Gefangenwärter sind stets spaßhaft gewesen.

Aber Frau von Cambes war zu glücklich, um sich über diesen grausamen Scherz zu ärgern. Sie lächelte im Gegentheil; sie würde diesen Mann umarmt haben, wenn es nöthig gewesen wäre, damit sie Canolles eine Sekunde früher hatte sehen können.

Endlich öffnet sich die Thüre. Canolles, der Tritte im Gange gehört, der die Stimme der Vicomtesse erkannt hat, Canolles wirft sich in ihre Arme, und über jede Rücksicht erhaben, vergißt sie, daß er weder ihr Gatte, noch ihr Bruder ist, und preßt ihn mit aller Gewalt an ihre pochende Brust.

Die Gefahr, der er preisgegeben war, die ewige Trennung, an der sie so nahe wie an einem Abgrunde gestanden sind, reinigen Alles.

»Nun, mein Freund,« sagte sie strahlend vor Freude und Stolz, »Ihr seht, daß ich Wort halte; ich habe Eure Begnadigung erlangt, wie ich es Euch versprach, und komme, um Euch zu holen.«

Und während sie sprach, zog sie Canolles nach dem Gange fort.

»Mein Herr,« sagte der Lieutenant, »Ihr möget Euer ganzen Leben dieser Dame widmen, denn *ihr* habt Ihr es offenbar zu verdanken.«

Canolles antwortete nicht, aber sein Auge schaute zärtlich den Befreiungengel an, und seine Hand drückte die Hand der Frau . . .

»Oh! eilt nicht so sehr,« sagte der Lieutenant lächelnd, »es ist vorbei und Ihr seid frei; laßt Euch also Muße, Eure Flügel zu öffnen.«

Aber ohne diese beruhigenden Worte zu berücksichtigen, zog Frau von Cambes Canolles unablässig durch die Gänge fort. Canolles ließ sich, mit dem Lieutenant Zeichen austauschend, von Claire leiten. Man kam an die Treppe, man sprang hinab, als ob die zwei Liebenden die Flügel gehabt hatten, von denen der Lieutenant sprach. Endlich befand man sich im Hofe; noch eine Thüre, und die Atmosphäre des Gefängnisses wird nicht mehr auf diesen zwei armen Herzen lasten.

Nun öffnet sich auch diese letzte Schranke.

Aber auf der andern Seite der Thüre versperrte eine Truppe von Edelleuten, Leibwachen und Bogenschützen die Zugbrücke; es war Herr von Larochefoucault mit seinen Trabanten.

Frau von Cambes schauerte, ohne zu wissen warum. Es war ihr immer ein Unglück widerfahren, so oft sie diesen Mann begegnet hatte.

Ging in Canolles irgend eine Bewegung vor, so blieb sie im Grunde seines Herzens und stieg nicht auf sein Gesicht empor.

Der Herzog grüßte Frau von Cambes und Canolles und blieb sogar stehen, um ihnen einige Artigkeiten zu sagen. Dann machte er dem Haufen von Edelleuten und Leibwachen die ihm folgten, ein Zeichen, und ihre Reihen öffneten sich.

Plötzlich vernahm man eine Stimme aus dem Hintergrunde des Hofes, und es erschollen die Worte:

»He! Numero 1 ist leer, der andere Gefangene ist seit fünf Minuten nicht mehr in seinem Zimmer; ich suche ihn vergebens und kann ihn nirgends finden.«

Bei diesen Worten durchlief ein langes Schauern Alle, die sie hörten: der Herzog von Larochefoucault bebte, und unfähig, eine erste Bewegung zu unterdrücken, streckte er seine Hand aus, als wollte er Canolles festnehmen.

Claire sah diese Bewegung und erbleichte.

»Kommt, kommt,« sagte sie zu dem jungen Manne, »laßt uns eilen.«

»Verzeiht, Madame,« sprach der Herzog; »ich bitte Euch um einen Augenblick Geduld: wir wollen, wenn es Euch gefällig ist, diesen Irrthum sich aufklären lassen; ich stehe Euch dafür, es ist in einer Minute abgemacht.«

Und auf ein zweites Zeichen des Herzogs schloß sich der Haufen wieder, der sich geöffnet hatte.

Canolles schaute Claire, den Herzog, die Treppe an, von wo die Stimme kam, und erbleichte ebenfalls.

»Aber, mein Herr,« fragte Claire, »wozu soll es nützen, daß ich warte? Frau von Condé hat die Freilassung von Herrn von Canolles unterzeichnet; hier ist der Befehl, er enthält seinen Namen; nehmet, seht.«

»Ja wohl, Madame, und es ist auch nicht meine Absicht, die Gültigkeit dieses Befehles in Abrede zu ziehen, er wird in einem Augenblick eben so gut sein, als jetzt; faßt also Geduld, ich habe Jemand abgeschickt, der ungesäumt zurückkommen muß.«

»Aber was geht das uns an?« fragte Claire, »und was hat Herr von Canolles mit dem Gefangenen Nro. 1 gemein?«

»Herr Herzog,« sprach der Kapitän der Garden, welchen Herr von Larochefoucault abgeschickt hatte, »wir haben vergebens gesucht; der andere Gefangene ist nirgends zu finden; der Oberschließer ist ebenfalls verschwunden, und das Kind des letzteren, das man befragt hat, sagt, sein Vater und der Gefangene seien durch die geheime Pforte, welche nach dem Flusse führt, abgegangen.«

»Ho! Ho!« rief der Herzog, wißt Ihr etwas hiervon, Herr von Canolles? Eine Entweichung!«

Bei diesen Worten begreift und erräth Canolles Alles. Er begreift, daß es Nanon ist, welche über ihm wachte; er begreift, daß er es ist, den man holen wollte, daß er es ist, den man unter dem Namen des Bruders von Fräulein von Lartigues bezeichnete; daß Cauvignac, ohne es zu wissen, seinen Platz eingenommen und die Freiheit da gefunden hat, wo er den Tod zu treffen glaubte. Alle diese Gedanken bilden sich gleichzeitig in seinem Kopfe; er fährt mit den Händen an die Stirne, erbleicht und wankt ebenfalls, und erholt sich erst wieder, da er die Vicomtesse an seinem Arme zittern und keuchen sieht; keines von diesen Zeichen eines unwillkürlichen Schreckens ist dem Herzog entgangen.

»Schließt die Thore,« rief dieser. »Herr von Canolles habt die Güte, zu verweilen; Ihr begreift, es muß sich Alles aufklären.«

»Aber, Herr Herzog, rief die junge Frau, »es ist hoffentlich nicht Euer Wille, Euch dem Befehle der Prinzessin zu widersetzen?«

»Nein, Madame,« erwiederte der Herzog, »doch ich halte es für wichtig, sie von dem, was vorgeht, in Kenntniß zu setzen. Ich sage Euch nicht: »Ich werde selbst dahin gehen;« Ihr könntet glauben, es sei meine Absicht, einen Einfluß auf unsere erhabene Gebieterin auszuüben, sondern ich sage Euch: »Geht Ihr, Madame, denn besser, als irgend Jemand, werdet Ihr die Gnade von Frau von Condé zu erlehen wissen.««

Lenet machte Claire ein unmerkliches Zeichen.

»Oh! ich verlasse ihn nicht,« rief Frau von Cambes, krampfhaft den Arm des jungen Mannes pressend.

»Und ich,« sagte Lenet, »ich laufe zu Ihrer Hoheit; kommt mit mir, Herr Kapitän, oder Ihr selbst, Herr Herzog.«

»Wohl, ich begleite Euch; der Herr Kapitän wird hier bleiben und die Nachsuchungen in meiner Abwesenheit fortsetzen; vielleicht findet er den andern Gefangenen.«

Und als wollte er dem letzten Theile seiner Rede noch einen besonderen Nachdruck geben,

sagte der Herzog von Larochefoucault dem Officier einige Worte in das Ohr, wonach er sich mit Lenet entfernte. Zu demselben Augenblick werden die zwei jungen Leute durch die Woge von Reitern, welche Herrn von Larochefoucault folgten, und hinter denen sich das Thor wieder schließt, in den Hof zurückgedrängt.

Seit zehn Minuten hat die Scene einen so ernsten, so düsteren Charakter angenommen, daß sich die Anwesenden bleich und stumm einander anschauen, und in den Augen von Claire und Canolles zu lesen suchen, wer von Beiden am meisten leide. Canolles begreift, daß alle Kraft von ihm kommen muß; er ist liebevoll gegen seine Freundin, welche bleich, die Augen geröthet, die Kniee zitternd, sich an seinen Arm hängt, ihn drückt, an sich zieht, ihm mit einer Miene erschreckender Zärtlichkeit zulächelt und irre Blicke auf allen den Menschen umherlaufen läßt, unter denen sie vergebens einen Freund sucht.

Der Kapitän, welcher seiner Seits Befehle von dem Herzog von Larochefoucault erhalten hat, spricht ebenfalls leise mit seinen Officieren. Canolles, dessen Auge sicher ist, dessen Ohr auf die geringsten Worte horcht, welche seinen Zweifel in Gewißheit verwandeln können, hört ihn, obgleich er die Vorsicht gebraucht, so leise als möglich zu reden, die Worte sprechen:

»Man müßte jedoch ein Mittel finden, die arme Frau zu entfernen.«

Er trachtet nur danach, seinen Arm von dem liebevollen Drucke zu befreien, der ihn zurückhält. Claire bemerkt seine Absicht und klammert sich mit ihrer ganzen Kraft an ihn an.

»Man muß noch mehr suchen,« ruft sie; »man hat vielleicht schlecht gesucht und wird diesen Menschen wiederfinden. Suchen wir, suchen wir Alle, er kann unmöglich entwichen sein. Warum wäre Herr von Canolles nicht mit ihm, nicht so gut wie er entwichen? Auf Herr Kapitän, ich flehe Euch an, gebt Befehle, daß man sucht.«

»Man hat gesucht, Madame,« antwortete er, »und sucht noch in diesem Augenblick. Der Kerkermeister weiß wohl, daß die Todesstrafe seiner harret, wenn er seinen Gefangenen nicht zum Vorschein bringt; Ihr begreift also wohl, daß er ein Interesse dabei hat, die thätigsten Nachsuchungen anzustellen.«

»Mein Gott!« murmelte Claire, »und Herr Lenet kommt nicht zurück!«

»Geduld, theuere Freundin, Geduld,« sagte Canolles, mit jenem weichen Tone, in welchem man mit den Kindern spricht, »Herr Lenet ist so eben erst weggegangen und vermochte kaum die Wohnung der Frau Prinzessin zu erreichen; laßt ihm wenigstens Zeit, das Vorgefallene auseinanderzusetzen und sodann mit der Antwort zu uns zurückzukehren.«

Und während er diese Worte sprach, drückte er sanft die Hand der Vicomtesse.

Als er sodann den starren Blick und die Ungeduld des Officiers, wahrnahm, der an der Stelle von Herrn von Larochefoucault befehligte, sagte er:

»Kapitän, wollt Ihr mit mir sprechen?«

»Allerdings, mein Herr,« antwortete der Kapitän, dem die Ueberwachung der Vicomtesse höchst peinlich wurde.

»Mein Herr,« rief Frau von Cambes, »führt uns zu der Frau Prinzessin, ich bitte Euch inständig. Was thut das Euch? Es ist besser, Ihr führt und zu ihr, als daß wir hier ins Ungewißheit bleiben; sie wird ihn sehen, mein Herr, sie wird mich sehen, ich rede mit ihr, und sie wiederholt ihr Versprechen.«

»Madame,« sagte der Offizier, mit allem Eifer den von der Vicomtesse ausgesprochenen Gedanken ergreifend, »Madame, das ist eine vortreffliche Idee; geht selbst, geht, Ihr habt alle

Hoffnung auf einen günstigen Erfolg.«

»Was sagt Ihr, Baron?« erwiderte die Vicomtesse, glaubt Ihr, daß es gut sein wird? Wollt Ihr mich nicht täuschen? was soll ich thun?«

»Geht, Madame,« sprach Canolles mit einer äußersten Anstrengung gegen sich selbst.

Die Vicomtesse ließ seinen Arm los, versuchte es, einige Schritte zu machen, kehrte aber dann wieder zu ihrem Geliebten zurück und rief:

»Oh! nein, nein, ich werde ihn nicht verlassen.«

Dann, als sie hörte, daß das Thor wieder geöffnet wurde:

»Gott sei gelobt, Herr Lenet und der Herr Herzog kommen zurück.«

Hinter dem Herrn Herzog, welcher mit seiner unempfindlichen Miene wieder eintrat, erschien wirklich Lenet, das Gesicht verstört und die Hände zitternd. Bei dem ersten Blick, den der arme Rath mit ihm austauschte, begriff Canolles, daß er nichts mehr zu hoffen hatte und daß er wirklich verurtheilt war.

»Nun?« fragte die junge Frau, während sie eine so, heftige Bewegung gegen Lenet machte, daß sie Canolles mit sich fortzog.

»Nun,« stammelte Lenet, »die Frau Prinzessin ist in Verlegenheit.«

»In Verlegenheit?« rief Claire, »was soll das bedeuten?«

»Das bedeutet, daß sie nach Euch verlangt,« sagte der Herzog, »daß sie Euch sprechen will.«

»Ist das wahr, Herr Lenet?« rief Claire, ohne sich darum zu bekümmern, was in dieser Frage Beleidigendes für den Herzog lag.

»Ja, Madame,« stammelte Lenet.

»Aber er?« fragte sie.

»Wer?«

»Herr von Canolles?«

»Nun, Herr von Canolles kehrt in sein Gefängniß zurück und Ihr dringt ihm die Antwort der Prinzessin,« erwiderte der Herzog.

»Werdet Ihr bei ihm bleiben, Herr Lenet?« fragte Claire.«

»Madame . . . «

»Werdet Ihr bei ihm bleiben?« wiederholte sie.

»Ich verlasse ihn nicht.«

»Ihr verlaßt ihn nicht, Ihr schwört es mir?«

»Mein Gott!« murmelte Lenet, den jungen Mann anschauend, der sein Urtheil erwartete, und die junge Frau, welche ein Wort von ihm tödten sollte; mein Gott! da eines von Beiden verurtheilt ist, so gib mir wenigstens die Kraft; das andere zu retten.«

»Ihr schwöret nicht, Herr Lenet?«

»Ich schwöre es Euch,« antwortete der Rath und legte mit der größten Anstrengung seine Hand an sein Herz, das unter dieser Marter beinahe brach.

»Ich danke, mein Herr,«t sagte ganz leise Canolles, »ich begreife.«

Dann sich gegen die Vicomtesse umwendend, sprach er:

»Geht, Madame, Ihr seht wohl, daß ich zwischen Lenet und dem Herrn Herzog keine Gefahr laufe.«

»Laßt sie nicht gehen, ohne sie zu küssen flüsterte Lenet.

Kalter Schweiß brach aus der Stirne von Canolles; er fühlte es wie einen Nebel vor seinen Augen hinziehen; er hielt Claire, welche wegzugehen im Begriffe war, zurück, stellte sich, als hätte er ihr einige Worte leise zu sagen, näherte sie seiner Brust und sprach, sich an ihr Ohr bückend:

»Bittet ohne Erniedrigung; ich will für Euch leben, aber es muß Euer Wille sein, daß ich geehrt lebe.«

»Ich werde so bitten, daß ich Dich rette;« erwiderte sie; »bist Du nicht mein Gatte vor Gott?«

Und sich zurückziehend, fand Canolles ein Mittel, ihren Hals mit seinen Lippen zu berühren, aber mit so viel Vorsicht, daß sie es nicht fühlte, und daß die arme Wahnsinnige sich entfernte, ohne ihm seinen letzten Kuß zurückzugeben. Doch in dem Augenblick, wo sie den Hof verließ wandte sie sich um; aber es hatte sich zwischen ihr und dem Gefangenen eine Hecke von Menschen gebildet.

»Freund,« sagte sie, »wo bist Du? ich kann Dich nicht mehr sehen; ein Wort, noch ein Wort, daß ich mich mit dem Tone Deiner Stimme entferne.«

»Geht, Claire,« rief Canolles, »ich erwarte Euch.«

»Geht, geht, Madame,« sprach ein mildherziger Officier, »je früher Ihr geht, desto eher könnt Ihr zurückgekehrt sein.«

»Herr Lenet, lieber Herr Lenet,« rief die Stimme von Claire in der Ferne, »ich baue auf Euch, Ihr seid mir verantwortlich!«

Und das Thor schloß sich hinter ihr.

»Gut,« murmelte der Herzog, »es macht sich nicht ohne Mühe; aber wir sind doch wenigstens in die Möglichkeit versetzt.«

XV.

Sobald die Vicomtesse verschwunden und ihre Stimme in der Ferne erloschen war, sobald sich das Thor wieder hinter ihr geschlossen hatte, zog sich der Kreis der Officiere enger um Canolles zusammen, und man sah zwei Menschen mit Unglück weissagenden Gesichtern erscheinen, welche sich dem Herzog näherten und ihn demüthig um seine Befehle fragten.

Der Herzog begnügte sich, ihnen statt jeder Antwort Canolles zu bezeichnen.

Hierauf trat er auf den Gefangenen zu, grüßte ihn mit der ihm eigenthümlichen eisigen Höflichkeit und sprach:

»Ihr habt ohne Zweifel begriffen, daß der Abgang Eures Unglücksgefährten auf Euch das Schicksal zurückfallen läßt, für das er bestimmt war.«

»Ja, mein Herr,« antwortete Canolles, »ich vermüthe es wenigstens; aber dessen bin ich gewiß, daß die Frau Prinzessin meine Person namentlich begnadigt hat. Ihr konntet so eben meinen Auslaßbefehl in den Händen der Frau Vicomtesse von Cambes sehen, wie ich ihn gesehen habe.«

»Er ist wahr, mein Herr,« sprach der Herzog; »aber die Frau Prinzessin konnte das was vorgefallen ist, nicht ahnen.«

»Also nimmt die Frau Prinzessin ihre Unterschrift zurück?«

»Ja,« antwortete der Herzog.

»Eine Prinzessin von Geblüt bricht ihr Wort!«

Der Herzog blieb unempfindlich.

Canolles schaute umher und fragte dann:

»Ist der Augenblick gekommen?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich glaubte, man würde die Rückkehr der Frau Vicomtesse von Cambes abwarten; man hat ihr versprochen, es würde nichts in ihrer Abwesenheit vorgehen. Bricht denn heute Jedermann sein Wort!«

Und der Gefangene heftete einen vorwurfsvollen Blick, nicht auf den Herzog von Larochefoucault, sondern auf Lenet.

»Ach! Herr,« rief dieser, Thränen in den Augen, »vergebt uns. Die Frau Prinzessin hat Eure Begnadigung auf das Entschiedenste verweigert; daß ich sie darum angefleht habe, ist der Herr Herzog Zeuge und Gott auch. Aber es sollten Repressalien für den Tod des armen Richon genommen werden, und sie war von Stein. Urtheilt nun selbst, Herr Baron: statt die furchtbare Lage, in der Ihr Euch befindet, zur Hälfte auf Euch, zur Hälfte auf der Vicomtesse lasten zu lassen, wagte ich, verzeiht mir, denn ich fühle, ich bedarf Eurer Verzeihung, wagte ich es, sie auf Euch allein lasten zu lassen, auf Euch, der Ihr Soldat, auf Euch, der Ihr Edelmann seid.«

»Ich werde sie also nicht mehr sehen!« stammelte Canolles, den die Erschütterung beinahe erstickte. »Als Ihr mich sie zu küssen auffordertet, war es zum letzten Male?«

Ein Schluchzen, stärker als der Stoicismus, als die Vernunft, als der Stolz, brach die Brust von Lenet; er zog sich zurück und weinte bitterlich. Canolles ließ nun seinen durchdringenden Blick

auf allen den Menschen umhergehen, die ihn umgaben; er sah nur durch den grausamen Tod von Richon verhärtete Leute, welche seine Haltung beobachteten.

»Oh! es ist ein furchtbarer Gedanke,« murmelte der junge Mann in einem Momente übermenschlicher Hellsichtigkeit, welche der Seele unermeßliche Horizonte auf Alles eröffnet, was man das Leben nennt, das heißt auf einige kurze Augenblicke, welche wie Inseln mitten in einen Ocean von Thränen und Leiden geworfen sind . . . »es ist gräßlich. Ich hatte da eine angebetete Frau, welche mir zum ersten Male sagte, sie liebe mich! eine lange und schöne Zukunft, die Erfüllung eines Traumes meinen ganzen Lebens! und in einer Sekunde nimmt der Tod die Stelle von allem Dem ein!«

Sein Herz schnürte sich zusammen, und er fühlte ein Prickeln in seinen Augen, als ob er weinen sollte; doch er erinnerte sich, daß er, wie Lenet gesagt hatte, Soldat und Mann war!

»Stolz,« dachte er, »einziger Muth, welcher wirklich besteht, komm' mir zu Hilfe! Ich soll ein so erbärmliches Ding wie das Leben beweinen! Wie man lachen würde, wenn man sagen könnte: »Als Canolles erfuhr, daß er sterben sollte, weinte er.«« Wie machte ich es an dem Tage, als man Saint-George belagerte und die Bordelesen mich wie heute tödten wollten? Ich kämpfte, ich scherzte, ich lachte . . . Wohl, beim Himmel der mich hört und vielleicht Unrecht gegen mich hat, und beim Teufel, der in diesem Augenblick mit meinem guten Engel kämpft, ich werde es heute machen, wie ich es an jenem Tage gemacht habe, und wenn ich nicht mehr kämpfe, so werde ich wenigstens noch scherzen, so werde ich wenigstens immer lachen.«

Sogleich wurde sein Gesicht ruhig, als ob jede Erschütterung aus seinem Herzen entflohen wäre; er fuhr mit der Hand durch seine schonen schwarzen Haare« näherte sich mit festen Schritten und ein Lächeln auf den Lippen Herrn von Larochefoucault und Lenet, und sprach:

»Meine Herren, in dieser Welt voll verschiedenartiger, seltsamer, unerwarteter Vorfälle muß man sich an Alles gewöhnen; ich habe, und es war Unrecht von mir, daß ich Euch nicht um Erlaubniß hierzu bat, ich habe mir eine Minute genommen, um mich an den Tod zu gewöhnen; ist dies zu viel, so genehmigt meine Entschuldigung, daß ich Euch warten ließ.«

Ein tiefes Erstaunen durchlief die Gruppen; der Gefangene selbst fühlte daß man vom Erstaunen zur Bewunderung überging, und dieses so stolze Gefühl erhob ihn und verdoppelte seine Kräfte.

»Wenn Ihr wollt, meine Herren,« sagte er, »so erwarte ich Euch.«

Eine Minute lang von Bewunderung ergriffen, nahm der Herzog sein Phlegma wieder an und machte ein Zeichen.

Auf dieses Zeichen öffneten sich die Thore abermals und der Zug wollte sich in Marsch setzen.

»Einen Augenblick,« rief Lenet, »um Zeit zu gewinnen, »einen Augenblick, Herr Herzog!«

»Nicht wahr, wir führen Herr von Canolles zum Tode?«

Der Herzog machte eine Geberde des Erstaunens und Canolles schaute Lenet verwundert an.

»Ja,« sprach der Herzog.

»Nun wohl,« versetzte Lenet, »wenn dem so ist, so kann dieser würdige Edelmann eines Beichtigers nicht entbehren.«

»Verzeiht, verzeiht, mein Herr,« entgegnete Canolles, »ich kann seiner wohl entbehren und zwar vollkommen.«

»Wie so?« fragte Lenet, indem er dem Gefangenen Zeichen machte, die dieser nicht verstehen

wollte.

»Weil ich Hugenott bin,« erwiderte Canolles, »und zwar ein starker Hugenott, das sage ich Euch. Wenn Ihr mir ein letztes Vergnügen bereiten wollt, so laßt mich sterben, wie ich bin.«

Und während er sich weigerte, bewies Lenet eine Geberde der Dankbarkeit, daß der junge Mann seine Absicht sehr gut verstanden hatte.

»Nun vorwärts, wenn uns nichts Anderen mehr zurückhält,« sprach der Herzog.

»Er soll beichten! er soll beichten!« schrien einige Wüthende.

Canolles erhob sich auf den Fußspitzen, schaute mit ruhigem, sicherem Auge umher, und sagte in strengen Tone zu dem Herzog:

»Wollen wir Feigheiten begehen? Es scheint mir, wenn irgend Jemand hier das Recht hat, seinen Willen zu thun, so bin ich dies, ich der Held des Festes; ich schlage also einen Beichtiger aus, aber ich verlange das Schaffot, und zwar so bald als möglich; ich bin meiner Seits des Wartens müde.«

»Stille dort!« rief der Herzog, sich nach den Gruppen umwendend. Dann, als die Macht seiner Stimme und seinen Blickes das Stillschweigen wirklich wiederhergestellt hatte, sagte er zu Canolles:

»Mein Herr, Ihr werdet thun, wie Euch beliebt.«

»Ich danke, gnädigster Herr. Und nun wollen wir aufbrechen und unsere Schritte beschleunigen, wenn es Euch gefällig ist? . . .«

Lenet nahm Canolles beim Arm und sagte zu ihm:

»Geht im Gegentheil langsam. Wer weiß? Ein Aufschub, eine Ueberlegung, ein Ereigniß liegen im Bereiche der Möglichkeit. Geht langsam, ich beschwöre Euch im Namen derjenigen, welche Euch liebt, welche so sehr weinen wird, wenn Ihr zu schnell geht. . . «

»Oh! sprecht mir nicht von ihr, ich bitte Euch,« erwiderte Canolles; »mein ganzer Muth scheidert an dem Gedanken, daß ich für immer von ihr getrennt werden soll; aber was sage ich? . . .« »im Gegentheil, Herr Lenet, sprecht mir von ihr, wiederholt mir, daß sie mich liebt, daß sie mich stets lieben wird, und besondere, daß sie mich beweinen wird.«

»Auf! theures, unglückliches Kind, erweicht Euch nicht, bedenkt, daß man uns beobachtet, und daß man nicht weiß, wovon wir sprechen.«

Canolles hob stolz das Haupt empor und seine schönen Haare rollten durch eine Bewegung voll Anmuth in schwarzen Locken über seinen Hals herab. Man war in die Straße gelangte zahlreiche Fackeln erhellten seinen Zug; so daß man sein Gesicht ruhig und lächelnd sehen konnte.

Er hörte einige Frauen weinen und andere sagen:

»Armer Baron, so jung und so schön!«

Man setzte stillschweigend den Marsch fort, dann sprach er plötzlich:

»Oh! Herr Lenet, ich möchte sie doch noch ein Mal sehen!«

»Soll ich sie holen? soll ich sie Euch bringen?« fragte Lenet, der keinen Willen mehr hatte.

»Oh! Ja,« murmelte Canolles.

»Wohl, ich laufe, aber Ihr werdet sie tödten.«

»Desto bessert!« gab die Selbstsucht dem Herzen des jungen Mannen ein, »wenn Du sie tödtest, so wird sie nie ein Anderer besitzen.«

Doch rasch diese letzte Schwäche überwindend hielt er Lenet am Arme zurück und sagte zu ihm:

»Nein, nein; Ihr habt ihr versprochen, bei mir zu bleiben; bleibt.«

»Was sagt er?« fragte der Herzog den Kapitän der Gardes.

Canolles hörte die Frage und erwiderte:

»Herr Herzog, ich sage, ich hätte nicht geglaubt, daß es von dem Gefängniß bis zu der Esplanade so weit wäre.«

»Ach!« sprach Lenet, »beklagt Euch nicht, armer junger Mann, denn wir sind an Ort und Stelle.«

Die Fackeln, welche die Vorhut beleuchteten, die der Escorte voranging, verschwanden wirklich in diesem Augenblick an der Wendung der Straße.

Lenet drückte dem jungen Manne die Hand und ging, da er, ehe man auf den Richtplatz käme, einen letzten Versuch wagen wollte, auf den Herzog zu und sagte zu ihm:

»Herr Herzog, noch einmal flehe ich Euch um Gnade an; Ihr bereitet unserer Sache ein sicheres Verderben, »wenn Ihr Herrn von Canolles hinrichten laßt.«

»Im Gegentheil,« erwiderte der Herzog, »wir beweisen, daß wir sie als gerecht erachten, da wir uns nicht fürchten, Repressalien zu gebrauchen.«

»Die Repressalien sind unter Gleichgestellten üblich, Herr Herzog! Ihr möget aber sagen, was Ihr wollt, die Königin wird stets die Königin sein, und wir sind ihre Unterthanen.«

»Streiten wir nicht über solche Dinge in Gegenwart von Herrn von Canolles,« antwortete mit lauter Stimme der Herzog, »Ihr seht wohl, daß dies unschicklich ist.«

»Sprecht nicht von Gnade in Gegenwart des Herrn Herzogs,« sagte Canolles, »Ihr seht wohl, daß er Staatsstreich auszuführen im Begriffe ist; stören wir ihn nicht wegen solcher Kleinigkeiten . . .«

Der Herzog erwiderte nichts, aber an seinen zusammengepreßten Lippen, an seinem ironischen Blicke sah man, daß der Pfeil getroffen hatte. Mittlerweile wurde der Marsch fortgesetzt, und Canolles befand sich nun ebenfalls am Eingange der Esplanade; in der Ferne, das heißt am andern Ende des Platzes, sah man die gedrängte Menge und den weiten Kreis, welchen die glänzenden Musketenläufe bildeten; in der Mitte erhob sich etwas Schwarzes, Ungestaltetes, was Canolles in der Finsterniß zu erkennen nicht bemüht war, denn er glaubte, es wäre ein gewöhnliches Schaffot; aber zum Mittelpunkte den Platz gelangend, beleuchteten die Fackeln plötzlich diesen Anfangs unkenntlichen schwarzen Gegenstand und hoben die furchtbare Silhouette eines Galgens hervor.

»Ein Galgen!« rief Canolles stille stehend und die Hand nach der Maschine ausstreckend. »Ist es nicht ein Galgen, was ich dort sehe, Herr Herzog?«

»In der That, Ihr täuscht Euch nicht,« antwortete dieser mit kaltem Tone.

Die Röthe der Entrüstung färbte die Stirne den jungen Mannes, er schob die zwei Soldaten, welche an seinen Seiten gingen, zurück, befand sich mit einem Sprunge vor Herrn von Larochevoucault und rief:

»Mein Herr, vergeßt Ihr, daß ich Edelmann bin? Alle Welt weiß und dem Henker selbst ist es nicht unbekannt, daß ein Edelmann darauf Anspruch zu machen hat, daß man ihm den Kopf abhaut.«

»Mein Herr, es gibt Umstände . . .«

»Mein Herr, nicht in meinem Namen spreche ich zu Euch, sondern im Namen des ganzen Adels, bei welchem Ihr einen so hohen Rang einnehmt, Ihr, der Ihr Prinz, Ihr Herzog seid; es wäre eine Schmach, nicht für mich, der ich unschuldig bin, sondern für Euch Alle, so viel Ihr Eurer seid, wenn Einer der Eurigen am Galgen sterben müßte.«

»Mein Herr, der König hat Richon hängen lassen!«

»Richon war ein braver Soldat, so edel dem Herzen nach, als irgend ein Mensch auf dieser Welt; aber er war nicht adelig seiner Geburt nach; ich bin dies. . .«

»Ihr vergeßt, daß es sich hier um Repressalien handelt,« sagte der Herzog: »man würde Euch hängen, selbst wenn Ihr ein Prinz von Geblüt wäret.«

Mit einer unüberlegten Bewegung suchte Canolles seinen Degen an seiner Seite, als er ihn aber nicht fand, gewann das Gefühl seiner Lage wieder seine ganze Kraft, sein Zorn verschwand, und er begriff, daß sein Uebergewicht gerade in seiner Schwäche lag.«

»Herr Philosoph,« sagte er, »wehe denen, welche Repressalien gebrauchen, und zweimal wehe denen, welche, wenn sie dieselben gebrauchen, der Menschlichkeit kein Gehör schenken! Ich verlangte nicht Gnade, ich verlangte Gerechtigkeit. Es gibt Menschen, welche mich lieben, mein Herr, ich lege auf diesen Wort einen besonderen Nachdruck, weil es Euch, wie ich wohl weiß, nicht bekannt ist, daß man lieben kann. In das Herz dieser Menschen werdet Ihr für immer mit der Erinnerung an meinen Tod, das gemeine Bild des Galgens einprägen. Ich bitte Euch, einen Schwertstreich, eine Musketenkugel; gebt mir Euren Dolch, daß ich ihn mir selbst in die Brust stoße, und dann henkt meinen Leichnam, wenn es Euch Vergnügen macht.«

»Richon ist lebendig gehenkt worden,« erwiderte kalt der Herzog.

»Es ist gut. Doch höret mich: eines Tags wird Euch ein furchtbares Unglück treffen; eines Tags werdet Ihr Euch erinnern, daß diesen Unglück der Himmel als Strafe über Euch verhängt; ich meines Theils sterbe mit der Ueberzeugung daß mein Tod Euer Werk ist.«

Und ganz bebend, ganz bleich, aber voll Muth und Begeisterung, näherte sich Canolles dem Galgen und setzte stolz und verächtlich vor dem Volke den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter.

»Meine Herren Henker,« sprach er, »thut nun, was Eures Amtes ist.«

»Es ist nur Einer,« rief die erstaunte Menge; »der Andere! Wo ist der Andere? man hat uns zwei versprochen.«

»Ah! das tröstet mich,« sagte Canolles lächelnd, »dieser vortreffliche Pöbel ist nicht einmal mit dem, was Ihr für ihn thut, zufrieden: hört Ihr es, Herr Herzog?«

»Tod! Tod! Rache für Richon!« brüllten zehntausend Stimmen.«

»Wenn ich sie aufhetzte,« dachte Canolles, »sie sind im Stande, mich in Stücke zu zerreißen, dann würde ich nicht gehenkt, und der Herzog wäre wüthend. Ihr seid, Feige,« rief er, »ich erkenne unter Euch Menschen, welche Bei dem Angriffe auf das Fort Saint-George waren, und die ich habe fliehen sehen. Ihr rächt Euch heute an mir dafür, daß ich Euch geschlagen habe.«

Ein Gebrülle antwortete ihm.

»Ihr seid Feiglinge!« fuhr er fort, »Rebellen, Elende!«

Tausend Messer funkelten und es fielen Steine der dem Galgen nieder.

»Vortrefflich,« murmelte Canolles; dann mit lauter Stimme: Der König hat Richon hängenlassen, und daran hat er wohl gethan; wenn er Bordeaux nimmt, wird er noch viele Andere hängen lassen.«

Bei diesen Worten stürzte die Menge wie ein Strom gegen die Esplanade, warf die Wachen

nieder, zertrümmerte die Palissaden und drang brüllend gegen den Gefangenen vor.

Indessen hatte einer von den Henkern, auf ein Zeichen des Herzogs, Canolles unter den Armen emporgehoben, während ihm der Andere eine Schlinge um den Hals zog.

Canolles fühlte den Druck des Strickes und verdoppelte seine Schmähungen; wollte er zu rechter Zeit getötet werden, so hatte er keine Minute zu verlieren. In diesem äußersten Momente schaute er umher, aber überall sah er nur flammende Augen und drohende Waffen.

Ein Mensch allein, ein Soldat zu Pferde, zeigte ihm seine Muskete.

»Cauvignac! es ist Cauvignac!« rief Canolles sich mit seinen beiden Händen, die man nicht gebunden hatte, an die Leiter anklammernd.

Cauvignac machte demjenigen welchen er nicht hatte retten können, mit seinem Gewehre ein Zeichen und schlug auf ihn an.

Canolles verstand ihn und rief, mit einer Bewegung des Kopfes:

»Ja, ja.«

Nun haben wir zu erzählen, wie Cauvignac hierher kam.

XVI.

Wir haben Cauvignac von Libourne abgeben sehen und wissen, in welcher Absicht er abging.

Als er zu seinen von Ferguzon befehligten Soldaten gelangte, hielt er einen Augenblick an, nicht um Athem zu schöpfen, sondern um den Plan auszuführen, den ein so rascher Ritt seinem erfindungsreichen Geiste zu bilden gestattet hatte.

Zuerst hatte er sich gesagt, und zwar mit sehr viel Vernunft, wenn er nach dem, was vorgefallen war, vor der Frau Prinzessin zu erscheinen wagte, so würde die Frau Prinzessin, welche Canolles, gegen den sie nichts hatte, hängen ließ, nicht verfehlen, auch ihn hängen zu lassen, dem sie wohl etwas vorwerfen könnte, und seine Sendung, in der Beziehung erfüllt, daß Canolles vielleicht gerettet wäre, würde dadurch mißglücken, daß man ihn henkte. . . Er beeilte sich daher, mit einem von seinen Soldaten die Kleider zu wechseln, ließ Barrabas, welcher der Frau Prinzessin weniger bekannt war, als er sein schönstes Gewand anziehen, nahm ihn mit sich und sagte auf der Straße nach Bordeaux fort. Eines beunruhigte ihn jedoch: der Inhalt den Briefes, welchen er bei sich trug,, und den seine Schwester mit so großem Vertrauen geschrieben hatte, daß man ihn ihrer Meinung nach nur der Prinzessin zu übergeben brauchte, damit Canolles gerettet wäre; diese Unruhe nahm dergestalt zu, daß er ganz einfach den Brief zu lesen beschloß, wobei er sich selbst die Bemerkung machte, ein guter Unterhändler könne in seiner Negociation nicht siegen; wenn er nicht ganz mit der Angelegenheit, mit der man ihn beauftragt, bekannt wäre, . . . und dann sündigte Cauvignac allerdings nicht aus einem übertriebenen Zutrauen zu seiner Verwandtin, und Nanon, obgleich sie seine Schwester war und gerade weil sie seine Schwester war, konnte wohl gegen ihren Bruder, einmal wegen des Abenteuers in Jaulnay, und dann wegen seiner unerwarteten Entweichung aus dem Schlosse Trompette einen Groll hegen und, die Rolle den Zufalls spielend, Alles wieder an seine Stelle bringen, was nur eine einfache Familien-Ueberlieferung gewesen wäre.

Cauvignac öffnete leicht den Brief, der mit einem Wachssiegel verschlossen war, und wurde von einem seltsamen, schmerzlichen Eindrücke ergriffen, als er denselben las:

Nanon schrieb Folgendes:

»Frau Prinzessin, es bedarf eines Sühneopfers für den unglücklichen Richon; nehmt keinen Unschuldigen, nehmt die wahre Schuldige; Herr von Canolles soll nicht sterben, denn Herrn von Canolles tödten, hieße einen Mord durch einen andern Mord rächen. Zu dem Augenblick, wo Ihr diesen Brief leset, habe ich nur noch eine Meile zurückzulegen, um mit Allem, was ich besitze, nach Bordeaux zu gelangen; Ihr liefert mich dem Volke aus, daß mich haßt, denn es wollte mich bereite zweimal erwürgen, und behaltet meine Reichthümer, welche sich auf zwei Millionen belaufen. Oh! Madame, auf den Knien flehe ich Euch um diese Gnade an; ich trage zum Theil die Schuld an diesem Kriege; bin ich todt, so ist der Friede in der Provinz hergestellt, und Eure Hoheit triumphiert. Madame, eine Viertelstunde Frist Ihr laßt Canolles nicht eher frei, als bis Ihr mich in Händen habt; »aber dann, bei Eurer Seele, nicht wahr, dann laßt Ihr ihn frei? «

»Und ich bin Eure ehrerbietige und dankbare,

Nanon von Lartigues.«

Cauvignac war, nachdem er diese Zeilen gelesen hatte, ganz erstaunt, als er sein Herz übervoll

und seine Augen feucht fühlte.

Er blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm, als könnte er nicht an diese Worte glauben.

Plötzlich aber rief er:

»Es ist also wahr, es gibt auf dieser Welt edle Herzen, nur aus Vergnügen, so zu sein! Mord und Tod! man wird sehen, daß ich so gut wie jeder Andere im Stande bin, Edelmuth zu üben, wenn es sein muß.« Und da er sich am Thore der Stadt befand, übergab er seinen Brief Barrabas mit der einfachen Instruktion:

»Auf Alles, was man Dir sagen wird, antworte nur: »»Befehl des Königs!«« und händige diesen Brief keiner andern Person als Frau von Condé selbst ein.«

Während Barrabas nach dem von der Frau Prinzessin bewohnten Pallaste eilte, schlug Cauvignac den Weg nach dem Schlosse Trompette ein.

Barrabas stieß auf kein Hinderniß; die Straßen waren verlassen, die Stadt schien leer, die ganze Bevölkerung war nach der Esplanade gezogen. An dem Thore des Pallastes wollten ihm die Wachen den Eingang verwehren; aber gemäß der Vorschrift von Cauvignac schwang er seinen Brief in der Luft und rief:

»Auf Befehl den Königs . . . auf Befehl des Königs!«

Die Wachen hielten ihn für einen Boten vom Hofe und hoben ihre Hellebarden auf.

Barrabas drang also in den Pallast, wie er in die Stadt gedrungen war.

Es war aber, wie man sich vielleicht erinnern wird, nicht das erste Mal, daß der würdige Lieutenant von Meister Cauvignac die Ehre hatte, vor Frau von Condé zu erscheinen. Er sprang also vom Pferde, und da er seinen Weg kannte, so lief er rasch nach der Treppe und drang mitten durch die geschäftigen Bedienten in die fürstlichen Gemächer; hier blieb er stille stehen, denn er befand sich einer Dame gegenüber, in welcher er die Frau Prinzessin erkannte, zu deren Füßen eine andere Frau lag.

»Oh! Gnade, Hoheit, Gnade im Namen den Himmels!« rief diese.

»Claire,« erwiderte die Prinzessin, »laß mich, sei vernünftig, bedenke, daß wir unserer Eigenschaft als Frauen entsagt haben, wie wir unsern Kleidern entsagten: wir sind die Statthalter des Herrn Prinzen, und die Staatsraison befiehlt.«

»Oh! Madame, es gibt keine Staatsraison mehr für mich,« rief Claire, »es gibt keine politische Partei, keine Meinung mehr für mich, er nur allein ist für mich in dieser Welt vorhanden, die er verlassen soll, und wenn er sie verlassen hat, gibt es für mich nur noch den Tod.«

»Claire, mein Kind, ich habe Dir bereits gesagt, es wäre unmöglich,« versetzte die Prinzessin; »sie haben uns Richon getödtet, wenn wir ihnen nicht Gleichen mit Gleichem vergelten, sind wir entehrt.«

»Oh, Madame, man hat sich nie dadurch entehrt, daß man Gnade übe; man hat sich nie dadurch entehrt, daß man von einem dem Könige des Himmels und den Königen der Erde vorbehaltenen Vorrechte Gebrauch machte; ein Wort, Madame, ein einziges Wort, der Unglückliche erwartet es.«

»Claire, Da bist toll, ich sage Dir, es ist unmöglich.«

»Aber ich habe ihm gesagt,- er sei gerettet; ich habe ihm seine, eigenhändig von Euch unterzeichnete, Begnadigung gezeigt; ich habe ihm gesagt, ich würde mit der Bestätigung des Gnadenbriefes zurückkehren!«

»Ich ertheilte dieses unter der Bedingung, daß der Andere für ihn bezahlen würde; warum hat man den Andern entkommen lassen?«

»Er ist nicht an dieser Entweichung Schuld, das schwöre ich Euch; überdies ist der Andere vielleicht nicht gerettet; man wird ihn am Ende wiederfinden.«

»Oh! ja, nimm Dich wohl in Acht,« sagte Barrabas, der gerade in diesem Augenblick eintrat.

»Madame, sie werden ihn fortführen; Hoheit, die Zeit läuft ab; sie werden des Wartens müde werden!«

»Du hast Recht, Claire,« sprach die Prinzessin; »denn ich habe befohlen, daß um elf Uhr Alles vorüber sein soll, es schlägt gerade elf Uhr, und Alles muß beendet sein.«

Die Vicomtesse stieß einen Schrei aus und erhob sich; als sie sich umwandte, stand sie Barrabas gegenüber.

»Wer seid Ihr? was wollt Ihr?« rief sie; »kommt Ihr schon, um seinen Tod zu verkündigen?«

»Nein, Madame,« antwortete Barrabas mit seiner freundlichsten Miene, »ich komme im Gegentheil, am ihn zu retten.«

»Wie dies?« rief die Vicomtesse; »sprecht geschwinde.«

»Indem ich diesen Brief der Frau Prinzessin übergebe.«

Frau den Cambes streckte den Arm aus, entriß den Brief den Händen des Boten, überreichte ihn der Prinzessin und rief:

»Ich weiß nicht, was dieser Brief enthält, aber im Namen des Himmels, leset.«

Die Prinzessin öffnete den Brief und las ganz laut, während Frau von Cambes, bei jeder Zeile erbleichend, die Worte verschlang, wie sie von den Lippen der Prinzessin fielen.«

»Von Nanon!« rief die Prinzessin, nachdem sie gelesen hatte. »Nanon ist hier! Nanon liefert sich aus. Wo ist Lenet? wo ist der Herzog? Ist Niemand da?«

»Ich bin da, bereit zu laufen, wohin Eure Hoheit will.«

»Lauft auf die Esplanade, lauft nach dem Richtplatz, sagt man solle die Vollziehung des Urtheils verschieben; doch nein, man würde Euch keinen Glauben schenken.«

Und die Prinzessin sprang nach einer Feder und schrieb unten an das Billet: »*Verschiebt*,« und übergab den Brief offen Barrabas, der aus dem Zimmer eilte.

»Oh!« murmelte die Vicomtesse, »sie liebt ihn mehr als ich; und ich Unglückliche! *ihr* wird er das Leben zu verdanken haben.«

Und dieser Gedanke wirft sie wie vom Blitze getroffen auf einen Stuhl nieder, sie, die aufrecht flehend alle Schläge diesen furchtbaren Tages ertragen hatte.

Barrabas verlor indessen keine Sekunde; er eilte die Treppe hinab, als ob er Flügel hätte, sprang wieder auf sein Pferd und ritt im Galopp nach der Esplanade fort.

In derselben Zeit, in der er sich nach dem Pallaste begab, war Cauvignac geraden Wegs nach dem Schlosse Trompette geritten. Beschützt durch die Nacht, unkenntlich gemacht durch den breitkrepigen, über die Augen herabgeschlagenen Hut, fragte er hier und erfuhr seine Entweichung in allen Einzelheiten, und wie Canolles für ihn bezahlen sollte. Da jagte er instinktartig und ohne zu wissen, was er dort thun wollte, sein Pferd mit aller Wuth spornend, die Menge durchschneidend, Alles niederwerfend, was sich ihm in den Weg stellte, nach der Esplanade; hier angelangt, erblickt er den Galgen und stößt einen Schrei aus, der sich unter dem Gebrülle des Volkes verliert, welchen Canolles herausfordert und aufstacheln, um sich von ihm

zerreißen zu lassen.

In diesem Augenblick gewahrt ihn Canolles; er erräth seine Absicht und bedeutet ihm mit einem Zeichen den Kopfes, er sei willkommen.

Cauvignac erhebt sich auf den Steigbügel, schaut umher, ob er nicht Barrabas oder einen Boten der Prinzessin kommen sehe, horcht, ob er nicht das Wort »Gnade!« erschallen höre, aber er sieht nichts, er hört nichts, als Canolles, den der Henker von der Leiter loszumachen und in die Luft zu schleudern im Begriffe ist, während er mit einer Hand auf sein Herz deutet.

Da senkt Cauvignac seine Muskete in der Richtung des jungen Mannen schlägt an, zielt und gibt Feuer.

»Ich danke,« sprach Canolles die Arme öffnend; »ich sterbe wenigstens den Tod eines Soldaten.«

Die Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

Der Henker stieß den Körper ab, und dieser blieb am, Ende des entehrenden Stranges hängen, . . . aber es war nur noch eine Leiche.

Der Knall wirkte wie ein Signal, tausend andere Musketenschüsse donnern gleichzeitig. Eine Stimme ruft:

»Haltet ein! haltet ein! schneidet den Strick ab.«

Aber diese Stimme verliert sich im Gebrülle der Menge; überdies wird der Strick von einer Kugel abgeschnitten; vergebens leistet die Wache Widerstand, sie wird von den Volkswogen zurückgeworfen; der Galgen wird zertrümmert, niedergerissen, vernichtet; die Henker fliehen, die Menge breitet sich wie ein Schatten aus, bemächtigt sich des Leichnams, zerfleischt ihn und schleppt ihn in Fetzen durch die Stadt.

Dumm in ihrem Hasse, glaubte die Menge die Strafe des Edelmanns zu schärfen, während sie ihm im Gegentheil die Ehrlosigkeit ersparte, die er so sehr fürchtete.

Während dieser Volksbewegung erreichte Barrabas den Herzog, und obgleich er selbst einsah, daß er zu spät kam, übergab er ihm doch seine Depeche.

Der Herzog zog sich mitten unter den Flintenschüssen nur etwas beiseit, denn er war kalt und ruhig in seinem Muthe, wie in Allem, was er that; dann entsiegelte er den Brief und las seinen Inhalt.

»Das ist Schade,« sprach er, sich gegen seine Officiere umwendend, »was diese Nanon vorschlug, wäre vielleicht mehr werth gewesen, aber was geschehen ist, ist geschehen.«

Nach kurzer Ueberlegung fügte er bei.

»Doch, wenn ich bedenke . . . da sie unsere Antwort jenseits des Flusses erwartet, so könnte man diese Angelegenheit vielleicht dort wieder anknüpfen.«

Und ohne sich weiter um den Boten zu bekümmern, gab er seinem Pferde die Sporen und kehrte mit seiner Escorte zu der Prinzessin zurück.

In demselben Augenblick brach der seit einiger Zeit dräuende Sturm über Bordeaux los, und von Blitzen begleitet fiel ein gewaltiger Regen auf den Platz der Esplanade, als wollte er das unschuldige Blut abwaschen.

XVII.

Während diese Dinge in Bordeaux vorfielen, während der Pöbel den Leichnam des unglücklichen Canolles durch die Straßen schleppte, und der Herzog von Larochefoucault zurückkehrte und dem Stolze der Frau Prinzessin schmeichelte, indem er ihr sagte, um das Böse zu thun, sei sie so mächtig als eine Königin; während Cauvignac, welcher dachte, es wäre unnütz, seine Sendung weiter zu treiben, mit Barrabas die Thore der Stadt wieder erreichte, hielt eine Carrosse, gezogen von vier athemlosen, mit Schaum bedeckten Pferden, auf dem Bordeaux entgegengesetzten Ufer der Gironde zwischen dem Dorfe Belcroix und dem Dorfe de la Bastide an.

Es hatte so eben elf Uhr geschlagen.

Ein Läufer, der zu Pferde folgte, sprang hastig zu Boden, sobald er den Wagen unbeweglich sah, und öffnete den Kutschenschlag.

Eine Dame stieg rasch aus, befragte den von einem blutigen Reflexe gerötheten Himmel und horchte auf den entfernten Lärmen.

»Ihr wißt gewiß, daß uns Niemand gefolgt ist,« sprach sie zu ihrer Kammerfrau, welche nach ihr ausstieg.

»Nein, Madame,« antwortete diese; »die Piqueurs, welche auf Euren Befehl zurückgeblieben sind, haben den Wagen eingeholt und sagen, sie hätten nichts gesehen und nichts gehört.«

»Und Ihr, hört Ihr nichts in der Richtung der Stadt?«

»Es kommt mir vor, als hörte ich entfernten Geschrei.«

»Seht Ihr nichts?«

»Ich sehe etwas wie den Schimmer einer Feuersbrunst.«

»Das sind Fackeln.«

»Ja, Madame, ja, denn sie bewegen sich, sie laufen wie Irrlichter. Hört Ihr, Madame? der Lärmen verdoppelt sich, und das Geschrei wird ganz deutlich.«

»Mein Gott!« rief die junge Frau und sank auf dem feuchten Boden auf die Kniee; »mein Gott! mein Gott!«

Das war ihr einzigen Gebet. Ein einzigen Wort bot sich ihrem Geiste, ihr Mund vermochte nur ein Wort zu artikulieren, es war der Name des Einzigen, der ein Wunder zu ihren Gunsten bewirken konnte.

Die Kammerfrau hatte sich nicht getäuscht; es bewegten sich in der That Fackeln, das Geschrei schien näher zu kommen; man hörte einen Flintenschuß, dem fünfzig andere folgten, dann ein gewaltiges Geräusch, dann erloschen die Fackeln und das Geschrei entfernte sich; der Regen fing an herabzustürzen, ein Sturm brauste am Himmel; aber was kümmerte sich die junge Frau darum: sie hatte nicht vor den Blitzen bange.

Ihre Augen waren beständig auf die Stelle geheftet, wo sie so viele Fackeln gesehen, wo sie einen so gewaltigen Lärmen gehört hatte. Sie sah nichts mehr, sie hörte nichts mehr, und bei dem Schimmer der Blitze kam es ihr vor, als wäre der Platz leer.

»Oh! ich habe nicht die Kraft, länger zu warten« rief sie. »Nach Bordeaux! man führe mich

nach Bordeaux!«

Plötzlich hörte man ein Geräusch von Pferden, das sich rasch näherte.

»Ah!« ist sprach sie, »endlich kommen sie. Hier sind sie. Adieu, Francinette, ziehe Dich zurück, Francinette, ich muß allein gehen; nehmt sie zu Euch auf Euer Pferd, Lombard, und laßt Alles was ich mitgebracht habe, im Wagen.«

»Aber was wollt Ihr denn machen, Madame!« rief die Kammerfrau ganz erschrocken.

»Gott befohlen, Francinette lebe wohl!«

»Warum Lebewohl, Madame? Wohin geht Ihr denn?«

»Ich gehe nach Bordeaux.«

»Oh! im Namen des Himmels, thut das nicht, Madame, sie werden Euch tödten.«

»Nun, warum glaubst Du denn, daß ich dahin gehen will?«

»Oh! Madame! Lombard zu Hilfe! herbei, wir müssen sie verhindern . . .«

»Stille! entferne Dich, Francinette. Ich hebe mich Deiner erinnert; sei unbesorgt, entferne Dich, es soll Dir kein Unglück widerfahren. Gehorche, sie nahen; Hier sind sie!«

Ein Reiter, in einiger Entfernung von einem andern Reiter gefolgt, jagte wirklich herbei; man hörte sein Pferd mehr brüllen als schnaufen.

»Meine Schwester! meine Schwester! schrie er. »Oh! ich komme noch zu rechter Zeit.«

»Cauvignac,« rief Nanon. »Nun, ist es abgemacht? Erwartet er mich? brechen wir auf?«

Aber statt zu antworten, springt Cauvignac dom Pferde und faßt Nanon, welche ihn mit der unbeweglichen Starrheit der Gespenster und Wahnsinnigen gewähren läßt, in seine Arme. Er legt sie in den Wagen, läßt Francinette und Lombard zu ihr einsteigen, schließt den Kutschenschlag und schwingt sich auf sein Roß. Wieder zu sich gekommen schreit und zerarbeitet sich die arme Nanon vergebens.

»Laßt sie nicht los,« ruft Cauvignac, laßt sie um Alles in der Welt nicht los. Barrabas, den andren Schlag, und Dir, Kutscher, zerschmettere ich die Hirnschale, wenn Deine Pferde aus dem Galopp fallen.«

Diese Befehle werden so rasch gegeben, daß ein Augenblick des Zögerns eintritt; der Wagen setzt sich sehr langsam in Bewegung; die Bedienten zittern, die Pferde wollen nicht vorwärts.

»Aber beeilt Euch doch, tausend Teufel!« schrie Cauvignac; »sie kommen, sie kommen.«

Man vernahm wirklich in der Ferne den Hufschlag von Pferden, dem Rollen eines Donners ähnlich, der rasch und drohend näher kommt.

Die Furcht ist ansteckend. Bei der Stimme von Cauvignac begreift der Kutscher, daß irgend eine große Gefahr dräut, und faßt die Zügel seiner Pferde.

»Wohin fahren wir?« stammelte er.

»Nach Bordeaux! nach Bordeaux!« ruft Nanon aus dem Innern des Wagens.

»Tausend Donner, nach Libourne!« schreit Cauvignac.

»Herr, die Pferde werden fallen, ehe sie zwei Meilen gemacht haben.«

»Ich verlange nicht, daß sie so viel machen!« ruft Cauvignac und peitscht sie mit seinem Degen. »Wenn sie nur bis zu dem Posten von Ferguzon kommen, mehr fordere ich nicht.«

Und die plumpe Maschine setzt sich in Bewegung und rollt mit einer furchtbaren Geschwindigkeit fort. Menschen und Pferde beleben sich gegenseitig, die einen durch Geschrei, die andern durch Wiehern.

Nation hat es versucht, zu widerstreben, zu kämpfen, aus dem Wagen zu springen; doch sie erschöpft ihre Kräfte in diesem Kampfe und fällt gelähmt zurück; sie hört nicht mehr, sie sieht nicht mehr. Sie strengt sich an, in dieser Menge die fliehenden Schatten festzuhalten, aber es faßt sie der Schwindel, sie schließt die Augen, stößt einen Schrei aus und bleibt kalt in den Armen ihrer Kammerfrau.

Cauvignac ist an dem Kutschenschlage vorbeigeritten und hat die Köpfe der Pferde erreicht. Sein Roß läßt einen Feuerstreifen auf dem Pflaster der Straße zurück.

»Herbei! Ferguzon, herbei!« ruft er.

Und er hört etwas wie ein Hurrah in der Ferne.

»Hölle!« schreit Cauvignac, »Du spielst gegen mich, doch ich glaube, du wirst heute abermals verlieren.«

Es ertönen mehre Flintenschüsse von hinten, aber vorne antwortet man durch ein allgemeines Feuer.

Der Wagen hält an, zwei Pferde sind vor Anstrengung gestürzt, ein drittes hat eine Kugel niedergeschmettert.

Ferguzon und seine Leute fallen über die Truppen von Herrn von Larochefoucault her; da sie ihnen der Anzahl nach dreifach überlegen sind, so vermögen die Bordelesen keinen Widerstand zu leisten, wenden ihre Pferde und Sieger und Besiegte, Verfolger und Flüchtige, verschwinden wie eine Wolke, die der Wind fortträgt, in der Finsterniß der Nacht.

Cauvignac bleibt mit den Dienern allein und Francinette sucht die jedes Gefühles beraubte Nanon wiederzubeleben.

Zum Glück war man nur hundert Schritte von dem Dorfe Cardonblanc entfernt. Cauvignac trug Nanon in seinen Armen bis zu dem ersten Hause des Dorfes. Hier legte er, nachdem er Befehl gegeben hatte, den Wagen nachzubringen, seine Schwester auf ein Bett, zog sodann aus seiner Brust einen Gegenstand hervor, den Francinette nicht unterscheiden konnte, und steckte ihn in die krampfhaft zusammengepreßte Hand der armen Frau.

Als Nanon am andern Tage aus dem, was sie für einen furchtbaren Traum hielt, erwachte, griff sie mit dieser Hand in ihr Gesicht, und etwas Seidenes, Duftendes streifte ihre bleichen Lippen.

Es war eine Haarlocke von Canolles, welche Cauvignac heldenmüthig mit Gefahr seines Lebens von den bordelesischen Tigern erobert hatte.

XVIII.

Acht Tage und acht Nächte hindurch blieb Frau von Cambes, nachdem sie die furchtbare Kunde vernommen, wie im Wahnsinn in dem Bette, in das man sie ohnmächtig gebracht hatte.

Ihre Frauen wachten an ihrem Lager, Pompée aber betrachte die Thüre; nur der alte Diener allein vermochte, an dem Bette seiner unglücklichen Gebieterin niederknieend, einen Funken Vernunft in ihr zu erwecken.

Zahlreiche Besuche belagerten diese Thüre; aber streng wie ein alter Soldat sich an die Vorschrift haltend, vertheidigte der treue Stallmeister muthig den Eingang, einmal in der Ueberzeugung, daß jeder Besuch seiner Herrin lästig sein müßte, und dann auf Befehl des Arztes, der vor einer zu starken Bewegung für Frau von Cambes bange hatte.

Jeden Morgen erschien Lenet an der Thüre der armen jungen Frau, aber Lenet wurde eben so wenig als die Anderen angenommen. Die Frau Prinzessin selbst kam mit seinem großen Gefolge, als sie eines Tags die Mutter des armen Richon besucht hatte, welche in einer Vorstadt von Bordeaux wohnte. Abgesehen von der Theilnahme, welche Frau von Condé für die Vicomtesse hegte, war es ihr Zweck, eine völlige Unparteilichkeit zur Schau zu stellen.

Sie erschien daher, um die Souveränin zu spielen, aber Pompée bemerkte ihr in aller Ehrfurcht, er hätte eine Verordnung, von welcher er nicht abgehen könnte; alle Männer, selbst die Herzoge und Generale, alle Frauen, selbst die Prinzessinnen, müßten sich dieser Verordnung fügen, und Frau von Condé mehr als irgend eine Andere, in Betracht, daß nach dem, was vorgefallen, ihr Besuch eine furchtbare Krise herbeiführen könnte.

Der Prinzessin, welche sich einer Pflicht entledigte oder zu entledigen glaubte, war es sehr willkommen, sich zurückziehen zu können; sie ließ sich das also nicht zweimal sagen und entfernte sich mit ihrem Gefolge.

Am neunten Tage kam Claire wieder zum Bewußtsein; während ihres achtmal vierundzwanzig Stunden anhaltenden Deliriums hatte sie nicht zu weinen aufgehört; obgleich das Fieber in der Regel die Thränen trocknet, so hatten doch die ihrigen gleichfalls eine Furche unter ihrem Augenlide gegraben, welchen von einem roth und blaßblauen Kreise umgeben war, wie das der erhabenen Jungfrau von Rubens.

Am neunten Tage kehrte, wie gesagt, in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartete und bereits zu verzweifeln anfang, die Vernunft wie durch einen Zauber bei ihr zurück: ihre Thränen versiegten, ihre Augen schauten umher und hefteten sich mit einem traurigen Lächeln auf ihre Frauen, welche ihr so eifrig beigestanden waren, und auf Pompée, der sie so gut bewacht hatte; dann blieb sie einige Stunden stumm und auf ihren Ellenbogen gelehnt und verfolgte mit starrem Blicke denselben Gedanken, der immer lebendiger in ihrem wiedergeborenen Geiste sich erzeugte und ausbildete.

Plötzlich sagte sie, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihre Kräfte ihrem Entschlusse entsprächen:

»Man kleide mich an.«

Die Frauen näherten sich ihr erstaunt und wollten in Ehrfurcht und Liebe Einsprache thun. Pompée machte drei Schritte im Zimmer und faltete die Hände, als wollte er sie anflehen.

Die Vicomtesse wiederholte jedoch sanft, aber mit festem Tone:

»Ich habe bereits gesagt, man solle mich ankleiden; kleidet mich an.«

Die Frauen schickten sich an zu gehorchen. Pompée verbeugte sich und ging rückwärts hinaus.

Ach! die rosigen, vollen Wangen hatten der Blässe, der Magerkeit der Sterbenden ihre Stelle eingeräumt; ihre immer noch schöne und reizend geformte Hand hob sich durchsichtig und elfenbeinartig mattweiß auf ihre Brust, welche die Weiße des Batists verdunkelte, in den sie gehüllt war; unter der Haut liefen ihre bläulichrothen Adern hin . . . ein Symptom der Erschöpfung in Folge von langen Leiden. Die Gewänder, welche sie kurz zuvor ausgezogen hatte, fielen, statt wie früher ihren zierlichen Wuchs hervorzuheben, in langen und weiten Falten an ihr herab. Man kleidete sie nach ihrem Begehren, aber die Toilette dauerte lange, denn sie war so schwach, daß man dreimal eine Ohnmacht befürchtete; als sie endlich angekleidet war, näherte sie sich einem Fenster. Da plötzlich zurückweichend, als ob der Anblick des Himmels und der Stadt sie erschreckt hatte, setzte sie sich an einen Tisch, verlangte Tinte und Feder, und schrieb an die Prinzessin um sich die Gnade einer Audienz zu erbitten. Zehn Minuten nachdem dieser Brief durch Pompée an die Frau, Prinzessin geschickt war, hörte man das Geräusch eines Wagens, welcher vor dem Hotel hielt, und beinahe in demselben Augenblick wurde Frau von Tourville gemeldet.

»Habt Ihr wirklich an die Frau Prinzessin geschrieben, um Euch eine Audienz von ihr zu erbitten?« fragte Frau von Tourville die Vicomtesse von Cambes.

»Ja, Madame,« antwortete Claire; »sollte sie mir dieselbe verweigern?«

»Oh! im Gegentheil, liebes Kind; ich eile herbei, um Euch in ihrem Auftrage zu sagen, Ihr wisset wohl, daß Ihr keiner Audienz bedürft und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht unangemeldet bei ihr eintreten könnt.«

»Ich danke, Madame, und werde von der Erlaubniß Gebrauch machen.«

»Wie?« rief Frau von Tourville. »Ihr wollt Euch in dem Zustand, in welchem Ihr Euch befindet, hinauswagen?«

»Seid unbesorgt, Madame,« erwiderte die Vicomtesse; »ich fühle mich vollkommen wohl.«

»Und Ihr kommt? . . .«

»In einem Augenblick.«

»Ich werde die Frau Prinzessin von Eurer Ankunft benachrichtigen.«

Und Frau von Tourville entfernte sich, wie sie gekommen war, nachdem sie der Vicomtesse eine ceremoniose Verbeugung gemacht hatte. Die Kunde von diesem unerwarteten Besuche brachte, wie man sich leicht denken kann, eine große Wirkung an dem kleinen Hofe hervor; die Lage der Vicomtesse hatte ebenso allgemeine als lebhaftere Theilnahme eingeflößt, denn es billigte entfernt nicht Jedermann das Benehmen der Frau Prinzessin unter den jüngsten Umständen. Die Neugierde steigerte sich daher auf den höchsten Grad: Officiere, Ehrendamen, Höflinge füllten das Cabinet von Frau von Condé, welche nicht an den zugesagten Besuch glauben wollte, denn noch am Tage vorher hatte man den Zustand von Claire als beinahe verzweifelt geschildert.

Plötzlich meldete man die Frau Vicomtesse von Cambes.

Claire erschien.

Beim Anblick dieses wachsbleichen, marmorartig kalten, unbeweglichen Gesichtes, dessen

hohle, von einem dunkeln Kreise umgebene Augen nur noch einen Funken, den letzten Reflex der von ihr vergossenen Thränen, hatten erhob sich ein schmerzliches Gemurmel um die Prinzessin.

Claire schien es nicht zu bemerken.

Lenet kam ihr tief erschüttert entgegen und reichte ihr die Hand.

Aber ohne ihm die ihrige dagegen zu bieten, machte Claire eine Verbeugung voll erhabenen Anstands und ging durch die ganze Länge des Saales mit festem Schritte, obgleich sie so bleich war, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, sie würde fallen.

Sehr bewegt und selbst sehr bleich, sah die Prinzessin Claire mit einem Gefühle vorschreiten, das dem Schrecken glich, und sie besaß nicht die Kraft, dieses Gefühl zu verbergen, welches sich unwillkürlich auf ihrem Antlitz ausprägte.

»Madame,« sprach die Vicomtesse mit ernstem Tone, »ich habe Eure Hoheit um die Gnade einer Audienz gebeten, um sie im Angesichts Aller zu fragen, ob sie, seitdem ich ihr zu dienen die Ehre gehabt habe, mit meiner Treue und Ergebenheit zufrieden gewesen ist.«

Die Prinzessin drückte ihr Taschentuch auf ihre Lippen und antwortete sodann:

»Allerdings, theuere Vicomtesse, ich bin bei jeder Gelegenheit vollkommen mit Euch zufrieden gewesen und habe Euch meine Dankbarkeit mehr als einmal ausgedrückt.«

»Dieses Zeugniß ist kostbar für mich,« erwiderte die Vicomtesse, »denn es berechtigt mich, Eure Hoheit zu bitten, mir gnädigst meinen Abschied gewähren zu wollen.«

»Wie!« rief die Prinzessin, »Ihr verlaßt mich, Claire?«

Claire verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schwieg.

Man sah auf allen Gesichtern die Scham, die Reue und den Schmerz. Eine Todesstille schwebte über der Versammlung.

»Aber warum verlaßt Ihr mich?« fragte die Prinzessin.

»Ich habe nur noch wenige Tage zu leben, Madame,« antwortete die Vicomtesse, »und diese wenigen Tage möchte ich gern zum Werke meines Heils anwenden.«

»Claire, liebe Claire,« rief die Prinzessin, »bedenkt doch . . .«

»Madame,« unterbrach sie die Vicomtesse, »ich wage es, mir zwei Gnaden von Euch zu erbitten; darf ich hoffen, daß Ihr sie mir gewähren werdet?«

»Ah! Sprecht, sprecht, denn ich bin glücklich, etwas für Euch thun zu können.«

»Ihr könnt es.«

»Dann nennt diese Gnaden.«

»Die erste ist die Bewilligung der seit dem Tode von Frau von Montivy erledigten Sainte-Radegonde-Abtei.«

»Euch eine Abtei, liebes Kind! Ihr denkt nicht daran.«

»Die zweite, Madame,« fuhr Claire mit einem leichten Zittern der Stimme fort, »die zweite besteht darin, daß es mir erlaubt sein möge, auf meinem Gute Cambes den Leib meines von den Einwohnern von Bordeaux ermordeten Bräutigams, des Herrn Baron Raoul von Canolles, bestatten zu lassen.«

Die Prinzessin wandte sich, ihre kraftlosen Hände an ihr Herz pressend, ab. Der Herzog von Larochevoucault erbleichte und gerieth in sichtbare Verwirrung. Lenet öffnete die Thüre des Saales und entfloh.

»Einem Hoheit antwortet nicht?« sprach Claire: »schlägt sie mir meine Bitten ab? ich habe vielleicht zu viel verlangt?«

Frau von Coudé hatte nur noch Kraft genug, um mit dem Kopfe ein Zeichen der Einwilligung zu machen; dann fiel sie ohnmächtig in ihren Lehnstuhl.

Claire wandte sich wie eine Bildsäule um, man öffnete ihr einen breiten Weg, sie schritt kalt und aufrecht an allen den gebeugten Stirnen vorüber, und erst nachdem sie den Saal verlassen, bemerkte man, daß Niemand daran gedacht hatte, Frau von Condé Hilfe zu leisten.

Nach fünf Minuten rollte ein Wagen langsam durch den Hof: es war die Vicomtesse, welche Bordeaux verließ.

»Was beschließt Eure Hoheit?« fragte die Marquise von Tourville Frau von Condé, als diese wieder zu sich kam.

»Man willfahre der Frau Vicomtesse in Betreff der beiden von ihr so eben vorgebrachten Wünsche, und bitte sie, uns zu verzeihen.«

- E n d e -

Anmerkungen

- [1] Ein Schimpfname gewisse rebellischer Bauern, besonders zur Zeit von Heinrich IV. Und Ludwig XIII.
- [2] Die Liebhaber von Reden können diese vollständig in den Memoiren von Pierre Lenet wiederfinden. Wir unseres Theils sind der Ansicht von Heinrich IV., welcher behauptete, den langen Reden, welche er anzuhören genöthigt gewesen sei, habe er seine grauen Haare zu verdanken. A. D.
- [3] Jurat hieß in Bordeaux eine Magistratsperson, welche ungefähr dieselbe Bedeutung hatte, wie in anderen Städten Schöff.
- [4] Eine Art von Außenwerk.